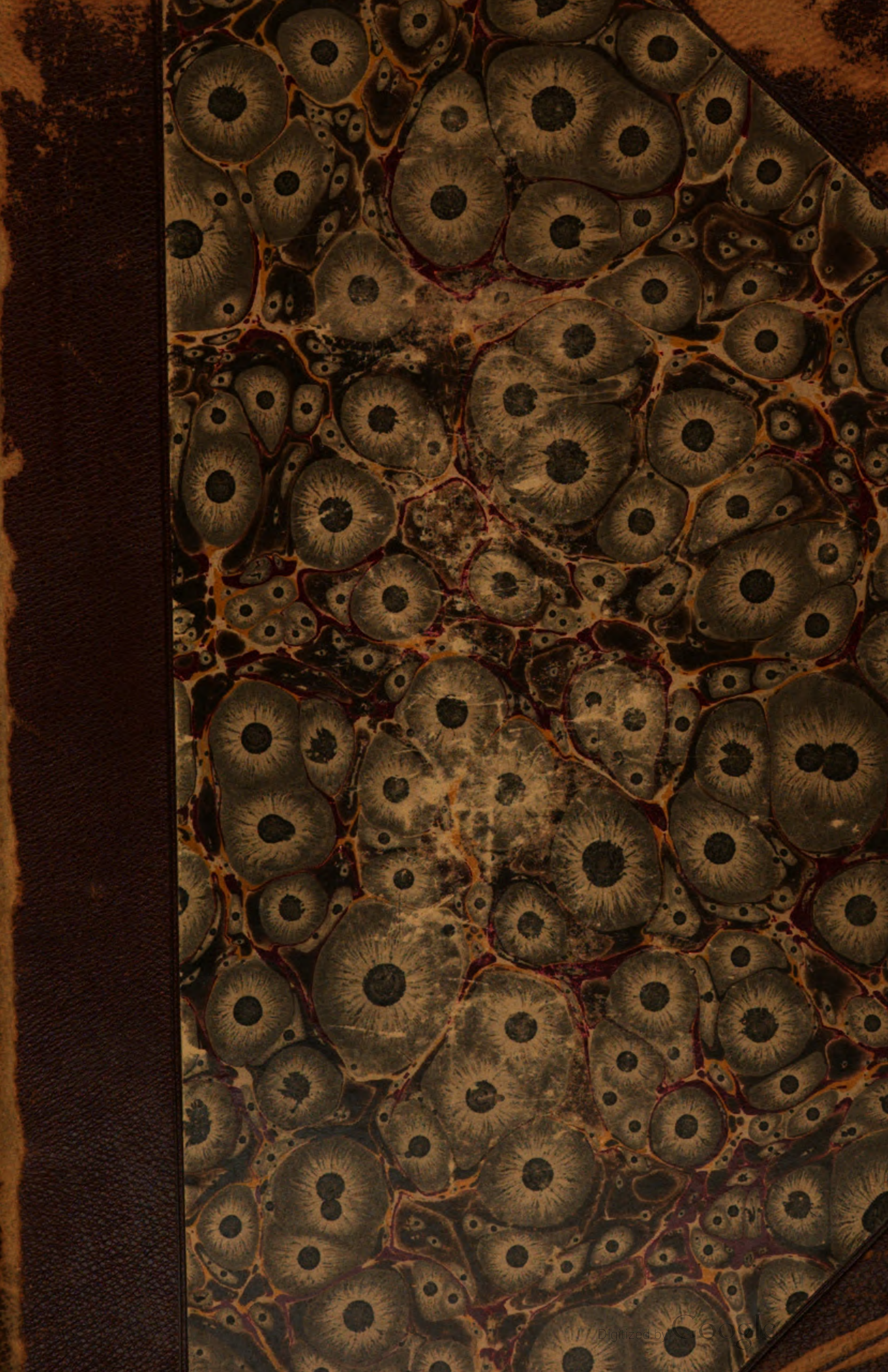



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Ergebnisse und Fortschritte

der

germanistischen Wissenschaft

im letzten Vierteljahrhundert.

Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Philologie

herausgegeben

von

Richard Bethge.

Leipzig.

O. R. Reisland.

1902.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vorwort.

Als das 25ste Stiftungsfest der 'Gesellschaft für deutsche Philologie' (4. Januar 1902) heranrückte und sich die Frage erhob, wie es würdig begangen werden könne, wurde im Kreise der Gesellschaft beschlossen, mit einer Publikation hervorzutreten, die einerseits an die eigentliche Lebensarbeit der Gesellschaft, den von ihr seit dem Jahr 1879 herausgegebenen 'Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie', sich organisch anschliessen, andererseits einer grösseren Zahl von Mitgliedern Gelegenheit geben sollte, mit einer Darstellung aus dem Gebiete ihrer Specialstudien hervorzutreten. So entstand der Plan zu der hier vorliegenden Festschrift. Die ganze Entwicklung der Germanistik im letzten Vierteljahrhundert, wie sie der Jahresbericht mit treuem Fleisse Jahr für Jahr, Schritt für Schritt begleitet hatte, sollte in einem zusammenfassenden und zusammenhängenden geschichtlichen Berichte dargestellt werden. An eine Einleitung, die den Entwicklungsgang der germanischen Philologie in dem genannten Zeitraume in grossen Zügen zu zeichnen hätte, sollten sich die Berichte über die Fortschritte der einzelnen im Jahresberichte vertretenen Disciplinen anschliessen, wobei auf eine besondere Behandlung einiger minder wichtiger Gebiete (wie Friesisch und Niederländisch), sowie der im Jsb. aufgenommenen Hilfswissenschaften (Kulturgeschichte, Mittellatein u. a.) von vornherein verzichtet wurde. Mit der Redaktion wurde der Unterzeichnete von der Gesellschaft beauftragt.

Dank dem regen Interesse, das dem allerseits gebilligten Plane von den Mitgliedern der Gesellschaft, den auswärtigen wie den hiesigen, entgegengebracht wurde, gelang es ohne besondere Schwierigkeit, für die einzelnen Abschnitte geeignete Bearbeiter zu gewinnen. Herrn Boetticher, der die Bearbeitung der mittelhochdeutschen Litteratur mit Ausschluss der Lyrik übernommen hatte, wurde es in Rücksicht auf den grossen Umfang dieses Gebietes freigestellt, für einzelne Teile desselben zu seiner Entlastung noch andere Mitarbeiter heranzuziehen.

Auf seine Bitte hat dann Herr Saran den Bericht über Hartmann von Aue (S. 263f.), Herr von der Leyen den über die Übergangszeit ca. 1050–1180 (S. 237—256) zu übernehmen die Freundlichkeit gehabt. Die Auswahl der diesem letzteren Abschnitte zugewiesenen Denkmäler bestimmte Herr Boetticher; insbesondere geht es auf seine Anregung zurück, dass die Spielmannspoësie unter den Dichtungen der Übergangszeit behandelt wurde. Die Namen der einzelnen Mitarbeiter, sowie die Einteilung des Werkes, die sich im ganzen möglichst an den Jahresbericht anschliesst, erhellen aus dem nachfolgenden Inhaltsverzeichnis.

Das mit Freudigkeit und Zuversichtlichkeit von der Gesellschaft in die Wege geleitete Unternehmen nahm leider nicht den erhofften glatten Verlauf, sondern hatte mit mancherlei Schwierigkeiten und Störungen zu kämpfen, die wenigstens ein rechtzeitiges Erscheinen zum 4. Januar 1902 unmöglich machten. Das vielfach verspätete und wiederholt ganz stockende Einlaufen der Manuskripte gestattete erst so spät, mit der Drucklegung zu beginnen, dass zum Feste selbst nur eine Druckprobe von 8 Bogen (bezeichnet als Heft I) in einer kleinen Anzahl von Exemplaren für die Festteilnehmer fertiggestellt werden konnte. Dass freilich bis zur Fertigstellung des Buches noch weitere drei Vierteljahre vergehen würden, hatten wir nicht erwartet. Die Gründe hierfür näher zu erörtern, möchte ich mir in wehmütiger Erinnerung an die mir hieraus erwachsenen Redaktörfreuden ersparen. Auch werden sie unsere Leser kaum interessieren, und ahnen mag sie jeder, der sich vergegenwärtigt, dass die Redaktion es mit mehr als zwanzig Mitarbeitern zu thun hatte.

Das langsame Vorrücken der Drucklegung hat natürlich Ungleichkeiten und Missstände zur Folge gehabt, die dem Leser nicht verborgen bleiben können, und unter denen gerade die pünktlichsten Mitarbeiter zu leiden haben, besonders soweit ihre Abschnitte den späteren, zum Teil erst sehr lange nach der Ablieferung ihrer Manuskripte gedruckten Teilen des Buches angehören. Als solche, die infolge ihrer Pünktlichkeit durch jene angedeuteten Missstände besonders geschädigt sind, muss ich, um ungerechter Beurteilung ihrer Abschnitte vor-

ahd. Grammatik mit übernommen, aber aus mir unbekannt gebliebenen Gründen zu liefern unterlassen hat, einen Ersatzmann in unserem Mitgliede Herrn Schayer zu gewinnen. Ihm, der durch sein freundlich-bereitwilliges Eintreten unter besonders schwierigen Umständen dem Buch eine Lücke, die äusserst peinlich empfunden worden wäre, erspart hat, sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Desgleichen auch noch den Herren Koch und Loewe, von denen der erstere dem während der Arbeit erkrankten Herrn Dieter einen erheblichen Teil des Berichtes über englische Litteratur, der letztere dem durch langandauernde Kränklichkeit der Arbeitsfähigkeit beraubten Herausgeber den Bericht über Gotisch abgenommen hat. Beide Herren haben durch ihr selbstloses Eintreten nicht nur die durch sie entlasteten Mitarbeiter, sondern auch die Gesellschaft selbst sich tief verpflichtet.

Aber auch allen anderen Mitarbeitern geziemt es sich hier den Dank der Gesellschaft auszusprechen für die Bereitwilligkeit, mit der sie unter Hintansetzung sonstiger Arbeiten unserer Aufforderung folgten. Auch das in den nicht immer ganz leichten Verhandlungen vor und während der Drucklegung mir persönlich bewiesene Wohlwollen und Entgegenkommen verpflichtet mich zum Dank. Wenn ich jetzt das endlich vollendete Ganze überblicke, so empfinde ich eine gewisse Genugthuung. Ohne Unbescheidenheit glaube ich der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, dass unser Werk nicht unnützlich sein wird. Wird auch gewiss nicht jeder Abschnitt allen Erwartungen, mit denen der einzelne gerade für ihn sich Interessierende ihn in die Hand nimmt, ganz entsprechen, so scheinen mir doch auch nicht wenige an Gehalt und Form erheblich über das von uns ursprünglich Erwartete hinauszuragen. Nur von einem Abschnitte, meinem eigenen, fürchte ich, dass er auch hinter mässigen Ansprüchen allzu weit zurückbleibt. Infolge andauernden Leidens in beständiger Besorgnis, den Bericht über 'Altertumskunde' überhaupt nicht liefern zu können, wie ich schon den ursprünglich von mir übernommenen über 'Gotisch' in befreundete Hand zu legen genötigt war, habe ich ihn schliesslich nach kaum erst und nur unvollkommen wiedergewonnener Arbeitsfähigkeit allzu hastig herstellen müssen, als dass er mir, geschweige denn anderen genügen könnte. Nur in dem Gefühl der Pflicht, in dem von mir herauszugebenden Buche nicht eine empfindliche Lücke verschulden zu dürfen, habe ich es über mich vermocht, so Unzulängliches der Öffentlichkeit zu übergeben. Möge es unter

der Fülle des Besseren, mit dem vereint es hier dargeboten wird, verschwinden, ohne die Brauchbarkeit des Ganzen allzusehr herabzudrücken.

Für die Benutzung bemerke ich über die äussere Einrichtung des Buches noch folgendes. Die angeführten Schriften werden im allgemeinen nicht mit ihrem Titel namhaft gemacht, sondern durch Hinweis auf diejenige Stelle des Jahresberichts (Jsb.) bezeichnet, an der sie verzeichnet sind. Der Jsb. wird nach Jahrgängen mit abgekürzter Jahreszahl citiert; es bedeutet also z. B. 93 den (1894 erschienenen) Jahresbericht über die Erscheinungen des Jahres 1893, entsprechend 00 den (1901 erschienenen) über die des Jahres 1900. Die kleine Ziffer hinter der Jahreszahl bedeutet bei den ersten 8 Bänden, die durchnumeriert sind, die Nummer des betreffenden Jahrganges, bei den späteren, d. h. von 87 an, die Nummer der gerade in Betracht kommenden Abteilung des citierten Jahrganges; also z. B. 93_{16} bedeutet in dem Bericht über Ahd. (Grammatik und Litteraturgeschichte) Nr. 16 der Abteilung XIII des Jahrgangs 1893, aber in dem Bericht über Mythologie Nr. 16 der Abteilung X desselben Jahrgangs usw. Die Abteilung des Jsb. wird nur dann angeführt (und zwar in Klammern zwischen Jahrgang und Einzelnummer), wenn in einem Abschnitt dieses Buches Schriften aus einer anderen als der gleichnamigen Abteilung des Jsb. (also z. B. in 'Altertumskunde' aus den Abteilungen 'Recht' oder 'Kulturgeschichte') angezogen werden, z. B. in 'Altertumskunde' $93(9)_{14}$ oder $94(8)_{207}$. Der Benutzer wird sich sicherlich leicht in diese übersichtliche und raumsparende Citierweise hineinfinden. Die sonst noch angewandten Abkürzungen sind die im Jsb. oder sonst allgemein üblichen und bedürfen keiner Erläuterung.

So möge denn das Buch, an dem Mitarbeiter und Herausgeber Mühe und Sorgfalt nicht gespart haben, in dem schmucken Gewande, das ihm der Herr Verleger gegeben hat, vor den Kreis der Fachgenossen treten und an seinem bescheidenen Teile als würdige Ergänzung zum Jahresberichte, aus dem es erwachsen ist, sich nützlich und brauchbar erweisen. Wenn dies geschieht, dann hat es der Absicht, in der es von der Gesellschaft ins Leben gerufen ist, voll entsprochen.

Berlin, im Oktober 1902.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung.

Die Entwicklung der germanistischen Wissenschaft im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, von Theodor Siebs I

Specieller Teil.

A. Sprache und Metrik.

Allgemeine Sprachwissenschaft, von Hermann Hirt 3
Gotisch, von Richard Loewe 26
Deutsche Grammatik:
Althochdeutsch, von Georg Holz 37
(Mittelhochdeutsch, s. Nachtrag.)
Neuhochdeutsche Schriftsprache, von Willy Scheel . . . 45
Niederdeutsch, von Wilhelm Seelmann 60
Mundarten, von Richard Loewe 75
Englische Grammatik:
Altenglisch, von Ferdinand Dieter 89
Mittelenglisch, von demselben 99
Historische Grammatik, Sprachgeschichte, von demselben . . 110
Neuenglische Grammatik, von John Koch 126
Skandinavische Sprachen, von August Gebhardt 139
Metrik, von Franz Saran 158

B. Litteratur.

Deutsche Litteratur:
Allgemeines, von Hans Löschhorn 191
Althochdeutsche Periode, von Elias Steinmeyer 201
Mittelhochdeutsche Periode:
I. Die Übergangszeit, von Friedrich von der Leyen. 237
II. Die Blütezeit, von Gotthold Boetticher 256
III. Prosa, von demselben 280
IV. Schauspiel, von demselben[1] 287
V. Lyrik, von Karl Kinzel 289

---

[1] Der Name des Vf. ist am Schluss von S. 288 versehentlich ausgefallen.

Seite

Das 16. Jahrhundert, von Johannes Bolte und Johannes Luther 300

Englische Litteratur:

Allgemeines, von John Koch 325

Altenglische Periode:

A. Prosa, von John Koch 330

B. Dichtung, von Ferdinand Dieter 343

Mittelenglische Litteratur, von John Koch 374

Skandinavische Litteratur, von Eugen Mogk 438

Volksdichtung, von Robert Petsch 477

C. Realia.

Volkskunde, von Robert Petsch 499

Mythologie, von Adolf Schullerus 506

Altertumskunde, von Richard Bethge 523

Deutsche Heldensage und Heldendichtung, von Max Roediger . . 579

Nachtrag zu S. 45.

Mittelhochdeutsche Sprache, von Siegbert Schayer 609

Einleitung.

Die Entwicklung der germanistischen Wissenschaft im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts.

1. Vorbemerkungen.

Es soll die Aufgabe einer kurzen Einführung sein, in grossen Zügen die Entwicklung der germanistischen Wissenschaft während des letzten Vierteljahrhunderts zu schildern und dadurch ein grösseres Werk einzuleiten, das im einzelnen die Ergebnisse und Fortschritte der deutschen Philologie und ihrer Hilfswissenschaften behandelt. Erst bei der Arbeit ist es mir zu vollem Bewusstsein gekommen, wie schwierig eine solche knappe Darstellung ist, und wie wenig sie auf Dank hoffen darf. Erstens wird ihr niemals der Vorwurf erspart bleiben, unvollständig zu sein; sodann wird es ihr — bei allem Streben nach Unparteilichkeit — nie gelingen, auf alle Empfangenden den gleichen Eindruck der Objektivität zu machen; endlich wird sie es nicht vermeiden können, mit den folgenden Einzeldarstellungen entweder durch gleiche Ergebnisse oder durch Widersprüche zum Schaden des Gesamtwerkes zusammenzustossen. Gestrebt aber habe ich, alle diese unumgänglichen Fehler möglichst zurücktreten zu lassen, indem ich mich durchaus auf das Ziel einer allgemeinen und das Gesamte kurz überschauenden Darstellung beschränkte: jede besondere Angabe der Schriften ist vermieden, und das war möglich, weil ja nur die allen Fachgenossen bekannten Arbeiten von unumstrittener Bedeutung in Frage kamen; kein Name eines noch lebenden Forschers ist genannt, so dafs alle persönlichen Gesichtspunkte hinter die sachlichen auch äusserlich zurücktreten; sodann ist, um den

Einzeldarstellungen möglichst wenig vorweg zu nehmen, das Hauptgewicht auf die methodischen Fortschritte unserer Wissenschaft gelegt und gern auch die Richtung angedeutet, in der sich heute die Forschung bewegt oder nach meiner Ansicht mit Nutzen bewegen könnte. Es ist in der Sache begründet, dass bei solcher Darstellung die sprachwissenschaftliche Seite die anderen Disciplinen, besonders die litteraturgeschichtliche, bedeutend überwiegt; denn die verhältnismässig junge Sprachwissenschaft war noch starken Wechseln in der Methodik unterworfen, während von solchen in den meisten anderen Zweigen, besonders in der rein philologischen Forschung, dank der sicheren Grundlage, welche die klassische Philologie gab, nicht die Rede sein konnte. Wenn ich deshalb auf diesen Gebieten den reichen und wertvollen Ergebnissen scheinbar geringeren Raum widme, so will ich sie selbstverständlich damit nicht hinter diejenigen der Sprachwissenschaft zurückstellen; vielmehr erklärt es sich lediglich daraus, dass diese Errungenschaften der rein philologischen, litteraturgeschichtlichen oder auch altertumskundlichen Forschung sich zumeist besser in den die thatsächlichen Ergebnisse verzeichnenden Einzeldarstellungen behandeln lassen als in einer kurzen Entwicklungsgeschichte.

Die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, dem zu erstrebenden Ziele der Darstellung nahe zu kommen, wird trotz alledem jeder Urteilsfähige mir zugestehen. So bleibt mir als das höchste Erreichbare nur Eines: dass in allen erwähnten Beziehungen mein aufrichtiges Streben anerkannt und besonders dass in meinem Urteil nie eine Spur jener Unbescheidenheit gefunden werde, die als ein Zeichen der Unfertigkeit so leicht den jüngeren Forschern anhaftet. Auch wird hoffentlich mein Bemühen, die einzelnen Abschnitte durch eine neue Anordnung in einen inneren Zusammenhang zu bringen und dadurch eine als Ganzes zu erfassende Darstellung zu geben, nicht allzusehr die leichte Übersichtlichkeit schädigen.

2. Vergleichende Sprachwissenschaft und Germanistik bis auf Scherer.

Die Entwicklung der Germanistik in unserem Jahrhundert ist nur unter Berücksichtigung der genannten beiden anderen Wissen-

Freilich hat es schon in früheren Jahrhunderten, namentlich seit dem siebzehnten, eine Sprachvergleichung gegeben, und wichtige lautgeschichtliche Ergebnisse sind vorgeahnt worden. Sah doch schon Franciscus Junius im Gotischen zugleich die Vorstufe des Germanischen und einen Dialekt des Griechischen, und sagte: „*initiale vero k sæpissime transire in aspiratam evincunt hænep a κάνναβις . . ., hydan a κεύθειν, hlud a κλυτός . . ., hliftus a κλέπτης* usw.“ Friedrich Schlegel geht methodisch einen Schritt weiter; als er über die Verwandtschaft des Sanskrit mit dem Lateinischen, Griechischen, Germanischen und Persischen handelt, sagt er: „wir erlauben uns dabei keine Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fordern völlige Gleichheit des Wortes zum Beweise der Abstammung . . . Nach Grundsätzen erdichtet darf nicht werden, und die Übereinstimmung muss schon sehr gross und einleuchtend sein, um auch nur geringe Formverschiedenheiten gestatten zu dürfen.“ Arnold Kanne, der im Jahre 1804 eine Arbeit „über die Verwandtschaft der griechischen und teutschen Sprache“ herausgab, teilte ganze Reihen der Konsonantentsprechungen mit, und Rasmus Rask in seiner „Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske sprogs oprindelse“ hatte 1816 die Verwandtschaft des Isländischen mit den übrigen germanischen Sprachen und weiterhin mit dem Slawischen, Lettischen, Griechischen, Lateinischen erörtert und dabei die grosse Zahl jener Lautentsprechungen gegeben, die wir als sog. erste Lautverschiebung zusammenfassen. Aber Jakob Grimm war es vorbehalten, die Reihenfolge dieser Vorgänge zu ergründen und zum Gesetze zu erheben (1820). Gleichwie wir in unseren Träumen, selbst in den eigenartigsten, keine neuen Vorstellungen schaffen, sondern stets nur eine — wenngleich auffällige und neue — Verbindung vorhandener Vorstellungen geben, so enthalten auch die durch Denken gewonnenen neuen Entdeckungen naturgemäss nicht etwa neue Vorstellungen, sondern sie sind eigenartige neue Kombinationen vorhandener Vorstellungsmassen. Daher die häufige Erscheinung, dass solche Entdeckungen gleichsam in der Luft liegen, von mehreren zu gleicher Zeit gemacht werden. Das Verdienst der Entdecker wird dadurch keineswegs geschmälert. So ist trotz Goldast oder Junius oder Morhof, ja trotz Kanne und Benzelius oder sogar trotz Rask doch Jakob Grimms Gesetz eine grosse Entdeckung, deren hohe Bedeutung auch Rask trotz mannigfacher Gegnerschaft gegen Grimm niemals bestritten hat; gross vor allem durch ihre bahnbrechende Wirkung in methodischer

Beziehung. Übrigens jene erwähnten Namen sind es nicht allein, die als Vorläufer Jakob Grimms erwähnt werden müssen. Der mehr gesetzmässigen Auffassung der Dinge war nämlich die Wirkung zu gute gekommen, die die Erkenntnis des Sanskrit übte. Hatte schon zu Ende des 18. Jh. W. Jones und zu Anfang des folgenden Schlegel auf den Zusammenhang des Indischen mit dem Griechischen, Lateinischen und anderen Sprachen Europas hingewiesen und die innere Struktur der Sprache und die Wortbildung zum wichtigsten Massstabe der Verwandtschaft gemacht, so hat zuerst Franz Bopp 1816 in seinem „Konjugationssystem“ diese Verwandtschaft der indischen, persischen, griechischen, lateinischen und germanischen Sprache systematisch zu erweisen gesucht. Und was hier auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen begonnen war, sehen wir Jakob Grimm auf die germanischen anwenden und auf deren Gebieten systematisch verfolgen. Er findet, dass Vorgänge wie die Konsonantenverschiebung des Germanischen sich im Althochdeutschen wiederholen, und dass in beiden Fällen die Veränderungen nahezu gesetzmässig durchgeführt sind. Der methodische Gewinn dieser Thatsachen ist gross, und zwar nicht nur für die Erkenntnis der germanischen, sondern auch der indogermanischen Sprachen, und in solchem Sinne stehen die indogermanische und die deutsche Sprachwissenschaft seit dem Anfang des 19. Jh. in enger Wechselwirkung. Jakob Grimm darf als einer der Mitbegründer der indogermanischen Sprachwissenschaft gelten, insofern er zuerst in der Weise des Geschichtsforschers auf Grund des möglichst vollständigen Materials zu arbeiten gesucht hat, und als Schöpfer der historischen Sprachdarstellung ist er der grösste Lehrmeister auf indogermanischem wie auf germanischem Gebiete geworden. Die methodischen Errungenschaften Grimms machte sich dann August Friedrich Pott zu nutze, indem er das auf dem Gebiete des Deutschen Gewonnene auf den ganzen indogermanischen Sprachstamm anwandte; ja, in Anlehnung an die Anschauungen Wilhelms von Humboldt richtete er seinen Blick auf die allgemeine Grammatik als das höchste Problem der Sprachwissenschaft, und ihm suchte er sich zu nähern durch die Betrachtung aller, auch der nichtindogermanischen Sprachen. Damit ist aber schon erklärt, dass er weniger der philologischen Arbeitsweise Grimms nachhing und auch nicht, wie dieser, auf dem Gebiete des germanischen Sprachzweiges schöpferisch gewesen ist; vielmehr arbeitete er mit dem Material der vorhandenen Wörterbücher und Grammatiken und verwertete es zur

Aufstellung seiner reichen etymologischen Sammlungen und Theorieen, mit denen zugleich eine wissenschaftliche vergleichende Lautlehre gegeben war. Pott aber, der stets das philosophische Endziel im Auge behielt und dem Wahrspruche „litera animi nuntia" huldigte, hat auch niemals die Frage nach der Beziehung zwischen Laut und Bedeutung ausser acht gelassen: er verfolgte Sprachbildungsmittel wie Reduplikation und Gemination durch alle ihm erreichbaren Sprachen, und auch der Lautsymbolik wandte er sein Interesse zu. In diesen Dingen hat er, wie früher Bopp, oft über das Ziel hinausgeschossen, begreiflicherweise aber hat er auch manches geahnt und als Vermutung ausgesprochen, was später von Nachfolgern erst erwiesen worden ist oder noch erwiesen werden muss.

So könnte man heute mit einem gewissen Rechte das Paradoxon aussprechen, dass die Sprachwissenschaft ehemals viel mehr wusste als heute — das heisst: zu wissen glaubte; und für die Jüngeren galt oft in gewissem Sinne und gilt noch heute das Wort: „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Denn für die Lautlehre und die Etymologie hat Pott ein ausserordentlich reiches Material seinen Nachfolgern zu Erbe gegeben, und auch die gewagten Hypothesen, zu denen ihn seine schöpferische Phantasie getrieben hat, wird man heute nicht lesen, ohne reiche Anregung und, falls man es mit der nötigen Urteilskraft thut, Nutzen daraus zu ziehen.

Die Entwicklungsgeschichte wohl aller historischen Wissenschaften zeigt, wie die politische Geschichte, Phasen der Aktion und der Reaktion, und bei jungen, schnell fortschreitenden Disciplinen zeigt sich das besonders deutlich. So dürfen wir die Zeit Jakob Grimms und Potts bis etwa 1860 der Aktion, von da ab bis zu Ende des 19. Jh. aber der Reaktion zuweisen. Das soll nun keineswegs so gemeint sein, als ob nicht etwa Pott in mancher Hinsicht die Ergebnisse Grimms nach der Richtung grösserer Sicherheit hin einzuschränken gestrebt hätte: wir sehen ihn gegen jene „Helden von Pseudoetymologen, jene sprachvergleichenden Pfuscher vorgehen, die sich von der Sirene des Gleichlauts bethören lassen", und hören ihn anerkennen, dass „selbst im blossen Buchstaben nicht die Gesetzlosigkeit frecher Willkür herrscht, sondern vernünftige Freiheit, d. h. Einschränkung durch selbsteigene, in der Natur der Laute begründete Gesetze." Aber alles in allem hat doch seine weittragende Phantasie, besonders insoweit die Theorie von der Analyse der

Wurzeln und die erwähnten Beziehungen zwischen Laut und Sinn in Frage kommen, Pott mehr zu einem neugestaltenden, als kritisch einschränkenden Forscher gemacht.

Die Zeit von 1860 bis 1900 ist insofern eine reaktionäre Periode, als das Hauptverdienst in immer strengerer Forderung einer gleichmässigen Lautvertretung und in klarer Aussonderung des als sicher Erwiesenen liegt; aber damit soll keineswegs gesagt sein, dass neue eigne Errungenschaften fehlten. Der Fortschritt zur Strenge ist ein allmählicher gewesen, und so erklärt es sich, dass in mehreren Fällen der jüngere Forscher, der gegen seine Meister dereinst mit der Forderung strengerer Konsequenz aufgetreten war, von seinen Schülern späterhin das Gleiche erleben musste. So Georg Curtius. Die Einleitung zu seinen „Grundzügen der griechischen Etymologie“ beginnt mit den Worten: „den sicheren Gewinn der vergleichenden Sprachwissenschaft für griechische Wortforschung, von luftigen Vermutungen oder geradezu verfehlten Versuchen gesondert, zu ermitteln“, sei die Absicht des Werkes, und auch an anderen Stellen hat Curtius strenge Beobachtung der Lautgesetze gefordert; aber die Konsequenzen solcher gesetzmässigen Auffassung hat er nicht zu ziehen gewagt, sonst würde er nicht ein besonderes Kapitel vom „sporadischen Lautwandel“ geben. Auch steht er noch auf dem Boden Bopps und Potts in der Hinsicht, dass er die letzten Ursprünge der Suffixe aufzuhellen strebt, dass er z. B. das *s* des Aorists mit der Wurzel *es*, die den Optativ bildenden Elemente mit dem Präsenssuffix *i̯o* und dem Pronomialstamm *i̯o* und der Wurzel *ei* in Verbindung bringt, obschon gar keine Notwendigkeit dazu vorliegt. Er predigt Behutsamkeit und Zurückhaltung, vermag sie aber selbst nicht voll auszuüben, dazu steht er zu sehr unter dem Zwange der Überlieferung. Ich erinnere mich noch gar wohl, wie er in seiner grammatischen Gesellschaft (im Jahre 1884 war es) uns zwei treffliche Lehren gab: strenge Berücksichtigung der Lautgesetze und — das war in jener Zeit sehr nützlich — der wirklich überlieferten Sprachformen im Gegensatze zu den erschlossenen; wie er aber in demselben Augenblicke, „bethört von der Sirene des Gleichlauts“, *βούλομαι* nicht von *volo* und *θεός* nicht von *deus* trennen zu können glaubte. Auch finden wir noch bei ihm als ein Erbteil Humboldts den Glauben an einen

philosophischen Gedankens zur Erklärung einer Lautveränderung, bricht zuweilen ganz unvermittelt durch. So sagt er noch in der fünften Auflage der „Grundzüge" auf S. 50: „Wir fassen also trotz *ζεύγνυμι* und *ζεῦγος* *ζυγ*, trotz *λείπω* und *λέλοιπα* *λιπ*, trotz *λήθη* *λαθ* als die Wurzel. Dieser Auffassung gemäss brach die Vorstellung des Menschen zuerst, wie man passend gesagt hat, „blitzartig" in kurzen Silben hervor. Erst später und namentlich in Verbindung mit der Flexion und der mannigfaltigen Ausprägung der Nominalstämme stellte sich der Trieb ein, die Wurzelsilbe in gewissen Fällen voller und breiter hervorzuheben usw." Es ist wahrlich nicht Weitschweifigkeit oder ein Streben, ab ovo zu beginnen, wenn ich an solche Dinge hier erinnere: es sind Lehren, unter denen eine grosse Zahl der heute führenden Linguisten in den siebziger und zum Teil noch in den achtziger Jahren erwachsen sind. Schon damals hatte freilich die Sichtung dieser Lehren begonnen; aber man muss sich hüten, Curtius' Wirken zu unterschätzen. Verdanken wir ihm, dass reiches Material aus den klassischen Sprachen erschlossen ward, so ist vor allem das starke Betonen grösserer Strenge ihm als ein besonders grosses Verdienst anzurechnen, da er einst ein sehr beliebter und erfolgreicher Lehrer war. Der grösste Teil der heute führenden Sprachforscher sind von ihm oder von August Schleicher beeinflusst worden. Und dieser ist es am allermeisten gewesen, der Zucht und Methode für die Sprachwissenschaft verlangte, und zwar so scharf und zwingend, wie sie bis dahin niemals gefordert worden waren. Schleicher betrachtete die Sprachwissenschaft im letzten Grunde als eine mit historischem Material arbeitende Naturwissenschaft; er erklärte die Spracherscheinungen, die er wie die Naturerscheinungen als ohne Bewusstsein des Redenden entstanden betrachtete, aus physiologischen und psychologischen Gesetzen, und er erwartete (so drückte er es 1860 in der ersten Anflage seiner „Deutschen Sprache" aus) „die Erklärung der Thatsachen der Lautgeschichte von der Physiologie der Sprachorgane." Mit gewaltiger Kenntnis lebender Sprachen, besonders der slawischen und litauischen, verband er eine klare Übersicht über den Besitzstand auch der älteren Perioden der indogermanischen Idiome. Und so war er der Mann, um „einmal Bilanz machen und in systematisch-kurzer Übersicht mit zwingender Anschaulichkeit die Resultate und Ergebnisse reinlich darlegen" zu können. Dies geschah im „Kompendium der vergleichenden Grammatik". Und er blieb dem Grundsatze treu, den er in seiner Schrift über „die

Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft" geäussert hatte: „Nur die genaue Beobachtung der Organismen und ihrer Lebensgesetze, nur die völlige Hingabe an das wissenschaftliche Objekt soll die Grundlage auch unserer Disciplin bilden; alles noch so geistreiche Gerede, das jenes festen Grundes enträt, ist jedes wissenschaftlichen Wertes bar und ledig." Es ist klar, dass diesem Forscher — soweit die Entwicklung der Laute in Frage kommt — jede Spur von Sentimentalität fehlte, die bis dahin alle Gelehrten noch in gewissem Sinne in dem Laute einen psychologischen Faktor hatte vermuten lassen; und hiermit fehlte ihm auch jene stimmungsvolle Scheu vor dem Altertümlichen, die Jakob Grimm einst gehindert hatte, die lebende Sprache in vollem Masse zu verarbeiten und die Ergebnisse für die Beurteilung älterer Perioden zu verwenden. Diese methodischen Grundsätze treten, zum Teil mit verstärkter Anwendung, in dem Werke eines Germanisten hervor, das mit Schleichers „Kompendium" den Grenzstein einer älteren und neueren Periode bedeutet: es ist das Werk „Zur Geschichte der deutschen Sprache" von Wilhelm Scherer, der zwar nicht ein Schüler Schleichers, aber doch stark von ihm beeinflusst war. Es ist im Todesjahre Schleichers, 1868, in erster Auflage erschienen. In seiner Wiener Zeit hatte Scherer unter Ernst Brückes Einwirkung gestanden, dessen „Grundzüge der Physiologie der Sprachlaute" 1858 erschienen waren. Schon Rudolf Raumer hatte im Jahre 1837 in seinem Buche „Aspiration und Lautverschiebung" einen Versuch gemacht, die Phonetik auf die Sprachgeschichte anzuwenden; aber Wilhelm Scherer blieb das grosse Verdienst vorbehalten, diese Anwendung zu einem wichtigen methodischen Mittel zu erheben, das bei der historischen Darstellung des Lautwandels in keinem Falle ausser acht gelassen werden darf; und wie diese physiologischen Veränderungen sich an der lebenden Sprache feststellen lassen, so dürfen und müssen die Ergebnisse aus ihrer Entwicklung zur Erklärung der älteren Sprachperioden benutzt werden, denn im grossen und ganzen können zu allen Zeiten die gleichen Faktoren massgebend gewesen sein. Die begreifliche Folge dieser Lautbeobachtung und ihrer Anwendung auf ältere Sprachzustände war, dass man die toten Buchstaben früherer Zeiten nach dem Massstabe des lebenden

gesprochenen Laute erklärt. Und wenn man alle die neuen Ergebnisse für den Lautstand der einzelnen germanischen Sprachen in ihren älteren Perioden jetzt auf die Darstellung der Lautgeschichte anwandte, so verschoben sich die bis dahin geltenden Ansichten sehr: z. B. konnte das Gotische nicht mehr schlechthin als allein massgebende Vorstufe der übrigen germanischen Dialekte betrachtet werden. Und ähnlich ist es im letzten Grunde nicht zum wenigsten der Betrachtung des Lautes gegenüber der des Buchstaben zu danken, wenn die Auffassung der indogermanischen Verwandtschaftsverhältnisse sich alsbald bedeutend veränderte. Und weiterhin ist begreiflich, wie diese physiologische Auffassung der Lautveränderungen auch die gleiche Entwicklung unter den gleichen Bedingungen verlangte und gewaltsam eine gesetzmässige Entwicklung der physischen Elemente der Sprache forderte, von der die scheinbaren Ausnahmen sich durch psychische Momente erklären müssten. Es war nach Schleicher und Scherer kaum noch ein ganzer Schritt, wenn zu Anfang der siebziger Jahre die Lautgesetze als ausnahmslos wirkend proklamiert wurden. Es wäre wohl niemand eingefallen, allein aus diesem Grunde mit dem Schleicherschen Kompendium den Abschluss einer Entwicklungsperiode der Sprachwissenschaft zu datieren.

3. Die Lautgesetze.

Das vielerörterte Thema der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze — eine sogenannte Doktorfrage im schlimmsten Sinne — ist während des letzten Vierteljahrhunderts thatsächlich zu Tode gehetzt worden; man wird später einmal darüber scherzen und fragen, ob man Lautgesetz im Sinne des Natur- oder Strafgesetzes gemeint habe. Es ist eben eine Thorheit gewesen, diese methodische Forderung der Ausnahmslosigkeit als eine theoretische sprachwissenschaftliche Frage erörtern und gar mit ja oder nein beantworten zu wollen. So lange nämlich einer aufgestellten Lautentsprechung auch nur ein einziger unerklärter Fall widerspricht, ist sie eben kein ausnahmsloses Gesetz; durch Erklärung jenes einzigen Falles könnte sie es freilich in jedem Augenblicke werden. So lange nicht alle Fälle des Lautwandels erklärt sind, lässt sich auch nicht von einem ausnahmslos wirkenden Gesetze reden; und da das niemals eintreten wird, ist die Erörterung solcher Fragen unnötig. Aber als methodische Forderung scheint mir die Annahme ausnahmsloser Wirkung ganz berechtigt: es ist eben nur die Forderung, dass alle von

der bekannten üblichen Entwicklung abweichenden Fälle erklärt werden müssen, und sobald diese Forderung preisgegeben wird, herrscht die Willkür. Es handelt sich um eine Forderung strengster Methodik, um weiter nichts. Wir haben gesehen, wie im Laufe des 19. Jh. zu immer grösserer Strenge fortgeschritten ward: schon Curtius stellte sehr strenge Forderungen auf, wenngleich er sie selbst nicht voll befolgte, und Schleicher hat seinen Schülern jeden Tag, wie es heisst, mündlich die Ausnahmslosigkeit gepredigt. Alle unsere Fortschritte sind dieser Methodik zu danken; und dass gerade diejenigen, die zuerst schriftlich das Wort vom ausnahmslos wirkenden Gesetze gebraucht haben, oder Männer aus dem Kreise, der sich um dieses Wort als sein Banner geschart hatte, besonders Hervorragendes geleistet haben, ist bei solcher strengen Methodik begreiflich; nur soll sich niemand einbilden, dass nicht andere Gelehrte ebenso Gutes bei gleicher Methodik geleistet haben, auch ohne dass sie zufällig das Wort „ausnahmslos“ oder „Lautgesetz“ zum Schlachtrufe erhoben. Um ein blosses Wortgefecht hat es sich gehandelt: unheilvoll ist es gewesen, insofern es Gegensätze und Spaltungen heraufgeführt hat, die ganz überflüssig waren, man denke nur an den Streit gegen die sog. „Junggrammatiker“; aber nutzbringend auch, insofern durch mancherlei Erwägungen viele methodische und principielle Fragen geklärt worden sind, und segensreich vor allem dadurch, dass die Forderung strengster Methodik zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist. Um so mehr müssen wir bedauern, dass — bei jener erwähnten Wechseldauer von Reaktion und Aktion — jetzt leider wieder eine laxere Auffassung der Methodik droht, freilich zum Glücke nur droht und noch nicht herrscht. Auch die jüngste Generation der massgebenden Sprachforscher ist noch unter jenen strengeren Forderungen erwachsen, aber es ist ein Rückschlag gegen die — wissenschaftlich ja unbeweisbare — Ausnahmslosigkeit und Gesetzmässigkeit des Lautwandels eingetreten in dem Sinne, dass man der Ansicht Raum giebt: „möglich ist alles“ und sich — natürlich unter dem Anschein grösserer Einsicht und nicht etwa im Eingeständnis schlafferer Methodik — der bekannten Voltaireschen Auffassung der Sprachgeschichte nähert. Damit ist die Gefahr gegeben, dass die mühsam errungene Strenge der Auffassung nach allzu kurzer Herrschaft den Schülern dieser jüngeren Generation wieder verloren gehe. Besonders scheint

alle gegen die übliche Lautvertretung verstossenden Fälle durch Entlehnung in einer vorhistorischen Periode erklärt werden.

4. Die idg. Ursprache und ihre Dialekte.

Schleicher zuerst hatte in seinem „Kompendium" die Formen einer indogermanischen Ursprache zu rekonstruieren versucht: er legte die mehreren Einzelsprachen sicherlich gemeinsamen Verhältnisse zu Grunde; aber wo er glaubte mit Gewissheit eine ältere Erscheinung annehmen zu dürfen, auch ohne dass sie in irgend einer Einzelsprache noch bewahrt sei, nahm er sie in die Rekonstruktion der Ursprache auf. Dies nun war ein offenbarer methodischer Fehler und wäre leicht zu vermeiden gewesen. Eine andere Fehlerquelle aber war unumgänglich und wird es immer bleiben: die Ansichten darüber, welcher Standpunkt bei Verschiedenheit der Entsprechungen der ältere sei, werden sich nach dem jeweiligen Stande der Wissenschaft ändern, und so bieten die Rekonstruktionen Schleichers ja auch ein ganz anderes Bild als die heutigen. Somit ist die Rekonstruktion der Urformen das trefflichste methodische Mittel, um den jeweiligen Stand der Forschung formelhaft auszudrücken. Viel mehr scheint übrigens Schleicher auch nicht beabsichtigt und eine thatsächliche Existenz der rekonstruierten Formen gar nicht angenommen zu haben. Nach ihm hat sich die Auffassung herausgebildet, dass alle Elemente, die mehreren Sprachzweigen gemeinsam seien, als indogermanisch zu gelten hätten und alsdann für die Zeit unmittelbar vor der Trennung angenommen werden müssten. Aller sprachgeschichtlichen Erfahrung nach müssen aber auch schon zu dieser Zeit dialektische Unterschiede vorhanden gewesen sein, und somit ist niemals mit absoluter Sicherheit zu sagen, ob eine Spracherscheinung dem gemeinindogermanischen Gebiete zuzuweisen sei, solange sie nicht in allen Sprachzweigen bezeugt ist. Ja man hat mit scharfsinniger Skepsis behauptet, selbst solche gemeinindogermanischen Erscheinungen brauchten noch nicht urindogermanisch zu sein, d. h. nicht vor der Trennung gemeinsam gewesen zu sein, sondern könnten sich erst nachher über das ganze Gebiet verbreitet haben. Ist nun auch diese Möglichkeit ohne weiteres für die sog. Kulturworte — also für den Wortschatz — zuzugeben, so doch keineswegs für die lautgeschichtliche Entwicklung. Man wird ja freilich nie mit Sicherheit moderne Sprachverhältnisse direkt auf jene alten übertragen dürfen; immerhin sind sie der einzige kritische Massstab der Methodik. Gesetzt nun, wir kennten vom Englischen

Niederländischen und Deutschen bloss den heute lebendigen Sprachstand, würden wir da aus engl. ndl. *dog*, deutsch *Dogge* (und *Docke*) etwa schliessen, dass dieses Wort im 16. Jh. aus dem Englischen thatsächlich entlehnt ist? Liesse sich nicht auch auf urgermanische Gemeinschaft schliessen oder doch auf westgermanische, die ja wegen ae. *doc3a* vielleicht ausserdem einst bestanden haben kann? Und nehmen wir das neufranzösische *dogue* hinzu, so ist aus der Vergleichung der modernen Formen nicht zu sehen, ob nicht vielleicht *dogue* ein romanisches Wort wäre, das die Engländer, Niederländer und Deutschen entlehnt hätten? Ohne die gelehrte Kenntnis des ags. *doc3a* wüssten wir es nicht. Ganz anders aber liegt die Sache in der Lauterforschung. Da würde man aus neuengl. *foot*, plattd. *fôt* (schwed. *fot*) gegenüber alleinstehendem nhd. *Fuss* jedenfalls die *t*-Form als die ältere erschliessen; man könnte ferner aus Formen wie nhd. *Mut:* (*gross*)*mütig* (vgl. *Fall*, *fallen: fällig*) sehr wohl erschliessen, dass die Vokalveränderung im Plural *Füsse*, ndd. *föt*, engl. *feet* durch ein dereinstiges *i* der Folgesilbe entstanden sein müsse, und dass deshalb eine gemeinsame deutsch-englische Form **fôti* der Plural gewesen sei — also wir kommen hier ganz methodisch aus heutigen Formen auf eine gemeinwestgermanische Form, mit der doch schon sehr viel gewonnen wäre. So auch könnte neuengl. *mouse: mice* im Vergleiche mit nhd. *Maus: Mäuse* und *Haut: häutig* für das neuengl. Wort *hide* (gegen plattd. *hûd*, schwed. *hud*) auf ein dereinstiges **hûdi* zurückschliessen lassen; ja im Anfange des 15. Jh. war im Schwedischen das flexivische Nominativ-*r* noch reichlich erhalten, das auf einen ursprünglich konsonantischen Auslaut hindeutete, und die Bekanntschaft mit diesen doch gar nicht so alten (oder auch etwa mit einigen krimgotischen) Nominativformen hätte einen Gelehrten sehr wohl zu urgermanischen Ansetzungen wie **gastir* (bzw. **gastis*) führen können, ohne dass irgend eine andere idg. Sprache hier zur Direktive gedient hätte. Und so wäre man dem Standpunkte, den die übrigen idg. Sprachen, die Runeninschriften, die germ. Lehnwörter in den finnisch-lappischen Sprachen und die germ. Namen bei den antiken Schriftstellern uns heute erweisen, sehr nahe gekommen. Diese Methodik aber, vermöge deren wir aus heutigen Lautverhältnissen einen etwa 2000 Jahre älteren Sprachzustand (zum mindesten den westgermanischen) mit erweisbarem Erfolg erschliessen können, dürfen wir mit gutem Bewusstsein auch auf die idg. Sprachen anwenden. Und die Sache liegt hier beinahe ebenso günstig wie beim

Germanischen, denn wir verfügen über ein Material aus vielen Sprachzweigen. Nur muss man sich auch hier folgendes stets gegenwärtig halten. Mit absoluter Genauigkeit ist für die einzelne erschlossene Sprachform niemals zu rechnen, sondern nur mit annähernder: einmal weil wir mit verlorenen Sprachzweigen rechnen müssen, deren Kenntnis das rekonstruierte Bild anders gestaltet hätte; sodann weil ein uns bekannter Sprachzweig allein eine indogermanische Erscheinung bewahrt haben kann, die uns fälschlich als eine specielle Neuerung dieses einen Sprachzweiges erscheint, — ja er kann auch eine solche Erscheinung bis kurz vor der Zeit, aus der er uns bekannt ist, besessen und dann verloren haben. Solche Skepsis verschlägt methodisch nicht viel für uns, ist aber immerhin für das Verhältnis der erschlossenen Ursprache zu einer thatsächlich gesprochenen sehr beachtenswert. Die von uns gewonnenen Erschliessungen zeichnen eben, wie sich aus der für sie angewandten Methodik ergiebt, nur den jüngsten aus dem Material zu erschliessenden Sprachstand — so wie wir ja aus den genannten Formen höchstens auf eine germanische Urform **gastir*, **gastis*, keineswegs aber auf ein **gostis* oder gar **ghostis* zurückgeführt worden sind; und nur in ganz seltenen Fällen, z. B. bei Erklärung von Doppelformen, wagen wir es, von einer früheren oder späteren Periode der Ursprache zu reden. Nun hat man aber, mit starker Berechtigung, die Ansicht ausgesprochen, dass in dieser jüngsten idg. Zeit („kurz vor der Trennung" — was freilich wieder eine gewaltsame methodische Konstruktion einschliesst, denn sehr lange Zeit mag diese „Trennung" gedauert haben) schon mundartliche Unterschiede vorhanden gewesen sein müssen. Das darf als zweifellos gelten, denn das Gegenteil würde aller sprachgeschichtlichen Erfahrung widersprechen. So wäre denn in Anbetracht der Formen got. *gasts* an. *gastiR* gegenüber ae. *ȝiest* as. ahd. *gast* die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass in einem Teile des gemeingermanischen Gebietes (dem späteren Westgerm.) die Form **ghosti* gegolten hätte, während in einem anderen **ghostis* galt, und dass dann nach der Lautverschiebung und dem Vokalwandel in x **ȝasti*, in y aber **ȝastiz* geherrscht hätte. Diese Ansetzungen wären methodisch möglich, wenn uns nicht zufällig die früh überlieferten Namen wie *Albis* usw. darüber belehrten, dass das *s* erst in späterer Zeit geschwunden ist. Für die idg. Verhältnisse aber, wo wir solche Direktiven nicht haben, wüssten wir niemals, wie weit wir in der Annahme derartiger Dialektbildung gehen sollten. Es heisst

die methodische Konstruktion einer Ursprache mit einer thatsächlich gesprochenen Sprache verwechseln, wenn man die für diese selbstverständliche mundartliche Differenzierung auf jene überträgt.

Mit ursprachlicher Dialektbildung in dem Sinne zu rechnen, wie es heute vielfach geschieht, ist methodisch verkehrt. Die gemeinidg. Sprache (und für uns ist das, wie gezeigt, gleichbedeutend mit der idg. Ursprache) ist eine Rekonstruktion aus den einzelnen Sprachzweigen oder Dialekten, die zwar zu methodischen Zwecken gemacht und als thatsächlich gesprochene Sprache nicht anzusehen ist, aber doch von den Formen ein annäherndes Bild giebt. Mag man über diese Annäherung an die Wirklichkeit denken wie man will — von einer Dialektdifferenzierung dieser rekonstruierten Ursprache reden heisst die Rekonstruktion, also die Existenz dieser Ursprache aufheben. Dass man es versucht hat, ist bezeichnend für die Fähigkeit mancher unserer tüchtigsten Fachgenossen, einen grösseren Gesichtspunkt im Auge zu behalten; würde solche ernst gemeinte Trugarbeit etwa auf naturwissenschaftlichem Gebiete ernst genommen werden? Man hat in neuster Zeit versucht, mit dem litauischen *Perkúnas* den slawischen *Perunu* zu vereinigen: die Slawen hätten den Namen aus einer — sagen wir (litauisch-)germanischen — Dialektzone zu einer Zeit entlehnt, wo dort das *p* noch erhalten, *k* aber bereits zu *h* verschoben war, also **Perhuno* sei zu *Perunu* geworden. Das klingt sehr scharfsinnig, ist aber im Grunde nichts weiter als ein Rückschritt in der strengen Methodik. Früher sagte man, mit *Perkunas* und *Fjorgynn* lässt sich *Perunu* lautlich nicht vereinen und muss deswegen einstweilen zurückgestellt werden, denn es darf keine Etymologie Geltung haben, die der üblichen Entwicklung widerspricht; jetzt heisst es: der Sinn ist für die einzelne Etymologie massgebend, die Lautsysteme des Litauischen und Slawischen darf man ihm zu Liebe durcheinandermischen. Aber wer erweist, dass die Verschiebung des *P* und des *k* nicht etwa gleichzeitig erfolgt ist? wer, dass nicht etwa die des *P* vorangegangen ist? wer, dass spirantisches *h* (χ) zwischen *r* und *u* im Slawischen geschwunden sei? Ich meine: wenn man derartige Wanderungen der Worte durch mehrere idg. Sprachzweige und wenn man partielle Wandlungen nach beliebigen Lautgesetzen der einzelnen idg. Sprachen annimmt, so ist im eigentlichsten Sinne des Wortes alles möglich, und es hat keinen Zweck, fernerhin noch eine regelmässige Sprachentwicklung aufzeigen zu wollen.

Ein anderer methodischer Fehler, der uns jetzt öfters begegnet, verbirgt sich hinter einer scheinbar äusserst strengen Methodik. Einzelne Wörter, deren Lautverhältnisse sich den bekannten Gesetzen nicht ohne weiteres fügen, werden chronologisch ausgebeutet, und dann werden grosse kulturgeschichtliche Probleme angeknüpft. Im Grunde läuft es dabei manchmal auf ein Kleben am toten Buchstaben hinaus, das man schon seit Schleicher und namentlich seit Scherer für überwunden hielt. Ein sonst sehr besonnener Forscher, der das germ. **rīk-* got. *reiks* als eine Entlehnung aus dem Keltischen ansieht (anders jetzt Brugmann, der im Grundriss [2] 504 Urverwandtschaft von *rēig* und *rīg* annimmt), behauptet, dass diese Entlehnung vor der germanischen Lautverschiebung stattgefunden haben müsse, da ja *g* in diesem Falle zu *k* geworden sei; die Möglichkeit ist vorhanden, aber nicht die Sicherheit und nicht einmal die Wahrscheinlichkeit, denn das germanische Lautsystem kannte den Verschlusslaut *g* (abgesehen natürlich von dem velaren *ŋ*) gar nicht, und es lag also bei etwaiger Entlehnung nach der Lautverschiebung viel näher, das fremde *g* durch *k* aufzunehmen als durch *ʒ*. Der Fehler liegt darin, dass man manchmal die Buchstaben verschiebt, anstatt der Laute, und dass man diese nicht im Zusammenhang mit dem ganzen Lautsystem betrachtet. Ähnlich wird zum Beweise für eine frühe dialektische Abspaltung der Angelsachsen angeführt, dass im ersten Jahrh. n. Chr. Plinius das germanische Wort **saipō* nicht durch **saepo*, sondern durch *sāpo* wiedergebe, welches angelsächsisch sei; und das alles wird behauptet, trotzdem 1) Plinius die Erfindung des *sāpo* den Galliern zuweist, also das Wort wahrscheinlich durch gallische Vermittlung und somit nicht von den Angelsachsen erhalten hat; 2) trotzdem Plinius mit *ae* das germ. *ē* in *glaesum* wiedergiebt, und 3) trotzdem doch ein germanisches *ai* mundartlich vielleicht dem lat. *ā* näher stehen mochte als dem lat. *ae*. Aber auch in anscheinend viel sichereren Fällen sollte man sich stets davor hüten, an derartige lautliche Einzelheiten grosse kulturgeschichtliche Folgerungen zu knüpfen.

5. Linguistische Paläontologie, Anthropologie und Prähistorie.

Die erwähnten Fehler sind Nachwirkungen der Methodik der sog. linguistischen Paläontologie, verbunden mit dem alten Glauben an die allein seligmachenden Buchstaben, der aller historischen Überlieferung Trotz bieten liess. Die Verbindung mit der idg. Kultur-

geschichtskonstruktion ist jetzt sehr gelockert, und diese, die von Adalbert Kuhn begründet worden war, tritt jetzt viel vorsichtiger auf. Ich habe bereits an einem germanischen Beispiele gezeigt, dass es bei den meisten Kulturwörtern ganz unmöglich ist, aus sprachlichen Gründen zwischen Urverwandtschaft und Entlehnung zu scheiden oder gar Entlehnung für bestimmte Perioden festzulegen. Dazu kommt — was bei der nur auf Laute und Formen sich beschränkenden *Sprach*rekonstruktion wegfällt — die für Erschliessung des kulturellen Urzustandes sehr bedeutsame Masse des verlorenen Materials: aus Verlusten *darf* methodisch *nicht* geschlossen werden, und doch spielt sachlich gerade dieser Verlust eine sehr wichtige Rolle; ferner ist auch — last not least — mit Bedeutungswandel zu rechnen. Die idg. Kulturgeschichte sieht ihr höchstes Ziel in der Addition der einzelnen Erschliessungen, in der zusammenfassenden Darstellung, also gerade in dem, was wir a priori als zu Fehlern führend hinstellen. Aber selbstverständlich bleibt diesem Forschungszweige das Verdienst, wertvolle Zusammenstellungen des Materials und Übersichten über die erweisbare sprachliche Verbreitung der Kulturwörter gegeben zu haben, und die werden vielleicht dereinst von archäologischer Seite dankbar aufgenommen werden und zu Ehren kommen. So ist es einstweilen bezeichnend und auch wertvoll, wenn sich diese Darstellungen der lexikographischen Form bedienen. — Der Einfluss dieser idg. Wissenschaft auf die germanische Mythologie, Altertumskunde und auch auf die Lexikographie ist in den letzten dreissig Jahren von ziemlich grosser Bedeutung gewesen. Freilich hat er sich noch nicht in dem Sinne bekundet, dass eine Sammlung des allen germanischen Sprachen gemeinsamen Materials in ähnlicher Weise zur Darstellung einer gemeingermanischen Kultur verwandt worden wäre; aber während man doch hier in Anbetracht unserer Kenntnis von den idg. Schwestersprachen, wie auch bei Rekonstruktion einer urgermanischen Sprache, weit sicherer gehen würde als auf idg. Gebiete, hat man sich wohlweislich nicht daran gewagt, weil der Ausfall des unserer Zeit weit näher stehenden Bildes wohl allzu grosses Verwundern erregen müsste.

idg. Sprachgebiet einst verbreitet hat; dass es dereinst sämtlichen Indogermanen, als sie etwa noch in einer Urheimat beisammen wohnten, bekannt war, ist damit durchaus nicht gesagt: es könnte z. B. als **eku̯o-* von südlichen idg. Stämmen in ziemlich junger Zeit, ganz kurz vor Eintritt der germanischen Lautverschiebung, zu den Germanen gekommen sein. Schon aus solchen Gründen sind diese Begriffe nicht für die Urheimat gesichert; aber es würde uns auch wenig nützen, denn zeitlich wäre damit gar nichts erwiesen. Und darauf müsste es uns ganz besonders ankommen! Sowohl für die Romanen als auch für die Germanen darf man annehmen, dass sich jedes dieser beiden Völker von einer bestimmten Heimat aus nach verschiedenen Himmelsrichtungen ausgebreitet hat (freilich haben dabei wieder starke Einschränkungen und Zusammenziehungen stattgefunden); auch lässt sich nicht leugnen, dass unsere Methodik der Sprachforschung zur Annahme einer solchen dereinstigen örtlichen Gemeinsamkeit auffordert. Für die romanischen Sprachen, deren Entwicklung uns während zweier Jahrtausende vor Augen liegt, können wir die Ausbreitung verfolgen; bei den germanischen Sprachen sind wir schlechter daran, denn wir können die Besiedlung Skandinaviens auch nicht annähernd datieren, — der Mangel jedes zeitlichen Anhaltes hüllt die ganze Vorgeschichte in Nebel. Wie viel mehr gilt das für die idg. Verhältnisse! Gesetzt, wir dürften auf Grund der Analogie der Romanen und wohl auch der Germanen die Ausbreitung der idg. Völker von einem Zentrum aus annehmen, so könnten wir doch über die Zeit, seit wann etwa der Stamm der Germanen oder der Griechen oder der Italiker einen engeren Zusammenschluss jeder für sich gebildet habe, nicht das mindeste sagen, d. h. ob die Zeit, wann sich diese einzelnen Völker von einer etwaigen Gemeinschaft losgelöst haben, zweitausend oder fünftausend Jahre oder noch viel mehr vor unserer Zeitrechnung liegt, ist vollkommen dunkel. Wie aber in diesen Fragen die Linguistik versagt, so ist ebensowenig mit der Anthropologie, d. h. den Resultaten der Schädelmessung und Haarklassifikation und einstweilen auch mit der Prähistorie anzufangen, insofern es gilt Urheimat und Zeit der Trennung zu bestimmen. Selbst wenn man wirklich erweisen könnte (was wohl schwerlich je möglich sein wird), dass die arische Rasse in Deutschland während der jüngeren Steinzeit gesessen

Anhalt einer absoluten Chronologie, und das kann nicht besser illustriert werden als durch die sonderbare Behauptung eines sehr verdienten Sprachforschers: für das idg. Sprachgebiet kämen die skandinavischen Länder sowie das nördliche und östliche Deutschland sicherlich in Wegfall, weil diese Gebiete in der Diluvialzeit unter Gletschern und Inlandeis begraben und so gut wie unbewohnbar gewesen seien; auch die Apenninhalbinsel sei zu eliminieren, da das Alpengebiet in der Glazialzeit vereist war, und so bleibe ein Streifen in der Mitte übrig, von Frankreich bis in die russisch-sibirische Steppe. Aber diese geologischen Perioden liegen weit, weit zurück: man rechnet da nach Zehntausenden und aber Zehntausenden von Jahren, nicht nach Jahrtausenden; und was heisst es, wenn die Prähistorie zugiebt, „es stehe nichts im Wege, dass die Menschen der neolithischen Zeit arischer Rasse gewesen sind"? Man kann die detaillierteste Historie prähistorischer Zeiten schreiben, ohne dass etwas „im Wege" stünde. Auch würde bei dieser alleinigen Berücksichtigung der Prähistorie für die Bestimmung der idg. Urheimat das einzige Moment, dem wir überhaupt diese schöne Annahme einer Urgemeinschaft verdanken, die Sprache, unberücksichtigt bleiben, denn die idg. Sprache könnte ja vielleicht erst spät auf diese sog. arische Rasse übertragen sein. Und was ist das Ergebnis aller dieser Erwägungen, die in Anbetracht der vielen Erörterungen während des letzten Vierteljahrhunderts notwendig waren? 1. Einstweilen können wir Prähistorie und Sprachwissenschaft in der Forschung noch nicht vereinen: entweder wir scheiden die Rassen nach den Gesichtspunkten jener, und dann dürfen wir nicht von Indogermanen reden; oder aber wir urteilen nach der Sprache. 2. Für diese letztere Art der Forschung haben wir die höchst wertvolle, klare Analogie der Entwicklung jüngerer Sprachen während mehrerer Jahrtausende. Sie lehrt uns: a) dass die Entwicklung der Laute und Formen (des Wortes und des Satzes) mit ihren Neuerungen eine dereinstige enge persönliche Gemeinschaft voraussetzt, während das bei dem Wortschatze nur in beschränktem Masse und bei den sog. Kulturwörtern überhaupt nicht der Fall zu sein braucht. Sie lehrt b), dass diese persönliche Gemeinschaft dereinst in einem verhältnismässig kleinen Volke mit gemeinsamer, annähernd einheitlicher Sprache bestanden haben kann; will man diese Sprache rekonstruieren,

somit nur aus methodischen Gründen zu erschliessende Gemeinsprache zeigt einen Standpunkt, der nicht allzuweit zurückreicht: sie steht den ältesten Überlieferungen, die uns aus den einzelnen idg. Sprachen bekannt sind, nicht ferner als etwa das Vulgärlateinische den meisten romanischen Dialekten oder als die Gestalt der germanischen Wörter bei den klassischen Schriftstellern unseren heutigen deutschen, dänischen, englischen Wortformen; wenn nun auch diese jüngeren Verhältnisse nicht kurzweg mit den indogermanischen verglichen werden dürfen, so ist doch sicher, dass solche Perioden keineswegs mit den Zeitmassen der Prähistorie oder gar der Geologie zu messen sind, die mit Myriaden rechnen, und dass das Hinaufrücken einer jüngstindogermanischen Periode in kulturlose Zeiten a priori abzuweisen ist. d) Ein indogermanisches Kulturbild, das ja ein Nebeneinander vieler Kulturvorstellungen voraussetzt, wäre — selbst wenn nicht mit Entlehnungen gerechnet werden müsste — ebensowenig zu geben, wie eine durch Addition gewonnene Rekonstruktion der Sprache auf Realität Anspruch machen könnte; um wie viel mehr schliessen die Entlehnungen eine solche Möglichkeit aus. Somit ist auch über die Heimat des Urvolkes nichts Sicheres auszusagen; dass es sich über gewaltige Ländermassen erstreckt haben sollte, widerstrebt der Methodik, nach der wir es konstruiert haben. Auf dem verhältnismässig besten Wege war vielleicht Johannes Schmidt, wenn er die sprachlichen Beziehungen zu einem nichtindogermanischen Volke zum Ausgangspunkt für die Heimatsbestimmung nahm. Aber irreführend kann dieser Weg insofern sein, als die Indogermanen mit diesem Volke *x* aus einer gemeinsamen Quelle *y* geschöpft haben können; zum mindesten müssen die Beziehungen, d. h. die Entlehnungen in grösserer Zahl bezeugt sein, um für annehmbare Folgerungen zu genügen.

6. Palatalgesetz, Ablaut, Verners Gesetz.

Die strenge Methodik, deren Werden wir dargestellt haben, sollte eine Fülle von wichtigen Entdeckungen heraufführen, die der vergleichenden Sprachgeschichte und der Geschichte der germanischen Sprachen in gleichem Masse zu gute kommen: dieser grosse Erfolg durch Anwendung der Methode, nicht die Neuheit der Methode selbst ist die Ursache gewesen, weshalb manche mit dem Anfange der siebziger Jahre eine neue Epoche der Sprachwissenschaft und der deutschen Sprachgeschichte beginnen lassen. Freilich sind auch auf anderen Gebieten der Germanistik Fortschritte zu verzeichnen: vor allem

die Arbeiten, deren Wert in der Herbeischaffung und Benutzung bisher unbekannten Materials besteht (sei es älterer Litteraturdenkmäler, sei es älterer Überlieferungen zur Geschichte der Litteratur oder der Schriftsprache, sei es Stoffes aus lebenden Mundarten, aus Sitte und Brauch der verschiedenen Gegenden); sodann der Anbau wissenschaftlicher Bearbeitung der neueren Litteratur, sowie mancherlei Ergebnisse auf dem Gebiete der Metrik und Rhythmik; endlich die neueren Auffassungen in der Mythologie und Altertumskunde. Bei weitem der grösste Erfolg der germanistischen Wissenschaft liegt aber in der genannten sprachwissenschaftlichen Richtung. Es handelt sich nämlich um Aufhellung der älteren Perioden der germanischen Sprache und ihrer Vorgeschichte, um Anwendung einer exakten vergleichenden Methode auf die einzelnen germanischen Dialekte und ihre grammatische Darstellung, um Beobachtung der lebenden Sprache, vor allem der Mundarten, und ihre Verwertung für die Geschichte der älteren Sprache, — alles Gesichtspunkte, die wir bereits bei Schleicher und bei Scherer vorgefunden haben. Darum habe ich auch deren Stellung so eingehend erörtert. Es schmälert aber das Verdienst der nachfolgenden Forscher und Entdecker nicht im mindesten, dass sie auf einem wohlgepflegten Boden der Methodik erwachsen sind und nicht auch diesen selbst haben bereiten müssen. Die Erfolge der vergleichenden Sprachwissenschaft nach Schleicher lassen sich dem schnellen Blicke nicht besser zeigen als durch Vergleich heutiger Rekonstruktionen der Ursprache mit denen Schleichers: vor allem ist es das Palatalgesetz und die Aufstellung der darauf beruhenden *a*, *e*, *o* der Grundsprache; sodann Karl Verners Gesetz über den sog. grammatischen Wechsel, wonach germanische stimmlose Spiranten, falls nicht der vorhergehende Sonant den Ton trug, in stimmhafte übergingen und somit Accentverhältnisse, wie sie aus dem Altindischen bekannt waren, auch für das Germanische, also auch für die Ursprache erwiesen wurden. In engster Verbindung mit diesen beiden Entdeckungen steht die neue Theorie, die den aus dem Germanischen bekannten Ablaut auch in den Vokalstufen der Ursprache findet: an Stelle der Erklärungsversuche durch Vokalsteigerung tritt Vokalschwächung bei vortoniger Stellung, und diese Vokalschwächung in vortonigen Silben ist bereits ursprachlich. Ob in diesen, wenn sie Liquida oder Nasal enthalten, als sog. Tiefstufe für das Indogermanische ein *ən*

in erster Linie um methodische Zwecke handelt; zweitens aus phonetischen Gründen, denn — besonders wenn man vom Wortanlaut absieht — sind die Unterschiede belanglos, vor allem beim *ər : r*. Will man sich durchaus entscheiden, so wäre wohl *n̥ m̥ l̥ r̥* vorzuziehen, weil die Qualität eines vokalischen Elementes v o r den Nasalen und Liquiden (mag es nun durch *ə* oder *e* oder bereits durch die sich ergebenden Differenzierungen der einzelnen Sprachzweige bezeichnet werden) stets von der Artikulation der folgenden Nasale und Liquiden abhängig ist — wie ja in unseren heutigen deutschen Mundarten z. B. dem vorderen *l* in Nebensilben ein *ⁱl*, dem hintern *l* ein *ᵒl ᵘl* entsprechen kann (*gābⁱl gābᵒl* „Gabel", vgl. *mutə(r) mutæ(r) muta(r)* „Mutter"). Von diesen Fragen, die den idg. Ablaut betreffen, ist auch die Formenlehre stark berührt worden, nicht nur insoweit Veränderungen der Stammsilbe, sondern auch insofern die Suffixe in Betracht kommen. Bis in unsere Tage hinein erstrecken sich die Bemühungen, den Gründen dieses Ablauts nachzuforschen, in der berechtigten methodischen Auffassung, dass auch hier gesetzmässige Wirkungen anzunehmen seien. Noch Georg Curtius hatte dem regulären Lautwandel einen sporadischen gegenübergestellt; ein methodischer Fortschritt war es, dass man diesen leugnete; aber ein letztes Restchen von Befangenheit durch die Tradition kann man noch darin sehen, dass die führenden Forscher der achtziger Jahre gern von spontanem und kombinatorischem Lautwandel redeten. Dieses „spontan" verhält sich zu „sporadisch" etwa wie „unerklärt" zu „unerklärbar". In dem ersteren der beiden Begriffe liegt schon ein gewisser methodischer Fortschritt; aber diese Zweiteilung überhaupt zu beseitigen, erscheint mir als ein methodischer Gewinn, der uns vor aller laxeren Auffassung der Lautentwicklung künftig bewahren möge. Ein kräftiges Schutzmittel gegen solche sollte uns eigentlich für immer die Entdeckung des Vernerschen Gesetzes sein: sie hat, so recht mitten hineinplatzend in den methodischen Zwiespalt der siebziger Jahre, den neueren und strengeren Ideen gewaltig genützt. Schon vorher war eine richtigere Auffassung der germanischen Lautverschiebung geschaffen worden, und nun wurde — von dem Fortschritte auf anderen Gebieten, z. B. litauisch-slawischem, der auch dem germanischen zu gute kam, sehen wir hier ab — mit grossem Erfolge von deutschen und nordischen Gelehrten auf allen Gebieten der germanischen Laut- und Flexionslehre gearbeitet, indem die Quellen der einzelnen germanischen Sprachzweige gewissenhaft durchforscht, die Ergebnisse der Be-

obachtung lebender Mundarten und der vergleichenden Sprachwissenschaft verwertet wurden. Und wie es als Bedürfnis erscheint, zusammenzuraffen und zu bergen, wo die Früchte reichlich fallen, so hat einer der hervorragendsten Sprachforscher die Ergebnisse seiner Wissenschaft seit Schleicher in einem Grundrisse niedergelegt, und dieser gehört jetzt zu unserem unentbehrlichsten Rüstzeug. Schon früher waren die Principien der Sprachgeschichte zusammengefasst und erklärt, und manche methodischen Darstellungen haben sich angeschlossen. Die Hauptprobleme der idg. Sprachwissenschaft wurden zusammengestellt und kritisch erwogen, und wichtige neue Ergebnisse schlossen sich an: so ward die Frage nach der Verwandtschaft der einzelnen idg. Sprachzweige durch Specialforschung, besonders auf dem Gebiete des Litauisch-Slawischen, gefördert; die Untersuchung des Konsonantismus führte zur Aufstellung von drei Gutturalreihen und verschiedenen Arbeiten zur Entwicklungsgeschichte der labialisierten Gutturalen; die neue Theorie über das Verhältnis der Vokale untereinander veranlasste Arbeiten über den Ablaut und fernerhin über den idg. Accent und seine Qualitäten, und auf beiden Gebieten ward namentlich das Litauisch-Slawische erfolgreich verwertet. Und in dem Streben, widerstreitende Erscheinungen zu deuten, hat man sich seit kurzem dem sehr heiklen Gebiete der idg. Wurzelforschung aufs neue genähert; Wurzelvariation, Wurzeldeterminative, Wurzelpräfixe führen uns an präindogermanische Zeiten heran. Dass diesen Forschungen bei Verwertung reichen und vorsichtig gesonderten Materials auch Erfolg beschieden sein kann, ist nicht zu bestreiten; ganz sicher aber ist auch, dass sie augenblicklich die ganze Missschätzung der früheren Pottschen Bestrebungen doppelt auf sich ziehen werden, sobald sie in Material oder Folgerungen die Grenze des Sicheren und Möglichen verwischt erscheinen lassen.

7. Äussere Sprachbetrachtung: Phonetik und Orthoëpie; historische Laut- und Flexionslehre; Mundartenforschung.

Man kann die Sprache entweder nach äusseren oder nach inneren Gesichtspunkten betrachten, rein physiologisch oder psychologisch (freilich sind die beiden Worte keine ganz

weder nur den gegenwärtigen Sprachstand einfach beschreibend ohne Rücksicht auf die Vergangenheit darstellen (bei Beschreibung älterer Sprachzustände wird es schwer möglich sein, von der uns etwa bekannten Vergangenheit und Zukunft abzusehen), oder aber wir können das Werden eines Sprachzustandes geschichtlich verfolgen; bei der lebenden Sprache kann ihre sekundäre Wiedergabe durch die Schrift in Rücksicht gezogen werden, bei älteren Perioden wird das (insofern man für diese nicht dereinst Phonogramme wird verwerten könneu) stets der Fall sein: darum will sowohl für den gegenwärtigen Zustand als für die historische Darstellung das Verhältnis der gesprochenen Sprache zur schriftlichen Fixierung berücksichtigt sein. Drittens endlich können alle diese Disciplinen auch normativ dargestellt werden, dann aber handelt es sich nicht mehr um theoretische Wissenschaft, sondern um eine praktische Ziele verfolgende Lehre.

Wie wir gesehen haben, war vor etwa 25 Jahren ein grosser Fortschritt damit gegeben, dass man möglichst konsequent von der inneren die äussere Sprachbetrachtung loszulösen versucht hat; um so inniger ward auf diesem Gebiete die Verbindung der rein beschreibenden und der historischen Darstellung, das heisst der Phonetik und der historischen Lautlehre. Die Erkenntnis, dass die Sprachwissenschaft zunächst von der Betrachtung und Analyse der bestehenden Satzgebilde auszugehen habe, führte dazu, die gesprochene Masse des Satzes — indem man von seinem Bedeutungsinhalte und seiner syntaktischen Gliederung ganz absah — lediglich als Lautmasse zu betrachten und rein phonetisch zu analysieren. So hat die Phonetik für alle sprachwissenschaftlichen Disciplinen als Hilfswissenschaft eine grosse Bedeutung gewonnen: einmal, indem sie beobachten, d. h. hören lehrt und zur Gewinnung zuverlässigen lebenden Sprachmaterials wichtig ist; zweitens, indem sie die sicher bezeugten historischen Lautwandlungen in ihrer Entwicklung erklärt; drittens, indem sie für den zu vermutenden Lautwandel der historischen Sprachforschung eine gewisse Richtung geben und sie vor Irrtümern bewahren kann. So wird ein feines phonetisches Verständnis begreifen, warum z. B. dem german. *t* nach Vokalen ein hochdeutscher *s*-Laut (got. *itan* = ahd. *ezzan*) entspricht, nach *l n r* aber ein *ts* (ndd. *salt minte hart* = hochd. *salz minze herz*), und wird als Ursache erkennen, dass hier durch die dentale Artikulation des *l n* und des — eben dadurch als dental (alveolar) zu erweisenden —

verloren gegangen ist; so auch lehrt die Phonetik uns, dass das aus germ. *jj* entwickelte nordische *ggj* (altnord. *tveggja*, germ. **twajjē*) nicht etwa den Durchgang durch das im Gotischen vorliegende *ddj* (*twaddjē*) genommen hat, sondern dass sich vor dem *jj* (vielleicht getrennt im Gotischen und Skandinavischen) ein dem palatalen *j* homogener Verschlusslaut *g'* ausgebildet hat, und dass sich dann weiterhin entweder *ddj* oder *ggj* entwickeln konnte. Aus solchen Gründen wird die Phonetik als Hilfswissenschaft, freilich auch nur als solche, stets von Wichtigkeit sein. Will man sie als Selbstzweck betreiben, so muss das durchaus von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten aus geschehen, und sie ist dann entweder eine Disciplin der Physiologie oder der Physik. Diese doppelte Natur der Phonetik aber wirkt auch auf ihre Stellung als Hilfswissenschaft ein, insofern entweder die Funktionen der Sprachorgane oder aber die erzeugten Sprachelemente zum Ausgangspunkt der Betrachtung genommen werden können. Im letzten Grunde sind selbstverständlich die physiologischen Funktionen das Massgebende, und der Sprachforscher wird sich auf den Gebieten, wo sie klar und entscheidend als Faktoren der Lautbildung hervortreten, in erster Linie und manchmal sogar ausschliesslich an sie halten können, z. B. auf den grossen Gebieten des Konsonantismus oder der Wirkungen des exspiratorischen Accentes; auf anderen Gebieten aber, z. B. der reinen Stimmlaute und mehr noch des musikalischen Accentes, sind die entscheidenden physiologischen Faktoren nicht klar ersichtlich oder doch für den Linguisten ohne naturwissenschaftliche Specialforschung nicht klar auszusondern, während die akustischen Ergebnisse hier praktisch leichter zu erfassen sind. Die auf die Sprachwissenschaft angewandte Phonetik steht im allgemeinen auf dem Standpunkte, dass man die Akustik erst in zweiter Linie heranzuziehen habe, falls nämlich mit der Physiologie nicht auszukommen sei, — das gilt von den trefflichen Arbeiten und Handbüchern, in denen deutsche, englische und nordische Gelehrte sich bethätigt haben; ganz besonders auch von dem Lehrbuche, das in Deutschland seit einem Vierteljahrhundert der massgebende Führer in der phonetischen Ausbildung unserer Linguisten ist. Und im wesentlichen steht unter ähnlichen Anschauungen

Specialarbeiten usw.), kann hier nicht die Rede sein, sondern nur von denjenigen Experimenten, die auch vom Sprachforscher gemacht werden können. Da ist einstweilen noch wenig erreicht worden auf dem physikalischen Gebiete der Erforschung des musikalischen Accentes; wir dürfen aber hoffen, dass die Darstellungen der Schwingungen und der Kurven, die sich mit Hilfe des Mikrophons und elektrischer Übertragung auf eine Feder auf dem Registrierapparat einzeichnen, zu guten weiteren Ergebnissen führen. Bis jetzt sind die Erfolge mit physiologischen Apparaten weit augenfälliger gewesen. Allen diesen Experimenten wird entgegengehalten, dass das in ihnen verarbeitete Material niemals die natürliche unbefangene Rede sei. Dieser Vorwurf ist insofern berechtigt, als kein Mensch sofort unbefangen seine natürlichen Artikulationen auf die Apparate wird übertragen können und bei gewissen Apparaten, z. B. bei den zur Messung der Lippenpression dienenden, ein ganz unbefangenes Sprechen immer erschwert ist; dazu kommt noch, dass die physiologischen Funktionen verschiedener Individuen beim Erstreben des gleichen akustischen Effektes nicht immer absolut die gleichen sind. Andererseits aber ist durch die sehr exakt arbeitenden Apparate zu erweisen, dass bei häufiger Wiederholung der gleichen Lautkomplexe hintereinander die durch Befangenheit und Ungewohnheit entstandenen Unregelmässigkeiten alsbald verschwinden und — das haben mich manche Versuche gelehrt — fast völlige Gleichmässigkeit in der graphischen Darstellung eintritt. So sind vor allen Dingen gute Erfolge zu erzielen in der Messung des Tempos der Rede und ihrer Elemente; in der Messung der Dauer des Stimmtones der einzelnen Laute und seiner Einwirkung auf benachbarte; in der Messung der Dauer und Stärke der Nasalierung, sodann auch des Lippen- und des Zungendruckes; vor allem aber — und hierin sehe ich die zuverlässigsten und fruchtbarsten Ergebnisse — in der Messung der Dauer und Stärke der Exspiration. Für die Erforschung des exspiratorischen Accentes, seiner Wirkung im Satze und auf die einzelnen Lautwerte, sowie für deren gegenseitige Beeinflussung sind diese Experimente sehr bedeutsam. — In neuester Zeit hat man auch den Phonographen in den Dienst der Phonetik zu stellen versucht. Durch besonders hervorragende Apparate in der Edison-Abteilung der Berliner Gewerbeausstellung, die die feinsten Lautunterschiede wiedergaben, habe ich mich überzeugt, dass zum mindesten für die praktische Verwendung in Orthoëpie und Mundartenforschung hier ein wichtiges, wertvolles Hilfsmittel gegeben ist; inwieweit

die graphischen Fixierungen sich für die theoretische Phonetik verwenden lassen werden, muss die Zukunft lehren.

Man kann die Ergebnisse dieser äusseren Sprachbetrachtung auch normativ darstellen, zu einer Lehre gestalten. Es würde sich damit für das germanische Sprachgebiet eine Aussprachelehre der einzelnen Mundarten und der in den verschiedenen socialen Kreisen geltenden Sprachweisen ergeben. Da sich die praktische Lehre aber begreiflicherweise nur mit der als gut, als normal betrachteten Aussprache befasst, so lässt sie die Mundarten ausser acht und giebt die vermeintliche Musteraussprache der sogen. Kultursprachen. Die niederländische und die nordischen Sprachen wollen wir in dieser Hinsicht nicht berücksichtigen. Über die deutsche Musteraussprache ist viel gestritten worden: schon im 18. Jh. bestand die Ansicht, dass auf der Bühne eine von mundartlichen Einflüssen möglichst freie Aussprache gelten müsse, und — im Gegensatze zu den unfruchtbaren Bestrebungen, ein musterhaftes Deutsch als thatsächlich von den Gebildeten gewisser Gegenden Niederdeutschlands gesprochen zu erweisen und gar örtlich festzulegen — herrscht seit geraumer Zeit die Auffassung, dass eine einheitliche Musteraussprache in Leben und Verkehr nirgends besteht und vielleicht nie erreicht werden wird, dass aber für das Streben nach einer solchen die Richtung gewiesen wird durch die Sprache der Kunst, d. h. die Bühnenaussprache. Sie stellt, insofern sie z. B. auf Deutlichkeit, auf Ausdruck starker Affekte und Fernwirkung bedacht sein muss, ihre eigenen Forderungen, und diese müssen mehr oder weniger in Abzug gebracht werden, je nachdem die Bühnenaussprache z. B. für die Vortragssprache der Kanzel oder der Schule oder gar für die Umgangssprache als Muster verwertet werden soll. Immerhin aber giebt die Bühnenaussprache, nachdem alle strittigen Punkte auf einer Konferenz zu Berlin 1898 einheitlich geregelt worden sind, eine Richtschnur in allen Aussprachefragen ab. Schon in den letzten Jahrzehnten war, unter Anwendung der Phonetik, die deutsche Orthoëpie durch praktische Handbücher und durch Untersuchung der örtlich verschiedenen Aussprache der Gebildeten mehr und mehr gefördert worden, und erwähnenswerte Meinungsverschiedenheiten in diesen Dingen bestehen nicht mehr. Der Orthoëpie bleibt für die Zukunft vor allem die Aufgabe, jene Forderungen anderen zu vermitteln, d. h. zu erwägen, in-

Der äusseren Sprachbetrachtung, die den gegenwärtigen Zustand beschreibt, steht die äussere Betrachtung älterer Sprachzustände gegenüber, — also das, was wir als *historische Laut- und Flexionslehre der germanischen Sprachen* zusammenfassen. Wie eng die Erfolge auf diesem Gebiete mit der indogermanischen Sprachwissenschaft einerseits, mit der Phonetik andererseits zusammenhängen, haben wir schon betont, indem wir die Errungenschaften in Sachen des Vokalismus (insbesondere des Ablauts), das Vernersche Gesetz, das Palatalgesetz hervorhoben. Zur Kritik, Erklärung und Festlegung dieser Theorien ist viel geschehen, und mehrfach sind zusammenfassend und im einzelnen diese wichtigen Probleme behandelt worden; auch sind die Ergebnisse im besonderen ausgearbeitet und auf reiches neues Material zu Gunsten der etymologischen Forschung angewandt worden. Die grossen Entdeckungen also, die wir erwähnten, sind verwertet worden; grosse Fortschritte, anerkannt wie jene, sind nicht zu nennen; am meisten entscheidend noch ist die endgültige Aufstellung und Anerkennung der drei Gutturalreihen und — im besonderen für das Germanische — die Untersuchung der germanischen und der den einzelnen westgermanischen Sprachen eigenen Vokalverhältnisse der Mittel- und Endsilben. Manche älteren Probleme der Laut- und Flexionslehre sind wieder aufgenommen und erörtert worden, ohne dass man zu einem Abschlusse gekommen wäre: soweit das Germanische in Betracht zu ziehen ist, gilt das besonders für die reduplicierte und die schwache Präteritalbildung. Den indogermanischen Accent, dessen Bedeutung für spätere Sprachperioden durch das Vernersche Gesetz erhärtet war, hat man in neuester Zeit auch auf seine Qualität zu untersuchen begonnen und hat daran Erörterungen über die germanischen Endsilbenvokale geknüpft. Einstweilen lässt sich nicht beurteilen, wie weit die Accentqualität überlebender Sprachen, die bei blosser Berücksichtigung des gegenwärtigen Standpunktes schon sehr schwierig darzustellen ist, für ältere Perioden der betreffenden Sprache oder gar für das Indogermanische verwertet werden kann; immerhin werden diese Bestrebungen zu eifriger und sorgfältiger Specialarbeit in den einzelnen Sprachzweigen beitragen können, die ja leider durch oberflächlich vergleichende Thätigkeit starke Einbusse erlitten hat. Diese

auch von den grössten selbständigen Forschern gepflegte zusammenfassende Darstellung, hat mit Recht viele Anerkennung geerntet. Ihr verdanken wir den einen Markstein der Forschung bezeichnenden Grundriss der vergleichenden Grammatik und — auf germanischem Gebiete — einen sehr viel Neues bietenden Abriss der urgermanischen Lautlehre und eine vortreffliche Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte, ferner eine sehr übersichtliche urgermanische Grammatik und eine kurzgefasste urgermanische Laut- und Flexionslehre. Diese Werke alle lassen klar den Anteil der einzelnen Arbeiter an dem wohlgefügten Bau erkennen. Und auch auf dem Gebiete der einzelnen altgermanischen Dialekte sind Handbücher erschienen, teils nur als praktische Hilfsmittel für den Lernenden berechnet, teils von hohem wissenschaftlichem Werte durch die hineingearbeiteten neuen Ergebnisse eigner Forschung der Verfasser. Eine sehr praktische und übersichtliche Grammatik des Gotischen hat seit dem Jahre 1880 grossen Nutzen gestiftet; in neuester Zeit ist ein — sich nicht auf die blosse Sprachbetrachtung beschränkendes — gotisches Elementarbuch herausgegeben und dann mehrere kurze grammatische Abrisse, mit denen nun hoffentlich für absehbare Zeit auf diesem wie auf anderen Gebieten der Germanistik eine Pause solcher Extraktionsarbeiten gemacht wird, — nicht nur, weil wir von ihnen jetzt genügend haben, sondern auch, weil die Lernenden dadurch allzusehr von der Benutzung des nötigen sonstigen wissenschaftlichen Rüstzeuges entfernt werden. Von ganz besonderen Werte aber war eine althochdeutsche Grammatik, zumal da sie von jener kundigen Stelle ausging, der wir bedeutende Fortschritte in der Erforschung der hochdeutschen Lautverschiebung und des Endsilbenvokalismus zu danken haben; auch ist die Sprache einzelner wichtiger Denkmäler, insbesondere des Tatian, eingehend behandelt und ferner der Sprache der sog. Übergangszeit zum Mittelhochdeutschen die nötige Beachtung geschenkt, — alles in allem ist sowohl die zeitliche als auch die örtliche Differenzierung des Althochdeutschen sehr gefördert worden. Eine vortreffliche Gesamtdarstellung, wie sie für frühere Zeit durch die — jetzt in einer dankenswerten Neuausgabe voll-

2. Auflage) die Verwertung der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse hinter das Streben nach reicher Stoffsammlung zurückgetreten war, kamen diese einer kurzgefassten mhd. Grammatik zu gute, die sich mit Grammatiken anderer germanischer Dialekte zu einer praktischen Sammlung vereinte. Die hauptsächlichste Arbeit auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Sprache aber hat sich — von mancherlei wertvollen Einzelheiten abgesehen — um die, freilich nur zu einem Teil grammatische Frage nach einer mhd. Schriftsprache bemüht. Gerade in allerneuester Zeit ist man hier, wenn auch noch lange nicht zum Ziele, so doch einen guten Schritt weiter gekommen. Als festgestellt darf gelten, dass Heinrich von Veldeke sich in seinen Epen weit weniger als Niederländer zeigt denn in seinen (lokal gefärbten) Liedern, und dass sich die Sprache seiner Epen sehr von derjenigen der — allerdings späteren — niederländischen Epen unterscheidet. Freilich ist damit durchaus nicht direkt erwiesen, dass Heinrich von Veldeke seine Sprache dem Hochdeutschen absichtlich angepasst habe, sondern nur, dass die deutschen Vorbilder des Epos auch sprachlich den Niederländer stark beeinflusst haben. Dass freilich der Niederländer seinen — im Servatius doch zweifellos zunächst als Leser gedachten — Landsleuten solches bieten konnte, ist sehr beachtenswert für die damalige Stellung der deutschen Sprache. Und ebenso ist ein gewaltiger Einfluss des Hochdeutschen auf die frühmittelniederdeutsche Litteratur des 13. Jh. erwiesen. Die Sache steht im allgemeinen heute so, dass eine mhd. Dichter- und Litteratursprache insofern angenommen wird, als konventionelle Reime sowie Besonderheiten in Wortschatz und Syntax gelten, allzu stark mundartliche Formen aber vermieden werden; dass sich in diesem Sinne auch eine Umgangssprache der höheren Kreise herausgebildet hatte, ist möglich, aber nicht erwiesen. Andererseits ist an eine geeinigte Sprache, die thatsächlich einen über den Mundarten stehenden Laut- und Flexionsstand entwickelt hätte, nicht zu denken. Ob man auf dem jetzt eingeschlagenen Wege der wertvollen, aber doch wesentlich litterarischen Forschung, bei dem Mangel an Zeugnissen, auch zu allgemeinen sprachlichen Resultaten von wirklicher Sicherheit gelangen kann, erscheint mir zweifelhaft. Um so sicherer und ergebnisreicher sind die Forschungen zur Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Der grosse Anteil, der hier der inneren Sprachbetrachtung zufällt, müsste an späterer Stelle gewürdigt werden; was den der äusseren anlangt, so haben wir reichen und guten Gewinn durch Bearbeitung verschiedener

Kanzlei- und Drucksprachen zu verzeichnen, und viel Material beider Art harrt noch der Verwertung. Diese Forschungen stehen untereinander sowie mit der Mundartenforschung in stetiger Wechselwirkung; auch die Bearbeitung der Sprache Luthers und seiner Schriften, der sich schon früher die Aufmerksamkeit zugewandt hatte, ist weiter gefördert und der Anteil bestimmt worden, den Luther wirklich an der Entwicklung der deutschen Schriftsprache hat. Im Gegensatze zu früherer Überschätzung der alleinigen Wirkung der Lutherschen Schriften sind auch die Grammatiker, besonders die des 16. Jh., mehr zu ihrem Rechte gekommen; jetzt werden sie uns in verdienstlichen Neuausgaben zugänglich gemacht. Im grossen und ganzen dürfen wir hoffen — und die beim Jubiläum der Königlichen Akademie der Wissenschaften erwiesene Fürsorge des Kaisers für die deutsche Sprachforschung wird dazu beitragen —, dass bei weiterer eifriger Arbeit auf diesen Gebieten uns die Entwicklungsgeschichte der einigen deutschen Schriftsprache von ihren Anfängen bis in das 19. Jh. in allen ihren durch Ort und Zeit verschiedenen Phasen klargestellt werden wird. Für die Erforschung der Gegenwart beruhen die neuhochdeutsch-grammatischen Arbeiten in erster Linie darauf, das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart zu einander festzustellen; sowohl diese Einsicht als auch die Bedeutsamkeit für die Aufstellung älterer Sprachperioden (für die mittelhochdeutsche Zeit ist unsere Mundartenkenntnis verhältnismässig sehr schlecht), endlich das Aufblühen der Sprachwissenschaft, welche in den Mundarten die von künstlichen Mitteln und Vereinbarungen weniger betroffene Sprache und somit das wichtigste Objekt ihrer Forschung erkannte, — alles dieses hat dazu geführt, dass der Laut- und Flexionslehre der Dialekte grosser Eifer zugewandt wurde. Arbeiten über Dialektbildung, -differenzierung und -begrenzung sind für die Methodik der Sprachforschung wertvoll geworden; verschiedene wichtige, durch phonetische Studien geförderte Darstellungen einzelner Mundarten sind entstanden, deren Reihe durch eine bedeutsame Arbeit über die Schweizer Mundart von Kerenz eröffnet wird: besonders gut sind das Elsass, Tirol, Siebenbürgen und verschiedene ostmitteldeutsche Gebiete vertreten, und erfolgreich ward für die

Sätzen, die den Lautstand der Mundarten und auch gewisse Eigenheiten der Flexion, der Syntax und des Wortschatzes besonders klar widerzuspiegeln geeignet sind, ward an viele Tausende von Volksschullehrern geschickt, und auf Grund der Beantwortungen ward für jedes Wort eine Karte gegeben, die die mundartlichen Formen desselben geographisch festlegt. Das Material des Sprachatlas ist, streng wissenschaftlich betrachtet, natürlich im letzten Grunde unzulänglich: die Gewährsleute sind in der Aufnahme mundartlichen Stoffes ganz unerfahren, und sie geschah mittelst der für die meisten Dialekte ganz unzureichenden deutschen Rechtschreibung; die gegenseitige Kontrollierung des Materials benachbarter Orte kann nicht in allen Fällen vor Missverständnis bewahren; endlich kommt das wichtige Moment des exspiratorischen und des musikalischen Accentes hier — wie freilich auch in den meisten sonstigen mundartlichen Arbeiten — gar nicht zur Geltung. Trotz alledem schliessen sich auf den Karten die mundartlichen Gebiete recht klar zusammen und heben sich von den Nachbargebieten ab, und daher haben wir so gute und wertvolle Übersichten gewonnen, wie sie auf anderem Wege schwerlich hätten erreicht werden können. Darin, dass ich Nachteile des Werkes aufzeige, liegt also nicht im mindesten eine Unterschätzung seines grossen Wertes, und noch viel weniger wird dieser dadurch geschmälert, dass die Karten in ihren Einzelergebnissen — namentlich wo eine starke mundartliche Differenzierung herrscht — äusserst umständlich zu benutzen sind. Zu ihrer vollen Verwertung würde die gewaltige Arbeit des Sprachatlas erst dann kommen, wenn eine vom Deutschen Reiche zu begründende Centralstelle für Mundartenforschung geschaffen würde, von wo aus auf Grund der Sprachkarten das ganze Gebiet systematisch bearbeitet würde. Genügend vorgebildete Sprachforscher müssten in die verschiedenen weiteren oder engeren Gebiete (wo möglich je ihrer Heimat) entsandt werden, um das vorhandene Material der Sprachkarten nachzuprüfen und wissenschaftlich zu fixieren, neues (namentlich auch die Syntax und den Sprachschatz betreffendes) hinzuzugewinnen und dann von den Mundarten dieser Gebiete zusammenhängende Darstellungen auszuarbeiten. Diese müssten dann von der Leitung in einheitlichem Sinne verwendet werden [1]. Es scheint mir eine der

---

[1] Den [illegible]

wichtigsten wissenschaftlichen Aufgaben der Reichsregierung zu sein, für eine Fixierung und Verarbeitung des mundartlichen Materials zu sorgen: wichtig und dringend, ehe es zu spät ist, diesen Stoff zu sammeln, dessen Vernachlässigung viele Klagen und Anschuldigungen seitens späterer Geschlechter heraufführen wird. Selbstverständlich wären auch der Südosten des Reiches, der bisher noch nicht berücksichtigt ist, und die Schweiz zu bearbeiten. Es könnte dem Schöpfer des Sprachatlas kein grösserer wohlverdienter Ruhm werden, als dass sein Werk Anlass und Grundlage für derartige weitere Förderungen der Dialektforschung durch das Reich würde. — In der grammatischen Bearbeitung der lebenden Mundarten sind im allgemeinen die Geschicke des Hoch- und Niederdeutschen die gleichen gewesen; von einzelnen Gebieten sind besonders Westfalen, das Magdeburgische und das Harzgebiet behandelt worden; betreffs der Einteilung und Abgrenzung der plattdeutschen Dialekte ist man zu einigen Kriterien gekommen, und der Sprachatlas hat hierin wieder das Beste geliefert. Abgesehen davon aber muss man bekennen, dass die Fortschritte in der neuniederdeutschen Grammatik und, zusammenhängend damit, in der mittelniederdeutschen Laut- und Flexionslehre (nur diese ist gemeint, nicht etwa die Wortforschung) sehr gering sind. Kaum hier und da ein Ansatz zur Darstellung einer lebenden Mundart; die Dialektscheidung und wissenschaftliche Grammatik des älteren Niederdeutsch ist noch ganz in den Anfängen, und darum auch keine Ergebnisse betreffs der mittelniederdeutschen Schriftsprache, — hier ist noch so gut wie alles zu thun. Besser ist es im Altsächsischen, denn das letzte Jahrzehnt hat uns mehrere Gesamtgrammatiken und mancherlei Einzelbeiträge geliefert; einer Dialektscheidung stehen hier unendliche Schwierigkeiten gegenüber, weil sicher lokalisierbare zusammenhängende Denkmäler mangeln. — Auch mit den grammatischen Fortschritten auf niederländischem Gebiete scheint es besser zu stehen als auf niederdeutschem. Für die früheste Periode sind hier die Arbeiten zur Aufhellung der malbergischen Glosse zu nennen, die niedergelegt sind in einer älteren grossen Ausgabe der lex Salica und vor kurzem in einem längeren Aufsatze darüber. Die mndl. Laut- und Formenlehre ist zuerst in einer wertvollen Grammatik (1883) dargestellt worden, einige Jahre darauf in

einer anderen; auch um die Entwicklungsgeschichte der Schriftsprache hat man sich bemüht, und diese Arbeiten gingen Hand in Hand mit der Erforschung der Mundarten, die vor allem die fränkischen, friesischen und sächsischen Elemente zu scheiden bemüht ist. Auch sind auf neuniederländischem Gebiete einmal die mehr kodificierenden Arbeiten über die Laut- und Flexionslehre der Schriftsprache zu beachten, andererseits die Dialektforschung, die man in neuester Zeit ebenfalls kartographisch zu behandeln begonnen hat. — In der friesischen Grammatik gab es vor 25 Jahren — abgesehen von den Mitteilungen in Jakob Grimms Deutscher Grammatik und einigen kleinen neuostfriesischen Sammlungen — gar nichts; um 1880 erschien eine kleine Monographie über die altostfriesischen Verba; seitdem ist eine Laut- und Formenlehre des Altostfriesischen gegeben worden, sowie eine vergleichende Darstellung der alt- und neufriesischen Sprachen. Auch hat man unternommen, die Lautverhältnisse einer englisch-friesischen Gemeinsprache zu bestimmen, d. h. die Erscheinungen, die den englischen und friesischen Stämmen bereits vor der Besiedlung Britanniens auf dem Kontinente eigen gewesen sind. Wenngleich nicht ausgeschlossen ist, dass die eine oder andere Entwicklung sich getrennt bei beiden Stämmen vollzogen hat und in der gemeinsamen Periode vielleicht nur die Ansätze und Vorbedingungen dazu vorhanden waren, so ist doch die Rekonstruktion einer solchen Gemeinsprache zu methodischen Zwecken berechtigt; sie wird der relativen Lautchronologie förderlich sein und im grossen und ganzen ein Bild der gesprochenen Sprache darbieten; nur darf man sie nicht dahin missverstehen, dass sie eine einheitliche Sprache ohne mundartliche Differenzierung erweisen wolle. — Zu allen derartigen Arbeiten ist Dialektscheidung der älteren Quellen die wichtigste Vorbedingung; auf diesem Gebiete hat das grösste Verdienst eine im Jahre 1882 in erster Auflage erschienene angelsächsische Grammatik, die auf voller Kenntnis der Prosaquellen erbaut ist und auch für spätere Arbeiten über altenglische Mundarten grundlegend gewesen ist und es fernerhin sein wird; mit ihr zusammen sind vor allem die gleichzeitigen Arbeiten Cosijns zur altwestsächsischen Grammatik und anderer englischer Forscher zu nennen, wie denn diese auch durch Herausgabe der ältesten englischen Texte ein grosses Verdienst haben. Was weiterhin durch eingehende Behandlung der Dialekte und besonders auch der Lehnwörter erreicht worden ist, ist in den späteren Auflagen der angelsächsischen Grammatik verarbeitet

worden. Und wie bezeichnenderweise die bedeutendsten Arbeiten auf altenglischem Gebiete von Gelehrten geleistet wurden, die hervorragende Phonetiker sind, so sind die Fortschritte auf dem Gebiete der mittel- und neuenglischen Grammatik — wenn auch in erster Linie durch neue Textausgaben — stark durch die Phonetik beeinflusst worden: man braucht hier nur an Werke wie das über 'Early English pronunciation' oder die 'History of English sounds' zu erinnern. Und wie auf deutschem so steht auch auf englischem Gebiete für die neuere Zeit im Mittelpunkte der Forschung das Studium der Dialekte und das Verhältnis der Schriftsprache zu diesen; und gerade für die besten grammatischen Arbeiten im Mittelenglischen (z. B. den ersten Teil einer mittelenglischen Grammatik, deren Beurteilungen wiederum zu reicher Einzelarbeit geführt haben) ist zu beachten, ein wie grosser Wert für die Geschichte und mundartliche Gruppierung des älteren Englisch der Erforschung der lebenden Mundarten beigelegt wird. Wir nähern uns hiermit den Specialgebieten, deren Darstellung nicht unsere Aufgabe ist; besonders insofern die romanischen Einflüsse aufs Englische in den jüngeren Perioden eine bedeutsame Rolle spielen. — Ganz besonders reich sind die Fortschritte auf dem grammatischen Gebiete aller skandinavischen Sprachen. Die vielen trefflichen Einzelbeiträge zur Laut- und Accentlehre der verschiedenen Sprachen und Perioden können hier nicht genannt werden; ohne sie aber hätten uns nicht die vorzüglichen Gesamtdarstellungen einer altisländischen und altschwedischen Grammatik, eine Geschichte der nordischen Sprachen und eine Lautgeschichte des Dänisch-Norwegischen geschenkt werden können; besonders auch hier ist die Dialektforschung erfolgreich gewesen, und in Laut- und Formenlehre ist die Kenntnis der schwedischen sowie auch der norwegischen und der südjütischen Volksdialekte gefördert worden; ja, selbst abgelegene Zweige, wie det norske sprog på Shetland, sind zu ihrem Rechte gekommen. Auch Gesamtübersichten, die die Geschichte der einzelnen Sprachzweige bis auf den heutigen Tag verfolgen (z. B. Det danske sprogs historie), fehlen nicht, und an praktischen Lehrbüchern zur Erlernung einerseits des Altnordischen, andererseits der lebenden skandinavischen Sprachen ist kein Mangel, wie denn immer ein erfolgreicher wissenschaftlicher Betrieb derartige praktische Erleichterungen zu veranlassen pflegt.

Auch die historische und vergleichende Lautlehre als

Perioden gegeben würde, oder insofern die Schreibung für bestimmte Perioden gefordert oder die heutige Schreibung nicht bloss nach phonetischen, sondern auch nach historischen Gesichtspunkten in Regeln gefasst wird. Diese Rechtschreibungsfrage ist ja nicht eigentlich eine wissenschaftliche, hat aber doch zu wissenschaftlicher Arbeit Anlass gegeben. Die sog. preussische Schulorthographie war zu einem Teil das Ergebnis diplomatischer Arbeit: zwischen den verschiedenartigsten Wünschen der Gelehrten musste vermittelt werden, dann wieder zwischen Gelehrten und Laien, Theoretikern und praktischen Berufskreisen, endlich gar zwischen verschiedenen Bundesstaaten; und als das Ergebnis vorlag, das unter solchen Umständen begreiflicherweise sehr anfechtbar war, da sträubten sich gewisse sociale Kreise und wehrte sich besonders die mächtige ältere Generation und wollte ihre eignen Wege gehen. Eine Masse von Kleinlitteratur ist damals durch den Streit um die Rechtschreibung heraufgeführt worden. Gleichwie es nun in der praktischen Erziehungslehre vorkommen kann, dass die konsequente Durchführung des weniger Guten der unsicheren Forderung eines Besseren vorzuziehen ist, so gilt in den meisten normativen Fragen, dass der allgemeinen Unsicherheit, auch wenn sie ein gutes Ziel im Auge hat, die einheitliche Durchführung von festen Bestimmungen, auch wenn sie nicht allen ideal erscheinen, vorzuziehen ist, — zumal wenn ein Ideal überhaupt als unerreichbar gelten muss. So ist es erfreulich, dass nunmehr zu Beginn des neuen Jh. eine einheitliche Rechtschreibung in allen Ländern deutscher Zunge durchgeführt werden soll. Es ist im wesentlichen die sog. preussische Schulorthographie, und sie ist theoretisch sehr anfechtbar, aber praktisch unanfechtbar, falls sie thatsächlich einheitlich durchgeführt wird, denn Einheitlichkeit ist in solchen Fällen die Hauptsache, und hinter der Forderung der Einheitlichkeit müssen alle anderen zurücktreten. — Diese und andere normativen Fragen beschäftigen auch andere Länder germanischer Zunge; man denke vor allem an Norwegen. Nie darf man zu ihrer richtigen Beurteilung ausser acht lassen, dass es sich in erster Linie um Sachen der Praxis handelt.

8. Innere Sprachbetrachtung: Syntax, Lexikographie und Wortbildungslehre.

Aller dieser äusseren steht die innere Sprachbetrachtung gegenüber, d. h. die Betrachtung des Gesprochenen nach psychologischen Gesichtspunkten. Die Rede kann aus einem

kürzeren oder längeren in sich abgeschlossenen Abschnitte bestehen oder deutlich mehrere solcher Abschnitte erkennen lassen. Die Mittel, wodurch diese untereinander verbunden sind, pflegt man aus praktischen Gründen in einem besonderen Teile der Stilistik zu behandeln; wir wollen davon absehen und nur jene einzelnen in sich abgeschlossenen Abschnitte betrachten, die wir Sätze zu nennen pflegen. Über die Definition des Begriffes „Satz" ist viel gestritten wurden. Man fusst zumeist auf der Erklärung des Dionysius Thrax: „λόγος ἐστὶ λέξεων σύνθεσις κατάλληλος διάνοιαν αὐτοτελῆ δηλοῦσα," hat aber viele Beschränkungen und Zusätze dazu gemacht; ich möchte den Begriff jetzt so fassen: „Ein Satz ist eine Äusserung in artikulierter Rede, durch die der Sprechende eine in sich abgeschlossene Vorstellung oder mehrere zu einem einheitlichen Ganzen verbundene Vorstellungsgruppen zum Ausdruck bringt." Die innere Sprachbetrachtung nun umschliesst (abgesehen von der Verbindung der Sätze miteinander) „die Lehre von der Funktion der Sprachelemente, insofern sie ihrer Bedeutung nach einen Satz bilden". Nicht nur um das Wort oder eine Verbindung von Wörtern handelt es sich bei der inneren Sprachbetrachtung, denn sie erstreckt sich auch auf die Bedeutung der Wurzel und der suffixalen Elemente. Dieses letztere, gemeinschaftlich mit der Betrachtung des einzelnen Wortes, wurde gewöhnlich passend als Etymologie oder auch Semasiologie abgeschieden. Viel weniger ist es zu billigen, dass man früher die Satzlehre oder Syntax auf die Lehre von der Verbindung der Wörter zum Satze beschränkte. Denn einmal kann der Satz aus einem einzigen Worte bestehen; zweitens aber sind mit der Verbindung der Wörter zum Satze die Mittel zum Ausdrucke der Gedanken keineswegs erschöpft. Ausser dem einfachen Nebeneinander der den einzelnen Vorstellungen entsprechenden Wörter („Träume Schäume") und der verschiedenartigen Wortstellung kommt nämlich der Stärkeaccent, die Modulation oder Tonhöhe, das Tempo der Rede und die flexivische Abwandlung in Betracht. Es ist ein Hauptfortschritt der neueren Syntax — und hierin berührt sie sich mit dem Fortschritte der äusseren Sprachbetrachtung —, dass sie zu ihrem Gegenstande das Gesprochene nimmt, wie es wirklich ist, nicht aber, wie es sein könnte, oder gar wie es (der normativen Auffassung nach) sein sollte. Sie hat sich gänzlich von dem

subjektlosen und prädikatlosen Sätzen zu erklären hatte; und indem sie jetzt vielmehr die Sprache betrachtet, wie sie **ist**, und nicht, wie sie sein **sollte**, hat sie sich von der geschriebenen Sprache als einem sekundären Erzeugnisse zu der gesprochenen als dem primären gewandt und ist dadurch zur Wertschätzung der Mundarten gelangt, gerade wie die äussere Sprachbetrachtung; und wie diese im Accent und Intervall wichtige Ursachen der Lautveränderung festgestellt hat, so hat die Syntax darin bedeutsame Mittel zur Veränderung der Satzbedeutung erkannt. Bei der Stärkebetonung $\overset{3}{\textit{Karl}}$ $\overset{2}{\textit{schlägt}}$ *den* $\overset{1}{\textit{Hund}}$ ist im Neuhochdeutschen (norddeutscher Grundlage) die jedesmal neu hinzutretende Vorstellungsgruppe durch den stärkeren Ton bezeichnet, so dass die mindestbetonte (3) die zuerst vorhandene vor; stellt man dieser Betonung eine andere $\overset{1}{\textit{Karl}}$ $\overset{2}{\textit{schlägt}}$ *den* $\overset{3}{\textit{Hund}}$ gegenüber, so wird das Princip besonders klar. Ähnlich sind im Neuhochdeutschen (norddeutscher Grundlage) starke Unterschiede dadurch gegeben, ob ich betone *Karl· schlägt. den. Hund.* (der höhere Punkt bezeichnet den höheren Ton) oder *Karl· schlägt....* und dann (nach einer Pause neu einsetzend) *den· Hund.* oder gar fragend *Karl. schlägt· den· Hund·?* bezw. *Karl. schlägt· · · ·? den. Hund·?* Es ist ganz zweifellos, dass solche Funktionen des Accents, der Modulation und der Pausen für die Erkenntnis der Satzbildung in einzelnen Sprachen (und auch wohl in der Sprache überhaupt) von grosser Bedeutung sein können, zumal diese Unterschiede sich zum Teil besonders gut experimentalphonetisch bestimmen lassen; und vielleicht haben wir darin ein Mittel, um das Werden des Satzes und seine grammatische Analyse in Satzteile sicherer zu praktischem Ausdrucke zu bringen, als es bisher der Fall gewesen ist. Gilt das in erster Linie auch nur für die lebende Sprache, so brauchen wir doch die Hoffnung nicht aufzugeben, dass mit der Zeit durch Vergleichung der Beobachtungen sich auch für die allgemeine Sprachwissenschaft (nicht bloss für den beschränkten Umfang der sog. idg.) manches ergeben wird; wir dürfen nicht vergessen, dass derartige Beobachtungen noch in den ersten Anfängen liegen. Solche Ideen über den Begriff und neue Forschungsweisen der Syntax sind in geistvollen Arbeiten, wie den „Principien der Sprachgeschichte", den „Grundfragen des Sprachlebens" und einem Buche über die Frage „Was ist Syntax?" (das auch auf meine Gruppierung der Sprachbetrachtung stark eingewirkt hat), mehr oder minder gewürdigt worden, vor allem aber haben sie auch auf syntaktische

Darstellungen der Mundart und der Umgangssprache gewirkt, die in neuester Zeit entstanden sind und hoffentlich reiche Nachfolge finden werden. — Die unbefangene Beobachtung der gesprochenen Sprache hat denn auch auf die allgemeine Forschung bereits ihren weiteren Einfluss geübt: man ist — insofern die allgemeine Sprachwissenschaft in Betracht kommt — darüber klar geworden, dass die den flektierenden Sprachen eigene Kongruenz nicht eine logische Forderung ist, sondern ursprünglich die zufällige Gleichheit formeller Erscheinungen bei zufälliger Gleichheit der Beziehungen, und dass sie darum als Mittel zur Bezeichnung der Zusammengehörigkeit empfunden und als solches (besonders im Falle der asyndetischen Parataxe) weiter ausgebildet ward. Formale Gruppenbildung auch ist als das wesentlichste Moment zur Ausbildung des grammatischen Geschlechtes erkannt worden, wie denn auch die Entstehung des Neutrums jedenfalls auf formale Gruppen zurückgeht. Weil ein bestimmtes Suffix in verschiedenen Wörtern vorhanden war, die ihrer Wurzel nach feminine Bedeutung hatten, konnten sich diese zu einer Formgruppe zusammenschliessen, und das Suffix ward eine Bezeichnung des Femininums; daher konnte einerseits zu Masculinis dann ein neues Femininum mittelst jenes Suffixes gebildet werden, andererseits machte die Phantasie alle Wörter mit jenem Suffixe, insoweit sie sie überhaupt personificierte, zu weiblichen Wesen; für die weitere Ausbreitung des Geschlechtes ist dann die Kongruenz und besonders auch die Verwendung der (aus wenigen Elementen bestehenden und an sich den Suffixen ähnelnden) Pronomina bedeutsam geworden, die den Begriff eines vorhergehenden Nomen aufnahmen und zu seiner geschlechtlichen Klassificierung besonders beitrugen. Die engen Beziehungen zwischen Formen- und Bedeutungsgruppen werden durch die slawische Scheidung des Lebendigen und Toten infolge ursprünglichen Suffixunterschiedes so recht klar veranschaulicht. Als man vor etwa einem Jahrzehnt wegen dieser Fragen nach dem Geschlecht starke Stürme stritt, ist von der Seite, die in gerechtem Eifer die Bedeutung der Formgruppen verteidigte, die Kraft der Phantasie zur Bildung von Stoffgruppen freilich allzu wenig gewürdigt worden. Diese Unterlassung erklärt sich aus der begreiflichen Scheu, in überwundene Anschauungen der Sprachwissenschaft zurückzufallen. Aber auch solche massvoll zu berücksichtigen, da sie doch meistens etwas Wahres enthalten, kann nützlich sein. So knüpft an Wilhelm von Humboldt und an Byrne eine Arbeit an, die „den deutschen Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung“ auffassen will; freilich

legt das, wenn auch viel Geist auf eine solche Darstellung verwandt werden kann, immer die Gefahr nahe, den psychologischen Faktoren ein zu grosses Gewicht gegenüber den rein mechanischen zu geben, zumal wo es sich um Fragen der Sprachveränderung und nicht bloss der Sprachschöpfung handelt.

Die historische syntaktische Forschung hat begreiflicherweise von den obenerwähnten neuen Ideen noch wenig Gebrauch machen können, zumal sie als eine ganz junge Wissenschaft noch sehr mit Mangel an gesichtetem Material zu kämpfen hat. Wenn wir trotzdem bereits eine grosse vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen besitzen, so müssen wir ihrem Schöpfer für die aufopfernde Arbeit besonders dankbar sein; nur darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass auf diesem Gebiete bis jetzt nur die ersten Anfänge gemacht sind. Die erwähnten neuen Auffassungen werden noch sehr geklärt und gemehrt werden müssen, ehe sie zur systematischen Grundlegung einer umfassenden vergleichenden Syntax gebraucht werden können; aber keineswegs darf man dauernd darauf verzichten, die ursächlichen Zusammenhänge auf diesem psychologischen Forschungsgebiete klarer aufzeigen zu wollen, als es bisher der so jungen Wissenschaft gelungen ist. In der genannten grossen vergleichenden Syntax, die ja auf tieferes Eindringen einstweilen noch verzichten musste, ist das Germanische ganz besonders schlecht weggekommen: eigentlich ist nur das Gotische herangezogen worden, und dadurch wird natürlich ein ganz falsches Bild des Germanischen gewonnen. Um so erfreulicher ist es, dass andere Arbeiten der vergleichenden Syntax gerade in erster Linie dem Germanischen zu gute gekommen sind. Ganz besonders gilt das von den Ergebnissen auf dem Gebiete der Kasussyntax, die den sog. Synkretismus betreffen. Am meisten war die englische Sprache geeignet, zu zeigen, wie durch blosse Lautentwicklung und durch psychologische Faktoren das Kasussystem vereinfacht worden ist, und zu lehren, wie wichtig für diesen 'progress in language' die Wirkung der mannigfachen Inkongruitäten geworden ist, indem in den verschiedenen Deklinationsklassen ein und derselbe Kasus durch verschiedene Endungen bezeichnet und andererseits eine und dieselbe Endung als Form für verschiedene Kasus gebraucht werden konnte; es kommt noch hinzu, dass diese sich begrifflich vielfach berühren oder gar in ihren Funktionen durcheinandergehen. Eine Folge davon war die Unsicherheit im Gebrauche der Kasus, und dann war nur noch ein Schritt bis zu ihrer falschen Verwendung und weiter zu ihrer völligen

Vernachlässigung. Diese Gedanken sind für die vergleichende Syntax fruchtbar geworden und werden es ferner sein. Auch in der Lehre vom Verbum sind bedeutende Fortschritte gemacht. Klar ist die Scheidung der Aktionsart und Zeitstufe durchgeführt worden: jene bestimmt die Handlung nach ihrer Entwicklungsphase als eintretend oder im Fortgange befindlich oder abgeschlossen, diese giebt das Zeitverhältnis an, in dem der Vorgang zum Sprechenden oder zu einer im Satze sonst vorkommenden Handlung steht. Die Aktionsart, die im Griechischen sich klar durch die verschiedenen Stämme des Aorists oder des Präsens oder des Perfekts darstellt, wird im Germanischen — und in sehr klarer Weise auch im Slawischen — durch Präfixe veranschaulicht: während z. B. das einfache Verbum imperfektive Bedeutung hat, wird die momentan-perfektive etwa durch *er-* oder *ent- (ersteigen, entspringen)*, die durativ-perfektive etwa durch *ge-* oder *be- (gerinnen, befreien)* dargestellt; freilich können auch verschiedene Wurzeln, Verbalableitungen (inchoative, iterative usw.) oder Participialumschreibungen (vgl. engl. *I am* und *I was going*, mhd. *ich wirde* und *ich wart lachende)* verwendet werden. Diese Ausdrucksmittel gewürdigt, ferner den Zusammenfall der Tempora und Modi beobachtet und erklärt und die Ersatzmittel untersucht zu haben ist ein Verdienst der neueren Forschung; überall ist vorurteilsfreie Beobachtung an die Stelle der alten schulmässigen Klassifikationen getreten. Noch fast ganz bei Seite gelassen ist die Frage nach dem Verhältnisse von Haupt- und Nebensatz, nur dass in geistvoller Weise die Entwicklung der Wortkomposition zur Lösung herangezogen ist. Der Nachweis ist erbracht, dass im Indogermanischen die Komposita durchaus nicht nur aus Nomina gebildet sein können, sondern auch aus verbalen Elementen: so die synthetischen Komposita, wo das zweite Glied eine Art Particip der Ursprache ist (*λογοποιός*); so die Komposita, deren erster Bestandteil eine dritte Person Sing. Praes. ist (*φερέκαρπος*), und die ursprünglich ganze, aus Verbum finitum und Objekt bestehende Sätze waren, und zwar der Form nach Haupt- und dem Sinne nach Nebensätze, wie etwa im engl. *take the book I brought;* so auch die Bahuvrîhikomposita, die ursprünglich Nebensätze waren. Wir sehen uns

aus dem Zusammenhange des Sinnes hervorging. Bewiesen sind ja freilich derartige frühindogermanische Verhältnisse nicht, doch enthalten diese Vermutungen eine Reihe von äuserst fruchtbaren Gedanken zur Sprachausbildung. — Für den indogermanischen Satzaccent ist der Nachweis wichtig, dass die Verbalenklise nicht als indogermanisch anzusehen ist, wie man denn überhaupt für die Rekonstruktion der syntaktischen Verhältnisse und der Wortbedeutungen einer indogermanischen Ursprache aus den Einzelsprachen durchaus nicht die für die Lautverhältnisse geltende Methodik kurzerhand übernehmen darf. Für die indogermanische Wortstellung ist der wertvolle Nachweis geliefert, dass das Verbum im Satze an beliebiger Stelle stehen konnte, die im Nebensatze häufig gewordene Schlussstellung aber erst späterer Entwicklung zuzuweisen ist. — Durch die Bedeutsamkeit der besprochenen neueren Gesichtspunkte wird nun aber keineswegs der Wert älterer Sammlungen und Verarbeitungen zuverlässigen Materials auch nur im allergeringsten herabgedrückt, und da gebührt das höchste Wort der Anerkennung der deutschen Syntax von Jakob Grimm; ihre neue Ausgabe, deren Bearbeitung ein sehr grosses Verdienst ist, bietet eine unermessliche Fülle unbekannten Stoffes, der seit dem ersten Drucke (1837) gesammelt worden ist. Eine neuere vollständige deutsche Syntax giebt es noch nicht. Begonnen war eine solche von Oskar Erdmann, und auf ihn als den Verfasser der trefflichen Otfridsyntax hatte man grosse Erwartungen gesetzt; leider wurden sie durch den ersten Teil des Buches getäuscht, das zwar ein reiches Material und manche gute Auffassung bietet, aber einen weiteren sprachwissenschaftlichen Blick und alle Rücksichtnahme auf die verwandten germanischen Sprachen, ja selbst auf die deutschen Mundarten schwer vermissen lässt. Freilich ist das Buch — als einziges Hilfsmittel — mehr benutzt als gelobt worden, aber das hat den Verfasser doch nicht bewegen können, die Arbeit fortzuführen, denn wohl erkannte er, dass er sich selbst ohne Eingehen auf jene weiteren Gebiete nicht würde genügen können. Ein Schüler von ihm hat reiches und dankenswertes Material zu einer Fortsetzung verarbeitet, die als eine selbständige Leistung anzuerkennen ist, begreiflicherweise aber unter den Fehlern der Anlage leidet. Ein grösseres Werk über den deutschen Satzbau ist nach der Zeit erschienen, deren Entwicklung wir hier geben, — ein neuer Beitrag zu einer in die Tiefe gehenden deutschen Syntax, zu deren Schöpfung weiter sprachwissenschaftlicher Blick und volle Beherrschung des Materials zusammenwirken müssten, um

diese Wissenschaft würdig unter die übrigen grammatischen Disciplinen einzureihen. Während uns also eine erschöpfende allgemeine Darstellung noch fehlt, ist einzelnen Kapiteln einer solchen (z. B. über die deutsche Zeitfolge im konjunktivischen Nebensatze) scharfsinnig vorgearbeitet; besonders aber sind wertvolle syntaktische Betrachtungen einzelner Denkmäler und Sprachperioden gegeben worden: ich erwähne nur die Syntax Otfrids, Isidors, Tatians, eine treffliche Syntax des altsächsischen Heliand, eine angelsächsische Ælfreds des Grossen, Untersuchungen über die gotischen Modi in Nebensätzen u. a. m. Das Altnordische sowie das Dänisch-Norwegische betreffen grössere systematische Darstellungen, das Neuenglische die besonders syntaktische Fragen fördernde Shakspere-Grammatik; und hier zugleich und bei Behandlung der Wortlehre könnte man manche ins litterarhistorische Gebiet schlagende nützliche Untersuchungen über den Stil und Wortgebrauch der älteren und neueren Dichter nennen.

Mit kurzem Worte auch sei der *normativen Syntax* gedacht. Soweit wir es hier mit der Syntax der Schulgrammatik zu thun haben, steht die Sache sehr schlecht: Analyse des Satzes in seine Satzteile, Kasuslehre, Tempus- und Moduslehre nach dem alten Schematismus, in den meisten Punkten aller historischen Erfahrung widersprechend und dem gesunden Denken zuwider; indessen ist wenig Aussicht, dass diese bald zwei Jahrtausende alte Überlieferung durch etwas anderes ersetzt werde. Besser steht es mit der normativen Stilistik: die Wertschätzung der gesprochenen Sprache hat hier zu einem energischen Kampfe gegen den „papiernen Stil“ geführt; gegen „allerhand Sprachdummheiten“ hat man gestritten und durch die Forderung „gut deutsch“ gegen viele Unarten gewirkt; auch hat man die Vorschriften eines guten Stils und reiner Ausdrucksweise durch eine Art Stilwörterbuch belegt. In manchen Punkten sind Tadel und Forderungen freilich ungerechtfertigt oder übertrieben gewesen.

Wir haben gesehen, wie die innere Sprachbetrachtung zu ihrem Gegenstand den Satz als einen in sich abgeschlossenen Teil der gesprochenen Rede nimmt. Die ihrer Bedeutung nach erkennbaren Sprachelemente schliessen sich aber auch zu kleineren Summen zusammen, als es der Satz ist: zu Worten; ja, in vielen Wörtern ist uns überhaupt nur ein einziges Bedeutungselement

und auf die supponierte Frage *„welche Präposition muss man da gebrauchen?“* kann man mit dem Satze *„von!“* antworten. Die Bedeutung des Wortes kann — ganz abgesehen von den vielen Wörtern, die zumeist nur relativ verwendet werden, wie *der*, *ich*, *gestern* — verschieden sein: erstens je nach dem Kreise anderer Begriffe, in den es eingeordnet wird, z. B. bedeutet *„Sprung“* heute etwas ganz Verschiedenes, je nachdem ich sage *„er wagte den Sprung“* oder *„das Glas hat einen Sprung“*; zweitens je nach der Örtlichkeit, z. B. meint *„springen“* im Schwäbischen die Bewegung, die in Norddeutschland als *„laufen“* bezeichnet wird, der Norddeutsche aber gebraucht *„springen“* da, wo der Schwabe *„hüpfen“* sagt, während die diesem entsprechende Form *„hüpfen“* in Norddeutschland wieder eine besondere Art des Springens bedeutet. Die innere Sprachbetrachtung nun kann rein beschreibend die Wörter der heutigen Sprache und ihre Bedeutungen feststellen, — das fällt der rein beschreibenden Lexikographie einer Sprache oder Mundart zu; da aber viele Wörter ersichtlich mehrere Bedeutungselemente enthalten, so lässt sich auch die Wortbildung allenfalls nach dem gegenwärtigen Standpunkte einer lebenden Sprache darstellen.

Freilich wird diese letztere Arbeit nicht besonders erspriesslich erscheinen, denn betreffs der Wortbildung kommen wir erst zu nutzbringenden wissenschaftlichen Ergebnissen, wenn wir ältere Perioden heranziehen. Aber auch die Bedeutung der Worte wandelt sich stark im Laufe der Zeiten. Daher werden die Bedeutungslehre oder Semasiologie und die Wortbildungslehre — für ihren engen Zusammenhang spricht, dass für beide wechselnd das Wort Etymologie verwendet wird — zu wissenschaftlichem Nutzen meistens historisch dargestellt. Beide Disciplinen sind ein Gegenstand der Lexikographie, und auch diese geschieht, wenn sie wissenschaftlich ist, zumeist nach historischen Gesichtspunkten. Und in diesem Sinne ist die Wissenschaft noch jung. Vokabularien freilich, in denen der lateinische Ausdruck durch den deutschen übersetzt ward, sind uns schon aus althochdeutscher Zeit bekannt; der erste Schritt zur deutschen Lexikographie aber besteht eigentlich erst darin, dass der deutsche Ausdruck vorangestellt ward, — es geschah durch Gerhard van der Schüren zu Ende des 15. Jh. Fast drei Jahrhunderte hindurch ist man dann über blosses Sammeln des deutschen Sprachschatzes nicht hinausgekommen, bis der von Leibniz angeregte Joh. Leonhard Frisch 1741 sein grosses „Teutsch-lateinisches Wörterbuch“, das erste wirklich wissen-

schaftliche Wörterbuch, herausgab, — wissenschaftlich durch historische Sammlung der Wörter und durch vorsichtige Etymologie. Einen Rückschritt machte man, entsprach aber einem Bedürfnis der neu erwachenden Litteratur, wenn man alsdann die normative Richtung einschlug und, wie Gottsched und Adelung, den Wortschatz der Schriftsteller kodificierte und regelte oder, wie Campe, zugleich das Bestreben der Sprachreinigung hineintrug. Ganz leise klingt die normative Absicht in dem — sonst an Frisch anknüpfenden — Plane von Friedrich Nicolai an, wonach von vielen Arbeitern die Schriftsteller ausgezogen und das dadurch gewonnene riesige Material einem Kundigen überliefert werden sollte, der die Bedeutung des Wortes festzustellen und die Verwendung des Wortes zu bestimmen habe. Diesen Plan, aber ohne jeden normierenden Beigeschmack, haben die Gebrüder Grimm seit 1838 auszuführen begonnen. Viele Schicksale hat der Fortgang des Riesenwerkes erlebt; er hat die deutsche Lexikographie bis auf den heutigen Tag beherrscht. Oft war — gerade im letzten Vierteljahrhundert — ein Wechsel der Mitarbeiter notwendig, sind doch Weigand, Hildebrand, Lexer, Wülcker in dieser Zeit gestorben. Das ist natürlich zu spüren, denn viele Baumeister, verschieden an Reichtum der Gedanken und Arbeitstiefe und Arbeitsgeschwindigkeit, können nicht ein einheitliches Werk schaffen. So zeigt der Riesenbau reiche vollendete architektonische Kleinarbeit, die uns zur Bewunderung hinreisst, andere Verzierungen harren der Vollendung, dazwischen plumpes und stilwidriges Beiwerk. Das schlimmste aber ist, dass die Fundamente nicht gut und stark genug sind, um die Last des Baues zu tragen, und vieles Material, das sich trefflich geeignet hätte, ist leider verschmäht worden. Die Quantität des Zettelmaterials ist, wenigstens bei dem mir zugängigen Buchstaben, erbärmlich gering, geradezu gleich Null; die Qualität ist kaum besser; das Mundartliche ist inkonsequent herangezogen. Daher kommt es, dass die Mitarbeiter entweder eine ganz enorme Arbeitskraft haben aufwenden müssen und das Werk ganz langsam fortschritt, oder dass sie vor allem das schon in anderen Wörterbüchern gedruckte Material haben zu Grunde legen müssen. So wird denn, wenngleich für uns jetzt das Werk sehr wertvoll ist und die fehlenden Teile als grosse Lücken empfunden werden,

latinae zu geben; ob auch der Stoff der gesprochenen Sprache, also der Wortschatz der Mundarten, damit zu vereinigen wäre, müsste reiflich erwogen werden. Dem Grimmschen Wörterbuche konnten und können mancherlei Arbeiten zu gute kommen, die noch in das letztvergangene Vierteljahrhundert fallen: so enthält wertvolles Material, besonders aus älterer Zeit, das 'Hoch- und niederdeutsche Wörterbuch' von Diefenbach und Wülcker, während Daniel Sanders um die Stoffsammlung aus neuerer Zeit ganz entschiedene, ihm zu Unrecht geschmälerte Verdienste hat. Alle diese Werke sind einem handlichen dreibändigen Wörterbuche zu gute gekommen, das im ganzen als ein Auszug aus dem Grimmschen Wörterbuche bezeichnet werden kann; abgesehen davon, dass es seine Citate, wie Sanders' Arbeiten, auf die letztvergangene Zeit erstreckt, bietet es nicht eigentlich Neues. Wohl aber gilt das von einem kleinen, für weitere Kreise berechneten Buche, das freilich nicht reich an Citaten ist und auf überflüssige Umschreibungen der Wörter verzichtet, aber gut und klar ihre Bedeutungsgrenzen und -wandlungen angiebt. Dabei ist besonderes Gewicht gelegt auf die Abweichungen der heutigen Wortbedeutung von derjenigen der letzten Jahrhunderte, sowie auf geographische Unterschiede und Grenzen der Wortbedeutungen innerhalb der Schriftsprache. Insoweit es sich um deren Wortschatz handelt, sei noch auf eine eigenartige Unternehmung der neuesten Zeit aufmerksam gemacht: ein Häufigkeitswörterbuch, das aus etwa 11 Millionen Wörtern statistisch die durchschnittliche Häufigkeit der einzelnen Wörter, der verschiedenen Laute u. a. m. berechnet; ursprünglich für die praktischen Zwecke der Stenographie berechnet, kann das auf der Berliner Bibliothek niedergelegte Material vielleicht auch wissenschaftliche Bedeutung haben, meines Erachtens durch Vergleichung des Deutschen mit etwaigen anderen, auf dieselbe Weise zu untersuchenden Sprachen. — Gross sind die Errungenschaften der mundartlichen Lexikographie. In der Schweiz, im Elsass sind mustergültige Sammlungen ausgearbeitet; ein bündnerisches, ein pfälzisches, ein oberhessisches, ein Handschuchsheimer, ein westfälisches Idiotikon, ein ostfriesisch-plattdeutsches Wörterbuch ist herausgegeben; aus dem livländischen Deutsch ist manches (freilich ungeordnet) geboten worden u. a. m.; leider vermisst man in mehreren dieser Arbeiten die weise Beschränkung auf zu-

auch für die älteren Sprachperioden und die übrigen germanischen Sprachen ist die Arbeit rüstig fortgeschritten. Das Althochdeutsche, das im 'Altdeutschen Wörterbuche' zu vollem Rechte gekommen war, hat freilich niemand wieder in Angriff genommen, weil das vor der Vollendung des grossen Glossenwerkes ein thörichtes Beginnen gewesen wäre. Das Erscheinen von Lexers 'Mittelhochdeutschem Wörterbuche' fällt nur zum Teil noch in den Anfang der siebziger Jahre. Ganz besonders reich sind die Verdienste auf mittelniederdeutschem Gebiete, wo Schiller und Lübben und nach ihm ein Ergänzer durch lexikalische Arbeit den Grund für alle sprachliche Erforschung gelegt und zugleich dem Historiker ein unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen haben; ein middelnederlandsch Woordenboek und ein neuniederländisches schreiten rüstig fort, de Bo's westvlaemisch-niederländisches Wörterbuch ist umgestaltet und erweitert erschienen (freilich lässt es die Scheidung zwischen einer Sammlung des ganzen Sprachschatzes und einem Idiotikon vermissen); ein neuwestfriesisches Idiotikon, das leider die gesprochene und geschriebene Sprache nicht genügend trennt, ist im Erscheinen; auf altenglischem Gebiete ist der alte Bosworth ganz verändert, vermehrt und verbessert, wenn auch noch jetzt nicht mit annähernder Zuverlässigkeit benutzbar, erschienen, auch bietet ein gutes ags. Wörterbuch das nötigste Material für Studienzwecke; für das Mittelenglische ist — trotz einer verbesserten Ausgabe des Stratmann — noch viel zu wünschen, aber im Neuenglischen sind geradezu glänzende Erfolge zu berichten: das gewaltige Material unendlich reicher Forschung ist in wenigen Jahren unter sachkundiger Leitung im „Dialect dictionary“ fast zur Hälfte ediert worden, und für die Schriftsprache braucht man nur auf den Murray und das Century dictionary hinzuweisen. Das altnordische Ordbog von Fritzner hat in seiner neuen, dreibändigen Ausgabe allgemeine Anerkennung gefunden, der Wortvorrat der ältesten isländischen Handschriften bis zum Anfange des 13. Jh. ist sorgfältig gebucht; ein *Ordbog til det ældre danske sprog* und ein *Ordbok öfver svenska medeltidsspråket* sind erschienen, und vor kurzem hat die schwedische Akademie ein gross angelegtes Wörterbuch herauszugeben begonnen. Die reichen kleineren Beiträge auf allen diesen Gebieten können hier nicht genannt werden, nur mag auf wertvolle deutsche Be-

nicht in wissenschaftlichem Sinne genügend behandelt worden. Weit über den gewöhnlichen Begriff der sog. Fachwörterbücher weist die grossartige Anlage des von der Königlich preussischen Akademie geplanten deutschen Rechtswörterbuches hinaus, das die ganze Rechtsterminologie älterer und neuerer Zeiten umfassen wird, und zu dem die Vorarbeiten nach Art derjenigen des lateinischen Thesaurus im Gange sind. — Ein Gebiet, das leider sehr stiefmütterlich behandelt worden ist, zum Teil wegen der Schwierigkeit der Arbeit, ist die Namenforschung. Für Orts- und Personennamen älterer Zeit sind wir noch immer auf die wenig zuverlässigen Arbeiten Förstemanns angewiesen, die freilich ein grosses Verdienst hatten und haben, weil sie die einzigen sind. Das Material ist ohne genügende Belege gegeben und ganz unvollständig, die Erklärungen sind ziemlich wertlos. So wäre es ein dringendes Erfordernis, dass für die Namenforschung etwas geschähe, auf deutschem und anderem Sprachgebiete; in den Niederlanden ist man mit der Herausgabe der „Nomina geographica" bereits erfolgreich vorangegangen. Zur Erkenntnis der Ortsnamen werden Accentbeobachtung und Flurnamenforschung sehr viel beitragen können, zur Erforschung der Orts- und Personennamen vor allem auch die Durchsicht der Quellen älterer deutscher Litteratur, deren Studium schon für sich ein grosses Interesse an solchen Arbeiten nehmen müsste.

In der besprochenen Lexikographie der deutschen Sprache kommt die Darstellung des Bedeutungswandels der Worte zu ihrem Rechte; besonders dem Aufschwunge der Lautforschung ist es zu danken, wenn viel neues Material für ältere Zeiten erschlossen, eine Fülle von neuen Etymologien auf allen idg. Sprachgebieten gegeben wurde. Sehr gewinnbringend für die Fortschritte auf diesem Gebiete ist ausser einer kurzgefassten nominalen Stammbildungslehre eine als zweiter Teil der deutschen Grammatik erschienene Wortbildungslehre, die durchaus selbständig einen sehr reichen Stoff — freilich ohne Verwertung mundartlichen Materials — bewältigt und viele feine Beobachtungen über Bedeutungsentwicklung und -differenzierung enthält; auch diesen Arbeiten sind die Fortschritte der vergleichenden Sprachforschung zu gute gekommen. Eine höchst dankenswerte lexikalische Darstellung der deutschen Etymologie, für die besonders durch die Zusammenstellung im „Altdeutschen Wörterbuche" vorgearbeitet war, ist seit 1882 in verschiedenen, stets vermehrten Auflagen erschienen, die freilich immer noch viel erweitert werden könnten. Dieses etymologische Wörterbuch hat viel Gutes ge-

stiftet, es ist viel benutzt und nachgeahmt und ausgenutzt worden, im In- und Auslande. Verschiedene englische Darstellungen beruhen ganz darauf, ein dankenswertes niederländisches etymologisches Wörterbuch hat sich frei daran angeschlossen, mehrere gotische sind erschienen, und auch in den beiden nordischen Sprachzweigen und für das Vlaemische sind ähnliche Arbeiten im Entstehen. Bei ihnen allen ist das Hauptерfordernis die vollständige Berücksichtigung und die kritische Sichtung der bisher aufgestellten Etymologien; in letzterer Hinsicht kann das deutsche Werk als Muster dienen. Auf dem Gebiete der Etymologie, der ja zu einem Teil die wichtige Aufgabe zufällt, zwischen Entlehnung und älterem Bestande zu scheiden, berührt sich die Wortforschung aufs engste mit der Lautforschung, für die gerade durch Lehnwörter die chronologischen Anhaltspunkte gegeben werden; zudem steht die Wortforschung in engster Beziehung zur Kulturgeschichte.

Auch die Lexikographie kann, sowohl was den Wortbestand als auch die Bedeutungsentwicklung anlangt, zu normativer Darstellung führen. Gerade in unserer Zeit ist auf diesem Gebiete viel geschehen: in verschiedenen, schon bei der Syntax erwähnten Schriften ist auf die richtige Verwendung der Worte oder auf „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit" aufmerksam gemacht worden, und die sehr segensreichen Bestrebungen der Sprachreinigung, wie sie ja erfolgreich und massvoll durch den deutschen Sprachverein gepflegt werden, sind recht eigentlich normative Wortforschung.

9. Litteraturgeschichte und Poëtik; wichtige Entdeckungen.

Indem ich so in aller Kürze encyklopädisch die wichtigsten methodischen Fortschritte auf dem Gebiete der germanischen Sprachwissenschaft beleuchtet habe, ist meine wesentlichste Absicht erfüllt. Vor allem auf litterarhistorischem Gebiet ist von einem eigentlichen Wandel der Methode während des letzten Vierteljahrhunderts nicht zu reden, und es würde auf die Erörterung vieler Einzelfragen hinauslaufen, wollte man die Ergebnisse für die verschiedenen Schriftsteller und Dichtwerke zusammenordnen; das soll den später folgenden Sonderabschnitten überlassen bleiben. Will man einen Fortschritt der neuesten Zeit auf dem Gebiete der eigentlichen — doch erst auf die Einflüsse der Romantik zurückweisenden — Litteraturgeschichtschreibung verzeichnen, so ist es das Streben, mit historischer

Darstellung einerseits die streng philologische Untersuchung und andererseits die auf dem Wege induktiver Ästhetik gewonnene Beurteilung zu verbinden. Als bedeutendstes Werk steht hier Wilhelm Scherers Litteraturgeschichte voran. Die Einflüsse Hettners, der die grossen Ideen durch die Litteraturen mehrerer Völker zu verfolgen strebt, machen sich in ihr weit weniger geltend als diejenigen von Gervinus und Julian Schmidt, insofern nämlich der einheitliche Gedanke des Nationalen und ferner die historische Parallele zu vollem Gebrauche kommt, die zwischen den durch Raum und Zeit völlig getrennten Erscheinungen vermittelt und begreiflicherweise sehr massvoll verwendet sein will. Die grossen Gesichtspunkte für die Darstellung werden durch Hervorhebung der Individualität gewonnen, wie denn die ganze neuere Litteraturgeschichte im Hinblick und im Rückblick auf die eine grosse Gestalt Goethes betrachtet ist. Ein viel lebensvolleres Bild gestaltet sich da, als es bei der älteren, systematischen Gruppierung, die noch Koberstein nach den Formen gegeben hatte, oder bei der organischen Gruppierung nach Stoffkreisen möglich gewesen war. Sodann ist es eine hauptsächlich philologische Aufgabe, die Sprache des einzelnen Dichters und weiterhin ganzer Gruppen zu untersuchen. Die Sprache ist das Darstellungsmaterial des Autors. Die Rhythmik, sei es der gebundenen oder der ungebundenen Rede; die Klangfärbung der Sprache; der Wortschatz und seine Verwendung, d. h. seine Abhängigkeit vom Landschaftlichen oder von fremden Einflüssen oder von der Verstechnik und die Bestimmung des Gefühlswertes der Worte bei einzelnen Dichtern und bei ganzen Gruppen; die rhetorischen Figuren — alles das macht die Eigenart der äusseren Form des Dichtwerkes aus. Die so gewonnenen Ergebnisse müssen wir in Verhältnis stellen zur inneren Form, und auch diese will untersucht sein: Stimmung, Konception, Komposition, Motive zur weiteren Ausgestaltung, klare Erkenntnis der eignen Zuthat des Dichters. Wir müssen erschauen, inwieweit Einfluss fremder Sprache und Denkweise, älterer Perioden und Autoren, inwieweit überhaupt Tradition wirksam gewesen ist gegenüber der Eigenart des Dichters, d. h. seines Temperaments und seiner Stammeseigenschaften, seiner Heimat und seiner Umgebung, seiner Lebensstellung und Lebenserfahrungen und etwaiger besonderer Dispositionen, kurz: gegenüber seiner Subjektivität. Dann zeigt sich — so drückte ten Brink es einst aus — „in dem, was als neu und originell die Gegenwart erfüllt und den Sinn der Zeitgenossen gefangen hält, das Alte und Verbrauchte und lässt

Gebilde der Vorzeit im rechten Augenblicke wieder in Jugendfrische ans Licht treten“. Das ist die eigentliche Aufgabe der Litteraturgeschichte, die „Überlieferung zu korrigieren“, das eigentlich und dauernd Wertvolle erkennen zu lehren und Massstäbe zu schaffen. Die Grundlage nun für die so wichtige sprachliche Beurteilung des Dichters ist die Reinheit der Texte; Lachmann war hier mit seiner Lessingausgabe jener weiteren Ausbildung vorangeschritten, die uns eine Goethephilologie und überhaupt eine philologische Disciplinierung der neueren Litteraturforschung geschenkt hat. Es hat sich also die Litteraturgeschichte — und zum grossen Teil ist das Scherers Verdienst — angeschlossen an die Geschichte und die klassische Philologie und — besonders was die Kritik der inneren Form anlangt — an die induktive Poëtik. Scherer hatte durch seine in sich abgerundete Litteraturgeschichte ein Beispiel gegeben, wie er sich die Behandlung dachte; da die grossen Gesichtspunkte dieses Buches nicht von den weiten Kreisen, an die es sich wendete, sondern nur von dem Fachmanne gewürdigt werden konnten, dieser aber wieder für seine Zwecke manches vermissen und vieles sehr gewagt finden musste, so hat das Werk nicht den äusseren Erfolg gehabt, den Scherer und andere vielleicht erwartet hatten. Leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, auch auf dem Gebiete der induktiven Poëtik seine Arbeiten in ähnlicher Weise zu einem gewissen Abschlusse zu bringen, vielmehr sind es nur Bruchstücke, die uns nach seinem Tode auf Grund eines Kollegienheftes bekannt geworden sind. Mag auch noch so viel Strittiges und gar Unhaltbares darin sein, so ist es doch das grosse Verdienst dieses geistvollen Buches, dass es zuerst den Unwert aller deduktiven Ästhetik mit ihrem abstrahierten und normativen Schönheitsbegriffe in den Kreisen der Litteraturwissenschaft klargestellt hat. Scherer will, dass eine induktive Methode an die Stelle trete, dass psychologisch das Werden des Kunstwerkes und die einzelnen Wirkungsmittel des Dichters untersucht und historisch dargestellt werden, sodass eine ideale Poëtik eigentlich die Geschichte der Poësie aller Zeiten umfassen müsste; freilich wird man, auch um das Werden des Kunstwerkes zu verstehen, seine Wirkung auf die Empfangenden nicht ganz unbeachtet lassen können, doch tritt sie als etwas Sekundäres zurück. Für die Methodik ästhetischer Beurteilung des Dichtwerkes ist Scherers Poëtik sehr bedeutsam; auch einem anderen Werke zur Principienlehre ist sie zu gute ge-

wörter und Phrasen nach Carrièrescher Art sind noch immer reichlich bestrebt, über den Mangel an klarer und vorurteilsloser Anschauung hinwegzutäuschen. Inmitten solcher Arbeiten wirken erfreulich verschiedene scharfsinnige Studien über Tragik, Komik und Humor; erfrischend auch wirkt ein Beitrag zur Entstehung der Poësie, der dem Rhythmus des Arbeitsliedes einen bedeutsamen Einfluss zuschreiben will.

Von Gesamtdarstellungen der deutschen Litteraturgeschichte ist in erster Linie jener unerschöpflichen bibliographischen Fundgrube zu gedenken, die wir in Karl Goedekes Grundriss haben; dank dem Schöpfer und den Fortsetzern ist die zweite Auflage dieses Werkes jetzt an den achten Band herangeführt und bildet für die neuhochdeutsche Litteraturgeschichte das wichtigste Hilfsmittel. Als wirkliche beschreibende Gesamtdarstellung wissenschaftlicher Art kommt die neue Auflage des Wackernagelschen Werkes in Betracht, die von einem selbständigen Fortsetzer herausgegeben ist. Besonders aber sei die — freilich nicht der äusseren Form, wohl aber dem Inhalte nach — wissenschaftliche Litteraturgeschichte des Bibliographischen Instituts zu Leipzig genannt, ein zuverlässiges, mit trefflichen Bildern ausgestattetes Werk, das weiteren Kreisen zugänglich ist; freilich ist es von zwei Verfassern geschaffen und zerfällt daher in zwei Hälften. Der Bearbeiter der ersten hat uns in einer streng wissenschaftlichen mittelhochdeutschen Litteraturgeschichte (im Grundrisse der germanischen Philologie) das Beste und Zuverlässigste gegeben, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Für die althochdeutsche Zeit haben wir zwei umfassende Darstellungen. Die eine, von Koegel, ist eine übermässig breite grammatische und metrische Behandlung der einzelnen Denkmäler und ist in sprachlicher Hinsicht verdienstlich, enthält aber von litteraturgeschichtlicher Arbeit nur ganz geringe Ansätze und kommt, was die altgermanische und indogermanische Vorzeit anlangt, nicht über gewagte Vermutungen hinaus: es wäre ein grosser Fortschritt, wenn man endlich einmal in kulturgeschichtlicher, litteraturgeschichtlicher und metrischer Hinsicht von jenen Indogermanen absehen wollte, deren Rekonstruktion höchstens für die äussere Sprachbetrachtung einen Sinn hat; was im besonderen die litteraturgeschichtlichen Ergebnisse auf diesem Gebiete anlangt, so müsste ein kurzer vergleichender Hinweis auf die Bedeutung orientalischer Stoffe für die mittelalterliche und neuere deutsche Litteratur alle Hoffnungen für das Indogermanische zum Schweigen bringen. Die andere Litteraturgeschichte des Althochdeutschen hat das wirkliche

Verdienst, eine historische Darstellung zu sein: sie betrachtet die Werke, sei es nach ihrer Entstehung oder ihrer Aufzeichnung, in chronologischer Folge und fügt sie sehr gewandt in die Geschichte der Zeit ein, wobei sich die wirklichen Zusammenhänge dieser und der Litteratur klar ergeben; dass die Erörterung der Kunstmittel demgegenüber zurücktritt, ist bei dem Charakter der althochdeutschen Litteratur nicht so empfindlich. — Haben wir hierin also ein sehr gutes Beispiel der historisch-synchronistischen Behandlung, so ist in neuester Zeit auch die — seinerzeit von Hyazinth Holland angewandte — geographische Gruppierung wieder zu Ehren gekommen, die ja eine gewisse Berechtigung haben kann, insofern die geographischen und kulturellen Grenzen bisweilen zusammenfallen und auch in der Entwicklung des einzelnen Dichters das Landschaftliche, die Stammesangehörigkeit eine Rolle spielen kann. So hat Baechtold die Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz behandelt, und Ähnliches ist für Böhmen, für Östreich, für Schwaben unternommen worden. — Erwähnung verdient, dass besondere Aufmerksamkeit seit längerer Zeit der Illustration zugewandt ist: ein wirklich mustergültiges Werk liegt in der zweiten Auflage des grossen Bilderatlas vor, der eine reiche, zuverlässige, geordnete Sammlung gleichzeitiger Abbildungen zur Entwicklungsgeschichte der Litteratur darstellt. Aber auch in verschiedene Textwerke sind heute Bilder eingefügt worden: das gilt z. B. von der erwähnten deutschen Litteraturgeschichte des Bibliographischen Instituts; ihr hat sich dann auch eine englische an die Seite gestellt, der für die älteren Zeiten die wertvollen Arbeiten ten Brinks und ihres Fortsetzers zu gute gekommen sind; auch in Schweden und Norwegen hat man die deutschen Vorbilder nachgeahmt. Und mit der Technik der Reproduktion hängt es zusammen, dass die jüngste Zeit uns herrliche Nachbildungen hervorragender Handschriften und Miniaturen geschenkt hat: ich erinnere nur an die Ausgaben der von uns 1887 zurückgewonnenen Heidelberger, ferner der Jenaer Liederhandschrift, an die grosse Reproduktion der Edda, an photographische Abbildungen althochdeutscher und altsächsischer Sprachdenkmäler u. a. m. — Es wäre undankbar, wollte man am Schlusse einer solchen Übersicht über die Ent-

liche — Abhandlungen und Ausgaben zur Litteratur anzuführen: das ist späteren Abschnitten vorbehalten. Nur will ich ein paar wichtige neue Entdeckungen erwähnen und die Werke nennen, in denen sie enthalten sind. Für die Runenkunde war etwas Neues, Bedeutendes geleistet worden, indem die Mehrzahl der Zeichen auf das lateinische Alphabet zurückgeführt wurde. Diese Auffassung ist bis heute herrschend geblieben, doch ist mit ihr über die Entstehung der Runen das letzte Wort noch nicht gesprochen. Das Vorhandensein einer älteren Runenschrift vor diesen lateinischen Formen muss als möglich anerkannt werden, solange die — noch immer nicht gebührend gewürdigte — Reihenfolge des Runenalphabets unerklärt ist. Ich glaube nie und nimmer, dass diese Anordnung in irgendwelcher Beziehung zur Entlehnung der Runen aus dem Lateinischen steht: man hätte bei so engem Anschlusse an die lateinischen Formen doch auch die Reihenfolge *a b c* übernommen, hätte nicht die *fuþark*-Anordnung eine grosse Bedeutung, etwa eine sakrale, gehabt, wie sie durch das Alphabet auf der Spange von Charnay und dem Amulet allenfalls gestützt werden könnte. Dass das Wort *rūnō* im Germanischen den Sinn „geheimnisvolle Erforschung, Beredung" gehabt haben muss, ist sicher; wir kommen auch über die Bedeutung des finnischen *runo* nicht hinweg, bei welcher der Zauber eine grosse Rolle spielt; und ist die Teilung in *ǽttir* alt, so ist nicht unwichtig, dass das zweite Geschlecht mit seinem „Hagel, Not, Eis, Jahr, Sonne" eine Bedeutungsgruppe für Prophezeiung der Witterung zu bilden scheint. Diese wichtige Frage, ob wir es etwa mit Übertragung der lat. Schriftzeichen auf eine bestehende Anordnung von anderen Schriftzeichen zu thun haben, ist seit langem zurückgestellt worden; die alte Ansicht Riegers, dass die Anordnung nach einem Texte geschehen sei (wie etwa *ut re mi* usw.), hat gar keine Stütze. Eine Ausgabe der deutschen Runendenkmäler ist durch die preussische Akademie veranstaltet worden; seitdem aber sind nur drei weitere deutsche Denkmäler gefunden, die Spange von Balingen und zwei Spangen von Bezenye; dazu kommt eine in Friesland gefundene Inschrift (das Schwertchen von Arum). Für die nordische Runenkunde sind eine von der schwedischen Akademie veranstaltete Ausgabe (Sveriges runinskrifter), sowie eine grosse dänische und eine norwegische Sammlung bemerkenswert. — Für das Gotische ist der Nachweis wichtig, dass das Matthäus-Evangelium auf die Recension des Neuen Testamentes von Lucian zurückführt. — Auf althochdeutschem Gebiete ragt das gewaltige Glossenwerk

mit seinem reichen neuen Material hervor; es ist jetzt vollendet und wird die Fortschritte der ahd. Lexikographie und Grammatik bestimmen. — Dem Altsächsischen kommt der grosse Fund der Genesisbruchstücke zu gute, durch den die wohlgegründete Annahme einer altsächsischen Vorlage zur ags. Genesis glänzend bestätigt worden ist. — Für das Studium des Friesischen ist wichtig, dass eine Überlieferung der altwestfriesischen Rechtsquellen gefunden wurde, die in sprachlicher Hinsicht den beiden bisher bekannten Texten an Alter bedeutend überlegen ist.

10. Metrik.

Mit der litteraturgeschichtlichen Forschung steht, wie wir gesehen haben, die metrische in engem Zusammenhange. Durch mühevolle Arbeiten auf der sicheren Grundlage statistischer Klarlegung des Stoffes sind hier bedeutende Fortschritte erzielt worden. In erster Linie gelten sie dem germanischen Allitterationsverse. Hatten — im Gegensatze zu der von Lachmann angenommenen Vierhebigkeit — Wackernagel und Vetter, vor allem aber Rieger die Zweihebigkeit verfochten, so ist während des letzten Vierteljahrhunderts die Technik der germanischen Versbildung bedeutend geklärt worden. Zunächst ist es ein Verdienst, dass grundsätzlich der Sprech- und Gesangsvortrag geschieden wurden. Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen dem rationalen, streng geregelten Rhythmus der Musik und dem irrationalen, lockeren Rhythmus des künstlerischen Sprechvortrages der Verse: jener ist eine strenge Aufteilung der Zeit in Takte, dieser ist eine Vermittlung zwischen der Sprechtakteinteilung der ungebundenen Rede, die die Bedeutungsworte hervorhebt, und dem strenggeregelten musikalischen Rhythmus. Für den Allitterationsvers nun ist sicher erwiesen, dass er als Sprechvers recitiert, nicht aber rationalrhythmisch taktiert wurde. Die rhythmisch verschiedenen Gestaltungen des Allitterationsverses der einzelnen germanischen Sprachen — der altnordischen Skaldenmetrik, die abseits steht, hat man besondere Untersuchungen gewidmet — sind festgelegt worden, so dass wir auf Grund statistischen Materials sicher wissen, welche möglich waren und welche nicht. Diese Gestaltungen sind praktisch durch fünf Typen formuliert worden, und wir wissen, wie Stellung, Quantität und Zahl betonter und

strophische Gliederung der Allitterationszeilen als endgültig zu Gunsten der stichischen widerlegt gelten. Man hat weitgehende Schlüsse auf die Vorgeschichte dieses Allitterationsverses angeknüpft; die aber scheinen mir nicht stichhaltig zu sein. Man hat ihn nämlich mit der altindischen Gāyatrīstrophe in Verbindung gebracht und hat als indogermanischen Urvers den Typus xx́ xx́ xx́ xx́ betrachten wollen. Das habe dann teils durch Änderung der syntaktischen Gliederung eine andere rhythmische Abteilung erfahren, z. B. zu xx́x | x́x x́x x́; auch hätten sich dann die Ikten in Haupt- und Nebenikten geschieden, so dass sich etwa ein (x) x́x x́x x̏x x̀ ergeben konnte; weiterhin hätten die (mit der germanischen Zurückziehung des Accents in Beziehung stehenden) sprachlichen Synkopen gewirkt, so dass etwa ein **wīsafastaz wordamiz* (x́x x̀x x̏x x̀) in *wīsfæst wordum* (x́x x̏x) überging, und so hätten sich dann — unter Beschränkung des Auftaktes und Regelung der Auflösungen — jene zweihebigen Allitterationsverse mit ihren verschiedenartigen rhythmischen Typen gestaltet. Diese Vermutungen, so geistvoll sie sind, werden sich niemals zwingend beweisen lassen, denn es ist nicht gesagt, dass das Princip der Allitteration nicht auch durch sich selbst einen zweihebigen Sprechvers hervorrufen könnte; aber gesetzt auch, dass der zweihebige Vers sich wirklich aus einem vierhebigen entwickelt hätte, so brauchte doch diese Viertaktigkeit gar nicht indogermanisch zu sein. Die rhythmischen Schemata xx́ xx́ xx́ xx́ und x́x x́x x́x x́x sind so naheliegend und einfach und so reichlich bei Naturvölkern bezeugt, dass diese Vierhebigkeit auch selbständig bei den Germanen hervorgetreten sein könnte. Zudem ist es schwer glaublich, dass ein Versrhythmus durch die Entwicklung der Sprache verändert sein sollte; das wahrscheinliche wäre in solchem Falle, dass das rhythmische Schema bliebe und, wenn die Sprachformen sich verkürzten, durch neue Worte aufgefüllt würde. — Auch der taktierende Reimvers des Althochdeutschen ist Gegenstand vielfacher Untersuchungen gewesen, doch scheint mir kein Beweis dafür erbracht zu sein, dass dieser Vers nicht lediglich durch Nachbildung der lateinischen Hymnenverse erklärt werden könnte: für die rhythmische Form, den Reim, die Strophenbildung und den Refrain Otfrids kommt man mit gleichzeitigen lateinischen Mustern aus. Für die Beurteilung des taktierenden Verses ist vor allem die Scheidung der dipodischen und monopodischen Auffassung neu und fruchtbar. — Im übrigen ist ein ganz hervorragender Fortschritt aller metrischen Anschauung durch dasselbe Princip

gegeben, das bei den Anschauungen der Sprachwissenschaft wirksam gewesen ist: Betrachtung des lebendigen Wortes, also hier des lebendigen rhythmischen Vortrages, anstatt der geschriebenen Verse. Und viel ist hier noch zu erreichen: man wird, glaube ich, dazu kommen, die Verse der mittelhochdeutschen Minnesänger nur nach den Gesichtspunkten der Musik zu beurteilen, und wäre wohl schon längst dahin gelangt, wenn nicht das Muster der klassischen Metrik hier hemmend gewirkt hätte. Auf diese Berücksichtigung des lebendigen Vortrages weisen auch die höchst feinsinnigen Untersuchungen zur Sprachmelodik der gebundenen Rede hin. Freilich werden solche Ergebnisse und mehr noch solche Forschungsmethode nicht so bald in weiteren Kreisen Verständnis finden, weil dazu eine ganz besondere, seltene Veranlagung gehört. Für die Untersuchung des Melodischen im einzelnen Dichtwerke kommen in Betracht: die besondere Stimmlage, die für seinen Vortrag erforderlich ist; die Grösse der Intervalle, die dabei verwendet sind; die freie oder gebundene Tonführung; die Anwendung gewisser besonderer Eingänge zu Beginn oder gewisser Kadenzen am Schlusse der Verse und ähnliche Charakteristika im Verse; das Verhältnis der melodischen Hervorhebung zu den Vershebungen. Dass die Untersuchung dieser Momente für die Eigenart der Dichter, also auch für die Entscheidung von Überlieferungsfragen von hohem Werte sein kann, ist mir nach den uns vor kurzem geschenkten Ausführungen zweifellos. Übrigens wäre es zu wünschen, dass Rhythmik und Melodik auch der ungebundenen Rede, sowohl der Kunstsprache als der gesprochenen Sprache und der Mundarten, untersucht würden: hier böte sich gewiss ein weites und segensreiches Arbeitsfeld. — Für die Beurteilung neuerer Reimtechnik ist die — ebenfalls aus dem lebendigen Vortrage geschöpfte — Beobachtung wichtig, dass unreine Reime durch gewisse harmonische Beziehungen der Vokale gemildert werden können, wie z. B. bei den unreinen Reimen in Heines 'Leise zieht durch m*ei*n Gem*ü*t': 'Klinge, kleines Fr*ü*hlingsl*ie*d' der störende gerundete Vokal durch einen vorhergehenden ungerundeten Vokal gemildert erscheint, und umgekehrt. — Von zusammenhängenden Darstellungen, in denen die neueren Untersuchungen verwertet sind

11. Die sogenannten Realien: Volkskunde; Mythologie und Heldensage; Altertumskunde; Kulturgeschichte.

Mit der gegebenen Übersicht würden wir das Gebiet der deutschen Philologie nach der Anschauung derjenigen umschrieben haben, die den Begriff der Philologie auf die Behandlung der Sprache und Litteratur einschränken. Diese Auffassung rührt hauptsächlich daher, dass die Philologie sich früher nur mit dem griechischen und römischen Altertum beschäftigte, die gesamte klassische Altertumskunde aber in erster Linie von der Interpretation schriftlicher Überlieferungen, also vom Studium der Sprache und Litteratur abhängig war. August Boeckh hatte in seiner 'Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften' den Begriff viel weiter gefasst, indem er Philologie als „Erkennen des Erkannten" definierte und sie als die Wissenschaft von der gesamten menschlichen Kultur oder — mit Anwendung auf ein bestimmtes Volk — als die Wissenschaft von den gesamten Lebensäusserungen eines Volkes betrachtete. Ohne Zusammenhang hiermit wird fast die gleiche Begriffsbestimmung seit einiger Zeit für eine ganz andere Disciplin gebraucht: für die Volkskunde. Dieses Wort ist durch Reinhold Köhler, einen der hervorragendsten Kenner der Volksüberlieferungen, als ein verbesserter Ersatz und eine Erweiterung des englischen Wortes Folklore eingeführt, das im Jahre 1846 von dem Engländer Thoms im Athenaeum zuerst vorgeschlagen war für die Kunde der gesamten volkstümlichen Überlieferung, also der Sitten und Gebräuche, Sagen, Lieder usw. Folklore ist demnach ein Teil der Volkskunde; dieser aber fallen in der Hauptsache folgende Gebiete zu: 1. die geographischen Verhältnisse des Landes und seiner Umgebung, 2. die physische Erscheinung des Volkes, 3. die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes und Volkes und, in engster Verbindung damit, die Nahrungsweise und die Erwerbsquellen des Volkes, 4. Wohnung, 5. Tracht, 6. Recht und Verfassung, 7. Religion, 8. Lebenssitte und Bräuche, 9. Sprache, 10. Poësie (Litteratur), Musik und Tanz, 11. bildende Kunst, 12. politische Geschichte — in die Volkskunde gehörend, insofern in ihr die Eigenart des Volkes sich ausprägt. Aus allen diesen Gebieten strebt die Volkskunde umfassenden Stoff zu sammeln, ihn rein und treu darzustellen, ihn nach geschichtlichen und vergleichenden Gesichtspunkten zu ordnen und zu erklären. Das war zum Beispiel das Ziel Weinholds, als er im Jahre 1890 in Berlin den Verein für Volkskunde gründete und damit einen Mittel-

punkt für alle diese Bestrebungen schaffen wollte. Sein Vorbild hat mit dazu beigetragen, dass im besondern die deutsche Volkskunde sich innerhalb der letzten Jahrzehnte viel enger mit der Germanistik verbunden hat, als es früher der Fall gewesen war. Aus praktischen Gründen werden begreiflicherweise diejenigen Gebiete wenig oder gar nicht in den Kreis der Volkskunde gezogen, die selbständigen Wissenschaften zufallen, der Geographie und Anthropologie, der Nationalökonomie und Wirtschaftsgeschichte, der politischen Geschichte, der Sprach-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Aber es ist ein grosses Verdienst der neusten Zeit, dass für die Erforschung von Sitte und Brauch, Wohnung und Tracht, Volksglauben, Sagen, Märchen, Liedern u. dgl. von seiten der deutschen Philologen sehr viel gethan worden ist. Freilich hatten auch die Gebrüder Grimm Sagen und Märchen aufgezeichnet, und in ihren Arbeiten und denen anderer älterer Germanisten (es sei nur an Schmellers bairisches Wörterbuch erinnert) ist eine Fülle wertvollen Materials enthalten. Adalbert Kuhn, Schwartz, Müllenhoff hatten in grösseren Gebieten Deutschlands gesammelt. Das Bedeutendste hatte in dieser Hinsicht Mannhardt geleistet, indem er durch systematisches Sammeln mittelst Fragebogen die Gebräuche beim Ackerbau zu einer gewaltigen Stoffmasse vereinigte und auch selbst durch mündliche Frage auf seinen Reisen manches hinzugewann; in seinen Schriften (die späteren fallen noch in das letzte Viertel des Jahrhunderts) ist leider alles in den Dienst der unhaltbaren Theorie gestellt worden, dass die mythologischen Vorstellungen in Vegetationsgeistern ihren Ursprung hätten. Durch solches Streben, bestimmte mythologische Lehren und Vermutungen zu erweisen oder zu stützen, wurde die Objektivität in der Wahl und Verwertung des Materials vielfach geschädigt; ein weiterer Rückschritt aber war damit gegeben, dass die Gewinnung des Stoffes fast ganz den Laien und — was schlimmer war — den Dilettanten übertragen ward, die es nicht beim Sammeln bewenden liessen, sondern auch selbständig verarbeiten wollten. Dabei konnte trotz der besten Absichten nichts herauskommen, und so fiel die Volkskunde in Deutschland arger Missachtung anheim, während man anderwärts auf gutem Wege fortschritt. Das gilt von allen germanischen Ländern: von England, wo Tylor sehr anregend gewirkt und die Folklore-Society Gutes geleistet hat; von den Niederlanden

ja längst an grossartige Ergebnisse auf dem Gebiete der weiteren Volks(oder Völker-)kunde gewöhnt war, blieb man natürlich in der germanischen Volkskunde nicht zurück. In Deutschland giebt sich erst seit etwa zehn Jahren ein sehr reger Eifer für die Sache kund. In den verschiedensten Gauen haben sich Vereine gebildet, die fleissig sammeln und zum Sammeln anregen, und die von Männern geleitet werden, die den Stoff historisch und vergleichend zu verarbeiten wissen: als mustergültig steht hier voran die schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Breslau, und dem guten Beispiele ist man in Böhmen, in der Schweiz, in Siebenbürgen, in Baiern, Baden, Sachsen, Mecklenburg, Hessen usw. gefolgt. Ein guter methodischer Führer bei diesen Arbeiten ist mit einem kurzgefassten Buche über 'Deutsche Volkskunde' gegeben. Wir dürfen hoffen, dass auch von seiten der Geschichtsforscher dieser aus dem Volksleben gesammelte Stoff principiell als ebenwertig den Quellen der schriftlichen Überlieferung anerkannt und die Beschäftigung mit ihm als vollgültige wissenschaftliche Thätigkeit betrachtet werde; wie in der Sprachwissenschaft sich die Erforschung der Mundarten und die Bearbeitung der schriftlichen Quellen gegenseitig aufhellt, so kann sich auch das Studium des gegenwärtigen Volkslebens mit dem der Überlieferung zum Nutzen kulturgeschichtlicher Erkenntnis verbinden. Überall im Volke zeigt sich reiche Teilnahme an diesen Dingen, weite Kreise helfen den Stoff herbeitragen. Es ist aber auch an der Zeit, dass das Eigenartige in Sitte, Brauch und Sprache beachtet werde, ehe es untergeht. Die Kriegsjahre, namentlich zu Anfang des 19. Jh., hatten viel zerstört, mehr noch der gewaltige Aufschwung des Verkehrs seit den letzten fünfzig Jahren und vor allem die politische Einigung Deutschlands und die allgemeine Wehrpflicht. Sehr stark auch würde in dieser Richtung ein in grossem Massstabe betriebener Kanalbau wirken, mit seinen auf Jahre zu berechnenden, allmählich fortschreitenden Siedlungen einer aus verschiedenen deutschen Gebieten gemischten Arbeiterschaft. Es ist hohe Zeit, die Ernte unter Dach zu bringen, ehe sie auf dem Felde vergeht. Freilich hat man manches versucht, um aussterbenden Brauch neu zu beleben, aber der Erfolg solchen archaisierenden Strebens ist nicht allzu gross. Für die Methodik der Forschung ist immerhin etwas daraus zu lernen: leicht schmuggeln sich dabei allerlei Missverständnisse ein, die später schwer herauszulösen sind. Da man heute — gleichsam in Auflehnung gegen die Wirkungen grosser Beleuchtungstechnik — eine natürliche Freude daran

empfindet, das lodernde Feuer wieder zu Ehren zu bringen, so hat man auf Sylt vor kurzem das sog. Biikenbrennen zu Fastnacht wieder eingeführt und dabei der neu importierten altnordischen Meeresgöttin Rán gedacht; auch sind Richard Wagners Göttergestalten auf dem besten Wege, sich zu ähnlicher Benutzung bei uns einzubürgern. Solche Erscheinungen sind wohl zu beachten; wer sich je überzeugt hat, welchen Umfang der Herthaschwindel auf Rügen hat annehmen können, wird neben der Reproduktion auch der Produktion gerecht werden; sie schafft jene Erscheinungen, die man im Sprachleben wohl hybride Bildungen genannt hat.

Aus diesen Bemerkungen wird schon klar sein, wie eng mit der Volkskunde die Mythologie verbunden ist, besonders die sog. niedere Mythologie. Ein hochwichtiger Stoff zur Erkenntnis von Mythus und Kult sind die Quellen volkstümlicher Überlieferung, nämlich Sage, Sitte und Brauch. Ausser diesen hatte Jakob Grimm in seiner 'Deutschen Mythologie' als wichtigstes Forschungsmaterial die Überlieferung der antiken und mittelalterlichen Schriftsteller herangezogen, ferner die deutschen Dichtungen des Mittelalters (namentlich der Heldensage), die nordischen Quellen, endlich die Vergleichung der fremden Religionen. Die Fortschritte der neueren Forschung bestehen hauptsächlich darin, dass einerseits diese Stoffgebiete eine schärfere Kritik und damit mancherlei Einbusse erlitten haben, andererseits viel neues Material hinzugekommen ist. Gehemmt aber ward die Entwicklung der mythologischen Wissenschaft vornehmlich dadurch, dass man gewisse Theorien zur Erklärung des Mythus einseitig verwendet hat: da will der eine allen Mythus und Kult durch Sonnenverehrung deuten, ein anderer ist Gewittermythologe, ein Dritter führt alles auf Vegetationsgeister und Pflanzenseelen, ein Vierter alles auf den Seelenkult zurück; wieder andere wollen alle Vielgestaltigkeit durch Epitheta einzelner weniger Gestalten erklären u. a. m. Demgegenüber hat sich heute die Ansicht festgesetzt, dass verschiedene solcher Principien nebeneinander zu Recht bestehen können. Auch hat man es als unhaltbar erkannt, dass aus Erscheinungen, die über verschiedene Stämme verbreitet sind, mit Sicherheit auf Urformen zurückgeschlossen werden könne: Th. Waitz, Bastian und Tylor,

und unverwandten Völkern wiederholen. Besonders gilt das von den Voraussetzungen des Seelenglaubens und des Totenkultes; es gilt auch z. B. von der Vorstellung, dass die Schar der Seelen unter einem Führer im Sturm einherfahre, — eine Anschauung, in welcher Seelen- und Dämonenglaube zusammenfliessen. Die Dämonen sind göttliche Wesen, eine Personifikation der Naturgewalten, wie sie bei den meisten Naturvölkern vorkommt: des Windes, des Wassers, des Regens, des Lichtes, der Finsternis usw., und hieraus haben sich vielfach die grossen Götter entwickelt. Der Dämonenglaube, der auf Naturgewalten zurückgeht, ist also dem Seelenglauben, dem menschliche Gestalten zu Grunde liegen, durchaus entgegensetzt. Der vergleichenden indogermanischen Mythologie, wie sie vor allem von Adalbert Kuhn und Max Müller gepflegt war, versetzte diese weitere und grössere Auffassung einen schweren Stoss: die sog. niedere Mythologie war nunmehr fast ganz von der Vergleichung ausgeschlossen. Aber auch einer anderen, neueren Theorie, die solche allgemeineren Anschauungen mit der Annahme einer urindogermanischen Phase zu verbinden sucht und für diese Zeit einen Dämonenglauben erschliessen will, möchte ich mit grösster Skepsis begegnen. Einmal, weil Personifikation der Naturgewalten sich überall leicht herausbilden konnte und also nicht indogermanisch zu sein braucht, vornehmlich aber deswegen, weil der Grad der Personifikation schwer zu bestimmen und zwischen Personifikation und Dämonisierung nicht immer zu entscheiden ist. Ein Beispiel mag das zeigen. Es sind lauter feine, in einer Stufenfolge auftretende Unterschiede, je nachdem ich sage „der Wind weht über das Feld“ oder „der Wind braust durch den Wald“ oder (mit Richard Wagner) „wehe, wehe, du Wind!“ oder (mit Friedrich von Spee) „der Wind auf leeren Gassen streckt aus die Flügel sein“; oder ob es, ganz konkret personificierend, heisst „Herr Sturm, der hat ein lustig Kind“; ein Weiteres ist es, wenn mit solcher Personifikation feste mythologische Vorstellungen verbunden werden, wie etwa im Litauischen *Vandũ* und *Vėjas*, Wasser und Wind, als Riesen erscheinen (auch ein *Wėjopatis*, ein sehr matter „Windherr“, wird genannt); und wieder etwas anderes ist die reine Dämonisierung

Dämonisierung nicht zu ziehen. So ist es auch ganz unmöglich, etwa aus der Vergleichung eines altindischen *Vāta* mit dem germanischen * *Wōđanaz* (von der Sprachform und von der Möglichkeit anderer Bedeutungen sehe ich hier ab) die gemeinsame Verehrung eines Windgottes oder Winddämons erweisen zu wollen, denn das Appellativum kann sehr wohl getrennt bei den einzelnen Völkern personificiert oder dämonisiert sein. Dazu kommt noch, dass für etwaige Götternamen, die bei mehreren indogermanischen Völkern auftreten, die für die Kulturwörter geltende Methodik der Entlehnung in Betracht kommt, die wir im sprachwissenschaftlichen Teile erörtert haben. In geistvollen Arbeiten über „Seelenkult und Naturkult" (d. h. Kult des Göttlichen) ist zwar vor einiger Zeit die Gottesverehrung, zu der die Indogermanen sich erhoben hätten, dem Seelenkult der Mongolen und Semiten gegenübergestellt worden, doch sind die grossen allgemeinen Gesichtspunkte einstweilen noch nicht durch Einzeluntersuchungen gestützt worden. So bleibt von der mit Sicherheit als specifisch urindogermanisch anzunehmenden Religion nicht viel übrig. Nur in einem Punkte ist man allzu skeptisch geworden: der germanische * *Tīwaz* ist von dem altind. *Dyāus*, griech. *Ζεύς*, lat. *Juppiter* keineswegs zu trennen, nicht sowohl aus sprachlichen Gründen, die ja auch auf blosses Appellativ oder auf Dämonisierung hinweisen könnten, sondern weil seine Funktion als Himmelsgott allen gemeinsam ist; ja, wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir das auf das Götterpaar, den Himmelsgott und die Erdgöttin, ausdehnen. Jedenfalls muss die Parallele des Himmelsgottes bestehen, solange man überhaupt an dem Begriffe „indogermanisch" festhält. Freilich ist es die einzige, die aus sprachlichen Gründen gemeinindogermanisch genannt werden muss, denn die übrigen sicheren Gleichungen sind nur für ein kleineres Gebiet erweisbar; ich rechne zu ihnen den lit. *Perkúnas*, altnord. Mask. *Fjǫrgynn*, (das Verhältnis zu slaw. *Perunu* und altind. *Parjanyas* ist unaufgeklärt; vgl. S. XVI); dann auch die taciteischen Dioskuren germ. Nomin. Plur. *Alcis*, das mit lit. *Algis* (nach Laskowskis Bericht von 1615 'angelus est summorum deorum'; der litauische Nom. Plur. würde **algys* lauten) zu verbinden ist. Das ist alles, und so hat die vergleichende idg. Religionsgeschichte wenig Bestand gehabt. Reichen positiven Gewinn aber hat die Kritik und Interpretation gesicherter historischer Quellen ergeben, und in dieser Hinsicht hat Müllenhoff sehr grosse Verdienste. Die antiken Schriftsteller stehen hier voran und unter ihnen in erster Reihe Tacitus. Wie wir denn ohne seine 'Germania' über-

haupt kaum etwas über die deutsche Vorzeit in den ersten Jahrhunderten nach Christus wüssten, so auch giebt sie uns die Richtschnur für alle Beurteilung der Religion. In der Interpretation der taciteischen Nachrichten hat Müllenhoff ganz neue Bahnen eröffnet, indem er als obersten Grundsatz die kritische Herstellung des Textes betrachtete und zur Erklärung die jüngeren Quellen heranzog, deren gesamten Stoff er beherrschte wie kein anderer je zuvor. Alles, was wir an durchaus sicheren Zeugnissen haben, widerspricht den Nachrichten des Tacitus nicht, und wo immer wir jüngere Berichte ohne Zwang mit jenen in Einklang bringen können, stehen wir auf festem Boden. Als ein grosser Fortschritt der neusten Zeit darf angesehen werden, dass die bei Tacitus geübte interpretatio Romana der germanischen Religion nun durch Inschriften sichergestellt ist. Schon früher wussten wir, dass die siebentägige Woche, die in Rom — wohl durch chaldäische Astrologen — gegen Ende der Republik zuerst bekannt geworden war, erst seit dem 3. Jh. allgemein angenommen ward und dann auch bald in Deutschland in Gebrauch kam. Sicherlich sind schon bis etwa zum 5. Jh. die Götternamen der alten planetarischen Ordnung durch deutsche Namen ersetzt worden, denn die Angeln und Sachsen haben diese bereits mit nach Britannien genommen. Die Vertauschung römischer und germanischer Götter, derzufolge z. B. der dies Martis als der Tiustag (ahd. *Zîestac*) oder Thingstag (ndd. *Dingsdag*) benannt ward, ist durch die 1884 am Hadrianswalle gefundenen Inschriften des 3. Jh. bewiesen, die dem Mars Thingsus geweiht sind; die Isis des Tacitus ist der vielbezeugten Nehalennia gleichzusetzen u. a. m. In der sprachlichen Deutung der germanisch-römischen Götternamen gehen die Meinungen vollkommen auseinander, doch darf man deswegen nicht den Wert der vielen Votivaltäre unterschätzen, durch welche die starke eigenartige Mischung römischen und germanischen Kultes für Westgermanien gesichert wird. Eine zusammenfassende Darstellung aller einschlägigen Zeugnisse, die nicht nur die grossen Götter, sondern auch die sog. niedere Mythologie betreffen, wäre um so wünschenswerter, als der betreffende Teil des Corpus inscriptionum latinarum schon seit langen Jahren auf sich warten lässt. Sicherlich hat Müllenhoff recht, wenn er des Tacitus Angaben zu Grunde legte und auf ihnen die Scheidung der germanischen Stämme erbaute. Der Erweis der verschiedenen Kultgemeinschaften ist Müllenhoffs Verdienst; die Erkenntnis der verschiedenen Kulte ist dann auch durch andere, z. B. Weinhold, gefördert werden. In dieser Hinsicht sind Müllenhoffs Ergebnisse unerschüttert; in der weiteren

Verfolgung des Mythus aber hat er oft über das Ziel hinausgeschossen. Durch Lachmann war er auf die Heldensage und den Heldensang hingelenkt worden, und aus den Volkssagen wollte er, wie aus der nordischen Mythologie, die alten Mythen wieder erkennen: aus dem Beowulf den Stammesmythus der Ingaevonen, aus der Sigfridsage denjenigen der Istaevonen, aus den Sagen von Ortnit und Wolfdietrich den Dioskurenmythus der östlichen Stämme; und so sollte denn die Behandlung der deutschen Heldensage den Abschluss seiner deutschen Altertumskunde bilden. Man wird das feine Gefühl und die Schärfe der Beobachtung an Müllenhoff immer bewundern und wird seine überlegene Beherrschung aller parallelen Quellen anstaunen, aber seine Scheidung der historischen und mythischen Bestandteile in den alten Epen wird uns immer als unerreichbarer Wunsch erscheinen. Dass sich in ihnen beiderlei niedergeschlagen hat, ist unbestritten. Aber der historische Wert der Epen liegt hauptsächlich in der Schilderung der gesamten Kulturverhältnisse einer bestimmten Zeit und nicht in der Aufnahme etwaiger Motive der politischen Ereignisse; und dass man bei der Abgrenzung und Herausschälung mythischer Bestandteile aus dem Epos niemals über gewagte Hypothesen hinauskommen wird, ist einerseits durch die Genesis des Mythus, andererseits durch die Bedingungen des poëtischen Schaffens gegeben, denn Dichtung und Mythus sind ihrer Entstehung nach untrennbar. Die Sache liegt so, dass wir uns der Methodik Müllenhoffs ohne Einschränkung anschliessen, insoweit er als ersten Grundsatz die philologische Kritik der Quellen ansieht; ferner auch, insoweit er bei der höheren Kritik der Heldensage von den geschichtlichen Stoffen ausgeht, dann die sicher erweisbaren mythischen Elemente ausscheidet und so allmählich die Ausbildung der Sage, die im Historischen ihren Keim hat, zu verstehen sucht; keineswegs aber folgen wir ihm, wenn er in den Helden zu einem grossen Teil verblasste Göttergestalten sehen und diese zur Rekonstruktion der germanischen Mythologie verwerten will. Diesen Standpunkt nehmen auch die meisten neueren Forschungen zur deutschen Heldensage ein, die in zwei sehr zuverlässigen Darstellungen — erst die eine von ihnen ist vollendet — zusammengefasst sind.

Als parallele Quellen für diese Stoffe der deutschen Heldensage sind ja die nordischen Überlieferungen von grosser Wichtigkeit, aber schon seit Adelung und Rühs herrscht Streit,

geführt worden, und als äusserste Parteien stehen einander gegenüber diejenigen, welche fast den ganzen mythischen Stoff der Edden durch Einwirkung antiker Mythen oder christlich-mittelalterlicher Legenden erklären wollen, und diejenigen, welche die Edda als eine urgermanische Mythologie betrachten und sie womöglich direkt mit der vedischen zur Gewinnung einer urindogermanischen in Vergleich setzen möchten. Wie fast immer auf dem Gebiete mythologischer Forschung ist die Erkenntnis durch allzu einseitige Betonung eines Princips gehemmt worden; die Frage, ob die Annahme fremder Einwirkung in einem bestimmten Falle möglich oder ob sie notwendig ist, ward vielfach verwechselt; zudem wurden die guten Ergebnisse der Forschung durch mancherlei gewagte oder unhaltbare Etymologien geschädigt. Die wichtige Vorfrage, ob überhaupt vor der Entstehungszeit der Edden die Berührung mit jenen fremden Vorbildern historisch möglich war, wird wohl jetzt allgemein mit ja beantwortet, denn schon Jahrhunderte vor der Besiedlung Islands hatten die Normannen als dauernde Feinde an den Küsten von Deutschland, Frankreich, England und Irland geheert und waren dort mit christlichem Brauche bekannt geworden; vor allem aber sind durch nordische Einflüsse im Irischen engere Beziehungen glänzend nachgewiesen worden. Die Eddalieder, die wir nicht den mindesten Grund haben über das 10. Jh. hinaufzurücken, sind das Werk isländischer Skalden. Wir sehen davon ab, dass grosse Partien eine ganz ausgeklügelte Lehre und die an Unsinn grenzenden Spitzfindigkeiten, die Regelsucht und den Methaphernkram echter Skaldenarbeit enthalten; auch die ursprünglicheren Teile sind der Sprache und dem Inhalte nach von den Gesuchtheiten und Erfindungen skaldischer Phantasie nicht frei. Bezeichnend ist auch, dass der eddische Stoff den nordischen volkstümlichen Überlieferungen, den Berichten der Sagalitteratur und den Inschriften vielfach widerspricht. Ferner ist zu beachten, dass wichtige Teile a priori als nicht ursprünglich erscheinen; z. B. ist die Idee von dem Versinken der Götterwelt in Finsternis am ersten aus dem Widerstreite mit einer anderen Religion erklärlich, denn schwerlich wird ein Volk seine Götter als Frevler untergehen lassen. Dazu kommt, dass — nach Petersens Forschungen — betreffs des Óðinnkultus zum mindesten ein starker südgermanischer (dies Wort meine ich im Gegensatze zu skandinavisch oder nordgermanisch) Import angenommen werden muss, wenngleich neben dem Kulte des altnordischen Volksgottes Thórr und dem — vielleicht älteren — des Himmelsgottes auch im Norden

ein Wodanglaube wohl schon früher vorhanden gewesen ist: jedenfalls also hier wie in den Heldenliedern reiche Einführung von Süden oder Westen. Ferner ist zuzugeben, dass christliche Motive von den Skalden sehr wohl aufgenommen werden konnten; ja, es wäre bei einiger Kunde von den südgermanischen Gegenden, wo doch christlicher und heidnischer Mythus und Kult so sehr miteinander verschmolzen, auffällig, wenn die Göttersage — im Gegensatze zu den Stoffen der Heldensage — nicht durch südgermanische Gestaltung beeinflusst wäre. Ob nun auch antike, namentlich gelehrte Vorstellungen einwirken konnten, ist im Princip schwieriger zu sagen; die Beurteilung dieser Frage hängt vielmehr von der Glaubwürdigkeit etwaiger einzelner Parallelen ab. Aber selbst wenn dieses alles in weitestem Masse zugestanden wird, ist noch keineswegs die Spur eines Beweises dagegen erbracht, dass der eddischen Mythologie eine heimische nordische Religion zu Grunde liegt. Wir finden dem Wesen und dem Namen nach dieselben Göttergestalten, die uns seit Tacitus für die Westgermanen bezeugt sind, auch in der nordischen Mythologie; und da wir diesen beiden germanischen Völkerstämmen, die in der Sprache, was Lautentwicklung und Wortschatz anlangt, aufs allerengste zusammenhängen, a priori — trotz der verschiedenen Kultgemeinschaften — den gleichen Glauben zuschreiben müssen, halte ich es für die einzig mögliche Methode, dass man so weit als irgend angängig mit den altheimischen nordischen Vorstellungen auszukommen sucht. Es liegt in der Natur der Sache, dass eine saubere Scheidung der Elemente für immer ausgeschlossen sein wird; das Vorhandensein folgender verschiedener Stoffgruppen aber muss man anerkennen. Erstens die Bestandteile, die sich zu den ältesten südgermanischen Überlieferungen, z. B. zu den taciteischen Nachrichten oder zu den Inschriften in Parallele stellen lassen und somit als urgermanisch anzusehen sind; ich rechne hierzu z. B. die Theogonie, ferner die Gleichung *Nerthus : Njǫrðr*. Zweitens die ebenfalls als urgermanisch zu bezeichnenden Stoffe, die ausser in der Edda auch in anderen nordischen Überlieferungen bezeugt sind und in späteren südgermanischen Quellen ihre Parallele haben; hierher gehören sicher manche Züge des Thórrkultus. Drittens solche Stoffe, die zwar in der christlichen Überlieferung ihre Parallele haben, aber auch sonst bezeugt sind, die möglicherweise aus der

Grunde auf die griechische Philosophie zurückführen), aber auch bei andern Völkern, z. B. den alten Indern. Viertens germanische Stoffe, die offenbar aus südgermanischen Gegenden eingeführt sind, z. B. viele Züge des Óđinnglaubens und der Heldensage; inwieweit sie als etwas ganz Neues eingeführt oder mit verwandten heimischen Stoffen vermischt sind, ist äusserst schwer festzustellen. Fünftens die sicherlich entlehnten Motive antiker oder christlicher oder gelehrter Natur. Sechstens endlich die vielen specifisch nordischen Ausgestaltungen, von denen die meisten der Phantasie der isländischen Skalden zu danken sind. Das Vorhandensein solcher verschiedener Stoffgruppen wird heute wohl nur noch von wenigen Forschern bestritten, doch in der Sonderung werden die Ansichten stets sehr auseinandergehen. Die drei dankenswerten Gesamtdarstellungen der germanischen Mythologie, die uns im letzten Jahrzehnt geschenkt sind, tragen den verschiedenen Standpunkten Rechnung und ergänzen einander vortrefflich. — Eine weitere Förderung würde die mythologische Wissenschaft dadurch erfahren, dass eine vollständige quellenmässige Darstellung der Bekehrungsgeschichte gegeben würde, denn diese ist für das Mittelalter die beste und sicherste Geschichte der heidnischen Religion.

Müllenhoffs mythologische Arbeiten sind zu einem Teil in seiner gross angelegten „Deutschen Altertumskunde“ enthalten. Sein Werk zu vollenden ist dem Forscher nicht vergönnt gewesen, vielmehr hat er uns eigentlich nur eine Reihe von Abhandlungen zur deutschen Altertumskunde gegeben; die aber stehen im Mittelpunkte aller unserer Fortschritte auf diesem Gebiete, sie sind in methodischer Hinsicht von unvergänglichem Werte, und viele Ergebnisse auch sind ein Gewinn für alle Zeiten. Müllenhoff beginnt damit, unser Wissen von der Vorzeit nach den Berichten der antiken Schriftsteller festzulegen; mit Hilfe der Textkritik hat er zuerst die beste Überlieferung zu gewinnen gesucht, dann aber hat er mit seinem ausserordentlichen historischen und philologischen Feingefühl die ursprünglichen Quellen der Geographen und Historiker ergründet. Er hat uns gelehrt, wie Pytheas von Massilia um 325 v. Chr. der Entdecker Germaniens ward, auf einer Expedition, durch die er auf Grund eigner Beobachtung und Anschauung sich ein Bild von der Grösse und der Kugelgestalt der Erde verschaffen wollte. Einerseits haben Excerpte seiner „*περίοδος γῆς*“ dem Plinius vorgelegen, andererseits ist Pytheas von Timaeus benutzt und dieser zu Augustus' Zeit wieder von Diodor ausgeschrieben worden: so liess sich durch

beide Überlieferungen die primäre Quelle, Pytheas, rekonstruieren und jene wichtige Kunde von der Bernsteininsel und der Nordsee gewinnen. Weitausgreifend hat Müllenhoff mit diesen Arbeiten Beiträge zu einer kritischen Geschichte der antiken Geographie gegeben; und der ältesten Geschichte der Germanen dient als breite Grundlage eine Untersuchung ihrer Grenzen und Grenznachbarn, der Aisten, Slawen, Finnen und Kelten. Ein grosses Verdienst Müllenhoffs ist es, die lokalen Verhältnisse der Kelten zu den Germanen dadurch aufgehellt zu haben, dass die ursprünglichen Grenzen nach Massgabe keltischer Flussnamen in Germanien bestimmt wurden; mag man sonst über die Verwertung der Namen noch so skeptisch denken, da ja mit einer Änderung deutscher Namen in gallischem Munde zu rechnen ist und umgekehrt, und mag man in anderen Fällen Müllenhoffs Schlüsse aus geringem Namenmaterial bisweilen für zu gewagt halten, so ist doch hier die grosse Zahl der Flussnamen beweisend. Nach ihnen wird das germanische Gebiet — abgesehen von der Ebene im Norden — durch den Harz, den Thüringerwald und die östlicheren Gebirge begrenzt. Weiterhin sucht Müllenhoff wahrscheinlich zu machen, dass erst seit etwa 300 v. Chr. in das südlich davon gelegene Land die Chatten und Markomannen eingebrochen seien, und das habe dann mittelbar die Ursache zum Auszuge der Kimbern und Teutonen gegeben. Es liegt in der Natur der Sache, dass in diesen Fragen Sicherheit nicht zu gewinnen ist, und darum kommt auch die Bestimmung der früheren Wohnsitze — für die Kimbern nimmt Müllenhoff die mittlere Elbe, für die Teutonen die Nordseeküste an; die Ambronen werden nicht genügend berücksichtigt — über anfechtbare Hypothesen nicht hinaus. Reichen gesicherten Gewinn aber haben die Quellenuntersuchungen gebracht, welche die Werke und die Person des Posidonius von Apamea in den Mittelpunkt rücken. Und die klassische Philologie wird Müllenhoff dankbar sein wie die deutsche auch dafür, dass er durch die Kritik der antiken Überlieferungen über die Bevölkerung Europas Klarheit zu gewinnen suchte; er wollte feststellen, inwieweit diese zum indogermanischen Stamme gehört habe, und dadurch wurde er auf die Finnen, die Räter, Ligurer, Iberer usw., andererseits auf die Skythen und die Sarmaten geführt. Er wollte die indogermanische Einwanderung, deren jüngste Phase die beiden letztgenannten Völker einnehmen, in ihrer Folge aufzeigen und lehren, dass diese im wesentlichen der späteren geographischen Stellung (Kelten, Germanen, Italiker, Griechen, Balten, Slawen) entspreche. Immer wieder bewundern wir die

wahrhaft grosse Art Müllenhoffs, die mit der weitestumfassenden Anschauung die äusserste Gewissenhaftigkeit in der Detailforschung vereint. Er hat eine ganz neue Auffassung in die Erforschung der germanischen Vorgeschichte gebracht. Es hiesse aber seiner Würdigung nicht gerecht werden, wollte man einen Fehler verschweigen, der gerade bei ihm als Sprachforscher sonderbar auffällt. Wie er mit Recht annimmt, äussert sich die Einigung des germanischen Stammes und sein weiteres Zusammenhalten vor allem in der Sprache: sie macht die Nation und ist der Ausdruck des Volkscharakters. Wenn aber Müllenhoff dann die Sprache näher betrachtet, verfällt er in jenen alten Fehler, von dem sich die Sprachwissenschaft zu ihrem Heile seit Anfang der siebziger Jahre befreit hatte: das psychologische Moment mit dem physiologischen zu verquicken (vgl. oben S. X); er kommt dadurch zu Ergebnissen wie dies: „Verriet schon die Lautverschiebung in der Erhebung der Media zur Tenuis eine neue Kraftentwicklung, so entspricht die durchgängige Betonung der Haupt- und Stammsilbe ganz und gar der Wucht und Einseitigkeit des kriegerischen Charakters, mit dem die Germanen in die Geschichte eintreten" usw. Derartige Ausführungen sind der schwächste Punkt des Werkes; ragt es doch sonst gerade durch seine exakte sprachwissenschaftliche und philologische Methode hervor. Die zeigt sich am glänzendsten in den speciell germanischen Teilen: in einer unser bisheriges Wissen bedeutend erweiternden Interpretation der Germania und sodann verschiedener Teile der Edda. Bei Erklärung der taciteischen Schrift werden die wichtigsten Fragen der germanischen Kulturgeschichte behandelt: Wirtschaft, Recht und Verfassung, Glaube, Sitte und Brauch. Wir müssen sehr bedauern, dass Müllenhoff nicht selbst sein gewaltiges Werk hat vollenden können. Vielleicht hätte er es einheitlicher gestaltet, manche älteren Teile getilgt; aber andererseits liegt doch für uns ein eigener Reiz und ein bedeutender methodischer Wert darin, dem grossen Forscher auf allen seinen Wegen zu folgen. — In mehrfacher Hinsicht ist die Altertumsforschung der letzten Jahrzehnte über Müllenhoff hinausgegangen; besonders handelt es sich um prähistorische Arbeiten, Forschungen zur Geschichte der römisch-germanischen Zeit und zur ältesten Agrar- und Wirtschaftsgeschichte.

Bei Besprechung der idg. Altertumskunde (S. XX) haben wir die Verbindung von Prähistorie und Sprachforschung einstweilen abgelehnt, weil die Verwertung der Funde zur Bestimmung der Rassen, namentlich für so weit zurückliegende

Zeiten, nicht vereinbar sei mit der Scheidung nach Sprachstämmen. Anders liegt die Sache, wenn sich das Vorkommen oder gar der Ursprung gewisser Funde für eine bestimmte Zeit oder auch nur für einen bestimmten Stamm erweisen lässt. Wir lernen aus den Funden der römischen Periode, der Völkerwanderungs- und der Wikingerzeit sehr viel für die Kulturgeschichte. Inwieweit das auch für die sog. prähistorische Zeit, wenigstens für ihre jüngeren Perioden, etwa für das letzte Jahrtausend vor Christus, gilt, vermag ich nicht zu beurteilen und muss mich daher auf die Angaben der Fachleute verlassen. Es wird angenommen, dass der jüngere Abschnitt der neolithischen Periode, dem man die Anfänge des Ackerbaues, die wichtigsten Haustiere und eine gefällige Keramik zuschreibt, bereits germanisch sei; man lässt diese germanische Steinzeit etwa mit dem 3. Jahrtausend v. Chr. beginnen und ihr im 15. Jh. v. Chr. die Metallzeit folgen. Man scheidet hier, abgesehen von einer kurzen Zeit zinnarmer Bronze, eine ältere Bronzezeit (von etwa 1500—1000 in Skandinavien und in Norddeutschland), eine jüngere Bronzezeit (mit vielen fremden Mustern, bis Ende des 7. Jh.) und eine jüngste Bronzezeit (etwa 600 bis 350 v. Chr., mit Anfängen von Eisen); dann folgt die volle Eisenzeit, die la Tène-Periode, bis etwa Christi Geburt. Man darf überzeugt sein, dass diese Wissenschaft bei weiterer Pflege über frühere Kulturzustände Licht verbreiten kann, insofern wir für diese — wenn auch nur bei anderen Völkern — historische Anhaltspunkte zu absoluter chronologischer Bestimmung haben. Ein Beispiel dafür. Der Bernstein kommt in den Gräberfunden von einer bestimmten Zeit ab nicht mehr vor. Man erklärt das dadurch, dass er als Tauschgegenstand gegen die Bronze ins Ausland gewandert sei, also bedeute der Bernsteinhandel den Beginn der Bronzezeit für die nordischen Völker; da nun grosse Mengen Bernstein in Mykenae ausgegraben sind, andererseits das sicherlich mykenische Spiralornament sich in Skandinavien, Norddeutschland, Baiern und Östreich-Ungarn findet, so sei die Zeit der mykenischen Kultur (um 1500—1000 v. Chr.) als Scheide der Stein- und Bronzezeit im Norden anzusehen. Man muss sich freilich hüten, hier schroffe Übergänge anzunehmen, denn in langen Zeiten mögen eine ältere Steinindustrie und eine neuere Bronzeindustrie nebeneinander bestanden haben; auch mag für manche Zwecke Steingerät noch lange in Gebrauch gewesen sein, als für andere Zwecke schon Bronze üblich war. Immerhin können Einführungen bisher noch nicht dagewesener Gegenstände oder Stile, die sich bei fremden Völkern

nachweisen lassen, wertvolle Anhaltspunkte für eine absolute Chronologie sein; und hätten wir deren mehrere, so stände es gut um die Sache. Da sie aber fehlen, müssen wir uns einstweilen damit begnügen, die Beschreibung und die Folge gewisser Stile festzustellen, und damit kommen wir für jene frühen Zeiten über relative Chronologie nicht hinaus. Weit besser liegen die Dinge für die Zeit der römischen Kultur, die Zeit der Völkerwanderung und noch spätere Perioden. Man ist wohl darin einig, dass heute eine Bearbeitung der deutschen Altertumskunde ohne Berücksichtigung dieser archäologischen Wissenschaft unmöglich ist. Jedenfalls ist für alle diese Forschungen viel geschehen: hervorragende, reichhaltige Sammlungen in den Provinzial- und Centralmuseen sind entstanden, verzeichnet und bearbeitet; ganz besonders sind die skandinavischen Länder durch Sammlung und wissenschaftliche Verarbeitung zum Muster geworden, und ein nützliches Handbuch der nordischen Altertümer hat hier das Interesse auch in weiteren Kreisen gefördert.

In Deutschland sind die bedeutendsten praktischen Entdeckungsarbeiten dem römischen Limes zu gute gekommen. Reiche, wertvolle Funde sind gemacht worden, und vorbildlich ist diese ganze Forschung dadurch, dass man niemals — wie es auf solchen Gebieten sonst oft der Fall ist — das eigentliche Ziel, die Förderung der geschichtlichen Kenntnis, aus dem Auge verloren hat. Durch die direkten Forschungen zur römischen Geschichte war die deutsche Altertumskunde nicht sehr fortgeschritten: bezeichnend ist das gewaltige Anwachsen der Speciallitteratur über den Ort der Varusschlacht, betreffs dessen man bis heute nicht zu annähernder Sicherheit gekommen ist. Um so grösser sind die Ergebnisse der Limesforschung gewesen. Vom Legionslager in Mainz aus ward zu Domitians Zeit der rechtsrheinische römische Besitz am Taunus und in der Wetterau, etwa östlich bis zur Niddamündung, durch grosse Kastellanlagen bei Kesselstadt, Heddernheim, Okarben, Friedberg u. a. geschützt, und von hier aus wurden die Truppen strahlenförmig zur Anlage des eigentlichen Limes vorgeschoben. Dieser ward zumeist über die Höhen der Gebirge geführt; an hervorragenden Punkten, die zum Signaldienst geeignet waren und in guter Verbindung mit den rückwärtsliegenden Kastellen standen, wurden quadratische hölzerne Wachttürme errichtet; dann wurden für die Wachtmannschaften Standquartiere in Lagerform geschaffen, mit Wall und Spitzgraben umgeben, und diese Grenzkastelle standen durch ein grosses Wegenetz — teils neuer, teils früherer römischer, teils

auch wohl uralter vorrömischer Anlage — mit den Hauptkastellen in Verbindung, so dass also ein fester Vorpostendienst in grossem Stile organisiert war. Das waren die ältesten Limesanlagen. — Die Römer waren schon zu Vespasians Zeit von Strassburg aus ostwärts (durch das Kinzigthal) und von Windisch aus nordwärts in die Gegend von Rottweil (daher arae Flaviae genannt) vorgedrungen, doch war dieser Besitz, sowie das Gebiet nördlich der Donau nur durch einzelne vorgeschobene Kohortenkastelle geschützt worden. Gegen Ende des ersten Jh. nun ward der Limes erweitert, nicht nur nach Westen zu bis in die Gegend von Niederbieber, sondern auch nach Süden zu von Kesselstadt über Wörth—Wimpfen bis in die Gegend von Canstatt; man darf diese Anlage des Odenwaldlimes mit der Nachricht von Tacitus' Germania verbinden, dass erst vor kurzem das Dekumatenland zum Provinzialgebiet gemacht sei (kurz vor 98 n. Chr.). Somit wurde eine Verbindung mit dem rhätischen Limes hergestellt, der wohl auch aus der Zeit Trajans stammt und sich über Lorch (nördlich vom Hohenstauffen)—Dambach—Gunzenhausen—Kipfenberg nach Eining erstreckt. — Grosse Neuerungen geschahen unter Hadrian: der Limes wird zum grossen Teil umgelegt, und die Kohorten, die sich bisher als Gros der Vorposten weit hinter der Vorpostenlinie befanden, werden an den Limes vorgeschoben, — dies alles deutet auf friedliche Zeiten hin. Als unter Antoninus dann viele bretonische Truppen, die man unter Aufsicht haben wollte, ins Land gezogen wurden, legte man sie an den alten Odenwald-Neckarlimes, ersetzte aber diesen durch eine ganz neue östlichere Linie, die dem Gelände zum Trotz schnurgerade von Wörth über Miltenberg—Walldürn in die Gegend von Lorch gezogen ward. Dieser Limes ist durch Steintürme charakterisiert, die übrigens nun auch in anderen Gegenden an Stelle der verfallenden Holzbauten gesetzt werden. — Unter Commodus beginnen am Limes, der keine genügende militärische Schutzwehr bot, Verstärkungsbauten, und besonders hat wohl unter Caracalla der Angriff der Chatten und Alemannen dazu geführt, dass am ganzen germanischen Limes auf 320 km ein (ca. 6 m breiter und etwa $2^1/_2$ m tiefer) Graben und Wall, am rhätischen Limes aber auf 175 km eine (etwa $2^1/_2$ m hohe und 1 m dicke) Mauer

Westdeutschen Zeitschrift von 1901 — ein wichtiger Faktor zur Kenntnis der frühgermanischen Geschichte. Sehr gut und übersichtlich sind alle diese Dinge in einer kleinen Altertumskunde zusammengefasst, die das Gebhardtsche „Handbuch der deutschen Geschichte" einleitet. — Ein Mittelpunkt der römisch-germanischen Forschung ward seit 1852 in dem Mainzer Centralmuseum geschaffen; die unter Lindenschmits Leitung gegebenen Veröffentlichungen über die Altertümer der römischen Zeit und der späteren Perioden bis auf Karl den Grossen, namentlich der merowingischen, enthalten eine Fülle wertvollen Stoffes. Es wäre zu wünschen, dass sich nunmehr zur Erklärung unserer antiken Quellen, besonders des Tacitus, diese praktische Forschung mit der Philologie eng und dauernd verbände.

Ein weiterer bedeutender Fortschritt ist in der Erforschung der agrarischen Altertümer gemacht. Schon im 18. Jh. hatte Olufsen, der Begründer der Agrargeschichte, aus der unendlichen Fülle der Flurkarten eine planvolle Anlage der Flurverfassung, und zwar ihren ältesten und ursprünglichen Zustand erkennen wollen; nun sind diese Karten systematisch untersucht worden, und wie auf jedem wissenschaftlichen Gebiete statistische Einsicht in das vollständige Material die beste Grundlage nicht nur für treue Beschreibung der Thatsachen, sondern auch für weitere Kombination giebt, so hier. Als sicher hat sich ergeben, dass Dorfanlagen und Einzelhöfe zu scheiden sind. Diese sind auf bestimmte Gebiete beschänkt: sie finden sich im Nordwesten Deutschlands westlich der Weser, in Westfalen, abgesehen vom sog. Hellweg; aber auch in Belgien, Südfrankreich, Irland und Wales. Unter den Dorfanlagen scheidet man besonders das Haufendorf mit Gemengelage und das Reihendorf ohne Gemengelage. Das Haufendorf mit Gemengelage und Gewannen ist sicherlich germanisch. Nur darf man hieraus nicht, wie es früher geschah, beweisen wollen, dass alle Volksgenossen einmal freie Bauern mit gleichem Anrechte gewesen seien. Vielmehr ist die Entstehung dieser Aufteilung jedenfalls unbewusst geschehen. Innerhalb der Weidewirtschaft ward auf einzelnen Schlägen, wechselnd, Getreide gebaut; bei solcher wilden Feldgraswirtschaft ward ein Schlag nach dem anderen als eine Rodung vieler in parallele Abschnitte geteilt und den Rodenden überlassen. Der Schlag ward also zum Gewanne, und da jeder Bauer Äcker in verschiedenen Gewannen besass, war die Gemengelage gegeben. Wenn nun diese unbewusste Entstehung nachher bewusst wiederholt worden ist, und wenn die Folge davon war, dass späterhin

jeder Bauer gleich gutes Land bekommen konnte, so darf man deswegen diese Gleichheit und Freiheit keineswegs als ursprünglichen Zweck erschliessen. Ebenso ist es falsch, jede deutliche Gewanneinteilung in die Urzeit zu verlegen und für sie allen grundherrlichen Einfluss auszuschliessen, also eine kleine Idealdemokratie freier Bauern zu konstruieren; gerade planmässige Einteilung kann sehr wohl auf Grundherrschaft zurückführen, und somit bildet diese deutliche Gewanneinteilung keinen Einwand gegen die neu aufgestellte und (besonders für Nordwestdeutschland) wohlbegründete Annahme, dass die Grundherrschaft die älteste bekannte Verfassungsform sei, und dass es sich bei der Bildung neuer Grundherrschaften in karolingischer Zeit nur um eine neue Verteilung der Bauern handle. Ferner lässt sich aus der Verbreitung der Einzelhöfe nicht erweisen, dass sie stets ein Rest keltischer Verhältnisse sein müssten; auch anderwärts, z. B. in Norwegen, finden sie sich dort, wo die Natur des Bodens es verlangt. Also, es ist viel zu weit gegangen, wenn man volksmässige Gewanndörfer der Germanen den grundherrlichen späteren Anlagen gegenüberstellt. Von sicherem, bleibendem Werte aber ist das gewaltige Material in diesen übersichtlichen Kartenarbeiten. Sie sind neue Quellen von hoher Bedeutung für die Stammeskunde und die Siedlungsgeschichte. In jener sind — abgesehen von Müllenhoffs Forschungen und einigen rein historischen Arbeiten — die Fortschritte recht gering gewesen; man ist über Caspar Zeuss' treffliches Werk: „Die Deutschen und die Nachbarstämme" nur in wenigen Punkten hinausgekommen. Die Dialektgeographie kann nur unter gewissen Umständen förderlich sein, z. B. da, wo nicht jüngere Mischung störend eingewirkt hat, und die Etymologie der Stammesnamen hat, trotz vieler Bemühungen, nichts als gewagte Vermutungen ergeben und wird nie darüber hinauskommen; die Agrargeschichte aber kann hier vielleicht vieles klären. Für die Siedlungsgeschichte, in der wir den Historikern treffliche Ergebnisse — namentlich betreffs der Germanisierung der früher slawischen Gebiete Deutschlands — verdanken, ist das zweifellos. — Der Geschichte der Kolonisation kann auch die Erforschung des Hausbaues zu gute kommen. Über deutsches

den Volksstämmen zu unterscheiden, sollte aber darin nicht zu weit gehen, sondern — wie bei Beurteilung der Agrarverhältnisse — stets bedenken, dass das Volk „nicht nur volkstümlich, sondern bisweilen auch zweckmässig handelt", und dass z. B. ein und derselbe Stamm, wenn er sich auf Geest und Marsch erstreckt, die Konstruktion der Häuser den ganz verschiedenartigen Bedürfnissen anpassen konnte.

Wir haben hiermit schon mehrfach Gebiete berührt, die den Specialwissenschaften (z. B. der politischen, der Rechts- und Verfassungsgeschichte usw.) zufallen, und die hier nicht eingehender behandelt werden können. Nur kurz sei hier einiger umfassender allgemeineren Arbeiten gedacht. Eine mit wirklicher historischer Methode gearbeitete „Deutsche Rechtsgeschichte" war berufen, als Nachfolgerin von Eichhorns Staats- und Rechtsgeschichte fortan die Führung zu übernehmen; sodann ist ein reichhaltiges Handbuch der deutschen Rechtsgeschichte und ferner eine die Bedeutung deutsch-philologischer Studien deutlich zeigende Darstellung zu nennen. Mit grosser Aufopferung ist eine dankenswerte, stark vermehrte Neuausgabe der „Rechtsaltertümer" geschaffen; Ausgaben der Leges, der Formulae, der Weistümer sind gefördert; die Ausarbeitung eines Rechtswörterbuches ist im Gange (vgl. S. XLIX); zur Verfassungsgeschichte der Städte ist eine Fülle von Arbeiten erschienen.

Mit der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte haben wir Gebiete erwähnt, die vielfach der Kulturgeschichte zugewiesen werden. Soweit diese, in ähnlichem Sinne wie die Volkskunde, als ein zusammenfassender Begriff genommen wird, müssen wir zu ihr vor allem eine Reihe von dankenswerten Darstellungen des Lebens bestimmter Zeiten und Kreise rechnen, z. B. des Lebens zur Zeit der Kreuzzüge, des höfischen Lebens in mhd. Zeit, ein höchst lehrreiches Bild vom Geistesleben der höheren Gesellschaft zur Zeit Karls IV., sowie des Alltagslebens im 18. Jh. Für einzelne Zweige der sog. Kulturgeschichte die Fortschritte zu verzeichnen muss den Fachwissenschaften überlassen bleiben. Allen Gebieten ist reges Interesse zugewendet: für die Darstellung der Volkstrachten und älterer Standestrachten ist manches geschehen; Architekten und Germanisten haben sich um das Studium des Hausbaues, in neuester Zeit auch des Burgenbaues bemüht; für die Erhaltung und bild-

der geistlichen und der profanen mittelalterlichen Musik ist gefördert, und eine geschichtliche Übersicht über die Theorie der Musik seit dem 9. Jh. gegeben worden. Allen diesen Studien haben erfreulicherweise auch weitere Kreise ein grosses Interesse zugewandt. Hierfür ist bezeichnend, welche thatkräftige Unterstützung von allen Seiten unsere grossen Altertumssammlungen finden, wie das germanische Museum zu Nürnberg. Es erfreut sich seit fünfzig Jahren, vor allem aber seit der Aufrichtung des Reiches, allgemeiner freudiger Teilnahme in unserem ganzen deutschen Vaterlande. Das wird der Anstalt den Sporn zu stetiger weiser Erweiterung und Verbesserung geben; der deutschen Philologie aber möge es eine dauernde Mahnung sein, mit dem Studium der schriftlichen Überlieferungen auch die Anschauung der ererbten Schätze für die Erkenntnis unserer Vorzeit zu verbinden.

Greifswald.

Theodor Siebs.

Specieller Teil.

A.

Sprache und Metrik.

Allgemeine Sprachwissenschaft.

Sprachpsychologie, Phonetik, Indogermanische Sprachwissenschaft, Vokalismus, Ablaut, Accent, Konsonantismus, Deklination, Konjugation, Stammbildung, Genus, Etymologie, Syntax, Altertumskunde, Zusammenfassende Darstellungen, Urgermanisch.

Die indogermanische Sprachwissenschaft hat in dem Zeitraum, den der Jahresbericht umfasst, eine Reihe der weittragendsten Entdeckungen zu verzeichnen, die zu einer starken Änderung der Anschauungen geführt haben. Von welchem Zeitpunkt an man die neue Epoche, in der wir thatsächlich leben, rechnen soll, ist schwer zu sagen. Jedenfalls diente als zusammenfassendes Werk der früheren Zeit Schleichers Kompendium, und heute liegt Brugmanns Grundriss 86_{106}, 89_{81}, 90_{48}, 92_{52} vollendet und zum Teil in zweiter Auflage 97_{28}, 98_{14} vor. Durch Delbrücks Arbeit besitzen wir sogar schon eine indogermanische Syntax 93_{48}, 95_{69}, $97_{28\,a}$, 98_{51}, 99_{32}. Aber wenn solche Werke für die grosse Anzahl der nicht selbständig Forschenden die Grundlage für ihre Studien und auch die Grundlage für die Verfasser mancher neuen Handbücher bilden, eine Anregung geht doch nur insofern von ihnen aus, als sie das Erkannte leicht zugänglich machen und dadurch den weiteren Aufbau rascher ermöglichen. Die Bedeutung von Brugmanns grosser Arbeit wird keiner unterschätzen, aber man kann nicht verkennen, dass die Wissenschaft schon ein gut Stück über das dort Niedergelegte hinausgekommen ist.

Die germanische Grammatik steht heute in engster Verbindung mit der indogermanischen Sprachwissenschaft. Wir verdanken das Scherers Geschichte der deutschen Sprache (ZGDS.). Dieses Werk hat aber nicht nur die Brücke geschlagen, die hoffentlich niemals abgebrochen werden wird, sondern es hat auch die indogermanische Sprachwissenschaft durch Hervorhebung allgemeiner Fragen auf das stärkste befruchtet, es hat ihr Anregungen geboten, von denen wir Späteren uns allerdings kaum eine klare Vorstellung machen können.

Mit und durch Scherer treten vor allem auch die Probleme der Sprachphysiologie und Sprachpsychologie in den Gesichtskreis der Forscher, um nicht wieder daraus zu verschwinden.

Die allgemeine Erörterung beschäftigte sich auf diesem Gebiete zunächst mit der Wirkung der sogenannten „falschen Analogie" und mit dem Princip von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Dass die Analogie auch in den ältesten Sprachperioden gewirkt hat, ist jetzt selbstverständlich, und das Princip der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze kann in der Praxis kein Forscher missen, wenn auch in der Theorie noch mannigfache Unterschiede bestehen. Viele Forscher haben sich über diese Probleme geäussert, so Osthoff 79 57, 80 125, Misteli 80 126, Wundt 86 54, 86 92, J. Schmidt 86 89, 92 89, Schuchardt 86 93, Wheeler 88 29, Regnaud 88 27, Löwe 91 47, Meillet 95 80, Ludwig 96 85, ohne dass eine Einigung erzielt wäre, bis sie neuerdings Wechssler in der Festschrift für Suchier in weitem Umfange wieder aufgenommen und entschieden gefördert hat. Eine zusammenfassende Darstellung fanden die Principien der Sprachwissenschaft durch Paul 81 88, dessen Werk nunmehr in dritter Auflage vorliegt, 98 8, 99 11; englisch bearbeitet von Strong, Logemann und Wheeler 91 45 c. Ein gewisser Mangel dieses bedeutenden Buches liegt sicher auf der psychologischen Seite. Dem ist jetzt durch Wundts Völkerpsychologie abgeholfen, die sicherlich ungemein anregend auf die allgemeine Sprachwissenschaft wirken wird.

Abgesehen von dem bisher Erwähnten sind die Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft nicht gerade sehr gefördert. Den Gedanken, in die Urzeit der Sprachbildung vordringen zu können, hat man wohl endgültig aufgegeben, man hat sich aber um so mehr mit den realen Fragen der indogermanischen Sprache beschäftigt. Bücher allgemeinen Inhalts sind daher selten. Zu erwähnen sind Wegeners Grundfragen 85 78, das grosse Werk von v. d. Gabelenz 91 44. Meringer und Mayer 95 10 stellten Beobachtungen an Lebenden an, um über die Gesetze des Versprechens ins klare zu kommen, und leiten damit zur psychischen Seite der Sprachbildung hinüber, die auch bei Meringer 97 25 verhältnismässig ausführlich behandelt ist.

Max Müllers Science of language ist zwar neu bearbeitet werden und aufs neue ins Deutsche übersetzt 93 [illegible], kann aber

Eine allgemein orientierende Darstellung über die Entwicklung der Sprachwissenschaft bot Delbrück in seiner Einleitung 80 124, 3. Aufl. 94 18.

Die wichtige Frage der Sprachmischung, die durch Schuchardt hauptsächlich angeregt war, ist von Löwe 90 14 kurz aufgenommen und von Windisch S.B. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1897, 102 ff. in einem Punkte entschieden gefördert. Schon früh ist man auf die Bedeutung der Sprachmischung für die Entstehung von Dialekten aufmerksam geworden, vgl. Schuchardt 85 83. Energischer hat aber erst v. Bradke 88 68 wieder darauf hingewiesen, und sie ist dann auch weiter bei der Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen herangezogen. Dieses Problem war durch die Abhandlung J. Schmidts 1872 in ein neues Stadium getreten. Eine lebhafte Diskussion knüpfte sich an seine sog. „Wellentheorie". Leskien meinte, Deklination im Lit.-Slav. und Germ., dass sich Stammbaum- und Wellentheorie nicht ausschlössen, während Brugmanns Skepticismus 84 81 nicht förderte. Eine Übersicht über die ganze Frage bot v. d. Pfordten 83 95. Wichtig wurde dann die Erkenntnis von der grossen Zweiteilung der indogermanischen Dialekte in *satem*- und *centum*-Sprachen, die v. Bradke 90 40 S. 38 ff. zuerst eingehend begründete, und die dann von Fick, Hirt u. a. trotz verschiedenen Widerspruchs angenommen wurde.

Hirt versuchte 94 48 die Sprachmischung zur Erklärung der Entstehung der grossen Dialektgruppen heranzuziehen. Hempl hat 99 18 zwar einige Einwände dagegen erhoben, die indessen von Wechssler in seiner Schrift „Giebt es Lautgesetze?" zurückgewiesen sind. Hier hat dieser Forscher das ganze Problem in tiefeindringender und entschieden fördernder Weise behandelt.

Für das Verhältnis der beiden grossen Dialektgruppen der Ursprache ist die angebliche nähere Verwandtschaft des Slavisch-Litauischen zum Germanischen von Wichtigkeit. In der Deklination vermochte schon Leskien keine Berührungspunkte zu entdecken. Die anscheinenden Übereinstimmungen im Wortschatz erklären sich meist als Entlehnungen, vgl. Hirt 98 25, und so darf man es heute wohl als sicher betrachten, dass zwischen Litauisch-Slavisch und Germanisch keine nähere Verwandtschaft besteht, trotz Uhlenbeck 90 90. Innerhalb der *centum*-Sprachen

so dass eine engere Einheit der *centum*-Sprachen thatsächlich gesichert ist.

Phonetik. Die intensivere Beschäftigung mit der Phonetik ist so recht ein charakteristisches Zeichen unserer Epoche. Wir verdanken sie ausser den Anregungen Scherers der mündlichen und schriftlichen Lehre von Sievers, der in den verschiedenen Auflagen seines Lehrbuches (81 118, 86 56, 89 11, 94 2) stets selbständig fortgeschritten ist und natürlich auch die gesicherten Ergebnisse anderer verwertet hat. Neben Sievers traten dann noch zahlreiche andere Forscher, die ihre Anschauungen ebenfalls in Lehrbüchern niederlegten, so Techmer 81 116, Vietor 84 59, 88 2, 98 5, Trautmann 84 60, Sweet 89 15, Borinski 92 6, Bremer 93 14, Jespersen 98 8, 99 2.

Von Einzelarbeiten wären die von Hoffory 80 180, vgl. dazu 82 79–81, Flodström 83 75, Lenz 88 5, Diederichs 86 64 und das anregende Buch von Passy 91 4 zu nennen.

In den von Vietor herausgegebenen Phonetischen Studien 88 1 besass die Phonetik ein eigenes Organ.

Es ist für den, der an den Arbeiten der Phonetik nicht selbständig beteiligt war, unmöglich, die im einzelnen erzielten Fortschritte zu würdigen. Ebensowenig kann der Referent entscheiden, ob man besser von der Hervorbringung der Laute oder von der akustischen Wirkung ausgeht. Man wird wohl das eine thun und das andere nicht lassen dürfen.

In der neuesten Zeit ist die experimentelle Phonetik von grösserer Bedeutung geworden. Hier wirkten die Arbeiten von Rousselot bahnbrechend, vgl. 92 16, 17, 93 11, 12, 96 6, 99 4, 5.

Indogermanische Grammatik. In der indogermanischen Sprachwissenschaft selbst kann man es als wesentlichsten Fortschritt bezeichnen, dass sich die Forscher immer mehr von allgemeinen Theorien loslösten und auf den Boden der Wirklichkeit stellten. Auch die Befreiung von der Überschätzung des Altindischen kann zu den Errungenschaften dieser Epoche gerechnet werden. Hoffentlich räumt das neue Jahrhundert auch mit den letzten Spuren dieser Überschätzung auf, die sich jetzt noch z. B. in der Theorie der einsilbigen Wurzeln zeigt.

Unter den einzelnen Fragen waren es in erster Linie die Probleme des Vokalismus, des Ablautes und des Accentes, die neue Arbeiten und neue Lösungen erforderten. K. Verners be-

ganz einzigartiger Bedeutung. Der indogermanische Accent war nunmehr mit grösserer Sicherheit zu erschliessen, und es konnte daher auch die Ablautsfrage aufs neue in Angriff genommen werden. Den neuen Ansichten gelang es denn auch bald, sich durchzusetzen. Osthoff in seinem bahnbrechenden Aufsatz „Zur Frage des Ursprungs der germanischen *N*-Deklination", Beitr. 3, 1 ff. knüpfte direkt an den „ganz neuerdings erschienenen Aufsatz von K. Verner" an und errang durch die Ansetzung des *r̥*-Vokals und die Durchführung von starken und schwachen Kasus einen weiteren Erfolg. Aber noch hielt auch er an der Ursprünglichkeit des sanskritischen *a* fest, wovon erst Brugmann in seiner mit Recht berühmten Untersuchung über Nasalis sonans, Curt. Stud. 9, 288 ff., abging. Es stehen von nun an zwei Probleme nebeneinander, erstlich die Erschliessung des indogermanischen Vokalsystems und zweitens die Erforschung der Arten und der Entstehung des Ablauts. Schon Brugmann setzte drei verschiedene *a*-Laute an, a_1, a_2, a_3. Erst die Entdeckung des Palatalgesetzes ermöglichte es aber, a_1 sicher als *e* zu bestimmen, da es auch im Indischen als heller Vokal nachzuweisen war. F. de Saussure 79 $_{61}$ lehrte dann die beiden Vokale, die wir heute als *ă* und *o* unterscheiden, und zwar schon im Hinweis auf das Armenische, wie später Bartholomae 91 $_{78\ a}$. Trotz des Widerspruchs von Pedersen ZfvglSpr. 36, 81 sind diese beiden Vokale anzuerkennen, da sie wenigstens ihrem Ursprung nach verschieden sind, wenngleich eine verschiedene Qualität nicht feststeht. Die langen Vokale wurden von Mahlow 79 $_{82}$ untersucht und als *ā*, *ē*, *ō* dauernd der indogermanischen Ursprache gewonnen. Später wurde auch *ō* noch in zwei Laute zerlegt, vgl. Zubatý Idg. Beitr. 18, 241 ff., freilich mit derselben Unsicherheit, ob sie qualitativ verschieden waren, wie bei den Kürzen. De Saussure führte auch den Laut *A*, den wir heute *ə* schreiben, in die Wissenschaft ein. Wenngleich sich sein System, das mit diesem Laut weitgehend operierte, nicht in allen Punkten haltbar erwies, so hat doch das *ə* dauernd Bürgerrecht gewonnen, ja es fragt sich, ob wir es nicht, da es die Schwächung zu *ā*, *ē*, *ō* ist, in die drei Laute *e*-Schwa, *a*-Schwa, *o*-Schwa zerlegen müssen. Neben die kurzen silbischen Liquidae und Nasale stellte de Saussure auch dieselben Laute als Längen. Um diese Ansätze ist seitdem ein lebhafter Streit geführt. Die langen *r̥̄*, *l̥̄*, *m̥̄*, *n̥̄* sind jetzt wohl von den meisten Forschern in dieser Form aufgegeben, während die kurzen trotz der Einwände von Kögel 81 $_{189}$, 82 $_{88}$, Bechtel 91 $_{68}$, Kretschmer 91 $_{66}$, J. Schmidt 95 $_{68}$,

Schmidt-Wartenberg 96 61, mit Bartholomae 96 68, Hirt 96 65, 99 28 in weitem Umfange zu Recht bestehen dürften. Freilich haben wir der indogermanischen Ursprache neben *r̥, l̥, m̥, n̥* auch noch ein reduziertes *ₑ* und dessen Verbindung mit *r, l, m, n, i, u* zuzuschreiben, vgl. Hirt 96 65, 99 28. Da *ₑ* die Schwächung von *e* ist, so ist der Konsequenz halber auch *ₐ* und *ₒ* anzusetzen, wenngleich diese Laute noch nicht mit hinreichender Sicherheit zu erkennen sind.

Einen wichtigen Fortschritt in Bezug auf die Herkunft der langen Vokale erzielte J. Schmidt 83 100, 84 84, indem er den Schwund von *i* (und *u*) hinter langem Vokal nachwies. Die näheren Bedingungen dieses Schwundes fand Meringer 90 50 noch nicht. Bei genauer Untersuchung des Silbenaccentes stellte es sich heraus, dass dieser bei dem Schwund eine wichtige Rolle gespielt hat, vgl. Hirt 92 56, wie schon vorher Bezzenberger vermutet hatte. Auf die Entdeckung Schmidts gründete dann W. Schulze 84 82 seine Theorie der *āi*- und *āu*-Wurzeln, indem er den Ablaut *ā*:ī* und *ā*:ū* erkannte, der mit der Zeit immer wichtiger werden sollte.

Die Herkunft der in den kurzen Reihen auftretenden Längen bildete ein ausserordentlich schwieriges Problem, das definitiv erst durch Streitberg 94 58, 95 61, 62 gelöst wurde. Durch ihn ist die alte Gunatheorie in gewissem Umfang wieder zu ihrem Recht gekommen, da wir jetzt wissen, dass in der indogermanischen Ursprache Längen in der That durch „Steigerung" entstanden sind. Ob nunmehr unsere Erkenntnis der indogermanischen Vokale abgeschlossen ist, lässt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen; grosse Veränderungen dürften allerdings nicht mehr zu erwarten sein. Die Forschung hat nun Zeit, sich mit erneuter Energie dem Ablautsproblem zuzuwenden.

Während Schleicher die Vokale durch Steigerung aus einander entstehen liess, lehrten Osthoff und Brugmann, dass eine Schwächung anzunehmen sei: *ei, eu, er, el, em, en, e* sind die ursprünglichen Laute. Aus ihnen wird durch Ausfall des *e* entsprechend *i, u, r̥, l̥, m̥, n̥,* 0. Aber mit dieser einfachen Auffassung war nicht durchzukommen. Schon M. U. 2, 14[1] (79 58) setzte Osthoff eine im Princip ganz richtige nebentonige Schwundstufe an, die aber dann zu den unglücklichen *n̥n, m̥m, r̥r, l̥l* und weiter zu der Abhandlung 81 126 führte, die das Ablautsproblem

Forschern unter dem Einfluss der indischen Grammatik von einsilbigen Wurzeln ausgingen, statt vom Wort.

Sehr bald nach der Entdeckung der Nasalis sonans erschien das bedeutendste Buch, das über den Ablaut geschrieben ist, de Saussures Mémoire 79 61, in dem er in genialer Weise das Problem durch Heranziehung der indischen *seṭ*-Wurzeln förderte. Leider waren auch Irrtümer in seinen Auseinandersetzungen, die bei den Mitforschenden wohl seine positiven Leistungen verdunkelten. Nur Fick GGA. 1881, 1418 ff. trat auf de Saussures Standpunkt, vermochte aber auch kein einwandsfreies System zu errichten. An Stelle der einen Reihe de Saussures stellte dann Hübschmann 85 85 sechs Reihen auf, ohne aber auf die Frage nach den zweisilbigen Wurzeln oder Basen näher einzugehen. Nach verschiedenen Versuchen, einwandsfreie Ablautssysteme zu errichten, gelangte Bartholomae 91 78a, 92 59 zu seinem durchaus konsequenten und nahezu richtigen System, in dem auch die Dehnungen ihre Stelle fanden. Er irrte nur darin, dass er *ə* auch als Reduktionsstufe der kurzen Vokale gelten liess. Mehr und mehr brach sich dann aber die Ueberzeugung Bahn, dass sich mit dem in Brugmanns Grundriss kodificierten Ablautssystem nicht auskommen lasse. Es zeigte sich teils in den kritischen Angriffen von Bechtel 91 63, Kretschmer 91 66, J. Schmidt 95 68, 96 60, teils in dem Skepticismus Noreens 90 78 und Brugmanns selbst 97 28, die auf jedes Ablautssystem verzichteten.

De Saussures Ausführungen gründeten sich im wesentlichen auf das Indische, das allein eine zu unsichere Stütze bot. Wir bedurften noch einer Sprache, um weiter zu kommen, und die fand sich im Litauischen (und Slavischen), wo Bezzenberger Idg. Beitr. 17, 213 die Wichtigkeit der Accentqualitäten erkannte. In dem Stosston der Diphthonge sah er die Wirkung zweisilbiger Basen. Auch de Saussures Aufsatz mém. de la soc. de ling. 8, 425 förderte die Erkenntnis der lit. Accentqualitäten, die sich somit für das Verständnis des indogermanischen Ablauts als äusserst wertvoll erwiesen. In seinem indogermanischen Accent 95 58 zog Hirt weiter das Slavische heran, auf das schon Fortunatov, Arch. f. slav. Phil. 4, 586 ff., hingewiesen hatte, und nun bedurfte es nur noch eines Bruches mit der alten Wurzeltheorie, eines Ausgehens vom vollen mehrsilbigen Wort auch für

Kretschmer 91 66 sehr viel Richtiges gesehen, aber die volle Erklärung des Ablautes durch den Accent ist jetzt erst ermöglicht. Zahlreiche neue Probleme bieten sich nun von selber dar, andere schon behandelte bedürfen noch der genaueren Untersuchung, alles in allem bietet das neue Jahrhundert der Arbeit genug, um zu weiterer wissenschaftlicher Erkenntnis des Indogermanischen zu kommen. Einiges mag hier angedeutet werden. Zunächst ist die Frage, wann die Reduktionsstufe, wann die Schwundstufe steht, noch genauer zu erörtern. J. Schmidt lehrt, dass in der ersten Silbe stärker verkürzt wird, wenn der Ton auf der dritten liegt, Hirt nimmt an, dass dann die Reduktionsstufe eintritt. Was die Entstehung des *o* aus *e* betrifft, so ist Hirt 99 27, 28 trotz Kretschmer 91 66 in gewissem Grade zu der alten Hypothese, die Fick GGA. 1881, Möller 80 158, Mahlow 79 52 aufgestellt haben, zurückgekehrt. Hier bedarf es der Untersuchung, wie sich die Typen mit *ó*, *bhóros, das Perfektum, die Kausativa u. a. ausgebildet haben. Vor allem wird aber die Stammbildungslehre, die Deklination und Konjugation neue Aufklärung erhalten. Wenn in Nomen und Verbum anscheinend die gleichen „Suffixe“ auftreten (*e-o*, *ā* im Konj. und Nomen, *jē* im Opt. und Nomen), so ist der Grund schon jetzt klar darin zu sehen, dass in diesen Elementen integrierende Bestandteile der Basen vorliegen, die erst allmählich zu Suffixen durch falsche Abstraktion geworden sind.

Accent. Durch Verners epochemachenden Aufsatz war die Bedeutung des Accentes allen klar geworden, aber die Sprachwissenschaft beschäftigte sich trotzdem mit der Untersuchung des Accentes nur nebenbei. An allgemeinen Theorien über seine Wirkung auf den Vokalismus fehlte es zwar nicht, sie förderten indes wenig. Man erkannte, dass *o* aus *e* im Nachton entstanden war, aber über den Wechsel des Tones gab man sich auf Grund unzureichender Analogien trügerischen Anschauungen hin. So nahm man einen Accentwechsel in der *o*- und *ā*-Deklination, bei den thematischen Verben (Osthoff 82 96) u. s. w. an und suchte damit den Ablaut in diesen Kategorien zu erklären. Auf germanischem Boden suchte Noreen 81 122 mit Hilfe des Vernerschen Gesetzes weiteres Material herbeizuschaffen, das

Hanssens 85 91, mit seiner Hilfe die Gestaltung des germanischen Auslauts zu erklären, wurde fast allgemein abgelehnt. Aber an dem Vorhandensein indogermanischer Silbenaccente war nicht zu zweifeln, und auch in Bezug auf die Herkunft des schleifenden Tones äusserten Kretschmer 91 66 und Hirt 91 67 ähnliche Vermutungen, die sich durchaus bestätigten. Die Heranziehung der Silbenaccente erwies sich sogleich für verschiedene Probleme fruchtbar, so für die germanischen Auslautsgesetze (s. u.), die Sandhierscheinungen des Indogermanischen (s. o.) und für die Anschauungen von der Wirkung des Accentes. Da der schleifende Ton entstand, wenn eine Silbe hinter dem Ton geschwunden war, so war damit von selbst eine progressive Wirkung des Accentes gegeben, die Kretschmer 91 66 noch näher begründete. Wenn man bedenkt, dass die früheren Ablautstheorien davon ausgegangen waren, dass auf den Hauptton im Indogermanischen der Svarita, der Nebenton folgte, so kann man diesen Wandel der Anschauung nicht hoch genug anschlagen. Dies führte schliesslich zu der von Hirt vertretenen Lehre, dass unmittelbar nach dem Hauptton die stärkste Wirkung des Accentes stattgefunden hat. Da sich bei der Untersuchung der Silbenaccente das Litu-Slavische als sehr wertvoll erwiesen hatte, so lag es naturgemäss nahe, diese Sprachen auch für den Wortaccent zu erobern. Wenn die Ergebnisse von Hirts Accent 95 58 nicht so reichhaltig waren, als man wohl erwartet hatte, so war dies in der Natur der Verhältnisse begründet. Auf den ersten Wurf liess sich diese Sprachgruppe nicht erobern. Immerhin ergaben sich bei der zusammenfassenden Darstellung des indogermanischen Accentes auch einige neue Ergebnisse, die den Grund dazu legten, nunmehr mit dem Accent sicherer operieren zu können. Als Hauptergebnis lässt sich wohl ansehen, dass es im Indogermanischen ganz bestimmte Kategorien mit wechselndem Accent und andere mit festem gab. Die Annahme eines Accentwechsels in der *o*- und *ā*-Deklination, sowie bei den thematischen Verben wurde definitiv beseitigt. Es ist zu hoffen, dass allmählich die grossen Lücken unserer Kenntnis auf diesem Gebiet ausgefüllt werden. Auch der Satzaccent bedarf noch weiterer Beobachtung. Zimmer wies 94 59 energisch darauf hin, dass die indischen Bedingungen der Verbalenklise nicht indogermanisch seien, und Hirt hat das gleiche für die Vokativbetonung gethan 98 24.

Konsonantismus. Das indogermanische Konsonantensystem hat nicht derartige umstürzende Veränderungen erlitten wie der Vokalismus, immerhin giebt es auch hier der Fortschritte genug.

Dass das *l* der indogermanischen Grundsprache angehörte, wird jetzt durch die Übereinstimmung der europäischen Sprachen erwiesen. Aufgestellt wurde diese Ansicht zuerst von Heymann 1873, und danach suchte es Fortunatov (Idg. Beitr. 6, 215 ff.), um die Übereinstimmung der Sprachen vollständig zu machen, auch im Altindischen nachzuweisen. Auf die Zustimmung Bechtels 91 68 folgte der ablehnende Aufsatz Bartholomaes 94 58, auf den Fortunatov ZfvglSpr. 36, 1 antwortete. Auch ohne die Hilfe des Indischen ist die Existenz des indogermanischen *l* gesichert.

Die nicht zahlreichen tenues aspiratae wollte Kirste 81 14 der indogermanischen Ursprache absprechen. Sie waren aber schon vorhanden, wenngleich sie sekundär entstanden sein mögen.

Die Existenz so sonderbarer Laute in der Ursprache, wie die Mediae aspiratae sind, wird immer auffallend bleiben. Walde 96 77 hat daher nachzuweisen versucht, dass die Laute, die wir für das Indogermanische mit *bh, dh, gh* umschreiben, als Spiranten anzusetzen seien, so dass einzig das Germanische den indogermanischen Lautstand bewahrt hätte. Wenngleich der Scharfsinn von Waldes Ausführungen nicht zu verkennen ist, so stösst doch diese Annahme auf noch grössere Schwierigkeiten als die übliche. Möglich aber bleibt es, dass wir mit einem anderen Ansatz durchkommen.

Das schwierigste Problem des Konsonantismus bildet indessen die Erforschung der Gutturale und Palatale. Die Geschichte dieser Frage bis zum Jahre 1891 bietet Bechtel 91 68 S. 291 ff. Eine Reihe wichtiger Entdeckungen, nämlich die Arbeiten von Ascoli und Fick, fallen gerade in den Beginn der neuen Zeit. Die Klarlegung des Palatalgesetzes durch verschiedene Forscher (Tegnér, Verner, Collitz 80 187, 7, J. Schmidt ZfvglSpr. 25, 1 ff.) schien dann für einige Zeit Ruhe zu schaffen, aber schon in der Anordnung von Brugmanns Grundriss[1] 86 106 fand sich ein Ansatz zur Lösung eines neuen Problems, die Bezzenberger 90 52 glücklich gelang. Seitdem lehren wir drei indogermanische Gutturalreihen, trotz Meillet 94 57. Hirt hat dann 98 22 auf die Möglichkeit hingewiesen, dass den drei Reihen doch nur zwei zu Grunde liegen, und in dieser Ansicht ist Referent mehr und mehr bestärkt, wenngleich sie sich wohl nie sicher beweisen lassen wird. Auch Hoffmanns Unterscheidung von *q* und *kv*

zuweisen versucht, vgl. Pedersen ZfvglSpr. 36, 103, Zupitza 98 81, aber ohne rechten Erfolg, so dass die Existenz eines *j* zweifelhaft sein dürfte. Es könnte aus einer Konsonantenverbindung hervorgegangen sein. Noch dürftiger ist das, was man für *v* und *u̯* (*v* und *w*) hat anführen können.

Bei Brugmann[2] 97 28 erscheinen auch indogermanische *ꝑ, ꝑh, đ, đh,* deren Natur und Herkunft schwer zu bestimmen ist und die jedenfalls nur eine untergeordnete Rolle im Indogermanischen gespielt haben. Pedersen ZfvglSpr. 36, 104, bekämpft diese Aufstellungen.

Während das Indogermanische bedeutende Veränderungen im Vokalismus durchgeführt hat, wissen wir über Veränderungen im Konsonantismus verhältnismässig sehr wenig. Im allgemeinen waren mehrfache Konsonantengruppen in der Ursprache nicht zahlreich. Viele dieser Gruppen werden vereinfacht sein, Dental + *t* aber blieb, unter Entwickelung eines Zischlautes, vgl. Brugmann 80 149, dagegen aber scheint Dental vor *t* + Konsonant (de Saussure 88 70) und vor *st* (Brugmann 96 76) vielleicht schon in der Ursprache geschwunden zu sein. Dass *w* und *j* (*u̯* und *i̯*) postkonsonantisch in weitem Umfang ausfielen, ist sicher, aber noch nicht eingehend untersucht.

Die Frage nach der Epenthese von *u* und *i* ist trotz Kretzschmer 91 66, Pedersen 93 59, Persson 94 55 nicht gelöst.

Wie die Lautgruppe *ss* im Indogermanischen behandelt wurde, hat zu einem lebhaften Streit zwischen J. Schmidt, Hübschmann 83 99 und Bartholomae 90 51 geführt, ohne dass sich die Gegner überzeugt hätten.

Die Labialisation der Labiovelare ist nach *u* wohl schon in der Ursprache geschwunden, vgl. Meillet 89 89.

In der Litteratur über die Lautlehre müssen am Schlusse noch einige allgemeine Arbeiten erwähnt werden. Über die indogermanischen Vokalkontraktionen sind wir trotz Osthoff M. U. 2, 111 noch nicht genügend unterrichtet. Sehr wichtig ist aber Wackernagels Schrift: „Das Dehnungsgesetz der griech. Komposita“, in der er nachwies, unter welchen Bedingungen im Indogermanischen kontrahiert wurde. Die Frage der Dissimilation wurde von Grammont 96 75 eingehend behandelt, der Satzphonetik wandte man immer grössere Aufmerksamkeit zu, und in der neuen Auflage von Brugmanns Grundriss findet sich ein besonderes Kapitel über Haplologie.

D e k l i n a t i o n. Von allen Teilen der indogermanischen Gram-

matik unterscheidet sich wohl die Darstellung der Deklination in Brugmanns Grundriss am wenigsten von der in Schleichers Kompendium, wenn wir nur davon absehen, dass Schleicher in seinen Konstruktionen über das direkt Erreichbare hinausging. Ganz umstürzende Arbeiten sind hier nicht zu verzeichnen, und es fehlt daher auch eine besondere Untersuchung. In der interessanten Studie von Audouin 99 80 ist die Frage nach dem Umfang des ursprachlichen Kasussystems und den Gründen des sog. Synkretismus eingehend untersucht. Ein abschliessendes Urteil über dieses Buch ist noch nicht möglich.

An kleineren Arbeiten hat es nicht gefehlt, doch muss hier eine kurze Anführung genügen: Singular, Nominativ: J. Schmidt, 84 85, Genitiv: Bartholomae 90 51, Hirt 92 74, Dativ: Bartholomae 89 107, Lokativ: J. Schmidt 83 100 (sehr wichtig), W. Schulze 85 98, Bezzenberger 86 117, Instrumental: Reichelt 99 40a, Ablativ: Kudrjavskij 97 85, Bezzenberger 98 27; Plural, Nominativ: W. Schulze, 86 116, Genitiv: Osthoff 79 58, S. 207 ff., widerlegt durch Streitberg Idg. Forsch. 1, 259, Akkusativ: Buck 91 82, Lokativ: Osthoff 79 58. Über die mit *-m-* und *-bh-* gebildeten Kasus handelte Hirt 95 67 und Ludwig 99 66.

Sehr wichtige Ergebnisse finden sich vor allen in den grösseren Schriften, wie in Mahlows Langen Vokalen u. a.

Zu den bedeutenderen Arbeiten gehört Meringers Erklärung des Duals als Singular eines *ou*-Stammes 86 115, wodurch die Aufstellungen Osthoffs 79 58 antiquiert wurden, sowie Johanssons Aufsatz „Zur Femininbildung“ 88 80; auch die Heranziehung des Silbenaccentes (Hirt 91 67) trug mancherlei zur genaueren Kenntnis der Kasusendungen bei. Alles übertrifft indessen J. Schmidts Werk 89 95, in dem er nachwies, dass der Nom. Plur. Neutrius mit dem Nom. Sg. Fem. identisch ist, eine Ansicht, die zwar nicht neu war, vgl. Henry 88 81, die aber von Schmidt in umfassender Weise behandelt worden ist. Diese Erkenntnis entscheidet naturgemäss den Streit um die Entstehung des grammatischen Geschlechts zu Gunsten Brugmanns.

Im Anschluss an Schmidts Werk, das eine Fülle von Anregungen bot, wurde dann die eigentümliche heteroklitische

bekämpft, so von Solmsen Idg. Beitr. 17, 329, Kretschmer ZfvglSpr. 31, 346 ff., Wackernagel ZfvglSpr. 33, 16 f.

Verbum. Das indogermanische Verbum hat seine ausführliche Darstellung in Brugmanns Grundriss gefunden. So viele neue Ausblicke sie auch bietet, so kommt hier das Typische nicht zu seinem Recht, und das Verbalsystem war jedenfalls viel einfacher, als hier dargestellt ist. Ausserdem wurde das Präsens der indogermanischen Grundsprache von O. Hoffmann 89 96, das Perfekt von Osthoff 84 89 behandelt; doch förderten beide Werke wenig.

Die Ansätze für die indogermanischen Personalendungen sind im allgemeinen nicht bedeutend verändert worden, wenn man von den unmöglichen Annahmen absieht, mit deren Hilfe Schleicher die Personalendungen mit den Pronominalstämmen verknüpfte. Untersuchungen über einzelne Endungen liegen vor von Brugmann 79 58 S. 133 ff., Parmentier 89 98, Windisch, 89 99, Bartholomae 89 100, Hirt 96 81.

Lange Zeit hielt man daran fest, dass das Indische in der Verteilung von primären und sekundären Endungen den alten Stand der Dinge bewahrt hatte, obgleich schon Scherer ZGDS. in dem Fall von ai. *bhárāmi* die Unursprünglichkeit des Indischen mit Recht vertreten hatte und dadurch wohl Zweifel hätten entstehen können. Erst Zimmer ZfvglSpr. 30, 119 hat uns eine andere Verteilung der primären und sekundären, oder, wie er mit einem Ausdruck der irischen Grammatik sagt, der absoluten und konjunkten Endungen gelehrt. Seine Ausführungen sind mit Recht angenommen. Über die Herkunft der einzelnen Endungen ist nichts entdeckt. Es ist ja sehr wahrscheinlich, dass in einigen Pronomina stecken, aber es lässt sich mit unsern Mitteln nicht erweisen, und an Stelle der Zuversicht der früheren Epoche ist ein Skepticismus getreten, der diesen Fragen am liebsten aus dem Wege geht, obgleich sie das Interesse, das ihnen frühere Zeiten entgegenbrachten, durchaus verdienen.

Was die Präsensbildung betrifft, so benutzte de Saussure 79 61 die indischen Nasalpräsentien zur Aufstellung seines Vokalsystems und erkannte zugleich, dass wir es bei ihnen mit Infixen zu thun haben, was sich trotz der Angriffe von Brugmann M. U. 3, 148 und sonst durchaus bewährt hat, vgl. Pedersen 93 59, J. Schmidt 93 60. Ob wir die Infigierung erklären können oder nicht, bleibt dabei gleichgültig; es ist eine Thatsache, dass sie vorliegt. Gegen Schmidts Erklärung der indischen

neunten Klasse schrieb Bartholomae 96 79, ohne indessen den Grundgedanken anzutasten.

Während man die thematischen Präsentien als altertümlich ansah, hob Hirt 98 22 hervor, dass wir es wahrscheinlich mit einer jungen Kategorie zu thun haben, die nicht mehr der Wirkung des Accentes unterliegt. — Mehr und mehr trat dann in der verbalen Stammbildung das hervor, was man im Slavischen den zweiten Stamm nennt. Während Brugmann 79 58 in den ā, ē, ō, die sich hinter der „Wurzel" finden, ein angetretenes Suffix sah, ist man jetzt ganz davon abgekommen. Eine der wichtigsten Arbeiten über diese zweiten Stämme lieferte Johansson 86 122, der schon den Zusammenhang vieler Kategorien der Einzelsprachen erkannte. Bartholomae 91 78c deckte das Element āi mit dem Ablaut ī auf, Hirt modificierte 99 27 seine Ansicht etwas.

Osthoff suchte 92 76 eine neue Präsensklasse nachzuweisen, worin ihm wenige folgen werden. Leumann behandelte die Herkunft der sechsten Präsensklasse des Altindischen 96 80.

Das Perfektum hat wegen seiner eigentümlichen Bildungsweise mannigfache Erörterungen hervorgerufen. Es trat immer klarer hervor, dass der germanische Typus *sētum* aus der Ursprache stammt, wenngleich die Erklärungen von Osthoff 84 89, Michels 94 56, Bartholomae 84 90, 94 61 nicht haltbar erscheinen. Erst Streitberg 96 99 ist sie definitiv gelungen. In seinem Ablaut 99 28 hat Hirt Streitbergs Ansicht weiter zu begründen versucht.

Über die ursprüngliche Bildungsweise des „Perfekts" hat v. Bradke 97 42 eine eingehende und vortreffliche Untersuchung angestellt. Der Richtigkeit seiner Ausführungen kann sich keiner entziehen, der in das Wesen der zweisilbigen Basen eingedrungen ist.

Über die Reduplikation beim Perfekt hat Osthoff 82 58 gehandelt und definitiv festgestellt, dass *e* der Reduplikationsvokal war.

Auch in der Moduslehre fehlt es nicht an einschneidenden Veränderungen der Auffassung. M. U. 3, 1 führte Brugmann den Begriff des Injunktivs in die Grammatik ein, der sich seitdem einen dauernden Platz erworben hat. Die Ausführungen Streitbergs 97 89 sind leider noch nicht veröffentlicht, förderten aber das Problem entschieden. Über den Ursprung der Konjunktivsuffixe sind wir noch nicht ganz im reinen, doch liegt nunmehr

Bildungselementen der Konjunktive naturgemäfs keine Suffixe mehr sehen.

Nachdem Wackernagel Vermischte Beitr. z. gr. Gr. S. 42 ff. gezeigt hat, dass Optative ursprünglich nicht von allen Tempora gebildet wurden, ist es sehr wahrscheinlich, dass wir es im Optativelement lediglich mit einem Präsenssuffix zu thun haben.

Mehr und mehr ist beim Verbum die Bedeutung der Aktionsarten hervorgetreten, die schon aus dem Indogermanischen stammen, sich aber in den Einzelsprachen verschieden entwickelt haben. Die wesentlichste neue Erkenntnis verdanken wir dem zweiten Band von Delbrücks Syntax, in dem zum erstenmal nachgewiesen wurde, dass die indischen Präsensklassen eine besondere Aktionsart haben.

Stammbildung. Die Stammbildung hat ihre eingehende Darstellung bei Brugmann gefunden, doch war dies nur ein erster Versuch, und es harren hier noch unendlich viele Probleme der Lösung. Die allgemeinen Principien erörterte Paul 97 88. Eine besondere Art der Stammbildung, die sog. Wurzeldeterminative, behandelte P. Persson 91 75. Seine fleissige Arbeit leidet leider an der Mangelhaftigkeit des Standpunktes, der mit den einzelnen Lauten wie mit Baukastensteinen operiert, ganz unbekümmert um das Leben der Sprache. Einen sehr richtigen Gesichtspunkt hat Bloomfield 91 79, 93 57, 94 51, 96 78 geltend gemacht. Bedeutungsverwandte Worte beeinflussen sich überhaupt gern, und so auch in ihren letzten „suffixalen“ Elementen.

Die Bildung und Stammabstufung einzelner Suffixe ist verschiedentlich behandelt. Für das Komparativsuffix schlug Thurneysen 95 65 einen neuen, aber schwerlich richtigen Ansatz vor. Über das Suffix des Part. Perf. Act. schrieb J. Schmidt 82 86 gegen Brugmann, der seine Ansichten aufrecht erhielt (Grundr. 2, 411). Eine Ergänzung bot W. Schulze 85 100. Das Suffix -μένος besprach Bloomfield 99 88.

Genus. Die Frage nach der Entstehung des grammatischen Geschlechts im Indogermanischen wurde von Brugmann 88 79, 91 71 in eigentümlicher Weise beantwortet, der es nicht an Widerspruch gefehlt hat. Roethe verteidigte in der Vorrede zu Grimms Grammatik 90 70, 91 72 die Ansicht des Altmeisters, während Michels 89 140, 91 70 sich auf Brugmanns Seite stellte. Dazu kamen Wheeler 89 [illegible], Conway 89 [illegible], Bréal 89 [illegible], Pedersen

wenig. Weitere Fortschritte verdanken wir Jacobi 97 24, Brugmann 98 19, Wheeler 99 26 und Müller 98 20. Auch diese Frage wird durch die Erkenntnis des Ablautes gefördert werden. Da das femininale *-ā* in mehreren Fällen der Auslaut zweisilbiger schwerer Basen ist, so kann es mit der Femininbezeichnung ursprünglich nichts zu thun gehabt haben. In dem Pronomen hat Jacobi wohl mit Recht den eigentlichen Ausgangspunkt für die Genusbezeichnung gesehen.

Etymologie. Auch die etymologische Forschung wurde in dem verflossenen Vierteljahrhundert ausserordentlich gefördert. Unbestritten nimmt auf diesem Gebiete Fick die erste Stelle ein. Von seinem Werk erschienen zwei Teile 91 60, 94 46 in neuer Auflage, dazu Collitz 91 61. Zahlreiche neue Etymologien sind in jedem Bande des Jahresberichts verzeichnet. Sie aufzuführen ist unmöglich. Sie sind benutzt in den neuen etymologischen Wörterbüchern von Prellwitz für das Griechische 93 38, Uhlenbeck für das Indische 98 30, 99 35 und in seinem gotischen Wörterbuch, s. u. S. 22.

Noch immer aber bestand ein Mangel an Untersuchungen über begriffsverwandte Wortgruppen. Zwar hatte schon Bechtel 79 44 die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen untersucht, für das Germanische aufs neue in Angriff genommen von Rittershaus 99 78; aber seine Arbeit, die eines der schwierigsten Gebiete der Etymologie behandelt, fand erst in Delbrücks 89 32 und Brugmanns 95 36 Untersuchungen Nachfolger. Dagegen wurden die allgemeinen Principien und Ursachen des Bedeutungswandels verschiedentlich erörtert, so von Darmesteter 88 32, 94 31, Bréal 88 33, 34, 97 22, Schmidt 94 38, Hey 95 34, van Helten 95 35, Thomas 96 40, Stöcklein 96 41, Pokrovsky 97 19, 20, Pezzi 97 21.

Wir besitzen auch zwei Monographien über einzelne Wurzeln von Flensburg 97 56, Meillet 97 55, aber gerade an diesen Arbeiten zeigt sich, dass derartige Untersuchungen wenig fördern.

Schliesslich mag auch Osthoffs Schrift vom Suppletivwesen 99 29 hier erwähnt werden, in der ein wichtiges Problem, freilich nicht ganz einwandsfrei, behandelt wird.

Syntax. Die Syntax des Indogermanischen ist lange Zeit recht wenig untersucht worden, und das Wesentlichste verdanken

Die Frage der indogermanischen Wortstellung behandelte J. Wackernagel 92 77. An seine Arbeit knüpften dann einzelsprachliche Untersuchungen an, auf germanischem Gebiete die von Braune 95 78.

Hermann beantwortete die Frage, ob es Nebensätze im Indogermanischen gab, in verneinendem Sinne, 95 70, Streitberg behandelte 89 148 die gotischen Aktionsarten, Wustmann 94 82 die des Heliand, Herbig besprach 96 84 die Aktionsarten im allgemeinen.

In der Syntax der Deklination ist das Buch von Audouin 99 80 wichtig. Er tritt dem Problem, weshalb in den Einzelsprachen so viele Kasus zusammenfallen, energisch näher.

In eine frühe Periode des Indogermanischen führt uns Jacobi 97 84 zurück. In seinem Buche bespricht er die Entstehung von Kompositen aus Sätzen. Seine Ausführungen haben viel zu wenig Anerkennung gefunden. Mögen sie auch kühn sein, so scheinen sie mir doch einen richtigen Weg zu weisen.

Sehr anregend sind die Forschungen von Winkler 92 80, 94 71, der sich dann vor allem auf germanischem Boden bethätigt hat.

Die allgemeine Frage: Was ist Syntax? suchte Ries 94 89 zu beantworten. Seine Schrift hat entschieden anregend gewirkt.

Altertumskunde. Auch die indogermanische Altertumskunde hat im Jsb. ihre Stelle gefunden; Schraders Werk 83 96, 2. Aufl. 90 41 ist ziemlich günstig beurteilt worden, aber mit Recht hat es v. Bradke 90 40 scharf getadelt. Leider ist dieser Forscher, dem wir eine Reihe vortrefflicher Arbeiten verdanken 88 63, 64, 89 78, 90 40, allzufrüh der Wissenschaft entrissen. Gegen den herkömmlichen Betrieb in der indogermanischen Altertumskunde haben sich Kossinna und Kretschmer in gelegentlichen Bemerkungen gewendet. Es ist auch des Referenten Ansicht, dass die Schradersche Methode nicht einwandsfrei ist. Es zeigt sich dies auch deutlich in dem eben erschienenen Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 1901.

Die Urheimatsfrage ist trotz der grossen Litteratur, die darüber besteht, vgl. Penka 84 78, Rendal 90 89, J. Schmidt 90 88, Hirt 92 41, Reinach 93 45 noch nicht gelöst, wenn auch gefördert. Vieles, was sich auf die Methode der Altertumskunde bezieht, bespricht Kretschmer 96 56.

Zusammenfassende Darstellungen. Zum Schluss muss noch auf die zusammenfassenden Darstellungen hingewiesen werden. Brugmanns und Delbrücks Werke sind schon erwähnt. Ausser-

dem erschienen noch verschiedene vergleichende Grammatiken der einzelnen Sprachen, so Brugmanns griechische 99$_{86}$, Stolzens lateinische Grammatik 99$_{87}$, beide in dritter Auflage, vor allem aber Wackernagels altindische Grammatik 96$_{55}$, in der das erste Werk vorliegt, das de Saussures Ablautssystem berücksichtigt. Auch Bechtels Hauptprobleme 93$_{49}$, so wenig sie positiv förderten, wirkten doch ausserordentlich anregend, weil sie gegenüber Brugmanns Standpunkt einem anderen Gehör verschafften, dagegen bot Giles 95$_{56}$ nur einen geschickten Extrakt aus deutscher Wissenschaft, der dann ins Deutsche übersetzt wurde 96$_{49}$. Selbständig ist Meringer 97$_{25}$, aber sehr knapp.

Wir müssen noch hinzufügen, dass Techmers Internationale Zeitschrift 84$_{51}$, 85$_{48}$ mit dem 5. Bande wieder einging, dass aber seit 1891 in den Indogermanischen Forschungen 91$_{58a}$ neben Kuhns Zeitschrift und Bezzenbergers Beiträge ein drittes deutsches Organ getreten ist. Es könnte scheinen, als ob in diesen drei Organen auch drei verschiedene Richtungen von Sprachwissenschaft vertreten seien. Aber so lebhaft die Kämpfe um gewisse Fragen in den siebziger Jahren geführt sind, heute besteht dieser Gegensatz unter den jüngeren Sprachforschern nicht mehr, es herrschen wohl noch verschiedene Ansichten über einzelne Fragen, aber ein Gegensatz in Ziel und Methode lässt sich nicht entdecken.

Wir wollen hoffen, dass dieser Stand der Dinge immer weiter beharrt, denn es kann nicht geleugnet werden, dass der frühere Kampf zu manchem Unerfreulichen geführt hat.

Urgermanisch. Vergleicht man die Erkenntnis des Urgermanischen am Ende der früheren Epoche mit dem jetzigen Zustand der Dinge, so lässt sich nicht verkennen, dass die Fortschritte auf diesem Gebiet im wesentlichen bedingt sind durch das Heranziehen der indogermanischen Sprachwissenschaft. Man kann die Erforschung des Urgermanischen auf zwei Weisen fördern, indem man durch Vergleichung der Dialekte zu dem älteren Stand der Dinge vorzudringen sucht, also ähnlich, wie wir das Indogermanische erschliessen müssen, oder indem man vom Indogermanischen ausgeht und untersucht, was aus dem Alten im Verlauf der Zeiten geworden ist. Notwendig sind beide Wege einzu-

Der Begriff „Urgermanisch“ selbst ist verhältnismässig jung, aber an seiner Berechtigung zweifelt heute keiner mehr, da wir eingesehen haben, dass das Gotische nicht den ältesten Stand der Dinge auf germanischem Sprachgebiet darstellt. Es ist daher auch erklärlich, dass wir erst spät Darstellungen des Urgermanischen erhalten haben. Auf Kluges Vorgeschichte 89$_{126}$ in Pauls Grundriss 89$_{128}$, 2. Aufl. 97$_{82}$, folgte Noreens urgermanische Lautlehre 90$_{78}$, 94$_{78}$, Streitbergs urgermanische Grammatik 95$_{80}$ und schliesslich Bethges Darstellung bei Dieter 98$_{54}$. Es ist charakteristisch für die enge Verbindung, in der die germanische Grammatik mit der indogermanischen Sprachwissenschaft steht, und für die rege Thätigkeit auf unserem Gebiete, dass ein derartiger Versuch noch auf keinem anderen Gebiete der indogermanischen Sprachen gemacht ist.

Auch Wilmanns deutsche Grammatik 93$_{67}$, 97$_{80, 81}$ berücksichtigt die vergleichende Sprachwissenschaft. Man wird sich seines Standpunktes um so mehr freuen, wenn man etwa die Zustände auf klassischem Gebiet vergleicht.

Im einzelnen knüpfte die Forschung meist an die Errungenschaften der indogermanischen Grammatik an. Im Vokalismus brachte uns zuerst Paul 79$_{59}$ ein gutes Stück vorwärts. Auch durch Mahlow 79$_{52}$ und Möller 81$_{124}$ wurde die Vokallehre sehr gefördert. Dazu auch Kluge 82$_{98}$. Das urgermanische *ē* behandelte Bremer 85$_{86}$ und 86$_{108}$ in einer eingehenden Monographie. Später beschäftigte das sog. $\bar{e}^2$ wiederholt die Forscher, so Ottmann 90$_{78}$, Jellinek 90$_{86}$, Holz 90$_{87}$, Sievers 91$_{108}$, 94$_{94}$, Franck 96 (13)$_{2}$, van Helten 96$_{98}$. Die Erkenntnis, dass es zum Teil aus *ēi* entstanden ist, darf als gesichert gelten.

Auch das gotische *ai* und *au* vor Vokalen bot ein urgermanisches Problem, an dessen Lösung sich verschiedene Forscher beteiligten, so Paul 80 (11)$_{667}$, 82$_{92}$, J. Schmidt 82$_{91}$, Streitberg 90$_{82}$, van Helten 93$_{76}$, 96$_{98}$, ohne dass eine vollkommen sichere Lösung gelungen wäre. Anknüpfend an die germanische Komparativbildung behandelte ferner Streitberg 90$_{82}$ und 91$_{97}$, 92$_{87}$ die germanischen Langdiphthonge, und erkannte 96$_{99}$ auch, dass die sog. *r̥̄* und *l̥̄* ebenso wie *r̥*, *l̥* vertreten sind.

Über die Herkunft des germanischen *ai* in gewissen Fällen hat ganz kürzlich Bugge 99$_{70}$ eine neue Hypothese aufgestellt, die noch sehr der Bestätigung bedarf.

Wichtiger aber als die Schicksale der Vokale in haupttoniger Silbe wurden die der Vokale in unbetonten Silben. Hier legte für die kurzen Mittelsilben Sievers Beitr. 5, 68 ff. den unverrück-

baren Grund. Ebenso wurde Kocks Arbeit über den *i*-Umlaut im Altnordischen 88 89 für das Urgermanische wichtig. Das Hauptinteresse haftete naturgemäss an den Schicksalen der auslautenden Vokale. Die Verhältnisse lagen hier ausserordentlich verwirrt, und doch war ihre Lösung absolut notwendig, da ja das Verständnis der Deklination und auch der Konjugation von der richtigen Fassung der Auslautsgesetze abhing. In dem ersten Teil unserer Epoche herrschte zunächst die von Leskien aufgestellte Nasaltheorie, die eine Reihe von Schwierigkeiten glücklich zu lösen schien. Auf diesem Boden stehen zahlreiche Arbeiten, und sie alle bemühen sich, wie wir jetzt sagen können, ohne Erfolg, die Probleme zu lösen. Bestand hatte nur die Synkopierungstheorie der kurzen Vokale, die Sievers a. a. O. vortrug. Die Synkopierung der kurzen Vokale ist thatsächlich zwar einzeldialektisch, die Ursache aber gewiss gemeingermanisch.

Eine andere Theorie in betreff der langen Vokale im Auslaut stellte zuerst Hanssen 85 91 auf, ohne aber, abgesehen von Mahlow 85 91, Beifall zu finden. Vielmehr machten Brugmann (Grundr. 2, 528), Kluge 89 126, Streitberg 90 82, 92 87, Jellinek 91 92, Wiedemann 91 93, Collitz 91 106 immer neue Versuche auf Grund der alten Anschauung. Mit Sicherheit konnte man aber allerdings den Silbenaccent so lange nicht heranziehen, als die indogermanischen Verhältnisse unaufgeklärt waren. Sobald hier durch Hirt 91 67 Klarheit geschaffen war, liessen sich auch die germanischen Auslautsgesetze nach dieser Richtung untersuchen. Hirts Ausführungen 92 86 waren gewiss im Princip nicht neu, aber das Princip war bis dahin allgemein verworfen, obgleich es eigentlich schon von Scherer ZGDS. aufgestellt und von Mahlow angenommen war. Doch erforderte die Durchführung noch manche Diskussion: vgl. Hirt 94 92, 96 100, 97 61, van Helten 93 76, 96 98, Lorentz 95 85, Streitberg 96 99, Burchardi Phil. Stud. 112.

Ganz neuerdings hat Walde einzelne schwierige Punkte der Auslautsgesetze einer eingehenden Prüfung in einer besonderen Monographie unterworfen 1900 54, in der allerdings die Accenttheorie als richtig vorausgesetzt wird.

K o s o n a n t i s m u s. Neben Verners Entdeckung wurden einzelne Phasen der Lautverschiebung bes. durch Paul klargestellt, Beitr. 1, 147 ff. Bugge 87 87 suchte das Vernersche Gesetz auch im Anlaut zur Geltung zu bringen, doch sind von seinen Beispielen nur wenige sicher. Osthoff 82 94 stellte Besonderheiten in der Verschiebung der Velare in Anknüpfung an Sievers' Gesetz fest.

Die relative Chronologie der germanischen Tenuisverschiebung behandelt Loewe 99 67. Über den Lautwert des urgermanischen *g* schrieb Jellinek 90 84, 92 87a, ohne zu überzeugen.

Ausserordentlich wichtig wurde die von Kluge 84 94 entdeckte, von Kauffmann 87 88 weiter behandelte germanische *n*-Assimilation.

Die eigentümliche Verschärfung von *j* und *w* wies Kögel 84 98 als urgermanisch nach, aber eine haltbare Erklärung ist trotz Bechtel 85 88, Streitberg 89 189, Brugmann Grundr 1^2 183 noch nicht gegeben.

An Stelle der labialisierten Gutturale scheinen im Germanischen auch Labiale aufzutreten, die Kluge 86 112 durch eine Art Assimilation erklären wollte. Da aber Zweifel an der Berechtigung dieses Lautwandels laut geworden waren, behandelte Zupitza 96 106 das wichtige Problem eingehend, indessen ohne wesentliche Förderung. Vgl. dazu noch Uhlenbeck 95 64, 97 47 und Hirt 98 25.

Auch die Frage, wie indogermanisch *tt* behandelt worden ist, hat mehrfach Erörterungen hervorgerufen, so von Kögel 80 144, Kluge 84 94, Braune 94 96, Möller 99 72.

Sievers entdeckte 94 95, dass *đl* zu *ll* geworden ist. Ausserdem sei auf Bugge 88 92, Johansson 89 129, Streitberg 96 108, Schroeder 98 57 verwiesen.

Über die Art, wie die germanische Betonung aus der indogermanischen entstanden ist, sind wir noch nicht im klaren. Gegen den Zusammenhang der germanischen Anfangsbetonung mit der gleichen Erscheinung im Keltischen und Italischen, den Thurneysen annehmen wollte, schrieb Zimmer 98 24, während Hirt 98 24 sie in einem anderen Sinne als nicht zufällig ansah.

Weiteres Material zum Vernerschen Gesetz wurde vereinzelt von verschiedenen beigebracht, besonders von Noreen 81 122, ein vorhandener Accentwechsel bei den neutralen *o*-Stämmen von Hirt 96 65 nachgewiesen. Dass nicht jeder Spirantenwechsel auf die Wirkung des Accentes zurückzuführen ist, erkannte Thurneysen 97 (11) 19.

Nordische Forscher haben dann den Versuch unternommen, die Nebenaccente dieser Sprache als Überbleibsel des idg. Accentes zu erklären, vgl. Kock 88 98, ohne dass wir in diesem Punkt bis jetzt zu sicheren Ergebnissen gelangt wären.

Das Verständnis der germanischen Deklination war ganz von der Erklärung des Auslautes abhängig, und die betreffenden Probleme sind daher meist in den Arbeiten über die Auslautsgesetze behandelt. Besonders zu nennen wären hier noch Jellinek

91 92, Wiedemann 91 98. Über die konsonantische Deklination schrieb Kahle 87 48.

Weiter wurde die Erkenntnis der germanischen Stammbildung stark gefördert. v. Bahder behandelte die Verbalabstrakte 81 118, Sütterlin 88 96 die Nomina agentis. In der Erkenntnis von der Abstufung der Suffixe *-jo*, *-jen* brachte uns Streitberg 89 139 und die daran anknüpfende Diskussion weiter, vgl. Jellinek 90 62, 91 100, Streitberg 91 99, van Helten 91 109, 96 98, Sievers 93 84.

Die Bildung der germanischen Komparative auf *-ōs-* hatte Mahlow 79 52 erklärt; gegen ihn richtete sich Streitberg 90 82. Aber seine Ausführungen fanden Brugmanns Beifall 99 69 nicht, der seinerseits eine andere, aber ebenfalls unhaltbare Theorie aufstellte. Man wird in diesem Fall wieder zu Mahlow zurückkehren müssen. Die *n*-Flexion des germanischen Komparativs bot Thurneysen 95 66 darauf den scheinbar festen Grund, eine neue Form des indogermanischen Komparativssuffixes aufzustellen.

An kleineren Aufsätzen wären dann etwa noch Streitberg (*es*-Stämme) 91 101, Hirt 94 98 (*n*-Stämme), Sievers 95 94 *(-aja, -ēja)* zu nennen. Aber alle diese Arbeiten können gar nicht dem Umstand gegenüber in Betracht kommen, dass wir die knappe Stammbildungslehre von Kluge 86 118 besitzen, jetzt in 2. Auflage 99 62. Aber auch Wilmanns Wortbildungslehre 95 74 kommt dem Urgermanischen zu Gute. Trotzdem harren hier noch zahlreiche Probleme der genaueren Untersuchung.

In der Lehre vom Verbum haben hauptsächlich zwei Probleme die Forscher beschäftigt: die Bildung des reduplicierten und die des schwachen Präteritums. Es muss hier genügen, für das erste Problem auf Kluge 79 50, Hoffory 85 98, Holthausen 85 99, Holz 90 87, Lichtenberger 91 103, Kögel 93 88, van Helten 96 98, Brugmann 96 115 zu verweisen. Gelöst ist dieses Problem noch nicht. Man könnte ja meinen, dass, nachdem alle Versuche, den nichtgotischen Typus aus dem Gotischen herzuleiten, gescheitert waren, Brugmann mit seiner Trennung der beiden Typen das Richtige getroffen habe, aber auch gegenüber seiner Theorie erheben sich schwerwiegende Bedenken.

und Loewe 94 86, 98 63 wieder zu der alten Zusammensetzungstheorie zurückkehrten.

Das starke Präteritum behandelte Ljungstedt 89 140a, das Verbum substantivum klärte J. Schmidt 81 126 auf. v. Fierlinger 83 116 entdeckte die Herkunft der 2. Sg. Prät. im Westgermanischen; dazu van Helten 93 76.

Ein schwieriges Problem boten die schwachen ē-Verben ihrer Herkunft nach. Sie sind reichlich behandelt, so von Sievers 82 97, Kögel 84 97, Collitz 89 141, Bartholomae 91 73 c, Sweet 93 82, Hirt 94 98, Streitberg 94 88, Karsten 97 92. Auch hier wurde die richtige Erkenntnis erst durch die Heranziehung des Indogermanischen erreicht. Was Streitberg 94 88 und Hirt 94 98 über die Kausativa vortrugen, ist hinfällig.

Die syntaktischen Arbeiten, die das Urgermanische betreffen, sind zum Teil schon oben erwähnt. Ganz hervorragend ist Winklers Kasussyntex 96 117, wenn auch sein Standpunkt nicht einwandfrei ist. Ausserdem sind die Syntax von Erdmann 86 124 und Wunderlichs Buch 92 99 bemerkenswert. Die übrigen Arbeiten gehören dem einzeldialektischen Gebiet an, so fruchtbar sie auch für das Urgermanische und Indogermanische sein mögen.

Leipzig-Gohlis.

Hermann Hirt.

Gotisch.

Die Stellung, welche das Gotische als das Bindeglied zwischen indogermanischer und germanischer Sprachwissenschaft seit Bopp und J. Grimm eingenommen hatte, erlitt im letzten Vierteljahrhundert keine allzu grosse Verschiebung. Wenn es sich auch gezeigt hatte, dass in manchen Punkten — man erinnere sich nur an die Beseitigung des grammatischen Wechsels im gotischen Verbalsystem — das Gotische hinter den übrigen altgermanischen Dialekten an Altertümlichkeit zurückstand, so behauptete es doch auch in den Augen der neueren Forschung in Bezug auf grössere Ursprünglichkeit im allgemeinen noch durchaus seinen Vorrang. Die Wichtigkeit, welche dasselbe somit für die urgermanische Grammatik beibehielt, liess seine Durchforschung eifrig weiter betreiben, wobei dann naturgemäss auch die Erörterung solcher Probleme nicht ausgeschlossen werden konnte, die nur das Gotische betrafen; doch trug hierzu auch die Thatsache bei, dass wir im Gotischen den einzigen Repräsentanten des Ostgermanischen besitzen. In diesem Teile soll nach Möglichkeit nur von der Erforschung der gotischen Sprache an sich die Rede sein. Ausserdem soll hier nach dem Plane des Werkes auch die Beschäftigung mit den gotischen Litteraturdenkmälern behandelt werden.

Die Erlernung der gotischen Laut- und Formenlehre fand ein ganz vortreffliches Hilfsmittel in der durch seltene Klarheit und Übersichtlichkeit ausgezeichneten gotischen Grammatik Braunes 80 667. Alles Vergleichende war hier ferngehalten, dafür aber um so mehr Sorgfalt auf die Feststellung des Lautwertes der Buchstaben verwandt. Die Anlage des Buches stand damit fest, so dass seine folgenden vier Auflagen (bis 1900 s) keine wesentlichen Veränderungen erfuhren. Je musterhafter die Übersichtlichkeit bei Braune war, um so höhere Anerkennung verdient es, dass dieselbe von derjenigen in Streitbergs gotischem

Elementarbuch mindestens noch erreicht wurde, obwohl hier auch das vergleichende Moment insofern zur Geltung kam, als die gotischen Laute auf die urgermanischen zurückgeführt wurden. In der Flexionslehre verwandte Streitberg Mühe auf Konstatierung der wirklich belegten und vollständige Aufzählung der seltenen Formen. Daran schloss er auch noch ein Kapitel „Syntaktisches", wie er denn überhaupt in dem Elementarbuche alles gab, was der angehende Germanist über Sprache und Litteratur der Goten wissen muss. Eine gute Darstellung der gotischen Laut- und Formenlehre lieferte auch Bethge 98 (2) 54; die durch selbständiges Urteil und manche treffende Bemerkung ausgezeichnete Arbeit enthält auch die Belegstellen für seltene Fälle. Eine Neubearbeitung der Laut- und Formenlehre in Stamms Ulfilas unternahm Wrede 96 8 nach Braunes Vorbild, während Jantzen 98 2 das Wichtigste aus der gotischen Grammatik mit Hinzufügung von Lesestücken und erklärenden Anmerkungen für die allererste Einführung in die Sprache geschickt zusammenfasste. Ferner gab eine gotische Grammatik sowie alles Notwendige für die Erlernung des Gotischen Wright 92 1 in seinem in englischer, Friedmann 96 2 in seinem in italienischer Sprache abgefassten Elementarbuch.

Eine knappe Darstellung der Geschichte des Gotischen lieferte Sievers 89 4, der auf eine Charakterisierung des klassischen Gotisch einen kurzen Überblick über die Geschichte des Gotischen in historischer Zeit folgen liess, eine ausführlichere Kluge 97 5, der hinter einander das Bibelgotische, das Urkundengotische und das Krimgotische behandelte. Beim Urkundengotischen brachte letzterer nur solche Erscheinungen vor, die er aus Veränderung des Bibelgotischen erklärte, nicht aber beim Krimgotischen.

Im Verhältnis zu dem geringen Umfange der gotischen Sprachdenkmäler wurden auch Einzelfragen, die speciell die gotische Grammatik betrafen, ziemlich viel erörtert. Der Auffassung Osthoffs und Streitbergs 96 5, dass aus den Schreibungen *Gothones*, *Γότϑοι* auf eine Teilnahme des Gotischen an dem *a*-Umlaut des *u* zu folgern sei, trat mit Recht Collitz 97 11 entgegen, indem er auf die Unterschiede der Schreibungen in den Zeiten, da die Goten an der Ostsee, und in denen, da sie am Schwarzen Meer

hätte richten können; 97 (3) 61 hielt Hirt zwar an dem lautgesetzlichen Abfall eines *u* in *tagr* fest, gab aber zu, dass dies nichts für auslautendes *-us* und *-um* beweise. Den Grund des Überwiegens von *-au* über *-u* in den Vokativen einheimischer Wörter der *u*-Deklination erkannte Kock 96 11 in der relativen Unaccentuiertheit dieses Kasus, in dessen letzter besonders schwach betonter Silbe *u* vorzugsweise in *aú* übergegangen sei. Nicht befriedigend gedeutet ist bisher das *i* in *hiri, hirjats, hirjiþ*, weder von Paul 94 8 als *i*-Umlaut des *aí* noch von Luft 98 6 als Tiefstufe des $\bar{e}^2$ in *hēr*, so dass es sich immer noch am meisten empfiehlt, an J. Schmidts Erklärung aus einer Betonung *hirí* u. s. w. festzuhalten. Über *ai* und *au* vor Vokalen handelte Paul 80 66; Beachtung verdient hier die Vermutung van Heltens 93 5, der in Bezug auf *bauan* u. s. w. darauf hinwies, dass auch in gewissen deutschen Mundarten *ī* und *ū* keine Diphthongierung ausser unmittelbar vor Vokal erleiden. Das Eintreten von *ei* für *ē* hat Hirt 96 9 durch *i*- und *u*-Umlaut nicht genügend erklärt. Dagegen zeigte Bethge 98 (2) 54 deutlich, dass geschleiftes *ē* niemals in *ei* übergegangen ist, nachdem Kossinna 96 (2) 4 aus der Thatsache, dass $\bar{e}^2$ niemals mit *ei* wechselt, auf eine offene Aussprache des $\bar{e}^2$ geschlossen hatte.

Als Aussprache des gotischen *w* machte Jellinek 93 60 und 97 20 besonders durch Hinweis auf das Vorkommen desselben am Wortende nach Konsonanten, wie in *gaidw, triggws*, in welchem Falle unsilbisches *u* silbebildend hätte werden müssen, die einer labialen Spirans mit *u*-Stellung der Zunge wahrscheinlich. Nach Luft 99 9 wäre an zweiter Stelle in gotischen Namen *wu* zu *u* geworden und besonders aus diesem Grunde die Form *Ulfila* der Schreibung *Wulfila* vorzuziehen. Keines Beifalls zu erfreuen gehabt hat sich mit Recht Jellineks Hypothese 90 (3) 84 und 92 (13) 8, dass das im Auslaut unveränderliche *g*, welches Paul als Spirans, Kräuter 77 als Verschlusslaut aufgefasst hatte, Affrikata sei. Spirantische Aussprache von got. *b* hinter *r* und *l* suchte Hench 97 18 zu beweisen. Betreffs des in Suffixen auftretenden Spirantenwechsels erkannte zuerst undeutlich Bernhardt 85 984, später deutlich Wrede 97 (3) 88 und besonders Thurneysen 97 19 ein Dissimilationsgesetz, wonach hinter nichthaupttonigen Vokalen stimmhafte Spiranten erscheinen, wenn im Anlaut der unbetonten Silbe ein stimmloser Konsonant

Kock 81 581 die ansprechende Erklärung, dass die auslautenden stimmhaften Spiranten bleiben, wenn sie in unaccentuierter langer Silbe stehen, infolge der relativen Accentlosigkeit der Spiranten selbst. Dagegen nahmen Kögel 85 984 und Sievers 96 5 hier Wirkungen des Satzsandhi an, was aber nach Hench 97 8, der nur vor vokalisch anlautenden Enklitiken solche Wirkungen sieht, für *bs* und *ds* überhaupt nicht zutreffen kann. Letzterer erklärte hier die weichen Spiranten bei Substantiven für Analogiebildungen (*fahēds* nach *fahēdais*), sah aber wenigstens in den Verbalausgängen *-id, -eid* für *-iþ*, *-eiþ* u. s. w. lautgesetzliches Eintreten des weichen Spiranten für den harten nach unbetontem Vokal. Dagegen hielt Kock 1900 16 mit guten Gründen überhaupt im wesentlichen an seiner Auffassung fest, indem er noch bemerkte, dass die Spirantenerweichung bei verschiedenen Wortgruppen in verschiedenem Grade je nach dem Grade der Accentlosigkeit der Laute auftrete; auch den Wechsel von *-rs* und *-r* im Nom. Sing. erklärte er aus Accentverhältnissen.

Hoppe vermutete 84 771, dass Wulfila das Hebräische gekannt hätte und in der Schreibung der Eigennamen zum Ausdruck brächte, was aber von Tegnér 84 772 widerlegt wurde. Luft warnte 97 17 davor, auf die Umschreibungen der fremden Namen bei Wulfila, besonders hinsichtlich der Vokale, bei den Schwankungen der griechischen Aussprache der damaligen Zeit grossen Wert zu legen. Zugleich erkannte derselbe, dass *h* in gotischen fremden Namen da hiatusfüllend steht, wo es bestimmte Handschriften der Itala und Vulgata haben, da aber fehlt, wo es diese Handschriften nicht haben, so auch in den mit griech. *Ἱερο-* gebildeten Eigennamen in Übereinstimmung mit dem Lat. überhaupt.

Das singuläre *-ē* des got. Gen. Pl. erklärte van Helten 93 5 als Angleichung an das *-eso* des Gen. Sing. bei den *o*-Stämmen, an das *-ez* desselben bei den konsonantischen Stämmen; von diesen beiden Klassen aus habe sich die Endung weiter verbreitet. Bezüglich der Flexion von *guþ* zeigte Hench 96 12 erstens, dass *guda* nicht nur „heidnische Götter“ sondern auch „Repräsentanten des wahren Gottes“ bezeichnet, zweitens dass *þ* in allen Abkürzungen von Formen von *guþ*, in denen es nicht im Auslaut steht, für *d* geschrieben ist, und drittens, dass *gþs* als *gudis* zu lesen ist, gemäss der griechischen Abkürzungsweise. Gallée stellte 80 666 eine Liste derjenigen Substantiva, 82 520 eine solche derjenigen Adjektiva zusammen, über deren Flexion sich aus den belegten got. Formen selbst nichts ermitteln lässt. Losch

handelte 87 6 über die mit *-ni* gebildeten Verbalabstrakta im Got., wobei er die geringe Zahl der Bildungen mit *-ōni* aus der starken Gebundenheit der Verba auf *-ōn* an die zu Grunde liegenden Nominalvorstellungen erklärte. Egge zeigte 86 709 die inchoativ-intransitive Bedeutung der gotischen *n*-Verba im Gegensatze zur rein passivischen.

Eine kurze gotische Syntax schrieb Bernhardt 85 984 zusammen mit einer grösstenteils unbrauchbaren Laut- und Formenlehre. Mitbehandelt wurde die gotische Syntax auch in der deutschen Syntax Erdmanns 86 124, der die Formationen des Verbums, und seines Fortsetzers Mensing 98(5)7 der die des Nomens darstellte; doch wurde besonders das erstere Buch von der Kritik ungünstig aufgenommen.

Verschiedene Fragen der gotischen Kasuslehre erörterte Bernhardt 80 668 und 81 682, wobei er unter anderem *in* mit dem Genetiv „wegen" aus einer früheren Bedeutung „in Sachen jemandes" erklärte. Winkler handelte in seiner germanischen Kasussyntax 96 (3) 117, in der das Gotische sein Hauptuntersuchungsobjekt bildete, hauptsächlich über den Dativ, der germanisch jede örtliche Beziehung abgestreift hätte und nur noch Kasus des abstrakten Interesses wäre; bezüglich des Genetivs führte er aus, dass derselbe besonders den Ablativ, soweit dieser nicht durch präpositionale Verbindungen mit dem Dativ ersetzt worden wäre, in sich aufgenommen hätte. Über die mit dem Akkusativ verbundenen got. Präpositionen schrieb Naber 79 810, über die Präpositionen überhaupt Mourek 91 10, dessen Sammlungen sich für die Erklärung einzelner Textstellen von grossem Nutzen erwiesen.

Dorfeld 85 988 leitete aus der Bedeutung vom got. *ga-* „zusammen" die der an sich vollendeten Handlung her, aus dieser die der temporalen Vollendung. Dem gegenüber bemerkte jedoch Streitberg 89 (3) 142, dass, je mehr sich der materielle Inhalt von *ga-* verflüchtigte, dasselbe um so tauglicher zum Perfektivierungsmittel *κατ' ἐξοχήν* ward, nachdem er ausgeführt hatte, dass die Perfektiva überhaupt durch Zusammensetzung mit Präpositionaladverbien aus den imperfektiven Simplicien gebildet würden. Streitberg zeigte auch, dass der zwischen imperfektiver und

scheitert, dass im Griech. der Gen., im Got. der Dat. absolut. steht. Bernhardt behandelte 1877, indem er zugleich die Übereinstimmung seiner Hauptergebnisse mit denen Erdmanns über Otfrids Syntax konstatierte, die verschiedenen Arten des got. Optativs im Haupt- und Nebensatz und bezeichnete als gemeinsamen Ausdruck für alle seine Gebrauchsweisen, dass derselbe die Aussage als behaftet mit einem Mangel an objektiver Thatsächlichkeit hinstellt. Auf eine reiche Stoffsammlung gestützt schrieb Mourek 94 6 eine ausführliche Syntax des got. zusammengesetzten Satzes. Bemerkenswert ist hier besonders die Bekämpfung von Erdmanns Lehre, dafs auch gotisch der zweite von zwei parataktischen Sätzen im Konjunktiv stehen könne, um nur die Beiordnung auszudrücken, sowie derjenigen Bernhardts, der das Gleiche für zwei beigeordnete Bedingungssätze behauptet hatte. Auch bestritt Mourek die Richtigkeit von Erdmanns Ansicht, dass auch im Gotischen der Nebensatz in den Konjunktiv trete, wenn der Hauptsatz eine Frage, einen Befehl, eine Verneinung, eine Bedingung enthalte oder selbst konjunktivisch sei. Schon 92 10 hatte Mourek gegen Bernhardt den Einfluss des Hauptsatzes auf den Modus des Nebensatzes als minimal und auf die assimilierende Kraft des Optativs und auch auf diese nur mit bedeutenden Vorbehalten beschränkt bezeichnet. Bernhardt hielt 95 8 zwar an seinen Ansichten fest, machte indes das Zugeständnis, dass der Optativ im abhängigen Satze nur stehen kann, wenn dessen Inhalt es gestattet. Mourek verharrte 95 9 vollständig bei seiner Ansicht. Über die Bedingungssätze handelte Weisker 80 669; danach steht im bedingenden Satze *jabai* mit Indikativ, wenn beide Gedanken als wirklich hingestellt werden, *jabai* mit Konjunktiv Präs., wenn das Gesagte als etwas ganz Ungewisses, der Konjunktiv Präter. (meist ohne *jabai*), wenn die Annahme als unmöglich bezeichnet wird. Bei einem Vergleiche des got. *an* mit lat. *an* und griech. ἄν nahm Leo Meyer 80 (3) 151 die im Lat. vorliegende Bedeutung „oder“ in Anknüpfung an eine vorhergehende Frage als Grundbedeutung des Wortes an. Marold suchte 81 585 die Bedeutungsunterschiede zwischen den verschiedenen got. Konjunktionen, welche οὖν und γάρ vertreten, festzustellen; hervorgehoben sei hier die Beobachtung, dass das

sätze die Einschiebung desselben zwischen Subjektspronomen und Verb hervorhob. Bezüglich der äusserst häufig zum Griech. stimmenden Wortfolge bei Wulfila glaubte Friedrichs, dass sich die got. und die griech. Wortstellung noch von indogerm. Zeit her vielfach gleich geblieben wären. Dem gegenüber verwertete Mc. Knight zu seiner Abhandlung über die got. Wortfolge 97 28 mit Recht nur solche Stellen, in denen das Got. mehr Wörter als der Urtext hat oder an denen es so wie so von der griech. Wortstellung abweicht. Wie für andere altgerm. Dialekte so konstatierte Mc. Knight auch für das Got. gewohnheitsmässige Wortstellungstypen.

Auch für die gotische Wortkunde und Etymologie liess der Forschungseifer in unserer Zeit nicht nach. So verfasste Priese 90, 5 ein deutsch-gotisches Wörterbuch nebst einem Anhange, der eine sachlich geordnete Übersicht des gotischen Wortschatzes und eine Sammlung von Redensarten und Sprüchen enthält. Balg schrieb 88 2 ein gotisches Glossar mit Vergleichung besonders der aengl., mengl., nengl., ahd., mhd. und nhd. Formen und mit Anführung eines grossen Teils der Belege. Ein etymologisches Wörterbuch des Gotischen wurde von Feist 89 7 geliefert, in dem dieser das in Einzelarbeiten anderer zerstreute Material zusammenzufassen suchte, wobei er aber nur die Wörter, die im Idg., nicht aber die, welche in den übrigen germ. Dialekten Verwandte haben, behandelte. Vollständigkeit dagegen erreichte hier Uhlenbeck 96 10, der auch aus der Menge der etymologischen Aufstellungen im allgemeinen eine verständige Auswahl traf; die zweite Auflage seines Buches 1900 18 bedeutete einen weiteren Fortschritt. Ergänzungen zu Uhlenbeck suchte v. Grienberger 1900 15 zu geben, wobei derselbe jedoch meist nur sehr Unsicheres bot. Von einzelnen Etymologien sei hier nur auf die Deutung der Namen der Ost- und Westgoten selbst durch Streitberg 94 2 hingewiesen, der *Wisi* zu idg. * *wesu-* „gut" und *Ostrogothae* zu idg.* *ausró-* „glänzend" stellt. Sonst ist noch die Herleitung einer Anzahl gotischer Wörter aus dem Armenischen, und zwar aus der Sprache der kleinasiatischen, namentlich kappadokischen Kriegsgefangenen der Goten durch Bugge und Torp 95 8 bemerkenswert. Nach Much 92 (7) 51 sind die dem Westgerm.

logisch deutete und grammatisch verwertete. Berichtigungen und Ergänzungen zu Wredes Deutungen gab Koegel 99 5, wobei er sich, aber wohl nicht mit Recht, gegen Herleitung gotischer Namen aus dem Keltischen und Alanischen ablehnend verhielt. Ähnlich wie das Ostgotische hatte Wrede auch schon 86 (5) 201 das Wandalische als einen ostgermanischen Dialekt behandelt, während Koegel 93 (3) 78 das Burgundische bestimmt derselben Gruppe zusprechen zu müssen glaubte. Über die Krimgoten und ihre Sprache schrieben Tomaschek 81 275, der die Beziehungen dieses Völkchens zu seiner Umgebung beleuchtete, Braun 91 5, der neue Beiträge zu dessen politischer Geschichte bot, und Loewe 96 (3) 95, der besonders neue Nachrichten über die krimgot. Sprache heranzog und deren Fortexistenz, sowie auch die der tetraxitischen Goten, welche Wassiljewskij bis in das 12. Jh. nachgewiesen hatte, bis in das 18. Jh. zeigte. Zugleich erklärte er aus sprachlichen und ethnologischen Gründen die Krimgoten für Heruler, die den Nordgermanen nahestehende Westgermanen gewesen wären. An dem Herulertum der Krimgoten hält derselbe auch jetzt noch durchaus fest, wenn er jetzt auch in den Herulern Ostgermanen, die sprachlich von den Westgermanen beeinflusst waren, sieht. Die Gotica der Salzburg-Wiener Hs. behandelte v. Grienberger 96 8, indem er die Buchstabennamen zu deuten versuchte und die übergeschriebenen Zeilen als ein Gemisch von Übersetzung und bloss phonetischer Umschreibung mit ahd. Mitteln auffasste. Dem gegenüber sah Luft 98 (2) 66 in denselben lediglich phonetische Umschreibungen, konstatierte die Gleichmässigkeit ihrer Lautvertretungen mit denen in den beigegebenen Buchstabennamen und erklärte den Dialekt für burgundisch.

Die Geschichte der gotischen Litteratur behandelte in knapper, übersichtlicher Weise Sievers 89 8, während Koegel 94 (6) 4 eine ausführlichere, sehr liebevolle Darstellung derselben gab. Unter den Ausgaben der gotischen Bibel ist vor allem die Bernhardts von 1875 zu nennen, der nicht nur einen kritischen und erklärenden Kommentar hinzufügte, sondern auch die griechische Vorlage Wulfilas, die er unter den Text setzte, zuerst gebührend würdigte. Eine kleine Ausgabe liess er noch 84 768 folgen, während von der Beliebtheit von Stamms Ulfilas die Neuauflagen durch Heyne 85 985 und 96 8 Zeugnis ablegten; eine englische Ausgabe mit Einleitung, Syntax und Glossar veranstaltete Balg 92 2.

Die Quellen zur Geschichte Wulfilas unterwarf G. Kaufmann 83 761 einer ausführlichen kritischen Untersuchung, in der er auch feststellte, dass die Bekehrung der Goten zum Christentum und zwar

zum Arianismus zugleich durch Wulfilas Einfluss und den durch politische Ereignisse veranlassten Übertritt Fritigerns um 370, also vor dem Donauübergange, stattfand. Das Todesjahr Wulfilas setzte Krafft 86 $_{712}$ gegen Bessell, der 381 angenommen hatte, auf 383 fest, worin ihm Sievers 89 $_{8}$, 96 $_{13}$ und 96 $_{15}$ gegen Koegel 94 (6) $_{4}$ und Martin 96 $_{14}$ folgte. Sievers zeigte, dass Auxentius eine Parallele zwischen Wulfila und David gezogen und demgemäss die Zahlen der Jahre für Wulfilas Lebensabschnitte abgerundet hatte. Eine Stütze empfing Sievers' Theorie noch durch Streitberg, der 97 $_{10}$ die Beziehung zweier kaiserlicher Erlasse von 383 auf den Schluss der Randbemerkungen zu den Akten des Koncils von Aquileja feststellte. Für 381 als Todesjahr entschied sich dagegen wiederum, aber wohl mit Unrecht, Luft 98 $_{9}$, nach dem Philostorgios dieselbe Schrift des Auxentius benutzt haben soll, die Maximin excerpiert habe, und Auxentius' Angaben absolutes Vertrauen verdienten. Wenn umgekehrt Jostes 97 $_{7}$ so weit ging, dass er den Auxentius überhaupt als unglaubwürdig hinstellte, indem Wulfilas Glaubensbekenntnis bei seinem Amtsantritt als orthodox habe gelten können und erst bei seinem Tode die Goten sich unbedingt von der katholischen Kirche getrennt hätten, so wurde derselbe von F. Kauffmann 97 $_{9}$ und Vogt 98 $_{11}$ widerlegt. Andererseits zeigten Streitberg 97 $_{13}$ und 98 $_{8}$ sowie Vogt 98 $_{11}$ die Grundlosigkeit von Kauffmanns Behauptung 97 $_{13}$ und 98 $_{7}$, dass das arianische sog. Opus imperfectum von Wulfila herrühre, indem sie mit Recht besonders die Stelle von der Flucht der Gläubigen nicht auf die Flucht der christlichen Goten vor ihren heidnischen Volksgenossen, sondern auf die Trennung der Arianer von den Katholiken bezogen; wenn aber Kauffmann 99 $_{7}$ weiter ausführt, wie der Verfasser des Opus imperfectum mit germanischen Einrichtungen wohlvertraut gewesen sei, so beweist auch das nichts für dessen germanische Nationalität. Dagegen gab Kauffmann weitere beachtenswerte Ausführungen über Wulfila und seine Anhänger in der umfangreichen Einleitung zu seiner Ausgabe des Auxentius 99 $_{6}$.

Zur Quellenkunde der gotischen Bibel bemerkte Ohrloff 1876, dass die alttestamentlichen Bruchstücke auf eine andere Handschriftengruppe der Septuaginta zurückgingen, als wie sie im Vaticanus vorliege, und dass dieselben, wie auch Bernhardt wollte, von einem anderen Übersetzer als Wulfila herrührten. Dagegen zeigte Kauffmann 96 $_{7}$, dass diese Bruchstücke auf einem mit Lesarten der griechischen Vulgata gemischten Luciantext beruhten und nicht die Annahme eines anderen Übersetzers

als dessen des Neuen Testamentes notwendig machten. Weiter bewies derselbe 97 6, dass dem gotischen Matthäus die auch von Chrysostomos benutzte im Sprengel von Byzanz übliche Recension des Neuen Testaments von Lucian zu Grunde liegt. Einfluss lateinischer Quellen auf die gotische Bibel nahm Bangert 80 672 an, wobei er die Anlehnungen an die Vulgata auf spätere Änderungen, die an die Itala aber im allgemeinen schon auf Wulfila selbst zurückführen wollte. Den vermeintlichen Einfluss der Itala bereits auf Wulfilas Übersetzung verfolgte weiter Marold 81 590, 82 525, 83 760. Auch hier zeigte Kauffmann 99 8 am Matthäus, dass kein Grund zu der Annahme, der Übersetzer habe auch die Itala zu Rate gezogen, vorliege, und dasselbe sodann auch am Johannes. Die Übereinstimmungen aber des Codex Brixianus mit der gotischen Bibel erklärte derselbe 1900 11 in der Weise, dass beide Ausgaben auf einer von den gotischen Klerikern Sunja und Frithila um 410 veranstalteten „kritischen" bilinguen oder sogar trilinguen Bibelausgabe beruhten.

Bezüglich der Stichometrie in den gotischen Episteltexten machte Marold 90 2 darauf aufmerksam, dass dieselbe auf die griechische des Euthalios zurückgeht sowie dass auch die gotischen Leseabschnitte griechischen Ursprungs sind, und folgerte hieraus, dass die Goten in Italien überhaupt mit der oströmischen Kirche in innerem Zusammenhange geblieben waren. Die äusserst lückenhaften Angaben Castigliones und Uppströms über die Lese- und Einteilungszeichen der Codd. Ambros. ergänzte Braun 98 5, wobei derselbe gleichfalls Übereinstimmungen mit Euthalios konstatierte.

Die sog. Skeireins erkannte Bernhardt in seiner Ausgabe 75 als eine bereits gotisch abgefasste (wenn auch nicht von Wulfila herrührende) Auslegung des Johannesevangeliums, bei der jedoch griechische Kommentare benutzt worden seien; nach Jellinek 91 2 hat sich darunter wahrscheinlich auch der des Irenäus befunden. Eine Anzahl von Lesarten der Skeireins besserte Braun 99 5 nach der Handschrift. Marolds Schlussfolgerung 92 4 aus den Abweichungen der Bibelcitate der Skeireins vom Wulfilanischen Texte auf Veränderungen in letzterem selbst ist nicht stichhaltig, da hier auch gedächtnismässiges Citieren vorliegen kann. Über die Sprache der Skeireins schrieb McKnight 97 23 a, wobei er griechischen Einfluss für sicher, lateinischen für wahrscheinlich hielt.

Die gotischen Runendenkmäler behandelte Henning 89 (7) 28, wobei er die Aufschrift des Ringes von Pietroassa als *gutanio wi hailag* las und „das gotische heilige Göttereigen" übersetzte.

Über das gotische Epigramm schrieben Grabow 80 $_{675}$, Luft 97 $_{15}$ und Möller 99 $_{15}$. Das *Γοτϑικόν* erkannte als lateinisch Conrad Müller 83 $_{762}$; doch wollte derselbe darin auch noch drei germanische Götternamen finden. Koegel 94 (6) $_{4}$ meinte im *Γοτϑικόν* sogar direkt die Übersetzung eines gotischen Götterhymnus sehen zu müssen, während Kraus 95 $_{10}$ durch Rekonstruktion einer interlinearen Glossierung des lateinischen Textes aus dem *λεξικόν* des Konstantinos Porphyrogennetos fast alle Schwierigkeiten löste und das Lied seinem Inhalt nach als echt byzantinisch nachwies; unerklärt ist bei ihm ausser der Bedeutung des Rufes *τούλ* nur geblieben, welche Bewandtnis es hier mit den Namen *Γότϑοι* und *Γοτϑικόν* hat.

Hinsichtlich der Schöpfung des gotischen Alphabets glaubte Luft 98 $_{4}$ gegen Wimmer Benutzung der (heidnischen) Runen seitens Wulfilas zurückweisen zu müssen.

Charlottenburg.

Richard Loewe.

Deutsche Grammatik.

Althochdeutsch.

1. Grammatiken.

Zu Beginn des hier zu behandelnden Zeitraumes waren zwar die Grundzüge der althochdeutschen Laut- und Formenlehre im wesentlichen aufgehellt und sichergestellt, eine Gesamtdarstellung derselben aber, die den Lernenden durch die mannigfach verschlungenen Pfade derselben sicher geleitet hätte, fehlte noch; denn Hahns Althochdeutsche Grammatik konnte kaum als solche gelten. Immerhin war sie damals das einzige zur Einführung ins Althochdeutsche taugliche Mittel und verdiente somit die Neubearbeitung, die ihr Strobl in der von ihm besorgten 5. Aufl. 82 $_{608}$ gewidmet hat. Mit unter diesen Umständen begreiflicher grosser Freude wurde daher das Erscheinen von Braunes Althochdeutscher Grammatik 86 $_{847}$ allseitig begrüsst; erhielt man doch hier ein Buch, das durch die Vollständigkeit des Materials sowohl wie durch die auch äusserlich durchgeführte klare Scheidung von Grundzügen und Erscheinungsformen mehr nebensächlicher Art den Bedürfnissen von Lehrern und Lernenden in gleicher Weise entgegenkam. Bereits im Jahre 1891 erlebte sie eine zweite, im wesentlichen unveränderte Auflage 91 $_{1}$ und ist noch heute das vornehmste, unentbehrliche Hilfsmittel für das Studium des Althochdeutschen.

Neben Braunes Arbeit verdient noch die von Roethe und E. Schröder besorgte Fortsetzung des Neudrucks von J. Grimms Deutscher Grammatik erwähnt zu werden; Bd. III, 1: 89 $_{1}$,

des Althochdeutschen erschienen; sie verdanken ihr Dasein den allerdings ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die diese Stufe unserer Sprache dem Anfänger entgegenstellt. Es sind Zimmers Repetitorium 90 6, das ganz und gar auf Braunes Buch beruht, ohne es ersetzen zu können und zu wollen, sowie Braunes eigener Abriss d. ahd. Gr. 91 2. Einen Versuch, Kenntnis des Althochdeutschen in weitere Kreise zu tragen, wagte Schauffler mit seinem in Göschens Sammlung erschienenen Bändchen 94 1.

2. Lese- und Wörterbücher.

Nächst Braunes Grammatik als wichtigstes Hilfsmittel hat sich nunmehr über ein Vierteljahrhundert hindurch desselben Gelehrten Althochdeutsches Lesebuch erwiesen und erhalten; 1875 zuerst erschienen, erlebte es, fortgesetzt auf der Höhe des Standes unserer Kenntnis bleibend, bis 1897 vier Auflagen, 4. Aufl. 97 1.

In ähnlicher Weise wie Braune hat sich Piper um das Studium des Althochdeutschen verdient gemacht durch ein Werk über die Sprache und Litteratur Deutschlands bis zum zwölften Jahrhundert 80 768; wenn dies Buch auch nicht unbeträchtlich hinter Braunes Arbeiten zurück steht, so bietet es doch ein brauchbares Repertorium der verschiedenen Meinungen, die bis dahin über Fragen auf althochdeutschem Gebiete aufgetreten sind.

Ein brauchbares Wörterbuch des Althochdeutschen fehlt nach wie vor, wird indessen wenigstens einigermassen ersetzt durch die Specialwörterbücher, die zu Otfrids Evangelienbuche als dem wichtigsten und (abgesehen von den Glossen) ausgiebigsten Denkmale althochdeutscher Sprache erschienen sind; es sind dies vor allem Kelles Glossar 81 698, ferner das Wörterbuch, das Erdmann seiner Textausgabe Otfrids beigegeben hat 82 622, und Pipers Glossar, das den zweiten Teil seiner Otfrid-Ausgabe bildet 84 878; daneben hat Piper noch ein Kurzes Otfridwörterbuch als Anhang zu seiner Textausgabe erscheinen lassen 84 879.

3. Dialektforschung.

Besonders zahlreich sind im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte die Arbeiten gewesen, die sich die Aufgabe stellten, unsere

der Jahre 1879—1898 besorgten Ausgabe der Althochdeutschen Glossen (I: 79 891; II: 82 604; III: 95 8; IV: 98 6). Folgende Arbeiten sind zu erwähnen: Wüllner 82 618; Wüllner gab eine vollständige Laut- und Formenlehre des Hrabanischen Glossars und vergleicht dessen Dialekt mit dem der übrigen bairischen Denkmäler; Bremer wies 84 871 Reste eines englischen Dialekts an der unteren Saale nach; Ottmann 86 850; Holzgraefe 89 12. Mourek besprach 90 12 Prager althochdeutsche Glossen; sie werden in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts und nach Baiern gesetzt. Jellinek 91 15 stellte die lautlichen und orthographischen Besonderheiten der Monseer Glossen zusammen. Velthuis 92 11 gab die Grammatik des in den Tegernseer Vergilglossen vorliegenden Dialekts.

Verwandte Bahnen sind gewandert: Socin 82 619, dem es geglückt ist, die dialektischen Verhältnisse des Elsasses und der angrenzenden Gebiete bis Fulda im Norden und St. Gallen im Süden in wesentlichenPunkten aufzuhellen, ferner: Martin 95 13, der bei grammatischer Erörterung der sprachlichen Eigentümlichkeiten der „altdeutschen Gespräche“ den Dialekt als den von Münster (Lothringen) zu erweisen versucht, und Schatz 99 8; hier werden dialektische (vielleicht nur orthographische) Unterschiede innerhalb Baierns (zwischen Salzburg und Freising) nachgewiesen und nutzbar gemacht. Auf Urkunden (des codex diplomaticus Fuldensis) fusst auch Kossinna 81 688, der besonders schätzbare Resultate für genauere zeitliche Bestimmung zahlreicher fränkischer Denkmäler des 8. und 9. Jahrhunderts gewann; teilweise werden seine Aufstellungen indes modificiert durch das, was Wrede in seinem Aufsatze 92 5 über die Entwicklung des fuldischen Dialektes nachweist.

Auch einzelne litterarische Denkmäler sind natürlich vielfach Gegenstand dialektischer Forschung gewesen; besonders dem Hiltebrandsliede haben zahlreiche Einzeluntersuchungen bezüglich seiner Sprachform gegolten, wie das bei der Art seiner Überlieferung nicht anders sein kann; freilich verursacht ebendiese Überlieferung, dass die aufgestellten Hypothesen, wenn auch noch so geistvoll, sich doch meist nicht gerade durch Sicherheit auszeichnen. Ich erwähne Scherers bestechenden Aufsatz 82 609.

deutscher Schreiber ein oberdeutsches Gedicht aufgezeichnet habe, wieder zu Ehren zu bringen, — wie ich glaube, mit Recht. Die Bedeutung des Wortes *irmin (-deot, -got)* erörtert Braune 96 17.

Einen grofsen Dienst hat Hench der Wissenschaft geleistet durch seine Ausgabe und grammatische Durcharbeitung der Monseer Fragmente 91 12; auch ein erschöpfendes Glossar ist der Publikation beigegeben; alle den Dialekt dieses Denkmals betreffenden Fragen sind gelöst. Die gleichen Vorzüge zeigt desselben Verfassers Ausgabe des Isidor 93 12; auch hier sind Grammatik und Glossar zu ihrem vollen Rechte gekommen. In zweiter Auflage erschien die Tatianausgabe von Sievers 92 15; die Einleitung enthält eine vollständige Lautlehre, welche die Vorzüge der vom Herausgeber begründeten statistischen Methode klar erkennen lässt. Den Dialekt des vorgenannten Muspilli hat Piper 83 876 einer eingehenden Untersuchung unterzogen und ihn als rein bairisch erwiesen. Die Sprache Notkers hat Kelle in einer stattlichen Reihe eingehender Aufsätze durchforscht: 86 862, 863, 864, 88 16; er weist darin die absolute Einheitlichkeit der Sprache nach, die Abfassung durch ein und denselben Mann, nicht etwa durch eine Schule, anzunehmen nötigt. Der Grammatik Notkers sind ferner ganz oder teilweise gewidmet folgende Schriften Kelles: 87 19, 89 17, 90 15, fortgesetzt durch 99 18. Eine glückliche Ergänzung zu Kelles Schriften bildet die englisch abgefasste Dissertation einer Dame, Wardale 94 12. Viel Fleiss ist in den letzten Jahren auf die Erforschung der Sprache Willirams verwendet worden; der Abstand ihrer Endsilben von den Formen der früheren Zeit sowohl wie von denen des eigentlichen Mittelhochdeutschen wird erörtert von Holfeld 91 22; Willirams Stil ist der Gegenstand einer Untersuchung von Junghans 95 12, und zwar versucht der Verfasser, ihn als einen individuellen zu erweisen. Der besondere Dialekt der Leidener Williram-Handschrift hat gleichzeitig nicht weniger als drei Behandlungen erfahren: durch Thomas 98 28 ergebnislos, durch Entholt 97 20 und Van Helten 97 (5) 49 a, mit einigermassen verschiedenem Resultate: beide erklären den Dialekt für mittelfränkisch, und lokalisiert ihn Entholt speciell an die nördliche, Van Helten dagegen an die südliche Grenze des Mittelfränkischen

sei, und zwar von einem Niederfranken in Schmölln, womit die eigenartige Mischung erklärt wäre.

4. Laut- und Formenlehre.

Specielle Untersuchungen aus dem Gebiete der Lautlehre sind nur in geringer Zahl unternommen worden. Besonderheiten des althochdeutschen Vokalismus haben Singer 86 848 und Benrath 87 24 erörtert; einem einzelnen, viel umstrittenen Vokal (ug. $\bar{e}_2$) hat Franck eine eigene längere Untersuchung gewidmet 96 2, und ist dabei zu ansprechenden Resultaten gelangt. Fragen der althochdeutschen Lautlehre erörtert unter einem grösseren Gesichtspunkte v. Borries 88 (3) 88 und bietet dabei eine gute Zusammenstellung des althochdeutschen Materials. Die Geschichte der Entwicklung der unbetonten Silben nach der mittelhochdeutschen Periode hin hat gefördert Fenselau 92 17.

Erscheinungen des ahd. Konsonantismus erörtern: Osthoff 81 680, Wilkens 91 3, Garke 91 4, Jellinek 90 (3) 84 und 92 2, Lindström 96 3, Jellinek 97 19.

In der Mehrzahl der eben erwähnten Arbeiten berührt sich die Frage nach der Geschichte eines Lautes mit der nach der äusseren Wiedergabe desselben durch die Schrift. Gerade in der althochdeutschen Sprachperiode, als derjenigen, in welcher das Deutsche zuerst schriftlich fixiert wurde und in mühseligem Ringen mit einem die Bedürfnisse höchst unvollkommen befriedigenden Alphabete sich allmählich zu einer einigermassen verständigen Orthographie hindurch arbeitete, muss die Entscheidung, welche Erscheinung lautlichen Hintergrund, welche nur die Bedeutung unvollkommener schriftlicher Wiedergabe hat, nicht immer leicht zu treffen sein, und gewiss sind vielfach komplicierte lautliche Erörterungen über Dinge angestellt worden, die nur für die Geschichte der Orthographie von Wert sind. Es ist das grosse Verdienst Kauffmanns, zuerst nachdrücklich diese Lage der Dinge betont zu haben, 92 6. Man darf jetzt die Forderung stellen, dass in allen lautlichen Untersuchungen auf althochdeutschem Gebiete immer zuerst die Frage nach der Orthographie des betreffenden Denkmals gestellt werde.

Die in althochdeutscher Zeit häufig verwendeten Accentzeichen sind von vielen Seiten beleuchtet worden, besonders die zur Metrik in Beziehung stehenden Otfrids. Ich erwähne die Arbeiten von Piper 82 627, Sobel 82 628 und Bodenstein 97 11, dazu die mehr die metrische Seite der Sache betonenden Arbeiten von Wilmanns 83 889 und Sievers 87 20. Die von Notker ver-

wendeten Accente hat zum ersten Male im Zusammenhang behandelt Fleischer 82 684 und schätzbare Resultate erzielt.

Verhältnismässig gering ist die gelehrte Thätigkeit auf dem Gebiete der ahd. Formenlehre gewesen, die ja in allen ihren wesentlichen Teilen bereits vor Beginn des in Rede stehenden Zeitraums festgelegt war. Einiges auch hierher Gehörige ist vorhin bereits in anderem Zusammenhange (Einzelbehandlung der Dialekte) erwähnt worden, so die Arbeiten Kelles über Verbum und Nomen bei Notker; ihnen ist anzuschliessen die Abhandlung von Wolfermann 87 17, die insofern über Kelle hinausgeht und ihn ergänzt, als sie auch die Pronomina und Partikeln in den Kreis ihrer Betrachtung zieht.

Zur ahd. Deklination haben Einzelheiten beigetragen: Kögel 84 860; er findet in den urkundlich auftretenden Ortsnamen auf *-as* Lokative, — eine Anschauung, die widerlegt wird von Henning 93 (3) 84; ferner Braune 84 870, der der in den Texten spukenden Unform *sune* den Garaus machte; Jellinek Germ. XXXVI behandelt die Entwicklung des Suffixes der movierten Feminina; die schwierige Frage nach der Entstehung der ahd. Adjektivflexion behandelt Johansson 90 (1) 17 mit wenig Glück.

In der Konjugation sind es höchstens die unregelmässigen Verba, die etwas ausgiebiger behandelt worden sind; ich erwähne Wilmanns 89 4, Zarncke 90 5. Einzelheiten bringen bei v. Fierlinger 84 102, der das Suffix der 1. p. pl. *-mês* und das Verbum *skulan* behandelt, und Ludwig 99 (6) 9.

5. Wortschatz.

Was die Kenntnis des althochdeutschen Wortschatzes angeht, so ist dieselbe durch die bereits erwähnte Publikation der althochdeutschen Glossen und die zahlreichen sich ihr anschliessenden Einzeluntersuchungen wesentlich gefördert worden. Hier sind ausserdem noch zu erwähnen die Veröffentlichungen von Piper 81 678 und Löhner 81 679, die einzelne Specialquellen mitteilen und behandeln; einen willkommenen Anlauf zur Durcharbeitung einzelner Wortkategorien behufs Bereitstellung von Material für ein künftiges Wörterbuch macht Palander in seiner

Strabus durchwandert; Dümmler behandelt diese seine Thätigkeit in seinem Aufsatze 81 676. Fremdwörter im Althochdeutschen behandeln auch die bereits erwähnten Arbeiten Kelles über philosophische und rhetorische Kunstausdrücke bei Notker.

Eine grosse Anzahl Einzeluntersuchungen behandeln einzelne Wörter, deren Etymologie oder Bedeutung sie aufzuhellen bestrebt sind; ich erwähne: Kluge 87 3, der eine ganze Reihe bisher etymologisch unklarer Wörter erklärt; ferner Tobler 85 1112, Braune 87 4, Sievers 87 5 und 88 9, Bremer 87 12, Kauffmann 86 16, abgelehnt und erweitert von Bremer 88 (1) 12, Jellinek 88 7 behandelt die Wörter *jener* und *jugund*, Ehrismann 91 7 und 92 6 a, Solmsen 91 8.

6. Syntax.

Verhältnismässig am grössten ist der Fortschritt innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre auf dem Gebiete der Syntax gewesen. Im allgemeinen sind die Autoren dabei so verfahren, dass sie ein bestimmtes Kapitel der Syntax an einem einzelnen Denkmal untersuchten; doch fehlt es auch nicht an Arbeiten, die von vornherein weitergreifen. Die erstere Art ist in der Regel durch eine neue Publikation eines grösseren Textes hervorgerufen, verfährt also in ähnlicher Weise wie die vorher besprochenen, den Dialekt eines einzelnen Denkmals behandelnden Arbeiten.

Die Syntax des ahd. Isidor ist behandelt worden von Seedorf 89 15, eine Arbeit, die allerdings mehr den geschichtlichen Zweck verfolgt, Material für die Unterscheidung der an den betreffenden Übersetzungen beteiligten Personen zu gewinnen, und von Rannow 89 16.

Um die Behandlung der Syntax des ahd. Tatian hat sich in erster Linie Mourek verdient gemacht: er bearbeitete zunächst 94 10, 11 die Verwendung des Artikels und der Personalpronomina als Subjekt neben dem Verbum und die dabei beobachteten Regeln der Kongruenz; es folgte die Abhandlung über den Gebrauch der Kasus 97 16, 17; hier wird nicht nur die Verwendung der Kasus durch den Übersetzer, sondern auch ihre Gruppierung und ursprüngliche Bedeutung erörtert. Der Syntax des Tatian ist ferner gewidmet eine Arbeit von Förster 95 11, in welcher deren Verwendung sowohl im Haupt- wie besonders im Neben-

Syntax beschäftigen sich Herzog 90 16 und Evers 96 24. Otfrid und Tatian zusammen (daneben auch Isidor) untersucht in bestimmter Richtung Scholten 97 14. Verschiedene Fragen des syntaktischen Gebrauchs Notkers erörtert Wunderlich 83 894 unter dem Gesichtspunkte, die Einheitlichkeit der Übersetzung zu erweisen. Einzelne Kapitel aus der Syntax der Kasus haben bearbeitet Kost 'Dativ im Ahd.' 1878, ferner Balder 83 874 sowie Mourek und Fink in den vorhin erwähnten Arbeiten. Den Gebrauch des Artikels und der Pronomina erörtert ebenfalls Mourek, sowie Evers in der angeführten Schrift. Zur Aufhellung der Syntax des Verbums haben folgende Arbeiten beigetragen: Die schwierigen Fragen, die sich an den Gebrauch des perfektivierenden Präfixes *ge-* knüpfen, erörtern Dorfeld 85 988 und Pietsch 88 8. In die sich nahe damit berührende Tempuslehre fällt die Arbeit von Hinsdale 97 8. Den Gebrauch der Modi behandelt die bereits angeführte Arbeit Försters auf Grund des Tatiantextes. Eine Untersuchung über den Gebrauch einer einzelnen Form auf der breiten Grundlage einer grösseren Anzahl Denkmäler gab Denecke 81 681. In die Lehre des zusammengesetzten Satzes schlägt die vorhin angeführte Arbeit Scholtens. Mit dem speciellen Gebiete der Relativsätze beschäftigen sich folgende Abhandlungen: Tomanetz 79 895, Maurer 81 682, und verwandte Erscheinungen mit einschliessend: Löhner 82 685. Eine andere Form des zusammengesetzten Satzes behandelt Starker 83 875.

Über die Grenzen des Althochdeutschen greift hinaus die Arbeit von Mensing 91 23, (14) 98.

7. Schlusswort.

Aus dem Angeführten ist ersichtlich, dass die der speciellen althochdeutschen Grammatik gewidmete Thätigkeit der letzten 25 Jahre in der Hauptsache zwei Richtungen eingeschlagen, zwei Hauptaufgaben sich gestellt hat: die eine geht auf Untersuchung der mannigfach variierten Dialekte aus, die andere dagegen sucht die Kenntnis der Syntax zu fördern. Das vergangene Vierteljahrhundert trägt damit einen Stempel, welcher der grammatischen Forschung auf althochdeutschem Gebiete kurz vor seinem Beginne aufgeprägt worden ist: die Dialektforschung steht fühlbar unter dem Einflusse der grundlegenden Arbeiten von Müllenhoff

sind zwar wesentlich gefördert worden, aber noch nicht als völlig gelöst zu betrachten. Auf dem Gebiete der Dialektforschung dürfte man, wenn man, Kauffmanns Anregungen folgend, die vielfach verwickelte Geschichte des althochdeutschen Schreibgebrauchs aufhellte, verhältnismässig bald zum Ziele gelangen; die Vollendung unserer Kenntnis von der Syntax aber wird noch manche Arbeit erfordern, die wir von der Zukunft erhoffen.

Leipzig.

Georg Holz.

Neuhochdeutsche Schriftsprache.

1. Einleitung. Allgemeines. Methode.

Die Herausbildung der nhd. Schriftsprache ist ihrer Wichtigkeit nach nicht mit Unrecht der Entstehung des Germanischen aus der Gemeinsprache der Urzeit an die Seite gestellt worden. Nachdem Grimm, Müllenhoff und Raumer vor unserer Berichtszeit Anregungen gegeben haben, deren weiter unten gedacht wird, ist die intimere Erforschung des Problems und besonders die Aufstellung neuer Methoden und Abgrenzung des weiten Gebietes erst in jüngster Zeit erfolgt, trotzdem bereits 1875 H. Rückert mit einer zusammenhängenden Geschichte der nhd. Schriftsprache hervorgetreten war. Die ältere Litteratur findet man in (Hoffmann-) v. Bahders Grundriss der deutsch. Phil. 1883, Neueres in Wackernagel - Martins Gesch. d. dtsch. Litt. § 93 und bei O. Behaghel in Pauls Grundriss I² 540 ff. verzeichnet. Das gesamte Material überblicken wir auch in dem Buche von A. Socin 88 $_{28}$, 89 $_{26}$, der in umständlicher Weise jedes Zeugnis sorgsam sammelt, ohne jedoch allgemeinere Schlüsse daraus zu ziehen.

Einen wirklichen Fortschritt über die landläufigen, oft wiederholten Ansichten früherer Zeit machen die Forschungen K. Burdachs, der in seiner Einigung der nhd. Schriftsprache 84 $_{110}$ die verschiedenen Faktoren der Entstehung, kaiserliche und andere Kanzlei, Luthersprache, Grammatiker, Formelbücher, scharf schied und die endgültige Einigung bis in die Zeit Goethes (Die Sprache des jungen Goethe; s. unten S. 59) hinein verfolgte.

Mehr die Probleme, die sich an den Buchdruck und den

gewaltigen Aufschwung anheften, den die Schriftsprache seit seiner Entstehung genommen hat, behandeln neben anderem die sprachgeschichtlichen Aufsätze von Fr. Kluge[1] (Von Luther bis Lessing) 88 25, zu denen die vollständig ablehnende, eine Fülle von weiteren Anregungen enthaltende Kritik Edw. Schroeders 88 25 zu stellen ist. Eine gute orientierende Übersicht über Kanzleisprache wie Buchdruck enthält mit Andeutungen weiterer Probleme die Einleitung K. v. Bahders zu seinen Grundlagen des nhd. Lautsystems 90 15.

Das Programm für eine umfassende Behandlung des Problems ist gegeben, seit K. Burdach in seinem Buche Vom Mittelalter zur Reformation 94 (15) 2, 96 (6) 2 es auf „eine allgemeine bildungsgeschichtliche und universellere grammatische Basis“ gehoben hat. Lautgeschichte und Stilistik einerseits, eingehendes Betrachten und Nachgehen der Spuren der Bildung andererseits, die uns die Kanzleibeamten zeigen, müssen uns den Ursprung und das Geheimnis der Entstehung der nhd. Schriftsprache in der Zeit neuer Bildung, neuen Rechtes, religiöser Umwälzung, neuer Staaten mehr und mehr enthüllen, vgl. Burdachs Rec. 98 126.

Über die *Behandlungsweise* besonders des in den *Kanzleien* geschriebenen Materials enthalten einige unten näher zu besprechende Arbeiten weitere Anweisungen, die Nachfolge verdienen: Brandstetter 92 39, 40, Scheel 93 (15) 62, 94 44a, auch Scholz 98 125, doch vgl. dazu die Rec. Scheels 00 306. Die rein mechanische Anordnung nach dem Schema der mhd. Grammatik ist leider noch immer nicht überwunden, trotzdem mehrfach gerade dagegen Front gemacht worden ist: Burdach 98 126, Scheel 95 (17) 11 und in der eben erwähnten Recension 00 306. Dort stellt Scheel zusammen, was er bei der Bearbeitung solcher Themata für nötig hält. Die Disposition geht von den verschiedenen Kanzleien aus und giebt nacheinander die Entwicklung der fürstlichen, bischöflichen, klösterlichen, Stadtkanzlei usw.; innerhalb dieser Teile ist neben Laut- und Formenlehre auch Syntax und Stil heranzuziehen. In der Kanzlei werden räumlich geschieden: a) Urkundensprache nach aussen; b) Urkundensprache im Rahmen der Stadt und Landschaft;

---

[1] Einen allgemeinen Überblick giebt Fr. Kluge in einem Vortrage

c) Sprache im inneren Verwaltungsdienst (Ratsprotokolle, Briefbücher, Schreins- und Turmbücher usw.). Ferner kommt auch die einlaufende Korrespondenz in Betracht, und zwar wiederum getrennt: a) aus der Landschaft; b) aus dem Reiche (event. Einfluss der kaiserlichen Kanzlei). Auch fremde Urkunden, die in der eigenen Kanzlei geschrieben werden, sind zu beobachten und überall der Adressat zu notieren.

Bei solcher genauen Scheidung der Herkunft der einzelnen Schriftstücke gewinnen natürlich die Beamten der Kanzlei eine hohe Bedeutung. Auf Grund der historischen Untersuchungen über die Kanzleien usw. haben die Resultate für die nhd. Schriftsprache verwandt ausser Burdach 94 (15) 2 (vgl. auch 98 126), Scheel 95 (17) 11 und Scholz 98 125.

Gerade so bedarf auch die Drucksprache genauer, nach festen Principien geregelter Betrachtung. Zu Kluge 88 25 giebt Schroeder in seiner Recension wertvolle Andeutungen über Sprache der grossen Druckherren, ihr Verhältnis zum Ortsdialekt u. a. und leitet an, die Sprache des Autors und des Druckes, des Originals und des Nachdrucks, des herrenlosen Gutes usw. streng von einander zu scheiden. Bibliographische Hilfen in dieser Beziehung giebt Luther 97 (15) 149a. An einem einzelnen Beispiel (Albr. v. Eyb) zeigt sehr interessante und minutiös peinliche Beobachtungen in dieser Richtung Max Herrmann in seiner Einleitung zur Ausgabe des Ehebüchleins von Albrecht von Eyb, 1890, S. XXIV ff.

2. Das sog. „gemeine Deutsch“ der fürstlichen und städtischen Kanzleien. Die Drucksprachen.

Seitdem Müllenhoff in der Vorrede zu den „Denkmälern“ (³ 1892) S. XXXIII f. auf die böhmisch-luxemburgische Kanzlei[1] hingewiesen hatte, ist die Entwicklung der Kanzleisprachen und das Verhältnis der kaiserlichen zu den fürstlichen und städtischen Kanzleien lange das eigentlich wichtige Arbeitsgebiet für die Erkenntnis der Herausbildung der Gemeinsprache, des sog. „gemeinen Deutsch“, geblieben.

Als man beginnt, die deutsche Sprache in den Urkunden

[1] [illegible]

an die Stelle der lateinischen zu setzen[1], ist die kaiserliche Kanzlei nur prima inter pares. Unter Ludwig dem Bayern beginnt eine Annäherung bairischer und schwäbischer Schreibart, die aber, soweit bis jetzt ersichtlich, zu keiner feststehenden, wenn auch noch so lokal begrenzten Einheit etwa einer süddeutschen Reichssprache führte: R. v. Raumer, Über die Entstehung der nhd. Schriftsprache, in den Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften, 1863, S. 189 ff., Fr. Pfeiffer, Die Kanzleisprache Ludwigs des Bayern, in Freie Forschung S. 363 ff. Socin 88 28 (S. 150), Scholz 98 128 (S. 273—275).

E. Wülcker hat dann in seinem grundlegenden Aufsatze über die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache (Zs. d. Ver. f. thür. Gesch. u. Altertk. N. F. 1, 349 ff.) die kaiserliche Kanzlei Karls IV. als Gründerin einer festen Schreibtradition erwiesen, die seit Friedrich III. freilich wieder bis zum Ausgange des Mittelalters rein östreichische Züge trägt: v. Bahder 90 15 (S. 3 f.—5). — Die Wichtigkeit und den Einfluss gerade dieser böhmischen Kanzlei auf die Nachbarkanzleien, besonders auf Schlesien, untersucht neuerdings in umfassender, der allgemeinen Bildungsgeschichte (Joh. v. Neumarkt) den ihr gebührenden Raum gebender Weise K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation (1893): Jsb. 94 (15) 2, 96 (6) 2. — Auch unter Maximilian I. bleibt das durchaus beim alten: Edw. Schroeder 88 28 (S. 258 ff.), gegen Fr. Kluge 88 26 (S. 22 ff.); seine schriftstellerischen Liebhabereien und sein Kanzler Nic. Ziegler ändern trotz seiner Vorliebe für orthographische Fragen nichts daran.

Über die späteren Schicksale der kaiserlichen Kanzleisprache fehlen bis jetzt leider genauere Untersuchungen vollständig: v. Bahder 90 15 (S. 8. 9); vgl. auch Socin 88 28, Kap. 4 (S. 146—168).

Durch die kaiserliche Kanzlei mehr oder weniger beeinflusst entwickeln sich die einzelnen lokalen Kanzleisprachen:

Unter den Arbeiten, die sich diese Kanzleisprachen zur Behandlung gewählt haben, ist die von E. Wülcker über die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache (s. oben) bereits genannt, die auch durch ihr Verhältnis zu Luthers Sprache: E. Wülcker, Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzleisprache, Germ. 28, 192 ff.: Jsb. 83 128; vgl. Beitr. 4, 1 ff. (Eigentümlichkeiten des Frankfurter Stadtdialekts im Mittelalter) besonders interessant ist.

[1] Vgl. M. Vancsa 97 (14) 1 (mit Rec.). Zu dem ganzen Abschnitt: Behaghel in Pauls Grundriss I² S. 543—544.

Wülckers Forschungen nimmt neuerdings O. Böhme auf, der die Geschichte der sächsischen Kanzleisprache von ihren Anfängen bis Luther 1899, Jsb. 00 $_{305}$, behandelt und ihre Unabhängigkeit von der Volkssprache ebenso wie von der böhmischen Kanzlei behauptet. Ebenfalls Sachsen behandelt Carl Franke 89 $_{27}$ und in gewisser Hinsicht auch G. Fasola 92 (15) $_{301}$ in einer Abhandlung über die Sprache des Johann von Staupitz. Vgl. aus früherer Zeit auch den Aufsatz von Rud. Hildebrand, Sachsens Anteil an der Bildung einer nhd. Schriftsprache, Grenzb. 1860 = Ges. Aufs. 1890, S. 315—35: Jsb. 90 (3) $_{74}$.

Die Sprache der Breslauer Kanzlei hat B. Arndt aus viel zu verstreutem und lückenhaftem Material 97 $_{27}$, 98 $_{126}$ nicht ohne gewichtigen Widerspruch Burdachs 98 $_{126}$ behandelt, der eine auf umfangreicherem Material beruhende Darstellung gerade der schlesischen Verhältnisse und ihrer Beziehungen zu Böhmen in Aussicht stellt. Vgl. dazu auch oben Burdachs Buch 96 (6) $_{2}$.

W. Scheel hat mit seiner Geschichte der nhd. Gemeinsprache in Köln zum ersten Male ein national und wirtschaftlich bedeutendes Centrum ins Auge gefasst, in dem auch der religiöse Gegensatz des lutherisch gesinnten Hermann von Wied und des streng katholischen Druckers Jaspar von Gennep, des Freundes des Domkapitels, zur Darstellung kommt. 93 (15) $_{62}$, 94 $_{44a}$. Hier kann auch die getrennte Entwicklung der verschiedenen Kanzleien, der erzbischöflichen und städtischen, klar in ihrer Eigenart und Abstreifung dialektischer Reste beobachtet werden.

L. Kemmer giebt eine an das mhd. Schema angelehnte Übersicht über die Vokale und Konsonanten der Aschaffenburger Kanzleisprache 98 $_{181}$, 99 $_{171}$ mit gelegentlicher Heranziehung des grösseren Mainz, dem sicher mehr Interesse abzugewinnen wäre, besonders für das Verhältnis gegenüber der officiellen Drucksprache zumal der Reichstagsabschiede.

In das Herz der süddeutschen Gemeinsprache geleitet uns die ausführliche Arbeit von Fr. Scholz in seiner Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg bis zum Jahre 1374: 97 $_{25}$, 98 $_{125}$. Auch Scholz scheidet genau die verschiedenen Schreiborte und überblickt das reiche Material vollständig: Bedenken principieller Art äussert u. a. die Rec. von Scheel 00 $_{306}$. Einen Überblick über die schwäbische Kanzleisprache giebt Fr. Kauffmann 90 (5) $_{19}$ (S. 287 f.).

Eine allgemeine Übersicht über die Schriftsprache in Baiern giebt O. Brenner 91 (5) $_{5}$ (S. 65 ff.). Die mundartlichen

Elemente der Strassburger Urkundensprache behandelt E. Haendcke 1894 (Alsat. Stud. 5).

Aus den Grenzen des reichsdeutschen Sprachgebietes ins Hochalemannische führen uns die beiden grundlegenden Untersuchungen über die Luzerner Kanzleisprache und ihre Schicksale von Renward Brandstetter, der zum ersten Male in methodologisch und sachlich richtiger Anordnung eine freilich kleine und für das Allgemeine belanglosere Kanzleisprache bis in das vollständige Aufgehen in die Schriftsprache verfolgte, aber damit späteren Arbeiten die Wege weisen konnte: 92 39, 40. Dazu kommen als dritte Abhandlung seine Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart, im Geschichtsfreund der V Orte, 1890, Bd. 45 S. 201—284[1]. Mehr in das Reich hinein sieht A. Gesslers Darstellung der Schriftsprache in Basel 88 4, 26. Zu nennen ist hier auch das 5. Kapitel in Fr. Kluges Luther bis Lessing über Schriftsprache und Mundart in der Schweiz, 88 25.

Hier ebenso wie im niederdeutschen Norden deutschen Sprachgebietes ist es eine vollständig neue Sprache, die sich Bahn bricht. Edw. Schroeder hat in seinem Jac. Schöpper die Entwicklung in Dortmund (Kap. 3) 89 (15) 178, 91 20 und W. Scheel in Stettin verfolgt 95 (17) 11. Für Stettin und Pommern ist das Nebeneinander der herzoglichen Kanzleien der einzelnen Landesteile und ihr verschiedenartiges Verhalten gegen das von Brandenburg und Nürnberg eindringende hochdeutsche Kanzleiidiom besonders charakteristisch[2].

Weitere Andeutungen und Hinweise für die Kanzleisprachen der verschiedenen Territorien giebt v. Bahder in der Einleitung zu seinen Grundlagen des nhd. Lautsystems 90 15 und auch Socin 88 28 (Kap. 5), S. 169—196.

Ebendort sind auch wenigstens im weiten Überblick die Drucksprachen und ihre Entwicklungen in den einzelnen Städten angedeutet.

Mit dem Aufblühen des Buchdrucks tritt nämlich die Ausbreitung der Gemeinsprache in ein ganz neues Stadium. Je nach den politischen oder socialen Verhältnissen gestaltete sich der Ausgleichungsprocess verschiedenartig: in einigen Städten geht

Narrenschiff (1854) S. 273 ff. Andeutungen v. Bahder 90 15 (S. 15—51ff.), und zwar die bairischen Drucke ib. S. 16; in Augsburg v. Bahder ib. S. 17, Kluge 88 25 (S. 22 ff.), Schroeder 88 25 (S. 258 ff.), auch Fr. Kauffmann 90 (5) 19 (S. 289 ff.), in Basel v. Bahder 90 15 (S. 23—25) und Gessler 88 26, ferner Socin 88 28 (S. 186 ff., 236 ff.), in Zürich und Bern Socin ib. S. 226 ff., 318 ff., v. Bahder 90 15 (S. 25), in Strassburg v. Bahder ib. S. 26, W. Scheel 97 18 (Einl. S. XLV), in Nürnberg v. Bahder 90 15 (S. 31 ff.), in Mainz v. Bahder ib. S. 38 f., vgl. Kohler und Scheel, Carolina S. LXV ff., Heidelberg, Speyer, Worms v. Bahder 90 15 (S. 42). Köln behandelt ausführlich W. Scheel 93 (15) 62 (S. 32—75) und berücksichtigt alle Arten von Druckwerken, besonders die officiellen Streitschriften des Domkapitels. Frankfurt v. Bahder 90 15 (S. 43), Leipzig, Erfurt, Wittenberg v. Bahder ib. S. 52; vgl. J. Luther 97 (15) 149 a.

Die gangbare Litteratur verzeichnet auch O. Weise 95 (3) 78 (S. 20 ff.); über principielle Einzelheiten vgl. Fr. Kluge 88 25 und dazu Schroeders Recension 88 25.

3. Die Lutherische Schriftsprache und das 16. Jahrh.

Martin Luthers Sprache hat auch schon vor unserm Berichtszeitraume im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gestanden. Nach Grotefend 1818, Hupfeld 1842, Hopf 1847, Kehrein (Gramm. I) 1854, Mönckeberg 1855, Wetzel 1859, Frommann 1862, Opitz 1869, Dietz 1870, A. Lehmann 1873, Kiessling 1876 gab H. Rückert in seiner Geschichte der nhd. Schriftsprache II (1875) S. 27—138 eine Charakteristik der Sprache Luthers[1]. Über die Luthergrammatiker des 19. Jh. handelt im Überblick Johannes Luther 87 (15) 94. In unsere Zeit fallen neben kleineren Beiträgen und allgemeineren Betrachtungen über Luthers Sprache von G. Kiessling 83 129, E. Riehm 84 1157, W. Krafft 84 1162, J. Leopold 84 1242, L. Rudolph 84 1244, Schubarth 84 1245, Fr. Zschech 84 1246, G. Scheil 97 (15) 152, Böhmer 98 (9) 126, Crome 99 188 die wichtigen Arbeiten von P. Pietsch 84 1248, der in sorgfältiger Weise die Forschungen (1883) über Luthers Anteil an der Entwicklung unserer Schriftsprache zusammenfasst, und von K. Burdach, der in seiner

Einigung der nhd. Schriftsprache 84 110 für unseren Gegenstand besonders die Erforschung der Fortführung und Wirkung der Luthersprache fordert. Eine ausführliche Darstellung der in den Drucken vorliegenden Sprache Luthers gab C. Franke 88 (15) 107, 89 (15) 97 (dazu Joh. Luthers ablehnende Rec. 91 (15) 80 mit wichtigen Berichtigungen). Einzelnes behandeln Joh. Luther (Sprache der Septemberbibel 87 (15) 95 [1] und W. W. Florer (Substantivflexion der Bibel von 1545) 1899. — Nachdem aber Luthers Fabeln, der Sermon Von den guten Werken von 1520 und Ein Urteil der Theologen zu Paris von 1521 aus der Handschrift herausgegeben waren, erwachte das Interesse an der eigentlichen Schreibart des Reformators, wie sie noch nicht durch die Hände des Druckers nivelliert erscheint. O. Hertel behandelte 97 (15) 150 die Sprache Luthers im Sermon von den guten Werken 1520 nach der handschriftlichen Überlieferung [2].

Dagegen sieht Joh. Luther die grössere Wichtigkeit in der Erforschung der Sprache Luthers, die den wirklich bestimmenden Einfluss auf Mit- und Nachwelt ausgeübt hat, in der Lutherischen Schriftsprache d. h. der Sprache der wittenbergischen Originaldrucke nach Luthers Ms.; er behandelt 97 (15) 149a die sehr verwickelten Fragen, die sich daran knüpfen, mehr vom Standpunkt des Bibliographen, da besonders in der früheren Zeit Luthers Schriften anonym erschienen, ebenso anonym nachgedruckt wurden und es daher nötig ist, erst aus Typenmaterial und Holzschnitten Drucker und Druckort festzulegen. Vgl. dazu Burdachs Rec. 98 (9) 128.

Luthers Satzbau behandelt H. Wunderlich 87 (15) 96, 88 (15) 106, 89 (15) 105.

Die Stellung Luthers in der Geschichte der nhd. Schriftsprache hat, ohne der gewaltigen Bedeutung des Reformators irgendwie zu nahe zu treten, Burdach 84 110 (S. 1 ff.), 94 46 (S. 293 ff.) richtig charakterisiert; er hebt hervor, dass mit Luther keine neue Entwicklungsphase begönne, sondern dass der Reformator als gewichtiger, ja sehr gewichtiger Faktor in einer grossen Entwicklungsreihe stände, die vor ihm begonnen und erst lange nach ihm zum Abschlusse gebracht sei. Neuerdings wenden sich dagegen Kluge 88 25 (S. 33 ff.) (hiergegen wiederum Schroeder 88 25 bes. S. 270—272) und Joh. Luther 97 (15) 149a (S. 1 ff.,

dazu S. 23/24 Anm. 2), der jedoch über die allgemeine Empfehlung der Erforschung einer Lutherischen Schriftsprache und ihrer Nachwirkung nicht hinauskommt und sich gegen jedwede anderen Faktoren zur Einigung des Nhd. negativ verhält.

Für die weitere Entwicklung der Lutherischen Schriftsprache, die also durchaus nicht mit der nhd. Schriftsprache als Ganzem kongruiert, und die Hindernisse, Unterbrechungen und Ausläufer, sowie die sie ablösenden anderen Strömungen und Faktoren ist der Hinweis von Burdach 84 110 (S. 7 ff.) wichtig; vgl. Schroeder 88 25 (S. 284). Über die Geschichte des Lutherischen Bibeltextes von der Ausgabe letzter Hand 1545 bis zum ersten Texte August Herm. Franckes 1713 aus der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle handelt R. Schöps 98 128.

Es sei gestattet, hier die wenigen Arbeiten anzuschliessen, die uns die obenerwähnten anderen sprachlichen Strömungen des 16. Jh. charakterisieren sollen. Über die Sprache der Bibelübersetzungen von Emser und Eck handelt Georg Keferstein 1888; den Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzungen des Neuen Testamentes untersucht nach Kluges Hindeutung B. Lindmeyr 99 187; auch er ist von Edw. Schroeder in einer ausführlichen Rec. in vielen Einzelheiten berichtigt und besonders auf den Trugschluss der Identificierung des Emserschen Deutsch mit dem der kaiserlichen Kanzlei (s. oben) hingewiesen worden 99 (9) 147. Über die oberdeutschen Bibelglossare des 16. Jh. und ihr Verhältnis zu Luthers Sprache handelt F. Dauner 99 170a. Weitere Einzelheiten behandeln S. Hertz 85 Diss. (Konjugation im 16. Jh.) und Cl. Bojunga 93 Diss. (Substantivflexion).

4. Die Grammatiker.

Das Streben nach Einheit der Schriftsprache wurde durch die gesetzgebende Grammatik und Syntax sehr gefördert. Unter der letzteren verstehe ich die Vorlagen, die in den Kanzleiformelbüchern Musterstücke bieten, und deren Wichtigkeit bis jetzt ausser von Burdach 94 (15) 2 nur von P. Joachimsohn ZfdA. 26, 24—121 gebührend gewürdigt ist[1].

Über die Grammatiker des 16. Jh. und ihr Wirken sind ausser der älteren, bei v. Bahder, Grundr. der deutschen Philologie S. 80 ff. (vgl. R. v. Raumer, Der Unterricht im Deutschen, in K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik [5] III (2) S. 97 bis 246), gegebenen Litteratur besonders zwei Arbeiten von grösster

[1] Vgl. P. Pietsch 84 128.

Wichtigkeit: Joh. Müllers Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jh. 83 397[1] und K. Burdachs oftgenannte Habilitationsschrift 84 110. Ersterer giebt uns Ausgaben und genaue Einleitung zu einer Reihe von grammatisch-orthographischen Werken, von denen hier nur die wichtigsten genannt seien: Joh. Kolross 1530: Müller S. 64ff., Fabian Frangk 1531: Müller S. 92ff.; P. Jordan 1533: Müller S. 110ff., Ickelsamer 1534: Müller S. 52ff.; auch hrsg. von Kohler 82 4, 116. Fuchssberger 1542: Müller S. 166ff. Dazu kommt das Dreigestirn Laurentius Albertus (Albrecht), hrsg. in J. Meiers Sammlung von C. Müller-Fraureuth (beh. in der Einl. die latein. Quellen) 95 19, 97 12; dazu J. Meier 95 (15) 126 und C. Müller 94 (15) 181, 98 10, ferner Albert Ölinger, ebenfalls in Meiers Sammlung, hrsg. von W. Scheel mit ausführlicher Behandlung der Quellenfrage (J. Garnier, J. Pillot) und des Verhältnisses zu Albrecht 97 13; vgl. 98 18; dazu C. Müller 97 14; als dritter Clajus, hrsg. und eingeleitet ebenfalls in Meiers Sammlung von Fr. Weidling 94 17; vgl. auch Pitschmann 90 84.

Zu genannter Sammlung gehört auch J. Meiers Ausgabe des J. Fabritius 97 11, 98 9; vgl. 96 (15) 17. Ferner sind von späteren zu nennen: Seifrid Helbling 1593 hrsg. von G. Roethe 83 576, Koldewey über Schottelius 99 (1) 16, M. Müller über Adelung 00 319, E. Wolff über Gottsched 94 19. Einen allgemeinen Überblick geben Rückert a. a. O. S. 162ff., Pietsch 84 123 (S. 79ff.), Socin 88 28 (S. 251ff.), v. Bahder 90 15 (S. 66ff.). Hierzu wie zum folgenden ist rühmend hervorzuheben auch die inhaltreiche Arbeit von Hanns in Fleckeisens Jb. 1881 „Zur Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts im 17. Jh.“ In Bezug auf ein einzelnes Kapitel aus der Gesch. d. deutschen Grammatik, die Schicksale des auslautenden *e*, führt uns M. H. Jellinek 98 22 (beachte das Verzeichnis S. 77—80) die Lehren der Grammatiker des 16.—19. Jh. vor. Hatte das 16. Jh. mit den sich immer wieder vordrängenden Dialekten zu kämpfen gehabt, so war es im 17. Jh. die Fremdwörternot und das Latein, das einer Einigung hinderlich im Wege stand. Über die

5. Die Standessprachen.

Als weitere Quelle für die Schriftsprache sowohl in der Zeit ihrer Entwicklung wie auch noch zur heutigen Zeit sind die *Standessprachen* wichtig.

Dass die Sprache der einzelnen Stände der Schriftsprache unendlich reiches Material gegeben hat, zeigt die Durchsicht von Fr. Kluges Etymol. Wörterbuch und auch das kleine deutsche Wörterbuch von F. Tetzner, die hierauf in dankenswerter Weise Gewicht legen. Unter den Arbeiten über einzelne Stände und Berufe hat man zwischen denen zu scheiden, die aus sprachreinigendem Interesse im weiteren Sinne geschrieben sind, und anderen, die die Standessprache als solche behandeln. Zu ersteren, die unserem Thema natürlich nur als Material dienen können, gehören: A. Denecke über die fremden Ausdrücke der *Schauspiel- und Tonkunst* 99 115; E. Geucke über die Fremdwörter im *kaufmännischen Verkehr* 99 114; über *Juristensprache* handeln K. Bruns, Gutes Amtsdeutsch 98 147 und kleinere Aufsätze 94 52 (Daubenspeck) 99 111, 148–149; über das Deutsch des BGB. 96 20, 99 175. Hierher gehört auch seiner Tendenz nach das rühmlichst hervorzuhebende Buch von L. Günther über Recht und Sprache 98 146 mit reichhaltigen sprachlichen Anmerkungen, das auch an historischer Betrachtung der altdeutschen Rechtssprache nicht vorbeigeht und das Weiterleben alter Rechtswörter in der modernen Sprache anmutig behandelt. Über die *Heeressprache* in obigem Sinne spricht ein anonymer Aufsatz 99 110, ferner 99 178, 179, über das Deutsch der *Ärzte* 99 113.

Der Anstoss zu *historischer Betrachtung* der *Standessprache* war die *Studentensprache*. Fr. Kluge gab 1892 in der Münchener Allg. Ztg. eine vorläufige Schilderung und arbeitete sein Material zu einem Buche über deutsche Studentensprache aus 94 52c. John Meier gab zum Jubiläum der Universität Halle eine selbständige Arbeit über die hallische Studentensprache 94 52b heraus, wobei freilich das specifisch Hallische zurücktritt; zu gleichem Zweck veröffentlichte der „Deutsche Abend“ in Halle seine Festgabe „Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren“; K. Burdach

Die Standessprachen mit einem Blick auf ihre historische Entwicklung sind ausserdem mehrfach untersucht worden: so die der Juristen von L. Günther (s. oben), der Soldaten von P. Horn 98 150, 150a, dazu 99 180 (Rec. v. Golther), ferner 99 177 und das Material, das sich aus dem Werke von M. Jaehns gewinnen lässt, die der Ärzte von M. Höfler in seinem reichhaltigen Krankheitsnamenbuch 99 162a; die Schulsprache besonders der sächsischen Fürstenschule betrachtet M. P. Rühlmann 98 152, die Bergmannssprache Steinecke 94 21, die Druckersprache, H. Klenz 00 125, die Weidmannssprache P. Lembke 98 151, zum ersten Male seit Kehrein und v. Dombrowski ([2]00 117) die Sprache der deutschen Zigeuner Sowa, das Rotwelsch mit allen seinen Quellen (die Krämersprache u. a.) zum ersten Male nach Avé-Lallemants grossem Werke über das deutsche Gaunertum Fr. Kluge (Rotwelsch I, Rotwelsches Quellenbuch, Strassburg, Trübner 1901). Hieran schliessen sich kleinere Arbeiten über die Botanikersprache 99 154, besonders Fr. Söhns über die Pflanzennamen 99 155, und ferner über die Technikersprache 99 112 und die Seemannssprache N. W. Thomas 00 116.

6. Die Schriftsteller als Marksteine schriftsprachlicher Entwicklung.

Nachdem Burdach in seinem grundlegenden Vortrage auf der Dessauer Philologenversammlung 1884 (S. 164—180) über die Sprache des jungen Goethe gehandelt, die Sprachentwicklung des Dichters und seine Stellung zur damaligen Schriftsprache sowie deren Vertreter und Quellen genau charakterisiert, sein Loslösen vom heimatlichen Dialekt und die Wichtigkeit seiner Weimarer Zeit gezeigt hatte, sind die bedeutenderen Dichter und Schriftsteller gerade nach diesen Richtungen hin zum Gegenstand vielfältiger Untersuchung gemacht worden. Die folgende Übersicht will natürlich nicht sämtliche grammatischen oder syntaktischen Einzelbeobachtungen aufzählen, wie sie für Goethe besonders im Goethe-Jahrbuch und für andere regelmässig in der ZfdU. geboten werden, sondern hat sich auf die Beziehung und das Verhältnis der Einzelnen zur Schriftsprache zu beschränken.

noch ein weiteres Interesse[1] bietet: über Hier. Boner und seine Übersetzungsweise handelt nicht einwandfrei Wethly 93 (15) 32, vgl. M. Herrmanns Rec. 96 (15) 28; über Albrecht von Eybs Sprache giebt M. Herrmann 93 (14) 141 einen allgemeinen Überblick; der Gebrauch der Konjunktionen wird von R. Wessely 92 (14) 144 und Syntaktisches von Rosendahl 95 (14) 187 untersucht. — Seb. Brant, für dessen Sprache immer noch gerade in Bezug auf unsere Fragen Zarnckes grosse Einleitung zur Ausgabe des „Narrenschiffs“ 1854 (S. 273 ff.) reiches Material beibringt, behandelt in unserem Zeitraum P. Besson, De Seb. Brantii sermone, Argentorati 1890, ziemlich oberflächlich. Murners Sprache wird ausser in den Dissertationen von F. Stirius und E. Voss (Leipzig 1895, Halle 1891) und der Übersicht von Fr. Lauchert, Alemannia 18, S. 139 ff., 19, S. 1 und Jsb. 90 (15) 115 in den Ausgaben der Gäuchmatt von W. Uhl 96 (15) 180 und der Narrenbeschwörung von M. Spanier 94 (15) 126 gestreift. Statistische Zusammenstellungen sprachlicher Art ohne weitere Ausblicke bietet Shumway 98 141. Über die Zusammensetzung der Sprache in den deutschen Schriften Ulrichs von Hutten, besonders aus den verschiedenen Standessprachen, der Hof-, Ritter-, Kanzleisprache, über die noch unten weiter gehandelt wird, handelte S. Szamatólski 91 (15) 29 in vorbildlicher Weise und zeigte zum ersten Male den Weg, auf dem intimere Sprachbetrachtung und Sprachscheidung gerade dieser Zeit zu wandeln hat. Luthers Sprache ist oben besonders behandelt. Über Hans Sachs ist sprachlich recht wenig gearbeitet worden. Ausser A. W. James 94 (15) 158, D. B. Shumway 95 (15) 156, E. Hagfors 99 188, H. Püschel 99 184 = (9) 174 und C. R. Miller 99 185 giebt einige Bemerkungen K. Drescher 91 (15) 103–105 und betont die Wichtigkeit der Heranziehung der Manuskripte Hans Sachsens gegenüber der Darstellung der Lautlehre von Karl M. G. Frommann (Nürnberg 1878), die sich nur auf gedruckte Quellen gestützt hatte.

Erasmus Alberus hat erst kürzlich eine sprachliche, seine Stellung zur Schriftsprache behandelnde Betrachtung gefunden von K. Fundinger 00 318, ebenso aber auch Burchard Waldis von J. Hildner 1900. Fischart wurde von Galle bearbeitet 94 (15) 40.

Aus dem 17. Jh. interessiert neben Opitz, dessen Sprache

G. Baesecke 99 189 auf Laute, Flexion und Betonung untersucht, der geheimnisvolle Ernst Schwabe v. d. Heyde, den Burdach 94 46 wieder zu Ehren bringt. Allzusehr ins einzelne geht die immerhin durch ihre Statistik brauchbare Untersuchung des starken Verbums bei Grimmelshausen von P. O. Kern 98 133. Über die Sprache in den deutschen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans handelt A. Urbach 99 190. Anerkennung fand die Arbeit C. Blanckenburgs über Abraham a St. Clara 97 40a, die uns den Typus eines von der gemeinsprachlichen Bewegung unberührten katholischen Schriftstellers vor Augen führt, an den ich sogleich den noch mitten im 18. Jh. absichtlich die Schreibweise des 16. Jh. festhaltenden Pater Augustin Dornblüth anschliessen möchte, dessen hochinteressante Observationes (1755) nebst der Gegenschrift des schwäbischen Paters S. Sailer (1756) von E. Boucke (1895) 97 44 eingehend gewürdigt werden.

Wir nahen uns dem Zeitalter der klassischen Litteratursprache. Gottsched[1] und seine Stellung zur Schriftsprache behandelt E. Wolff 94 19, die Sprache in den Briefen der vielgeplagten Frau Gottsched Ad. Lange (Diss. Upsala 1896), Bürger und Voss J. Sahr 94 (21) 26, Crämer 98 138, Wieland L. Singer 97 43, Biach 98 137, zusammenhängend F. Thalmayr 94 55, Lessing neben Erich Schmidts Darstellung in seinem grossen Werke Tyrol 94 58, Klopstock Chr. Würfl 1881, 1883, 1885 (Progr. Brünn), F. Petri 94 56, Herder O. Hoffmann 95 57, die Sprache des jungen Herder Th. Längin 91 27, die Sprache des jungen Goethe Burdach (s. oben S. 56), die Sprache des jungen Schiller und das Mundartliche seiner früheren Zeit Friedrich M. E. Kasch 1900 (Diss.) die Sprache des jungen Grillparzer[2] Herm. Küchling 00 328. Nach Burdachs Beispiel ist man also der Entwicklung der mundartlich gefärbten Dichtersprache früherer Zeit zur dialektfreien Klassizität bei den einzelnen Autoren nachgegangen. Absichtlich werden in diesem Zusammenhange ausführliche Sammlungen besonders über Goethes und Schillers Sprache vermieden. Über Goethe seien nur genannt die Arbeiten von

von Einzelheiten interessieren hier P. Toews 94 87 über das Verbum im „Tasso“ und G. Schmidt über die Sprache im „Clavigo“ 94 54, Fr. Kern in der „Natürlichen Tochter“ 98 141, sowie H. Düntzer 97 41 und R. Hildebrand 90 25. Zusammenhängend charakterisiert Goethes Sprache kurz F. Düsel 99 192. Über Schiller handeln u. a. O. Weise 97 43, J. F. Mähliss 99 195, 00 326 und H. Stickelberger 99 196.

Aus neuerer und neuster Zeit: F. L. Jahn und seine Schrift über deutsche Sprache und Bereicherung des hochdeutschen Wortschatzes behandelt H. Brendicke 97 (21) 12, ferner H. Schröer 99 199, über Fr. A. Wolf vgl. W. Scheel 96 (21) 58; H. v. Kleists Sprache und Stil untersucht G. Minde-Pouet 98 143, allerdings ohne weiteres Eingehen auf die historische Entwicklung, vgl. dazu H. Bischoff 99 198, H. Heines Sprache Seelig 92 37 und Zillgenz 94 61. Über Jerem. Gotthelfs Sprache als hervorragendes Beispiel einer Verbindung zwischen Schriftsprache und urwüchsiger Mundart spricht in einem Vortrage H. Stickelberger 97 44a: hierbei sei auch auf die sprachlichen Beiheftchen zu Gotthelfs Werken aufmerksam gemacht, die F. Vetter herausgiebt 99 200. Ebenfalls in den Kreis der Schweizer führen uns J. E. Wülfings Bemerkungen zu Ad. Stifter und Gottfr. Keller 98 144. C. F. Meyer und andere Schweizer (Meyer v. Knonau, Haffter, Wirz) stellt R. Foss zusammen 96 24 und zeigt, wie der Süden sich mit dem Norden zu einer endlichen Einigung zusammenfindet. An dieser Stelle möge auch die Behandlung der Sprache des politischen Einigers Deutschlands ihre Stelle finden: H. Wunderlich behandelte 99 201 (bes. S. 146 bis 154) die Sprache und Redekunst Ottos v. Bismarck; vgl. dazu die grosse Rec. von G. Roethe 99 201.

Derselbe Wunderlich behandelte 94 42 und O. Haggenmacher 97 45 den Sprachgebrauch der jüngsten litterarischen Richtungen.

Damit sind wir aber bereits über unser Thema hinausgelangt; diese letzteren Versuche führen von einer Einigung der Schriftsprache wieder abwärts zu unhistorisch-subjektivster Sprachmengerei.

7. Ausblick.

Überblicken wir die Forschungen und Anregungen auf unserem Gebiete, so muss es uns fast wundernehmen, dass für

raschen. Ist doch das Material für jene ältere Zeit viel umfassender und dazu unzugänglicher, da es in den Archiven und Bibliotheken Deutschlands, Östreichs, der Schweiz zerstreut liegt. Was uns für die Erforschung der Gesamtentwicklung der nhd. Schriftsprache not thut, ist die Mitarbeit vieler Kräfte und eine Sammelstelle für derartige Arbeiten, besonders aus dem Bereiche der Archive. Bis jetzt kann der einzelne Forscher nur eine beschränkte Zahl von Archiven durchsehen; ist aber erst die Möglichkeit geschaffen, wenigstens nach und nach eine Übersicht über die Urkunden und Aktenstücke der Archive in Bezug auf die Entwicklung der fürstlichen und lokalen Kanzlei- und Verkehrssprachen zu erhalten, dann kann endlich einmal ein Überblick von höherer Warte gewonnen werden, der vielleicht ganz überraschende, neue Resultate von dem Zusammenhang der einzelnen Kanzleien, ihrem Verkehr, ihren Beamten aus zu Tage fördern wird. Erhalten wir dazu noch mehr Einzelforschungen über die Entwicklungen der Drucksprache, besonders der grossen Städte und Druckereien[1], dann wird die feste Grundlage gegeben sein, auf der die Gesamtentwicklung der nhd. Gemein- und Schriftsprache von kundiger Hand beschrieben werden kann.

Steglitz-Berlin.

Willy Scheel.

Niederdeutsch.

1. Allgemeines. Das mnd. Wörterbuch. Der Verein für nd. Sprachforschung.

Den Ausdruck „niederdeutsche Philologie", mit welchem man jetzt die auf das Alt-, Mittel- und Neuniederdeutsche gerichteten Studien zusammenfasst, pflegte man vor einem Vierteljahrhundert noch nicht zu gebrauchen. Mit Recht. Denn wenn man auch das Studium des Altsächsischen nie vernachlässigt, um die

fange für die Erforschung der anderen zu verwerten [1]. Das Haupthindernis war die mangelhafte Kenntnis des zwischen der ältesten und der jüngsten Sprachstufe vermittelnden Mittelniederdeutschen. Wie es um seine Kenntnis bei den Germanisten stand, dafür sind lehrreiche Beispiele, dass in der vornehmsten Fachzeitschrift Wilh. Wackernagel 1848 mnd. Sprüche als „niederländische“ und noch im Jahre 1876 Kelle ein gut niederdeutsches Leben Jesu als „mittelniederländisch“ heraus- und ausgeben konnte.

Die bessere Kenntnis des Mittelniederdeutschen ermöglicht und seine Verwertung für das historische Studium der Sprache in ausgedehnter Weise eingeleitet zu haben, ist das Hauptverdienst der letzten Jahrzehnte um die Entwicklung der nd. Philologie. Alle übrigen Ergebnisse hängen mehr oder weniger hiermit zusammen. Ist doch die genauere Kenntnis des mnd. Sprachstandes die unerlässliche Voraussetzung eines fruchtbaren Studiums auch für die lebende Mundart. Damit steht es nicht im Widerspruch, wenn immer klarer die Thatsache hervortritt, dass wir eine wirkliche Kenntnis der alten, nicht allein der mnd., sondern auch der altsächsischen Sprache erst mit Hilfe der lebenden Mundarten erschliessen werden.

Norddeutsche Juristen und Historiker hat es freilich stets gegeben, welchen die mnd. Schriftsprache vertraut war; sie hielten ihre Kenntnis fest, weil manche mnd. Rechtsquellen bis in die Gegenwart hinein Rechtsgültigkeit besassen, und der Gebrauch der mnd. Sprache zu Urkunden und Chroniken verhältnismässig wenig zurücklag. Aber Sprachfertigkeit allein macht noch nicht den Philologen. Und auch deshalb konnte man von keiner niederdeutschen Philologie reden, weil es keine ausreichenden Hilfsmittel für das historische Studium des Niederdeutschen gab. Der Norddeutsche, der des Plattdeutschen mächtig war, wurde durch dieses gefördert, aber auch er musste oft genug, wo seine Mundart versagte, sich aufs Raten legen. Selbst die Schreibung der mnd. Wörter machte häufig Schwierigkeiten. Die mnd. Litteratur ist in Handschriften des 14.—16. Jh. überliefert. Die Schrift dieser Jahrhunderte pflegt, wenn sie nicht archaistisch gehalten ist, für *c t*, *n u v*, oft für *s f*, *e o*, *o a* gleiche oder fast gleiche

Schriftzüge zu setzen. Alles Fallstricke für Herausgeber. Ein mnd. Wörterbuch, das man hätte beraten können, fehlte. Sein Mangel musste von Süddeutschen ganz besonders empfunden werden. Einer von ihnen, Franz Pfeiffer, stellte 1864 auf dem Philologentage in Hannover den Antrag, ein solches anzuregen. Eine Kommission wurde ernannt, dafür zu wirken. Aber lange Jahre schien es, als wenn niemand den Mut zu dem Unternehmen habe, zu dem nicht allein gewaltige, z. T. ungenau gedruckte Urkundenmassen, sondern auch viele Handschriften durchgearbeitet werden mussten. Auch musste der Verfasser mit den lebenden Mundarten vertraut sein, um mit ihrer Hilfe aus zweifelhaften Schreibungen richtige Wortformen zu erschliessen, falls diese nicht durch die zahlreichen alten Drucke geboten waren.

Ähnliche Schwierigkeiten hatte freilich auch die Erforschung des Mittelhochdeutschen zu überwinden gehabt, selbst, wenn auch seltener, die der zweifelhaften Schreibungen, wie die erste Iwein-Ausgabe zeigt, in der stets Twein gedruckt ist. Sie zu überwinden lockte derselbe Vorzug der mhd. Litteratur, der sie überhaupt in den Vordergrund der deutschen Philologie stellte, ihr grosser Reichtum an bedeutenden Dichtwerken. Die mnd. Dichtung erschien zu armselig, um die Mühe ihres Studiums recht zu lohnen.

Das linguistische Interesse an der historischen Entwicklung der Sprache, welches zu unserer Zeit das philologische Interesse an der Litteratur fast überwiegen will, war noch nicht genug vorgeschritten, um das Studium des Mittelniederdeutschen lebhafter anzuregen. Da war es die Blüte der sich mächtig entwickelnden plattdeutschen Dichtung, welche zunächst in dem Dialektgebiete, dem der gelesenste plattdeutsche Schriftsteller angehörte, in Fritz Reuters Vaterlande ein grösseres Interesse für die heimische Mundart und ihre Geschichte erweckte. Die Universität Rostock, an der 1873 Bechstein das erste Übungskolleg über den mecklenburgischen Dialekt abhielt, stellte 1865 eine Preisaufgabe, deren Frucht Nergers 1869 gedruckte Darstellung der mecklenburgischen Mundart in alter und neuer Zeit war. Mecklenburger waren ferner Karl Schröder, der in philologischer Weise mnd. Texte

Geschichts- oder Rechtsdenkmäler betrafen. Als Forscher sind besonders Hoffmann v. Fallersleben, Höfer, Woeste und Lübben zu nennen.

Der schnellere Aufschwung der nd. Studien, der nach dieser Zeit einsetzte, ist besonders zwei Thatsachen zu danken: der Vereinigung des Rostockers K. Schiller und des Oldenburgers Aug. Lübben zur Herstellung eines mnd. Wörterbuchs, und der Gründung des Vereins für nd. Sprachforschung. Fördernd trat hinzu, dass gerade im letzten Vierteljahrhundert mehrere historische Vereine und die Münchener historische Kommission zuverlässige Abdrücke zahlreicher mnd. Geschichtsdenkmäler veranlasst haben.

Es ist schon erwähnt, dass Schiller dem Wortschatze seiner Heimat nachspürte. Auch auf die ältere Zeit hatte er seinen Blick gerichtet. Seine Sammlung umfasste bereits Tausende mnd. Wörter, als er mit Lübben in Verbindung trat. Er konnte sich keinen besseren Mitarbeiter wünschen. Lübben hatte bei W. Grimm und Lachmann gehört, ein Wörterbuch zu den Nibelungen und zum Reinke Vos verfasst, und auch sonst sich bereits um das Mnd. bemüht. Er war ein klarer, oft scharfsinniger Kopf, abgeneigt, sich in Fragen einzulassen, deren Tiefe er nicht vorher ermessen konnte; ein Mann regelmässigen Fleisses, den er aber nur absehbaren Zielen zuzuwenden liebte, da er, wenigstens streckenweis, schnellen Abschluss erstrebte. Die Druckerei rühmte von ihm, dass sein Manuskript stets regelmässig einging, seine Korrekturen mässig waren. Lübben hat gewiss nur, weil Schillers Sammlungen die Arbeit übersehbar machten, die Mitarbeiterschaft am Wörterbuche, das er allein zu Ende führen musste, übernommen, aber sein Zutritt bot von vornherein die Gewähr, dass es in absehbarer Zeit fertig und für den praktischen Gebrauch geeignet sein würde. Um seine Ausführbarkeit zu erleichtern — auch bezüglich der Druckkosten — wurden leider viele Wörter, die in gleicher Form und Bedeutung aus dem Mhd. und Nhd. bekannt waren, ausgeschlossen. Erst später machte die Unterstützung des Reiches und der den Verfassern bewilligte Urlaub derartige Selbstbeschränkungen unnötig. Das 1881 abgeschlossene Werk mutet heute vielleicht an wie eine grossartige Vorarbeit zu einem vollkommneren Wörterbuche, und die dankbare Anerkennung derjenigen, die sich der Schwierigkeit mnd. Studien vor der Vollendung des Werkes erinnern, mag grösser sein als die des jüngeren Geschlechtes. Man wird manche Fehler in ihm finden, der Kenner wird aber auch oft, selbst bei

gewissen scheinbaren Lücken, Lübbens Scharfsinn und richtiges Urteil bewundern.

Das mnd. Wörterbuch bot dem Studium des Niederdeutschen das wichtigste Hilfsmittel. Es ist nicht allein für die Arbeit an den mnd. Texten, sondern auch für die grammatische Erforschung der neuniederdeutschen Mundarten unentbehrlich.

Dass an der allseitigen Erforschung des Niederdeutschen von mehr Seiten mitgeholfen wurde, als es sonst wohl geschehen wäre, ist dem am 20. Mai 1875 gegründeten Verein für nd. Sprachforschung zu danken. Der Raum gestattet nicht, auf seine Geschichte[1] hier näher einzugehen, doch soll wenigstens W. H. Mielcks gedacht werden, weil besonders er die Stiftung des Vereins vorbereitet und seine Wirksamkeit lange Jahre segensreich beeinflusst hat, trotzdem, oder vielleicht richtiger gesagt, weil er kein Sprachgelehrter von Fach war. Ihn beseelte die Anschauung, dass der Verein besonders auch die nichtphilologischen Mitglieder zur Mitarbeit anzuregen habe, weil die genauere Kenntnis der Mundart bei ihnen im allgemeinen eher anzutreffen war als bei den Germanisten; das schliessliche Ziel müsse freilich die fachgemässe philologische Verwertung des von den verschiedenen Seiten zu Tage geförderten Stoffes sein. In dem von ihm geleiteten Korrespondenzblatt 79 712, welches das Vorbild ähnlicher Zeitschriften wurde, war denn auch Nichtphilologen die vielbenutzte Gelegenheit geboten, manche nützliche Mitteilung beizutragen.

Für die Vereinsthätigkeit trat zunächst die Erforschung des Niederdeutschen in engerem Sinne, d. h. innerhalb der Grenzen des alten Niedersachsens, in den Vordergrund, wenn auch das fränkische Niederdeutsch nicht gerade ausgeschlossen wurde. Auch zeitlich wurde das rein Niederdeutsche bevorzugt. Hier war Lübbens das erste nd. Jahrbuch einleitender Vortrag 76 331 bestimmend, welcher das 14. und 15. Jh. als die Zeit des guten Mnd. kennzeichnete; das 16. Jh. zeige Entartung, während die norddeutschen Schriftsteller des 13. Jh. hochdeutsch zu schreiben erstrebt hätten. Den Beweis für die Richtigkeit der Anschauung Lübbens betr. das 13. Jh. hat jetzt erst

2. Grenzbestimmung.

Gleich zu Anfang des Vierteljahrhunderts tritt mannigfach das Bestreben hervor, die Grenzen des Niederdeutschen gegen das Mitteldeutsche genauer zu bestimmen. Bernhardi's Sprachkarte hatte nur eine Anzahl Städte als Grenzmarken angegeben. Es blieb also ausser der Nachprüfung übrig, sie von Dorf zu Dorf zu bestimmen. Ferner musste zu Tage treten, und vor allem geschah dieses schon durch Wenkers erste Veröffentlichungen, dass nicht alle Eigentümlichkeiten eines Dialektes genau durch dieselben Linien begrenzt werden. Es kam also auch darauf an, ein klareres Bild der Sprachverhältnisse an den Grenzen zu gewinnen und ein Urteil darüber, welche von den verschieden verlaufenden Linien als die vornehmste, mit anderen Worten, was als Dialektmerkmal zu gelten habe. In dieser Beziehung waren die Ansichten zunächst geteilt, in gewissen Gebieten z. B. legte man Gewicht auf den Gegensatz von *-en* oder *-et* bei der Bildung des Präsensplurals, andere schieden ein nd. *dat-* von dem hd. *daz*-Gebiet. Diese u. a. Unterschiede waren jedoch nicht für die ganze Grenzlinie verwendbar, das *dat*-Gebiet würde z. B. fast das gesamte Rheinland einschliessen. Als wichtige, die ganze Grenze gegen das Mitteldeutsche bezw. Mittelfränkische bestimmende Merkmale traten dann die Gegensätze von hd. *ich* und *gross* gegen nd. *ik* und *grot* in den Vordergrund. Da die Linien beider nahezu zusammenfallen, macht es kaum einen Unterschied, für welches Merkmal man sich entscheidet. Die *ik*-Grenze ist nach Wenkers Sprachatlas AfdA. 18, 307 festgestellt.

Ausser Wenker haben sich um die genauere Kenntnis der Sprachgrenze Crecelius 77 $_{814}$ für die Gegend von Elberfeld, Bauer 80 $_{1169}$ für das Waldecksche, Tümpel 80 $_{1167}$ und Haushalter 83 $_{1419}$, 84 $_{1559}$ für das Gebiet zwischen Weser, Elbe und Oder und Stuhrmann 96 $_{58}$ für einen Teil Ostpreussens bemüht, während Andrée 90 $_{2}$ die gewonnenen Ergebnisse zusammengestellt hat.

Die gefundenen Grenzlinien waren die der lebenden Mundart, und man war anfangs ohne weiteres geneigt, ihnen auch für längst vergangene Zeiten Gültigkeit beizulegen. Hatte sich doch die Überzeugung festgesetzt, dass die Grenzen der Mundarten unverrückbar und mit den alten Stammesgrenzen eins seien. Eine Erschütterung dieser Anschauung schien Tümpels Nachweis, dass in und bei Merseburg, wo jetzt mitteldeutsche Mundart gilt, vor 1360 nd. gesprochen sei, herbeizuführen, um so mehr, als auch

Haushalter einen gleichen Fall für einen Teil der Provinz Brandenburg behauptete. Haushalters Beweis erwies sich indes als trügerisch, Tümpels Ergebnis zwar als richtig, aber als eine Ausnahme, welche die Regel gewissermassen bestätigte. Es zeigte sich nämlich, dass gerade das von Tümpel untersuchte Gebiet nicht von Sachsen, sondern von Ingwäonen besiedelt gewesen war. Im übrigen ist die Richtigkeit der alten Anschauung, dass die Grenzen des alten Sachsengebietes mit der Grenze der nd. Mundart zwischen Rhein und Harz genau oder fast genau zusammenfalle, noch unerschüttert. Der Beweis für den Zusammenfall lässt sich mit Hilfe der Forschungen Böttchers über die alten Diöcesengrenzen führen (97 2), vgl. auch H. Meyer 92 a.

3. Wortkunde.

Als Lübben sein grosses mnd. Wörterbuch, dessen Bedeutung oben gewürdigt ist, abgeschlossen hatte, klagte er 1882 auf dem nd. Vereinstage in Hannover, dass ihm eine neue wissenschaftliche Aufgabe fehle, da er an regelmässige tägliche Arbeit gewöhnt sei. Seien Sie Ihr eigener Lexer, wurde ihm geraten, und stellen Sie ein verbessertes Wörterbuch kleineren Umfangs her! Der anwesende Verleger redete zu, so entstand das mnd. Handwörterbuch 85 1772, im allgemeinen ein Auszug aus dem grossen, doch an Wörtern reicher, und in seiner zweiten von C. Walther bearbeiteten Hälfte sehr verbessert. Das grosse Wörterbuch war teuer, zudem bald vergriffen, das Handwörterbuch, leicht erwerbbar, machte die Ergebnisse des grossen erst zum Gemeingut. Von späteren Arbeiten seien Feits und Brandes' Wörterverzeichnisse zum Hansischen 87 6 und Hildesheimer Urkundenbuche 97 11 erwähnt, auch sei bemerkt, dass eine sehr ergiebige Neubearbeitung des grossen mnd. Wörterbuchs bereits im Gange ist.

Sehr wichtig würde auch ein wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes neund. Gesamtwörterbuch sein. Zahlreiche mnd. Wörter, die es gegeben haben muss, sind in den Schriftdenkmälern nicht belegt. Wir würden sie mit Sicherheit aus den heutigen Sprachformen erschliessen können. Ein solches Wörterbuch würde mässigen Umfang beanspruchen, wenn man auf die Aufnahme fast aller Redensarten, der meisten Komposita und jüngerer Wortbildungen verzichtete. An seine Herstellung kann aber erst gedacht werden, wenn alle nd. Landschaften auf Idiotismen durchforscht sind. Daran fehlt leider noch viel, da in dieser Beziehung für gewisse Gebiete, z. B. die Provinz Branden-

burg, Hinterpommern, Schleswig u. a., so gut wie nichts geschehen ist. Im übrigen weist das vergangene Vierteljahrhundert auch auf diesem Gebiete recht fleissige und wertvolle Arbeiten auf. Den niederdeutschen Wortschatz Ostfrieslands bietet das ostfriesische Wörterbuch von ten Doornkaat Koolman. Dieses Werk ist dadurch sehr umfangreich geworden, dass ten Dornkaat, ein berühmter Gineverbrenner, der aus Liebhaberei Sprachstudien trieb und dem es auf die Druckkosten nicht ankam — er zahlte jährlich eine halbe Million Mark Brennsteuer —, nicht allein reichen phraseologischen und parömiologischen Stoff aufhäufte, sondern auch aus den Wörterbüchern verwandter Sprachen und Mundarten zusammentrug, was ihm für die Etymologie der nd. Wörter von Belang erschien. Eine sehr fühlbare Lücke füllte das westfälische Wörterbuch von Woeste 82 1186 aus, wie vordem schon das kleine Dortmunder Idiotikon von Köppen 1877. Den waldeckschen Wortbestand sammelte Bauer, dessen hinterlassenes Manuskript in Collitz' Bearbeitung längst gedruckt, aber noch nicht erschienen ist. Ein kleines mecklenburgisches Idiotikon liess 1876 Sibeth unter dem Pseudonym Mi, ein kurzes elbingisches Schemionek 82 1184, ein grosses ostpreussisches Wörterbuch Frischbier 82 1129 erscheinen. Ein livländisches begann Gutzeit 93 12, ein berlinisches stellte am besten ein Anonymus 80 1172 zusammen. Zahlreich sind die in Zeitschriften und Programmen zerstreuten, oft sehr verdienstlichen Beiträge z. B. von Parisius 79 786 für die Altmark, von Wegener 79 788, 84 1569 für die Umgegend von Magdeburg, Jänicke 85 1767 für das Oderbruch, Damköhler 93 7 für Cattenstedt, Beck 98 14 für Nordsteimke. Dagegen ist der Nutzen, den der nur bis zum Buchstaben *O* reichende Sprachschatz der Sassen von Berghaus 79 727 gewährt, sehr zweifelhaft, da er im wesentlichen sich auf eine nicht sehr zuverlässige Zusammenstellung der Angaben älterer Idiotiken beschränkt. Eine Kuriosität ist das noch reichere siebenbändige Werk „De Planten as man to seggt un wat's seggen. Botanisches und niederdeutsches Wörterbuch“ von C. Gilow, Tierarzt in Anclam[1]. Es wird wenig Gelehrte geben, die dieses 1878 gedruckte, wissenschaftlichen Forderungen nicht entsprechende Werk mit Augen erblickt haben.

4. Mnd. Grammatik.

Um die mnd. Grammatik war es um 1876 verhältnismässig gut bestellt. Das dankte man Nerger. Er hatte die auch für

[1] Vgl. über Gilow und seine Schriften Nd. Jb. 13, 40; 22, 75, 132.

das Hochdeutsche wichtige Regel der Tondehnung klargestellt, nämlich dass kurzer Vokal in offener Silbe lang wird, wenn eine unbetonte Silbe folgt, und eine vorzügliche Laut- und Flexionslehre der mnd. Mundart in Mecklenburg verfasst, die bei der grossen Gleichförmigkeit der mnd. Schriftsprache einstweilen für eine gemeinmnd. Grammatik Ersatz bieten konnte. Eine solche liess Lübben 82 1188 erscheinen. Das Buch bereitete leider eine Enttäuschung. Lübben, der den Fortschritten der historischen Grammatik nicht gefolgt und mit ihrer Methode kaum vertraut war, wusste Lautwandlungen, deren Erklärung wenig Schwierigkeiten bot, vielfach nicht zu deuten. Schlimmer war es, dass nicht einmal der empirische Sprachstoff mit seinen dialektischen Abweichungen genau und vollständig genug dargestellt ist. Dieser Mangel erklärt sich zum Teil dadurch, dass Lübben eine Grammatik für den Anfänger und zum Gebrauch für Juristen und Historiker ursprünglich im Sinne gehabt hatte. Um den Anforderungen der Sammlung, in der seine Grammatik erschien, gerecht zu werden, hat er dieser später ein wissenschaftlicheres Gepräge zu geben gesucht.

Die Einzelforschung suchte mit Vorliebe zunächst die dialektischen Unterschiede innerhalb der mnd. Schriftsprache festzustellen. Im ganzen mit gutem Erfolge. Während man noch 1875 ausser stande war, aus sprachlichen Merkmalen ein mnd. Schriftstück einem Gebiete zuzuweisen, weiss man jetzt die Heimat der Schreiber mehr oder weniger genau zu bestimmen. Man wusste ja auch früher, dass die mnd. Schriftsprache nicht ganz einheitlich war, aber man vermochte die einzelnen Abweichungen nicht auf ihre zeitliche oder örtliche Geltung genauer zu beurteilen. Die Ursache dieser Unkenntnis war, dass die Urkunden und die lebende Mundart von den Germanisten nicht für diese Fragen herangezogen waren. Die wenig zahlreichen poetischen Denkmäler waren hierfür unzureichend. Das Verdienst, die Forschung in dieser Richtung angeregt und die ersten Ergebnisse gewonnen zu haben, gebührt Walther, der in seinem Aufsatze 76 881 über das Mundartliche im Reinke Vos auf die ostfälische Konsonantengemination hingewiesen hatte. Dann gelang es Seelmann, ein Gebiet, in welchem die Formen *mik dik* heute ausschliessliche Geltung haben, einzugrenzen und in einem Vortrage zu zeigen, dass auch die mnd. *mik* und *dik* an dieses Gebiet gebunden waren. Dann lehrte Graupe 79 718 die Besonderheiten der alten Sprache der Mark Brandenburg kennen. Von grösstem Nutzen war dann Tümpels grundlegende Arbeit über die Mund-

arten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500. Aus örtlich und zeitlich bestimmbaren Originalurkunden hat er die örtliche und zeitliche Geltung einer Anzahl wichtiger Abweichungen der Sprachform verfolgt. Er hatte zunächst sich auf das linkselbische Gebiet beschränkt, später jedoch seine neu aufgenommenen Untersuchungen 95 s auch auf die nord- und rechtselbischen Länder ausgedehnt, und überall durch Vergleichung mit der lebenden Mundart der einzelnen Gegenden das Urteil über das Verhältnis der mnd. Schriftsprache zu den einzelnen Dialekten in weiterem Umfange ermöglicht. Dankenswerte Ergänzungen zu Tümpels Untersuchungen bot besonders Graffunder 95 s, und schliesslich hat Tümpel selbst eine kurze Übersicht der für die Heimatbestimmung mnd. Schriftstücke wichtigen Einzelheiten 1895 gegeben.

5. Mnd. Schriftsprache.

Die häufige Beobachtung, dass in örtlich bestimmbaren Urkunden Sprachformen begegnen, die mit der am gleichen Orte heute gültigen Mundart nicht im Einklang stehen, hat schon früh die Vermutung angeregt, dass es eine von der Volkssprache abweichende Schriftsprache gegeben habe. Bei dieser Frage ist zweierlei auseinanderzuhalten. Erstens das Verhältnis zwischen Schrift und Laut, zweitens die von der Rechtschreibung unabhängigen Unterschiede der Sprachformen. Nur letztere beweisen die Thatsache einer über den landschaftlichen Dialekten stehenden Gemeinsprache.

Wenn z. B. ein Laut, den wir mit *ei* hezeichnen, durch *e* wiedergegeben wurde, so beweist das nicht immer einen Gegensatz zwischen Sprache und Schrift, da nicht jeder Schreiber sich eines Unterschiedes bewusst war. Einen sehr lehrreichen Beleg hierfür bietet ein im Nd. Korr.-Bl. 2 71, gegebener Hinweis auf einen Bauerjungen, der Düär, Hiuse, Stuawe sprach, aber Dör, Huse, Stave schrieb. Jellinghaus fragt mit Recht, ob derartig nicht schon von den mnd. Schreibern verfahren sei. Bis jetzt ist jedoch auf die Frage, ob und wie weit durch die mnd. Schriftzeichen *e*, *o*, *u* gesprochene Doppellaute bezeichnet wurden, noch niemand eingegangen; man begnügt sich mit der Unterscheidung geschlossener und offener mnd. Vokale, um z. B. zu erklären, dass aus mnd. *brot*, *blome*, in Mecklenburg *brot*, *blaume*, in Münster *braut*, *blome* wurde. Unabhängig von der Auffassung der mnd. Laute bleibt jedenfalls die Thatsache bestehen, dass

der heutigen Mannigfaltigkeit der einfachen und Doppellaute in der mnd. Schrift fast durchweg einfache Vokale entsprechen.

Es leuchtet ein, dass hierdurch dialektische Unterschiede in der Schrift verloren gehen und die geschriebenen Sprachformen der verschiedensten Landschaften eine grosse Gleichförmigkeit aufweisen mussten.

Nachdem Walther u. a. gelegentlich auf wirkliche Fälle mundartlicher Abweichung hingewiesen hatten, waren es besonders Jostes 86 1626 und Tümpel 98 5, denen der Nachweis gelang, dass der Urkundenbestand ganzer Landschaften gewisse Sprachformen bot, die nicht deren eigener Mundart angehörten, z. B. dass die mnd. Urkunden Westfalens *uns* bieten, während das altsächs. und das neuwestf. nur *us* kennen. Wenn so der Gegensatz zwischen mnd. Schrift und Volkssprache erwiesen wurde, so zeigen die gesammelten Belege doch, dass man von keiner sich über das ganze Niederdeutschland erstreckenden Gemeinschriftsprache sprechen kann, sondern nur, dass gewisse Einflüsse, besonders das Vorbild städtischer Kanzleien und Schreibschulen, in weitem Umfange auf die Schreiber eingewirkt haben. Einen entsprechenden Vorgang kann man, beiläufig bemerkt, heute in der plattdeutschen Litteratur beobachten. Nur sind es nicht die Kanzleien, sondern Schriftsteller, wie Groth und Reuter, welche Einfluss üben.

6. Umlaut im Mnd.

In den Abschnitt über die lautliche Geltung der mnd. Schriftzeichen gehört auch die Umlautfrage. Schon Jakob Grimm hatte geleugnet, dass es mnd. *ö* und *ü* gegeben habe. Trotzdem wurde von vielen Herausgebern mnd. Texte jedes handschriftliche *ō ớ* usw. als Umlaut aufgefasst und bezeichnet. Hiergegen erhob Lübben 80 1166 Einspruch. Er wies nach, dass die dem *o* und *u* beigegebenen Punkte und *e*-Zeichen teils nur diakritischen Wert haben, teils Zeichen der Dehnung sind. Hierin hat Lübben zweifellos recht. Er verfällt aber einem Irrtum, wenn er aus der von ihm nachgewiesenen Thatsache, dass die mnd. Schreiber den Umlaut nicht bezeichnen, die Folgerung zieht, dass die Umlaute auch nicht gesprochen seien. Dass dieser Schluss nicht notwendig war, zeigen schon Hinweise (wie sie Michaelis 79 722 gegeben hat) auf hochdeutsche, der Umlautbezeichnung entbehrende Texte. Nerger hat freilich der Ansicht Lübbens zugestimmt, im allgemeinen hat man aber die Annahme, dass der Umlaut gesprochen sei, festgehalten, weil er die notwendige Vor-

aussetzung der Umlaute in der lebenden Mundart ist. Dass er, vielleicht nur ausnahmsweise, schon von mnd. Schreibern bezeichnet sei, hat Crull 79 717 zu zeigen versucht.

Ein direkter Beweis für mnd. *ö* und *ü*, der vielleicht durch die Heranziehung der mnd. Namen und Lehnwörter in den altskandinavischen und altslavischen Quellen möglich wird, ist noch nicht geführt. Auch ist die Frage, wann und in welchem Umfange er sich frühestens entwickelte, noch unbeantwortet. Dass im Kaschubischen die dem Niederdeutschen entlehnten Wörter den Umlaut darbieten, zeigte Biskupski in seinen Beiträgen zur slavischen Dialektologie (Leipziger Diss. 1883).

7. Einzelnes.

Für die meisten Einzelheiten der Grammatik fehlt es noch an Sonderarbeiten. Für die verschiedenen langen mnd. *o* hat Seelmann 93 8 erwiesen, dass die mnd. Dichter sie verhältnismässig streng im Reime auseinanderhielten. Eine entsprechende Arbeit über die mnd. *e* und *ei* fehlt noch. Die Syntax wichtiger mnd. Denkmäler hat Nissen 85 1774 zusammengestellt.

8. Neund. Grammatik.

Für die grammatische Darstellung der lebenden Mundart waren in früherer Zeit die fremdsprachlichen Schulgrammatiken Vorbild gewesen; sie lehrte vornehmlich die Abweichungen vom Hochdeutschen. Späte Beispiele dieser Art bieten die Arbeiten von Fischer 95 18 über die Mundart des Samlandes, und von v. d. Velde 81 1126, Hoopmann 93 6, eine Art Leitfaden zur Erlernung des niedersächsischen Dialektes für Hochdeutsche.

Wissenschaftliche Behandlung führte Nergers mecklenburgische Grammatik ein, indem er die neund. Laute und Formen zu den mnd. in Beziehung setzte. Seinem Beispiele folgte Jellinghaus in seiner Ravensbergischen Sprachlehre. Später entwickelte sich diese sprachgeschichtliche Behandlung zu einem festen Schema, das bereits in Holthausens ebenso knapper als ergebnisreicher Darstellung der Soester Mundart 86 1681 erscheint. Man differenzierte die einzelnen mnd. Laute nach ihrer urgerm. Provenienz und späteren Entwicklung, und fügte jedem Sonderlaut einige Wörter heutiger Mundart bei, welche die aus jenen entwickelten Laute aufweisen. Diese Behandlungsart bietet den Vorzug klarer Übersichtlichkeit und damit schnellen Einblick in den heutigen Sprachstand. Ferner wird man dereinst verhältnismässig leicht aus diesen Einzelarbeiten eine historische Darstellung der ge-

samten nd. Mundarten zusammenstellen können. Diesen Vorteilen linguistischer Art steht freilich der philologische Nachteil gegenüber, dass man eine wirkliche Kenntnis der gesprochenen Mundart nicht gewinnt. Freilich kaum ein praktischer Schade, da man nd. Grammatik nicht treibt, um neund. Schriftsteller zu verstehen.

Ein Zweites, was die neueren Arbeiten aufweisen, ist das Bestreben, die Laute phonetisch genau zu analysieren, zu scheiden und schriftlich zu bezeichnen. Da die phonetischen und etymologischen Unterschiede in Beziehung zu einander stehen, ist die Phonetik zur wissenschaftlichen Notwendigkeit geworden. Praktisch hat die Phonetik der Mundartenforschung grossen Eintrag gethan, weniger freilich die Phonetik an sich, als die Willkür, mit welcher fast jeder einzelne sich seine besondere Schreibweise und seine besondere Terminologie schuf. Der Schaden besteht darin, dass nicht allein das vergleichende Studium der verschiedenen Arbeiten erschwert ist, sondern mancher zur Mitarbeit an der Forschung sonst wohl geneigte Gelehrte durch die phonetische Schrift abgeschreckt und die Käuferzahl der Dialektgrammatiken vermindert wurde.

Auffällig ist es, dass unverhältnismässig viele Mundarten Westfalens und der Provinz Sachsen sowie der an beide grenzenden Landstriche Bearbeiter gefunden haben. Nur eine kleine Zahl Arbeiten ist andern Gebieten zu gute gekommen.

Aus dem westfälisch-rheinischen Gebiete sind dargestellt worden die Mundarten von Werden (F. Koch 79 788), Barmen (Bauernfeind 1876), Mühlheim a. d. Ruhr (Maurmann 98 6), Ronsdorf (Holthaus 87 11), Remscheid (Holthausen 85 1765), des Sauerlandes (Humpert 1876, 1878), von Münster (Kaumann 84 1564), Soest (Holthausen 86 1621) und der Grafschaft Ravensberg (Jellinghaus 1877). Ferner ist die angrenzende Lippische Mundart bearbeitet worden, Hoffmann 87 10, vgl. K. Koch 92 (4) 45.

In der Provinz Sachsen und an ihren Grenzen sind die Mundarten des Magdeburger Landes (Wegener 78 518, Loewe 89 27, Krause 96 4, 98 7, 99 12), von Köthen (Wäschke 79 92), Börsum (Heibey 91 13), Meinersen an der Ocker (Bierwirt 90 (5) 25), Cattenstedt u. a. Harzorte (Dammköhler 84 1559) ausführlicher behandelt worden.

Stöven in Pommern (Pfaff 98 $_{9}$) und der Sprachlaute von Greetsiel in Ostfriesland (Hobbing 79 $_{820}$) zu verzeichnen.

9. Einteilung der lebenden Mundarten.

Von den Einzelfragen hat keine mehr die Forschung beschäftigt als die, welche Mundarten sich innerhalb des Niederdeutschen unterscheiden lassen. Um das schon im voraus zu sagen, es ist nicht gelungen, in sich geschlossene Einzelmundarten scharf abzugrenzen. Mecklenburgische und märkische, hinter- und vorpommersche Mundart heben sich, wenn sie von Bewohnern aus dem Innern der genannten Dialektgebiete gesprochen werden, durch verschiedene Abweichungen leicht unterscheidbar voneinander ab. An ihren Grenzen bilden sie dagegen Übergangsgebiete, in denen nur einzelne jener Abweichungen sich wiederfinden, ohne dass ihre Grenzen zusammenfallen. Wenn man die wichtige Unterscheidung von Mundarten des niedersächsischen Stammlandes und des Besiedlungs-, d. h. des früher slavischen Gebietes macht, so ist man bei dieser Scheidung von der wohl richtigen Voraussetzung ausgegangen, dass der durch die Geschichte gegebene Gegensatz die Gestaltung der Mundarten wesentlich bedingt habe. Ist aber auch die Teilung des nd. Gebietes nach Einzelmundarten noch ein Problem, so sind doch durch die auf seine Lösung hinzielenden Arbeiten manche mundartlichen Eigentümlichkeiten von Gegenden, für welche es noch keine Dialektgrammatiken giebt, zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Ferner gelang es, wenn auch nicht Einzelmundarten, so doch einzelne Spracheigentümlichkeiten örtlich zu begrenzen, bevor Wredes Mitteilungen über Wenkers Sprachatlas diese Aufgabe erfüllten. Zuerst gelang die Abgrenzung des *mik*-Gebietes, d. h. eines Gebietes, in welchem statt *mi* „mir, mich" ausschliesslich *mik* oder *mek* gesagt wird. Die historische Bedeutung seiner Grenzen hat später Babucke 82 $_{1124}$ dargelegt. Dann verband Wegener 78 $_{518}$ mit der Darstellung des Lautstandes bei Magdeburg zahlreiche Hinweise auf Abweichungen in benachbarten Gebieten. Behaghel 79 $_{72}$ verfolgte mit Hilfe der von Firmenich gesammelten Sprachproben die Ausbreitung von Besonderheiten im Gebrauche der Personalpronomina. Collitz wies 1880 auf tonlange *i* und *u* als ein unterscheidendes Merkmal gewisser westfälischer Gebiete hin. Sehr lehrreich war Jellinghaus' Versuch zur Einteilung der nd. Mundarten 84 $_{1562}$. Er lehrte wichtige Eigentümlichkeiten des Westfälischen und mancherlei Abweichungen innerhalb der Mundarten des Stammgebietes kennen. Auch gab

er eine Zusammenstellung von Wörtern, deren Gebrauch dialektisch beschränkt ist.

10. Altniederdeutsch.

M. Heynes kleine Grammatik von 1873 war bis 1891 das einzige Lehrbuch des Altsächsischen geblieben. In diesem Jahre erschien Gallées Laut- und Flexionslehre 91 8, die als erste der Aufgabe, die Entwicklung des Altsächsischen aus dem Urgermanischen Laut für Laut und Form für Form zur Darstellung zu bringen, gerecht zu werden suchte. In vollkommnerer Weise haben, durch eigene und anderer inzwischen erschienene Einzelarbeiten gefördert, dieselbe Aufgabe später Schlüter 98 (2) 54 und Holthausen 99 8 ausgeführt. Eine Sondergrammatik der kleinen westfälischen Denkmäler hat Gallée 78 299, für die Genesis-Bruchstücke Braune 94 9, für die altniederfränkischen Stücke Tack in seiner 'Proeve van oudnederfr. Grammatica' 1897 zusammengestellt. Die Eigennamen haben zur Feststellung landschaftlicher Spracheigentümlichkeiten für Westfalen und seine Nachbarschaft Althoff 79 88 und Edw. Schröder 97 28, für das niederfränkische Gebiet Dassonville 96 12 verwertet. Ferner gelang es mit Hilfe der Eigennamen und der Merseburger Glossen nach Heynes Vorgang Bremer 84 1550 und Seelmann 87 27, zwischen Saale und Harz eine alte ingwäonische Mundart festzustellen, deren Vokalismus später Hugo Hartmann 90 12 darstellte, während Seelmann 87 27 auf demselben Boden und in seiner Nachbarschaft die Geltung des sonst nur aus dem Küstengebiete bekannten Zetacismus nachwies.

Von den Einzelheiten der Grammatik machte Gombault 98 18 den Umlaut, Schlüter 91 14 gewisse Formen der schwachen Deklination zum Gegenstande umfangreicher Arbeiten.

Ferner ist durch eine grosse Anzahl allerlei grammatische Kleinarbeit bunt durcheinander bietender Aufsätze die Einzelforschung vielfach angeregt und gefördert worden. Als Verfasser sind vornehmlich Schlüter, dessen inhaltreiche Recensionen im Niederdeutschen Jahrbuche hervorzuheben sind, und Koegel, dann Behaghel, Gallée, van Helten, Holthausen und Jellinek zu nennen.

Besonders thätig ist, ehe die Entdeckung der vatikanischen

In den letzten Jahren ist die Frage nach der Heimat der einzelnen altsächsischen Denkmäler in den Vordergrund der Forschung getreten, und zu ihrer Entscheidung das Mittel- und Neuniederdeutsche mehr als sonst herangezogen worden. Gerade ihnen verdankten Jellinghaus 90 $_{45}$ und Jostes 96 $_{14}$ die Thatsachen, durch welche es besonders Jostes gelang, die Haltlosigkeit der früher allgemein verbreiteten Annahme von der westfälischen Heimat des Heliand darzulegen.

Charlottenburg.

Wilhelm Seelmann.

Mundarten.

(Allgemeines und hochdeutsche Mundarten[1]).

Die von Schmeller begründete, von J. Grimm geförderte und namentlich von Weinhold weitergeführte deutsche Dialektforschung war eine wesentlich historische gewesen, die durch die Volksmundarten die Gegenwart noch mit der Vergangenheit verknüpft fühlte. So liebevoll sich daher auch die älteren Forscher in das Studium der Mundarten versenkt hatten, mit feineren Lautunterscheidungen, mit den Ursachen der Dialektveränderungen, der Dialektspaltungen und -Ausgleichungen hatten sie sich noch wenig beschäftigt.

Was vor allem in der Mundartenforschung des letzten Vierteljahrhunderts in den Vordergrund trat, das war die phonetische Seite der Sprache. Schon 1873 und 1875 hatte J. Wolff eine gute Beschreibung der siebenbürgisch-sächsischen Laute geliefert. Epochemachend aber wurde das gerade auf der Schwelle des letzten Vierteljahrhunderts stehende Buch Wintelers über die Kerenzer Mundart 1876, in welchem zuerst der lebende Dialekt bis in die feinsten Lautschattierungen hinein beobachtet und untersucht wurde. Von Sievers lautphysiologisch geschult, ist Winteler, dem Beispiele der Naturwissenschaften folgend, von der Beobachtung des Individuums ausgegangen, zunächst seine eigene Sprechweise zu Grunde legend. In seiner naturwissenschaftlichen Anschauungsweise erhoffte er von der Erkenntnis des Organismus lebendiger Sprachlaute mit Recht auch Anhalts-

---

[1] Über niederdeutsche Mundarten s. oben S. 65f., 71f., 73.

punkte für die Erklärung erstorbener Sprachformen. Im einzelnen stellte er besonders fest, dass die dem Niederdeutschen eigene qualitative Unterscheidung stimmhafter und stimmloser Laute im Oberdeutschen durch die graduelle zwischen Lenes und Fortes ersetzt wird. Wichtig war auch seine phonetische Betrachtung des Wortes im Satzganzen. Unter den späteren Dialektdarstellungen mit vorwiegend phonetischem Charakter ragen besonders hervor die Bearbeitung des baselstädtischen Konsonantismus durch Heusler 89 11, der vor allem das Verhältnis von Lenis und Fortis und die Quantität der Konsonanten erörterte, und die Schilderung der schwäbischen Laute durch Kauffmann 90 19, der besonders den Vokalismus eingehend behandelte, wie er denn sechs Vokalquantitäten unterschied; doch hat die Hypothese desselben, dass sich verändertem Himmel und Luftdruck, gänzlich anderem Boden und Lebensverhältnissen auch die physiologische Funktion der Sprachorgane im Laufe der Jahrhunderte anpasse, wenig Zustimmung gefunden. Zu nennen ist hier auch Wagner 89 16 und 91 29, der sich bei Erforschung der Reutlinger Mundart des Grützner-Mareyschen Apparates namentlich zur Bestimmung der Quantität und Intensität der Laute bedient und viele Lautkurven in Zeichnungen mitgeteilt hat.

Die Tonik der Dialekte, die gleichfalls in der älteren Zeit trotz Rapp nur wenig beachtet worden war, fand seit Kräuter 1877 mehr Berücksichtigung. Derselbe zeigte, dass, während jeder stimmlose Laut in der Sprache immer mit einer feststehenden Schwingungszahl gebildet wird, die Höhe der stimmhaften hier nach bestimmten, aber für die einzelnen Mundarten sehr verschiedenen Gesetzen wechselt. Er hob auch hervor, dass der Vorwurf dialektischer Aussprache sich sehr oft auf nichts anderes als die dem Ohre des Tadlers ungewohnte Satzmelodie bezöge. Zugleich konstatierte er die Neigung der hochdeutschen Mundarten, die starken Silben tief und die schwachen hoch zu sprechen, und das umgekehrte Verhältnis der niederdeutschen. Dass unter den ersteren das Bairische es wie das Niederdeutsche hält, hat später Herm. Fischer 95 5 bemerkt. Von anderen Arbeiten, in denen der musikalische Accent mitbehandelt wurde, sind besonders die von Kauffmann 90, Schild 91, Schatz 97, Heilig 98

Weit weniger Berücksichtigung als die physiologische Seite der Dialekte hat bisher ihre psychologische gefunden. Um so mehr ragt hier die Arbeit Wegeners 80 198 hervor. Wegener, der auf die Durchbrechung des Lautwandels durch Entlehnung aus Schriftsprache und Nachbardialekten sowie durch Analogiebildungen verwies, zeigte auch wieder an einem Beispiel aus der Umgegend Magdeburgs die Eingrenzung letzterer durch lautpsychologische Faktoren. Die Wichtigkeit der Dialektsyntax folgerte er aus der geringen Neigung des gemeinen Mannes, den logischen Zusammenhang scharf ins Auge zu fassen, infolgedessen die Volksmundarten in den Mitteln für die logische Gedankenverbindung, vor allem in der geringeren Ausbildung des Nebensatzes auf einer älteren Stufe als die Schriftsprache ständen. Der Wortschatz des Volksdialektes ist nach ihm beschränkt wie der Interessenkreis seiner Sprecher: der doch frei in der Natur lebende Landmann benennt von Pflanzen und Tieren nur solche, die ihm Nutzen oder Lust, Schaden oder Leid bringen (wozu freilich auch die gehören, mit denen ein Aberglaube oder Scherz verknüpft ist), und vermehrt seinen Wortvorrat nur durch solche neuen Erfahrungen, die wie die landwirtschaftliche Maschine Beziehungen zu seinem Leben gewinnen. Auch wies Wegener darauf hin, dass in ihrer Bedeutung abgeschliffene und durch lebensfrische Bilder ersetzte Wörter, die in der Schriftsprache zur Vermittlung des abstrakten Erkennens festgehalten werden, der Volksmundart verloren gehen. Mundartliche Nuancierungen von Synonymen sind nach Wegener 90 1 zunächst bedingt durch das Bedürfnis scharfer Sonderung wesentlich verschiedener Erscheinungen, infolgedessen z. B. der Älpler die verschiedenen Arten von Bodenerhebungen auch verschieden benennen wird, während dem Bauern der norddeutschen Tiefebene der Maulwurfshügel ein Berg ist so gut wie der Blocksberg.

Von Monographieen, die sprachpsychologische Fragen an der Hand der Mundarten erörtert haben, kommen nur die wenigen syntaktischen Dialektuntersuchungen in Betracht. Zu nennen ist hier Ries 94 88, der z. B. den in der Volksmundart häufigen Gebrauch von Verbindungen von Hilfsverben mit Substantiven, Adjektiven oder Adverbien an Stelle konkreter Verba ausser auf andere Ursachen auch auf die Beeinflussung des Antwortenden durch den Frager zurückführt. Schiepek 99 40 erklärte das Fragmentarische der mundartlichen Sätze aus der Teilnahme der Mienen und Gebärden an der Sprache, wie er denn auch die Ursache des Zurückbleibens der Mundart hinter der Schriftsprache in Bezug

auf die Fülle fein abgetönter Verbindungswörter ausser in der geringeren grammatisch-logischen Schulung des Sprechenden auch darin sah, dass in der Mundart überhaupt schon vielfach der lebendige Ton über die Satzverbindung entscheidet. Weise 1900 wies darauf hin, dass die Mundart im allgemeinen das Bestimmte vor dem weniger Bestimmten, den Indikativ vor dem Konjunktiv, das Präsens vor dem Futur, das finite Verb vor dem infiniten, das Aktiv vor dem Passiv bevorzugt.

Mehr als mit sprachpsychologischen Dingen hat man sich in der Dialektologie mit der allerdings für sie selbst wichtigsten Frage der Abgrenzung der Mundarten beschäftigt. In der unserer Periode voraufgehenden Zeit hatte besonders Birlinger den Zusammenfall von Dialektgrenzen mit Stammes- und Bistumsgrenzen hervorgehoben. Für unsere Periode ist zunächst wieder Winteler 76 zu nennen, welcher in der durch den Wallensee und senkrechte Felswände bewirkten Abgeschlossenheit des nur drei Dörfchen und verschiedene Weiler umfassenden Tagwens Kerenzen, der bis zu seiner Zeit mit der Aussenwelt nur durch rauhe Gebirgspfade verbunden war, die Ursache einer nicht ganz gewöhnlichen Selbständigkeit von dessen Dialektentwicklung sah. Babucke stellte 82 (17) 1124 und 86 (17) 1618 die Scheidewand für den von Seelmann als lokal nachgewiesenen Unterschied zwischen niederd. *mi* und *mik* fest, welches letztere durch eine nur den Laingau quer durchschneidende, sich sonst aber mit den Grenzen der südöstlichen Gaue der niederd. Stammlande zuerst in nordöstlicher, dann in nördlicher, dann in nordwestlicher, zuletzt in westlicher Richtung deckende Linie umgrenzt wird. Er machte auch darauf aufmerksam, dass diese alten Verwaltungsgrenzen sich zum Teil jetzt noch mit Naturgrenzen decken, und dass die altgermanischen Gaue von schwer durchdringbaren Grenzwäldern umgeben waren. Den Schnitt durch den Laingau, sowie überhaupt das Hinübergreifen von *mi* auf das rechte Weserufer erklärte er aus jüngeren politischen Verhältnissen. Im Gegensatze zu anderen wies Jostes 86 1626 darauf hin, dass grosse Flüsse und Bergketten nicht immer (z. B. nicht Rhein und Teutoburger Wald) Mundartengrenzen bildeten, dagegen zuweilen ein Mühlenbach. Die Dialekte seien sich mit den Kolonisten der verschiedenen Stämme entgegengerückt, indem jeder die Bedingungen zu einer eigenartigen Entwicklung in sich getragen hätte, doch nicht so, dass sich die aufeinandergestossenen Mundarten nicht auch gegenseitig beeinflusst hätten. Wie eine nur politische Grenze zur Dialekt-

grenze wurde, zeigte Loewe 89 (17) 27, nach dem die hochdeutsche Lautverschiebung an der eigentümlich gebogenen Grenze der Thüringer und Franken gegen die Sachsen Halt gemacht, sich aber im Frankenlande selbst im Bogen um das Sächsische wieder nordwärts herumgezogen hat.

Eingehend und auf Grund reichen Materials behandelte die Grenzfrage in Anwendung auf das Schwäbische Herm. Fischer 95 9. Derselbe erkannte für Erscheinungen seiner Mundart als physikalische Grenzen ausser dem Bodensee nur wasserreiche, rasch strömende Flüsse wie die Iller und besonders den Lech. Grenzen anderer Spracherscheinungen führte er auf die Herzogtumsgrenze Schwabens zurück, in Baiern, wo die Scheidung besonders scharf ausgeprägt ist, auf Naturgrenze (Lech) und Herzogtumsgrenze zugleich. Sonst kommen nach ihm noch Bistumsgrenzen in Betracht, obwohl diese sich meist schon mit den bereits genannten Scheidelinien decken. Endlich nennt er noch solche älteren territorialen Grenzen innerhalb Würtembergs, die mit konfessionellen zusammenfallen, welche letzteren die Hauptmöglichkeit einer Sprachvermittlung, die Heiraten, verhindern; hierhin gehört besonders die Linie zwischen dem protestantischen Altwürtemberg und dem katholischen Hohenberg. Gleichwohl entbehren, wie er hervorhebt, die allermeisten Sprachgrenzen des von ihm kartographisch dargestellten Gebietes einer erkennbaren physischen oder politischen Grundlage. Doch bemerkte er hier neben den Einzellinien verschiedene Linienbündel, die, wenn nicht durch Zufall, so nur durch die allerdings unbedeutende Erschwerung des Sprachverkehrs an Stellen, an denen sich einmal mehrere Sprachdifferenzen zusammengefunden hätten, entstanden wären. Nirgends aber fand er einen Anhaltspunkt dafür, dass die Grenzen von Spracherscheinungen etwas mit der Abstammung zu thun hätten.

Für Entstehung der Dialektgrenzen aus politischen Grenzen trat besonders scharf Bremer 95 8 ein. Nach Bremer entstehen aber auch sprachliche Einigungen mundartlich differenzierter Gebiete durch Verkehrseinigungen und diese wieder durch politische Zusammenschlüsse, durch welche somit alte Dialektgrenzen verwischt und neue geschaffen werden können. Er verwies dabei besonders auf das allmähliche Vordringen der obersächsischen Umgangssprache auch in den zu Sachsen gehörigen Teil des Vogtlandes, welches noch im wesentlichen fränkisch sprechende Gebiet nunmehr in einen sächsischen und einen bairischen Distrikt auseinandergerissen wird. Auch

Bohnenberger 97 11 huldigte der Ansicht, dass sich die meisten Lautgrenzen auf Verkehrsgrenzen zurückführen lassen. Von den Fischerschen Karten ausgehend unterschied derselbe eine innere Grenze geschlossenen und ausserhalb derselben eine solche sporadischen Lautbestandes, wobei er letztere für meistens jünger zu halten geneigt war. Bremer wies 99 (17) 70 noch darauf hin, dass sich bei Betrachtung der Wenkerschen und Fischerschen Karten neben zahlreichen allmählichen Übergängen auch eine Anzahl nahezu oder ganz zusammenfallender Linien erkennen liesse, welche die alten Stammesgrenzen (d. h. politischen Grenzen) reflektierten, wobei die kleineren Abweichungen auf jüngerer Sprachmischung beruhten.

Zuletzt hat Haag 99 6 auf Grund seiner eigenen Wanderungen durch das obere Neckar- und Donauland die Frage behandelt. Nach ihm dringen die von einer Neuerung betroffenen Wörter in Lautgruppen vor, doch so, dass das Vorrücken der unter eine Erscheinung fallenden Wörtermassen schichtenweise in kleineren Lautgruppen erfolgt, wobei fast sämtliche Sprachgrenzen mit politischen Verkehrsschranken, nicht mit natürlichen zusammenfallen. Hierbei wirkten erloschene politische Grenzen als Schranken der Sprachbewegung höchstens 300 Jahre nach, während sich die Wirkung neuer Grenzen schon nach 30 bis 40 Jahren zeigte. Unsere heutigen Mundarten hätten mit alten Stammesgrenzen nichts mehr zu schaffen, wohl aber mit den politischen Territorien der letzten drei Jahrhunderte.

Dialektmischung infolge der Besiedelung von verschiedenen Gegenden aus betonte Wrede 95 4, wobei er als passendes Beispiel das Durcheinander von *p* und *pf* um Amorbach zwischen Rhein und Spessart gab, nicht ganz korrekt aber seine Theorie auch auf das kolonisierte Nordostdeutschland anwandte.

Über die Dialektabstufung nach Ständen handelte zuerst, vom Magdeburger Lande ausgehend, Wegener 80 198, indem er drei koncentrische Kreise um den Mittelpunkt der Schriftsprache annahm, Gebildetensprache, Sprache des halbgebildeten Städters und Bauernsprache, welche drei Kreise in steter verengernder Bewegung nach dem Mittelpunkt zu begriffen wären. Dazwischen existierten eine unendliche Menge anderer Kreise je nach dem Bildungsgrade des Einzelnen. Doch wies Loewe, der 89 (17) 27 das gleiche Gebiet zum Ausgangspunkte nahm, darauf hin, dass

deutschen Elementen eine scharfe Kluft besteht. Wie ganz anders die Verhältnisse in der Schweiz liegen, geht aus Ed. Hoffmanns Bemerkung 90 14 hervor, dass in Baselstadt die Bürger einschliesslich der Gebildeten unverfälschte Mundart sprechen, die in den Aussenquartieren wohnende Arbeitermasse verschiedenster Herkunft dagegen ein Dialektgemisch. Für Süddeutschland führte jedoch Herm. Fischer 95 9 aus, wie hier zwischen Gebildetensprache und Mundart die Halbmundart steht und wie letztere in Würtemberg im Gegensatz zur reinen Mundart in ein protestantisches und katholisches Gebiet geschieden ist. Nagl 97 20 besprach den Kampf zwischen „bäurisch" und „herrisch" in Östreich, welche letztere Stufe jetzt — nachdem auch die Bürger sich grösstenteils der Schriftsprache nähern — vom städtischen Fabrikvolk gesprochen wird; das *a* derselben für ahd. *ei* gegenüber bäurisch *o͡a* führte er auf Begleiter der seit dem 10. Jahrhundert nach Östreich gekommenen bambergischen Markgrafen und Herzöge zurück. Wie sehr sich aber Reste des Dialekts, und zwar nicht bloss in Tonfall und Lautnuancierung, im Hochdeutsch selbst der gebildetsten Schichten erhalten haben, zeigte Wunderlich 96 12 an syntaktischen Eigentümlichkeiten von Parlamentsrednern, ja selbst an stilistischen wie dem weiten Fortspinnen der Oratio obliqua bei den Schwaben.

Wegener und Fischer haben ferner bemerkt, dass mundartliche Unterschiede auch nach den Geschlechtern vorhanden sind. Ersterer hat auch 82 (3) 66 im Zusammenhange mit der Darlegung seiner Ansicht über den psychologischen Ursprung des Lautwandels auf den von ihm wiederholt in Landdialekten gehörten Unterschied zwischen den einzelnen Generationen, namentlich der letzten und drittletzten, hingewiesen. Diese Dialektveränderungen nach Generationen hat dann besonders Bremer 95 8 betont.

Ausser auf die dialektologischen Erwägungen allgemeiner Art, an denen sich am meisten der Fortschritt der Mundartenforschung zeigt, müssen wir aber auch einen Blick auf die historischen und deskriptiven Dialektarbeiten an sich werfen. Das grossartigste Unternehmen in dieser Beziehung bildet der Sprachatlas Wenkers 81 178, der an die Volksschullehrer Nord- und Mitteldeutschlands ungefähr 40000 Fragebogen versandte, von denen jeder 40 in die Mundart des Empfängers umzuschreibende Sätzchen enthielt; später wurde auch Süddeutschland hinzugefügt. Doch erfuhr

Wenker einen Angriff Bremers 95 8, der erstens die Unzulänglichkeit des Materials des Sprachatlas an Beispielen, die er seiner Stralsunder Mundart entnahm, darzuthun suchte, zweitens auf Doppelformen desselben infolge in Fluss befindlicher Lautwandlungen, drittens auf autochthone Doppelformen infolge verschiedener Betonung und viertens auf die Unzulänglichkeit der Orthographie hinwies. In seiner Antwort 95 4 machte Wenker auf eine Reihe von Missverständnissen Bremers aufmerksam, während sein Mitarbeiter Wrede Erläuterungen gab, wie man den Atlas interpretieren müsse. Wenn Bremer 96 5 auch einige Fehler zugeben musste, so gelang es ihm im wesentlichen doch, die Richtigkeit seines Gesamturteils und seiner principiellen Anschauungen zu zeigen. Jedenfalls ist der Sprachatlas nur dem Abdruck eines verwitterten Pergaments vergleichbar, dessen Schriftzüge der Erklärung harren.

Verschiedene Arbeiten behandelten einzelne Fragen für alle Mundarten. So führte Luick 87 1 aus, wie die Genauigkeit in der Erhaltung des von Franck 81 (14) 702 für das heutige Schwäbische konstatierten Unterschiedes zwischen geschl. *e* = mhd. *ę* und off. *e* = mhd. *ë* vom Südosten Deutschlands aus abnimmt. Über die Dehnung der mhd. Stammsilbenvokale in den hochd. Volksmundarten handelte 98 8 Ritzert, nach welchem die Quantitäten des Nhd. auf dem obersächsischen Dialekte beruhen, mit dem dasselbe besonders auffallend in der Nichtdehnung offener Silbe vor *t* übereinstimmt. Die Erhaltung des *g* von mhd. *age*, *ege* zeigte Herm. Fischer 89 (14) 8 für das heutige Bair., Östr., Ostfrk., Rheinfrk., den Schwund desselben für das übrige Gebiet, und zwar beides in Übereinstimmung mit dem mhd. Reimgebrauche bis auf das Bair.; dass *g* jedoch in letzterem nur analogisch wiederhergestellt ist, erwies Behaghel in seiner Recension. Die verschiedene Aussprache von *st*, *sp*, *g* und *ng* in den verschiedenen Gegenden Deutschlands behandelte Diederichs 82 127. Über einen bestimmten Teil des Wortschatzes aller Mundarten erstreckt sich das freilich unphilologisch angelegte Buch Pritzels und Jessens 82 (1) 6 über die deutschen Pflanzennamen, aus dem unter anderem auch hervorgeht, dass dieselben Namen in verschiedenen Gegenden oft ganz verschiedene Pflanzen bezeichnen.

Dialekte auch einzelnes an sich minder Wichtige nicht übergangen werden darf.

Durch den Vergleich verschiedener hochalem. und niederalem. Lokalmundarten machte Heusler 89 9 wahrscheinlich, dass die Scheidung von drei *e*-Lauten, so wie sie heute in Appenzell und Toggenburg vorliegt (1. geschl. *e* aus mhd. *é* und primärem Umlauts-*e*, 2. mittl. *e* aus westgerm. *ë* und primärem Umlauts-*e* vor *n*, 3. off. *e* aus mhd. *æ* und sekundärem Umlauts-*e*) bereits mhd. alem. war. Für das Elsässisch-Schweizerische stellte Kräuter 1877 fest, dass betonte *ī*, *ū*, *ǖ* vor Vokalen diphthongiert werden.

Unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes erstand das bis jetzt noch nicht vollständig erschienene schweizerdeutsche Idiotikon, in dessen Papieren nach Staubs Schätzung etwa 100000 Wörter aufgespeichert sind; sein erstes Heft wurde von Staub und Tobler 81 189 herausgegeben. Auf den Gewinn, den auch die Grammatik aus dem Werke ziehen kann, haben Koegel 86 174 und Socin 90 13 hingewiesen. Den Zusammenhang der heutigen schweizerischen Gutturale mit den älteren Sprachperioden aufzudecken suchte Bachmann 86 175, wobei er besonders zeigte, dass die schweiz. Fortis *k* nie ursprünglich, sondern immer aus der Lenis *g* oder durch Assimilation entstanden ist. Von Einzeldarstellungen der Schweizer Mundarten ist ausser Wintelers Kerenzer Mundart 1876 zu nennen die sich daran anlehnende, aber zu ihrem Vorteil vom mhd. Lautstande ausgehende Behandlung der Lautlehre von Schaffhausen durch Stickelberger 81 198 und 89 15, sowie der Brienzer Mundart durch Schild 91 25, der in derselben noch das Notkersche Anlautsgesetz wiederzufinden glaubte. Brandstetter lieferte ausser einer historischen Lautlehre von Bero-Münster in Luzern mit besonderer Berücksichtigung der Zischlaute 83 162 Vorarbeiten zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart 91 21, in welchen er auch poëtische Ausdrücke und allitterierende Wendungen sowie die Kindersprache und das Rotwelsch des Dialekts, eine Art Tabusprache, behandelte. Stickelberger schrieb 96 17 auch über die Deminutiva der Berner Mundart, wobei er den häufigen Gebrauch derselben bei den Gebirgsbewohnern aus deren Vorliebe für das Kleinleben erklärte. Aus der Eigenart des Wortschatzes der Südschweiz vermutete Tobler 87 12 Herkunft ihrer Bewohner von Germanen mit weniger bekannten Dialekten, von Burgunden und Langobarden.

Nach dem Muster des schweizerdeutschen Idiotikons be-

gannen Martin und Lienhart 99 24 ihr elsässisches Wörterbuch, das ein ebenso monumentales Werk wie jenes zu werden verspricht. Verschiedene elsässische Lautverhältnisse behandelte Kräuter 1877, so die stete Aussprache der *u* und *ū* als *y* und *ȳ*, infolge deren der Elsässer selbst das Brüllen der Kuh durch *mȳ* bezeichnet. Eine Laut- und Flexionslehre des Münsterthals im Oberelsass entwarf Mankel 86 168, eine solche des mittleren Zornthals Lienhart 91 84, der unter anderem bemerkte, dass hier nicht nur der Genitiv, sondern auch der Dativ (also wie frz.) durch Vorsetzung einer Kasuspräposition gebildet wird, letzterer mit Hilfe von *en* „in“, ersterer durch Vorsetzung von *fòn* vor den Dativ. Heimburger zeigte 88 9 aus der Lautentwicklung und besonders der Modulation der Mundart von Ottenheim im Nordwesten des rechtsrheinisch-alem. Gebietes, dass diese dem Elsässischen um Strassburg näher als den weiter vom Rhein entfernten badischen Bezirken steht.

Heuslers Behandlung des baselstädt. Konsonantismus 89 11 ergänzte Ed. Hoffmann durch eine solche des Vokalismus 90 14, während Binz 88 17 syntaktische Untersuchungen dazu lieferte. Heilig schrieb 96 88 über den Vokalismus von Forbach im nördlichsten Alemannisch.

Von den Ergebnissen der geschichtlichen Behandlung des Schwäbischen auf Grund der Mundart von Horb durch Kauffmann 87 8 und 91 28 sei hier nur die Konstatierung einer zweiten Umlautsperiode des *a*, die *ę* ergab, hervorgehoben. Beiträge zur schwäb. Lautlehre lieferte, von der Renninger Mundart ausgehend, auch Bohnenberger 88 8. Aus Fischers reicher geographischer Ergänzung zu Kauffmanns Forschungen 95 9 vermerke ich hier nur, dass er in der Abnahme der Diphthongierung des *ī* und *ū* unter bestimmten Bedingungen von Osten und Nordosten her und in dem früheren Erscheinen derselben Lautveränderung in östlichen als in westlichen obd. Denkmälern mit Recht zwei Symptome desselben Prozesses erblickt. Aus dem bair. Schwaben behandelte F. G. G. Schmidt 98 88 die Lautlehre der Rieser Mundart.

Formenlehre auch Bemerkungen zur Wortbildung, Syntax und Stilistik enthielt; 95 21 gab er noch eine besondere historische Darstellung des niederöstr. Vokalismus. Eine Lautlehre des nordgauischen Dialekts in Böhmen schrieb Gradl 95 16, der freilich verkannt hat, dass diese Mundart in der Hauptsache bairischer Herkunft ist. Dazu lieferte Schiepek 99 40 eine Syntax der Egerländer Mundart, während Neubauer 86 191 ein Verzeichnis der noch heute im Munde der Egerländer lebenden altdeutschen Wörter anlegte. Weinholds Annahme von der bair. Herkunft der Sprachinsel Gottschee bestätigte Hauffen 94 80; doch erkannte derselbe dort auch alem. Spuren. Von den dreizehn Gemeinden gab Cipolla 85 149 ein Wörterverzeichnis mit Bemerkungen zur Laut- und Flexionslehre.

Für die ostfränk. Mundart des Taubergrundes und der Nachbarmundarten lieferte Heilig 98 86 eine treffliche Lautlehre, die auch die für die mhd. Zeit anzusetzenden Laute und Wortformen des Dialekts enthielt; bemerkenswert ist ausser der Lautkarte besonders auch die Feststellung der von Bremer in einem Stammbaum veranschaulichten relativen Chronologie der Lautwandlungen. Gerbet erklärte 96 56 die auf einst slavischem Boden gesprochene vogtländische Mundart im weiteren Sinne für eine ostfränkische, die vom Süden her sich am meisten in der Mitte nach Norden fortsetzende obd.-oberpfälzische, vom Norden her sich an der Ost- und Westseite am weitesten vordrängende obersächsisch-thüringische Elemente aufweist.

Lenz schrieb 98 (8) 89a ein vergleichendes Wörterbuch des Handschuhsheimer Dialekts mit dem Nhd., worin er Vorarbeiten zu einem künftigen Atlas des deutschen Wortschatzes und zu einem synonymischen Wörterbuche der deutschen Sprache geben wollte. Heeger gab 96 88 auf Grund von Sammlungen aus mehr als hundert Ortschaften unter Beifügung einer Lautkarte eine Darstellung der Mundart der Südostpfalz. Bei seinen syntaktischen Studien über die Wortformen 92 17 und Wortklassen 94 83 ging Reis von der Mainzer Mundart aus. Über die Wortbildung der Mundart von Krofdorf bei Giessen schrieb David 93 26, wobei er auch die Satzkomposita heranzog. Auf Grund der Vorarbeiten Weigands und anderer sowie eigener Materialien lieferte Crecelius 90 25a ein reichhaltiges oberhessisches Wörterbuch, während v. Pfister 86 188 ausgedehnte Nachträge zu Vilmars Idiotikon von Hessen gab. Die Lautverhältnisse von Naunheim bei Wetzlar behandelte Leidolf 91 89, wobei er wiederholt die benachbarte Wetterauer Mundart verglich.

Über die Lautverschiebungsstufe des Mittelfränk. 'schrieb Nörrenberg 84 1565; zugleich aber deckte derselbe auch ein niederrheinisches Accentgesetz auf, nach welchem unter bestimmten Bedingungen der Vokal der auf die Tonsilbe folgenden Silbe wegfällt, dafür aber die Tonsilbe selbst gestossenen Accent erhält. Büsch 88 81 handelte über Accent, Lautverhältnisse und Konjugation des Eifeldialekts. Joseph Müller schrieb 1900 unter Berücksichtigung des Ripuarischen und Mfrk. überhaupt eine Lautlehre von Ägidienberg am Westerwald, wobei er auch die Analogieen-Ausnahmen vom gestossenen Accent verzeichnete.

Den schon 1843 von Marienburg entdeckten mfrk. Charakter des Siebenbürg.-Sächsischen wies Keintzel 87 29 am Konsonantismus aller siebenb. Mundarten nach. Kisch fügte 93 21 für die Bistritzer (Nösner) Mundart noch eine Menge nur diesem und dem Mfrk. eigenen Idiotismen hinzu und zeigte aus ihren Lautverhältnissen ihren speziell linksrheinisch-moselfrk. Ursprung. Scheiner, der 86 197 Laut- und Formenlehre der Mediascher Mundart behandelt hatte, wollte 96 45 auch das Südsiebenb. am liebsten zum Moselfrk. ziehen, leitete jedoch dessen Verschiedenheit vom Nösnischen schon aus vorsiebenb. Differenzen her. Kisch schrieb auch über Bistritzer Familiennamen 97 48 sowie über Nösner Wörter und Wendungen 1900 als Beitrag zum siebenb.-sächs. Wörterbuch, zu welchem J. Wolff 97 48 Vorarbeiten hinterlassen hatte.

Hertel verfasste eine Laut- und Formenlehre Salzungens 88 82 sowie eine Grammatik 95 39 und ein Wörterbuch 95 40 der Sprache Thüringens überhaupt. Die Frankenhäuser Mundart, Phonetik, Lautlehre, Formenlehre und Idiotismen, behandelte Frank 98 62. Von der Stieger Mundart im Unterharz gab Liesenberg 90 81 ausser Laut- und Formenlehre sowie Idiotikon auch eine Übersicht über die Verbalbildung mit reicher Beispielsammlung. Von dem gleichfalls auf einst niederd. Boden gesprochenen Mansfeldischen, suchte Jecht 88 86 Grenzen und innere Gliederung zu bestimmen.

Eine Altenburger Syntax schrieb Weise 1900. Durch eine reiche Sammlung volkstümlicher Redewendungen ist Albrechts Leipziger Mundart 81 202 ausgezeichnet. Eine Lautlehre von Seifhennersdorf bei Zittau verfasste Michel 89 32. Über das Obersächs. im allgemeinen handelte C. Franke 84 183. wobei er

dass etwa zwei Drittel obersächsischer mit einem Drittel oberpfälzischer Kolonisten zusammengezogen wären, während das Osterzgebirgische wieder eine Übergangsmundart vom Westerzgebirgischen zum Obersächsischen bildete. Als eine Kolonie des Erzgebirgischen erwies Haushalter 83 158 die mitteldeutsche Dialektinsel im Oberharz besonders aus der Lautverschiebungsstufe (anl. *pf*, aber *pp* und *mp* unverschoben); Bochmann 89 80 setzte dies Resultat in Einklang mit Nachrichten aus der Reformationszeit über Besiedelung des Oberharzes vom Westerzgebirge aus, wohin speziell auch die Mundart der Dialektinsel wiese und wo zahlreiche Namen von Gruben und Stollen übereinstimmten. Die Mundart der Kirchfahrt Sebnitz bei Dresden bezeichnete Meiche 98 64 unter Hinweis auf die häufigen Dehnungen, nasalierten Diphthonge und anderes als eigentlich ostfränkisch; doch würde dieselbe jetzt vom Meissnischen verdrängt. Die Brüxer Mundart im Norden Böhmens stellte Hausenblas 98 49 zu der dem Obersächsischen zunächst stehenden Abteilung des Böhmischen; zugleich hob er die Einfachheit ihres Vokalismus hervor.

Über die Lautlehre des Niederlausitzischen schrieb F. Franke 89 83, über das Schlesische überhaupt Hugo Hoffmann 99 52. Waniek behandelte 80 213 den Vokalismus von östreichisch Schlesien und besonders auch den musikalischen Accent der Mundart: nach ihm prädominiert dort bei einfachen zweisilbigen Wörtern der musikalische Accent über den exspiratorischen, wie denn im einfachen Worte die Tonerhöhung das Mittel der Hervorhebung bildet, im zusammengesetzten dagegen die Tonverstärkung. Eine Lautlehre von Leibitz in der Zips verfasste Lumtzer 94 84.

Stuhrmann 95 45 schrieb über das Mitteldeutsch in Ostpreussen (Ermland), dessen östlicher Teil „breslauisch" und dessen westlicher „oberländisch" genannt wird. Ersteres leitete er wegen seines Namens von schlesischen Kolonisten aus der Zeit 1300—1370 her, ohne freilich in seiner Lautlehre desselben 96 58 einen Vergleich mit dem Schlesischen anzustellen, wie ihn, wenn auch unzureichend, aber unter Hinweis auf die häufige Wiederkehr schlesischer Ortsnamen in Preussen besonders im Ermlande, meistens solcher aus dem Herzogtume Münsterberg, Knötel schon 1874 gemacht hatte. Auch eine Lautlehre des Oberländischen verfasste Stuhrmann 98 74.

Nach Sallmann 80 215 ist die einst niederdeutsche Mundart Esthlands jetzt hochd., besitzt aber noch zahlreiche niederdeutsche

Wörter, ausserdem Entlehnungen aus dem Russischen und Esthnischen, weniger aus dem Schwedischen.

Vom Jüdischdeutschen Osteuropas erfuhr das Deminutiv der galizisch-jüdischen Mundart durch Landau 96 a eine Bearbeitung. Nach diesem sind, da die Deminutivsuffixe des Dialekts, deren Verwendung sich nach dem Auslaute der Substantiva regelt, verschiedenen deutschen Mundarten entstammen, Juden aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in Galizien zusammengetroffen.

Charlottenburg.

Richard Loewe.

Englische Grammatik.

Altenglisch.

In der Geschichte der Forschung auf dem Gebiet der altenglischen (angelsächsischen) Grammatik bezeichnet die Zeit, von der wir hier ausgehen, eine Art Wendepunkt. Bis in die siebziger Jahre waren für die Grammatiker fast allein die poëtischen Denkmäler massgebend gewesen, die der Mehrzahl nach weder zeitlich noch dialektisch ein einheitliches Gepräge tragen, sondern in einem bunten Gemisch von Formen aus weit abliegenden Zeitabschnitten und Dialekten überliefert sind. Auch in den förderlichen Arbeiten von M. Heyne[1], F. A. March[2] und in der an Anregungen reichen Lautlehre von A. Holtzmann[3] war im wesentlichen die Sprache der Dichtung zu Grunde gelegt.

Im Jahre 1871 veröffentlichte H. Sweet seine Ausgabe von Alfreds Übersetzung der Cura Pastoralis Gregors, charakterisierte darin das Altwestsächsische und wies auf die Bedeutung der Sprache Alfreds hin, die sich in mehreren noch aus der Zeit des grossen Königs stammenden Handschriften treu widerspiegelt. Mit der Erkenntnis dieser Thatsache war einer wissenschaftlichen Behandlung der altenglischen Grammatik erst eine sichere Grundlage gegeben in einem in gleichzeitigen Handschriften zum Ausdruck kommenden Dialekt, der noch dazu bis zum Ausgang der Periode die eigentliche Schriftsprache des Altenglischen blieb. Die Kenntnis des Altwestsächsischen wurde sodann, noch ehe E. Sievers seine Grammatik auf einer umfassenden Darstellung

dieses Dialekts aufbaute, durch P. J. Cosijn wesentlich gefördert[1]. Eine eingehende grammatische Statistik des Altwestsächsischen von demselben Verfasser (84 1887, 86 1446), eine Arbeit, die in ihrer Vollständigkeit und Akribie einen tiefen, freilich durch eine nicht überall durchsichtige Anordnung des Stoffes zuweilen erschwerten Einblick in den Laut- und Formenbestand dieses Dialekts gewährt, erschien erst nach Sievers' Grammatik.

Aber auch den nichtwestsächsischen Dialekten begann man in den siebziger Jahren Beachtung zu schenken, nachdem einen Anfang in dieser Hinsicht bereits K. W. Bouterwek in der Einleitung zu seiner Ausgabe der vier Evangelien in altnorthumbrischer Sprache (1857) für das Nordhumbrische gemacht hatte, aus der M. Heyne die gedrängte Darstellung der Vokalverhältnisse dieses Dialekts in seiner kurzen Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte ([1] 1862) schöpfte. Von grundlegender Bedeutung für die altenglische Dialektologie wurde jedoch erst H. Sweets Aufsatz 'Dialects and prehistoric forms of English' in den Transactions der Philological Society 1875 bis 1876, worin dieser Gelehrte in Kürze die hauptsächlichen Dialekte des Altenglischen mit ihren entscheidenden Merkmalen feststellte. Einen weiteren Fortschritt verdanken wir J. Zupitza, der 1877 eine Sammlung kentischer Glossen aus dem 10. Jahrhundert herausgab und seiner Ausgabe eine eingehende Darstellung der diesen Glossen eigenen Laute und Formen beifügte[2]. Weiterhin untersuchte R. Zeuner den Laut- und Formenbestand der jetzt meist mit dem Namen des Vespasian-Psalters bezeichneten Interlinearversion 82 1049. Er war noch auf die alte, fehlerhafte Ausgabe von J. Stevenson (Surtees Society 1843) angewiesen; aber da ihm eine Kollation von Sievers zu Gebote stand, so ist durch Sweets Neuausgabe in den 'Oldest English Texts' Zeuners sorgsam gearbeitete Darstellung in keiner Weise veraltet. In einzelnen Fragen konnte er die Resultate von Pauls hervorragenden, noch an anderer Stelle zu erwähnenden Untersuchungen über den germanischen Vokalismus[3] benutzen, die auf den Lautbestand des Psalters, sowie des Rituale von Durham und der nordhumbrischen Evangelien eingehend Bezug nahmen. Zeuner verglich die sprachlichen Eigenheiten des Denkmals mit

den kentischen oder für kentisch gehaltenen Texten, um eine von Sweet ausgesprochene, auch von Paul u. a. bestätigte Ansicht zu bekräftigen, dass der Psalter dem kentischen Dialekt angehörte; allein seine Lautlehre zeigte vielmehr die Haltlosigkeit dieser Voraussetzung, und man weist ihn jetzt dem anglischen Sprachgebiet, dem Mercischen, zu.

War im übrigen die Beteiligung an der Erforschung des Altenglischen vor dem Erscheinen von Sievers' Grammatik (1882) noch wenig rege, so erfuhr sie doch gerade durch unsere bedeutendsten Forscher wesentliche Förderung. Sweet's 'History of English Sounds' und die daran anknüpfenden Arbeiten von ten Brink und Zupitza (vgl. S. 113) kamen auch der altenglischen Lautlehre zu gute, die Sweet auch durch Sonderabhandlungen[1] und durch die seinem Anglo-Saxon Reader ([1] 1877) voraufgeschickte grammatische Einleitung förderte. B. ten Brink[2] erklärte u. a. *ēode* „ging“ aus **ijada*, eine Deutung, deren Richtigkeit neuerdings von Sievers angezweifelt wird, nachdem sie zwanzig Jahre lang allgemein gegolten hat. Sievers selbst verbreitete Licht über die weiblichen *ā*- und *i*-Stämme und ihre Deklination im Altenglischen[3]. Er zeigte in seinen Aufsätzen zur Accent- und Lautlehre der germanischen Sprachen[4], dass Lachmanns rhythmisches Accentgesetz für die altgermanische Prosabetonung keine Geltung haben könnte, und stellte die Regeln über die Erhaltung und Synkope der Mittelvokale fest (für das Altenglische: Beitr. 5, 70—82). Er lehrte[5], dass die *w*-losen Formen des Verbums *cuman* nicht durch Kontraktion aus **cwiman* entstanden, sondern die schwache Stufe der Wurzel **qem*- repräsentieren und auf eine alte Flexion ohne thematischen Vokal zurückweisen, und erklärte hieraus die altenglischen umgelauteten Formen des Opt. präs. *cyme*. Weiterhin erörterte Sievers die Flexion der schwachen Verben der *ai*-Klasse[6] und zeigte[7], dass die Endung des Instrumentalis der *o*-Stämme ursprünglich *-i* war. Diese Endung, die er aus *-ei*, german. *-ī* herleitet, erkläre sich daraus, dass der sog. altenglische Instrumental eine direkte Fortsetzung

---

[1] Vgl. u. a. Engl. Stud. 2, 312—316; Anglia 3, 151—157.
[2] ZfdA. 23, 65 ff. (1879); weiteres von Ten Brink auch Anglia 1, 512 ff.; 2, 177 f.; 5, 1 ff.
[3] Beitr. 1, 488—504.
[4] Ebenda 4, 522—539; 5, 63—163.
[5] Ebenda 8, 80—89.
[6] Beitr. 8, 90—94.
[7] Ebenda 324—333.

des idg. Lokalis sei. Den im Instrumental zu erwartenden Umlaut findet er noch in vereinzelten Formen wie *sǣre, hwēne* u. a.

Auch einige förderliche Untersuchungen Fr. Kluges[1] fallen noch vor das Erscheinen von Sievers' Grammatik. Endlich sind die schon erwähnten bedeutsamen Arbeiten H. Pauls[2] über den germanischen Vokalismus zu nennen, die über die Entwicklung der altenglischen Diphthonge und den Vokalismus der nichthaupttonigen Silben erwünschte Aufklärung brachten.

Im Jahre 1882 erschien in Braunes Sammlung die 'Angelsächsische Grammatik' von E. Sievers, die erste vollständige Darstellung, die mit voller Beherrschung der bisherigen Ergebnisse der Sprachforschung und zugleich mit einer Fülle des Selbständigen und auf eigenen Untersuchungen und Sammlungen Beruhenden verfasst war. Aus den bereits angeführten Ursachen legt sie das Altwestsächsische zu Grunde. In überaus durchsichtiger Weise werden die einzelnen im Westsächsischen vorkommenden Vokale besprochen und auf ihren germanischen Ursprung zurückgeführt, sodann nach einer Einleitung über das ur- und westgermanische Vokalsystem die Entsprechungen der westgermanischen Vokale im Westsächsischen eingehend und mit reichem, aus den Quellen geschöpftem Belegmaterial behandelt, wobei auch der Vokalismus der Mittel- und Endsilben zum ersten Male zu seinem Rechte gelangt. Eine Übersicht über die Abweichungen des Vokalismus der anderen altenglischen Mundarten folgt der Darstellung des Westsächsischen. Im Konsonantismus wird überall auf den Lautwert der Schriftzeichen hingewiesen. Die Formenlehre giebt ein mit bisher unerreichter Klarheit und Reichhaltigkeit gezeichnetes Bild, wie das germanische Deklinations- und Konjugationssystem sich im Westsächsischen gestaltet hat, zugleich wieder mit Berücksichtigung der abweichenden Formen in den andern Dialekten. Zum ersten Male sind hier wie in der Lautlehre ältere und jüngere Formen innerhalb des Altenglischen auseinandergehalten. Genauer zu verfahren, schrieb Sievers, wäre nicht möglich, da für die Bestimmung der absoluten Chronologie der angelsächsischen Laute und Formen fast noch alles zu thun übrig bliebe. Mit Sievers' Grammatik, die

in jeder Beziehung zuverlässiges Fundament gelegt, auf dem die grammatische Forschung weiterbauen konnte und musste. In einer ergiebigen Nachlese brachte Sievers selbst eine reichhaltige Ergänzung und Erweiterung fast aller Teile seiner Grammatik unter Beifügung eines aus dem Vollen geschöpften Belegmaterials (Beitr. 9, 197—300).

Seit dem Erscheinen von Sievers' Grammatik war das Augenmerk der Forschung im wesentlichen darauf gerichtet, die Kenntnis der Dialekte durch eingehende Untersuchungen der hauptsächlichen Denkmäler zu erweitern und zu vertiefen, den Lautwert gewisser Schriftzeichen zu ermitteln und aus diesem die Einwirkung auf die Nachbarlaute zu erklären, mancherlei noch der Lösung harrende Probleme der gemeinaltenglischen Grammatik aufzuhellen, Anhaltspunkte für die chronologische Bestimmung der lautlichen Veränderungen und Entwicklungen zu gewinnen, und endlich aus alledem den mehr und mehr Gestalt gewinnenden Laut- und Formenbestand des Urenglischen festzustellen, der gemeinsamen Grundsprache, aus der in langer Sonderentwicklung die in den Denkmälern erscheinenden Dialekte sich gebildet haben. — In dem Streben nach der Lösung dieser Aufgaben hat kaum ein Werk, welches auf Sievers' Grammatik folgte, so tief und nachhaltig gewirkt wie Sweet's Ausgabe der 'Oldest English Texts' 1885. Die kleineren sprachlichen Denkmäler und Überreste des Altenglischen, die ihrer Entstehung nach vor dem 10. Jahrhundert liegen, wurden in diesem hervorragenden Werke, sofern sie in gleichzeitigen Handschriften überliefert sind, mit einer bis dahin unerreichten Zuverlässigkeit herausgegeben. Den bereits 1881 im Druck vollendeten Texten schickte Sweet eine Einleitung vorauf, worin er über Dialektgebiet und Zeit der Entstehung der Texte handelte, und fügte dem Ganzen ein treffliches Glossar bei, in welchem er zahlreiche schwierige, oft in entstellter und verstümmelter Gestalt überlieferte Wörter ihrer lautlichen Gestalt und Bedeutung nach erklärte. Die Absicht, den Texten auch eine grammatische Darstellung folgen zu lassen, brachte der Verfasser leider nicht zur Ausführung; aber auch ohne diese Beigabe war das bedeutsame Werk mit seinem trefflich angeordneten Glossar für die grammatischen Studien, insonderheit für die Kenntnis der Dialekte in ihrer ältesten überlieferten Gestalt, von unschätzbarem Wert. Bereits vor dem Erscheinen der 'Oldest English Texts' war der Versuch gemacht worden, den Laut- und Formenbestand der ältesten Glossare, der Epinaler und Corpusglossen, festzustellen 86 1881, eine Arbeit, die später durch eine

Untersuchung über das verwandte Erfurter Glossar 95 166 ergänzt wurde. Einer erneuten, genaueren Prüfung derjenigen Erscheinungen, die für die Dialektbestimmung in Betracht kommen, unterzog H. M. Chadwick 1900 100 die ältesten Glossare und versuchte die Lösung der schwierigen Frage über das Entstehungsgebiet dieser Denkmäler und ihres Archetypus.

Auch sonst ist man seitdem bestrebt gewesen, die Eigenheiten der altenglischen Dialekte durch grammatische Untersuchungen der einschlägigen Denkmäler und durch Sonderwörterbücher genauer zu ermitteln. Dem mercischen Dialekt, dessen Existenz heute wohl von keiner Seite mehr angezweifelt wird, schrieb zuerst J. A. H. Murray (1875) den von dem Priester Farman herrührenden Teil der Rushworthglossen (Matthäusevangelium, Johannes Kap. 18, 1—3) zu. Sweet stimmte ihm zu, ebenso Sievers, nach dessen Meinung der Dialekt allerdings nicht rein zu sein, sondern einzelne sächsische Formen zu enthalten scheint, während M. Trautmann neuerdings — kaum mit ausreichender Begründung — die Ansicht geltend zu machen suchte, dass auch dieser Teil der Rushworthglossen dem nordhumbrischen Dialekt zugehöre (Anglia Beibl. 11, 326). Nachdem J. V. Svensson (Göteborg 1883) und G. Otten 90 392, 91 389 sich bereits mit der Sprache dieses Denkmals beschäftigt hatten, prüfte E. M. Brown 91 388, 93 424 eingehend die Laut- und Flexionsverhältnisse des Textes mit erschöpfenden statistischen Angaben und versuchte diejenigen Eigentümlichkeiten zu ermitteln, die das Mercische vom Nordhumbrischen einerseits wie vom Westsächsischen andererseits unterscheiden, die dem Mercischen „zwar keine scharfen Umrisse geben, es aber ausreichend als einen Dialekt, nicht etwa bloss als das Produkt nordhumbrischer Verfasser und westsächsischer Kopisten charakterisieren". Unter den von Brown herangezogenen mercischen Texten befanden sich ausser dem erwähnten Vespasian-Psalter auch einige kleinere Stücke der 'Oldest English Texts', die Sweet dem Mercischen zugewiesen hatte, das von A. S. Napier veröffentlichte Leben des heiligen Chad 87 350, dessen mercische Herkunft der Herausgeber aufzeigte, und die von J. Zupitza mit grammatischer Einleitung herausgegebenen Glossen aus der Handschrift Royal 2 A 20 im Britischen Museum[1]. Aus mercischer Quelle sind endlich, wie Th. Miller 91 380, 96 60 geltend

englischen Beda-Übersetzung geflossen. Weitere Beiträge zur Kenntnis des Mercischen lieferten auch K. D. Bülbring[1] und E. Sievers in dem 1900 veröffentlichten Programm 1900 99, worin er eine ergebnisreiche Untersuchung über die Herkunft der Diphthonge *eo*, *io* in den Dialekten des Altenglischen anstellte.

Auch unser Wissen vom Nordhumbrischen wurde neuerdings wesentlich gefördert. Zwar hat der durch mannigfache Arbeiten auf dem Gebiet des Altenglischen rühmlich bekannte amerikanische Gelehrte A. S. Cook sein Versprechen, eine Grammatik dieses Dialekts zu liefern, noch immer nicht eingelöst, aber sein ausführliches Glossar zu den Lindisfarne Gospels 94 18 bezeichnet zu einer solchen eine wertvolle Vorarbeit. Indem es das vollständige Belegmaterial zusammenstellte und die schwierigen, durch weitgehende Analogiebildung entstellten Formen der oft zusammenhanglosen und oberflächlich hergestellten Interlinearversion ordnete, leistete es der grammatischen Forschung einen nützlichen Dienst und ebnete den Darstellungen der Laut- und Formenlehre des Markusevangeliums von E. H. Lea 94 204 und des Johannesevangeliums von H. Füchsel (Anglia 24, 1—99) den Weg. Neben Cook machte sich um die Erforschung des Nordhumbrischen besonders U. Lindelöf verdient. Er untersuchte die Sprache des Rituals von Durham 90 411, behandelte in seinen Beiträgen zur Kenntnis des Altnordhumbrischen die Schwankungen im Geschlecht der Substantiva und die Flexion der Feminina, wies auf die Unterschiede in der Sprache der verschiedenen nordhumbrischen Denkmäler hin und bearbeitete endlich ein nützliches Wörterbuch zur nordhumbrischen Evangelienübersetzung in der Rushworth-Handschrift nach Art von Cooks Glossar. Das Nordhumbrische in der ältesten Gesalt seiner Überlieferung stellte W. Vietor in seiner Schrift über die nordhumbrischen Runensteine dar 95 152, deren Inschriften er einer genauen Prüfung unterzog. Vietors Darlegungen ergänzte Bülbring, der auch sonst zur Kenntnis des Nordhumbrischen beitrug 00 103; Anglia Beibl. 1901, 142 ff. Zu diesen Arbeiten gesellen sich endlich die neuerdings von Wadstein, Napier und Vietor angestellten Untersuchungen über die Sprache der Inschriften auf dem Runenkästchen zu Clermont und R. Müllers Abhandlung über die Namen des Liber Vitae (Diss. Basel 1901).

Sind wir, was schliesslich die Dialekte des südlichen Eng-

über das Westsächsische zu König Alfreds Zeit gut unterrichtet, so bleibt für eine genaue Kenntnis der späteren Periode dieses Dialekts mit ihrer umfangreicheren Litteratur noch viel zu thun übrig. Einer tieferdringenden Untersuchung der Sprache Ælfrics wurde noch am eifrigsten durch Sammlungen vorgearbeitet; F. Fischer behandelte die betonten Vokale in den Homilien[1], Cook, Wells, Braunschweiger, Brühl und Schwerdtfeger untersuchten das Verbum in einzelnen Schriften dieses Autors[2]. Über die Sprache der Dialoge Gregors handelte vor kurzem H. Hecht 99 (15) 84, über die 'Blickling Homilies' A. K. Hardy (Diss. Leipzig 1901), über den Apollonius von Tyrus endlich R. Märkisch 99 (15) 78.

Als bedeutsame und unser Wissen wesentlich fördernde Beiträge zur altenglischen Dialektologie im allgemeinen sind schliesslich noch Sievers' Studien über die Form von westsächsischem *worold* in den Dialekten[3] und über die Herkunft und Gestalt der Diphthonge *ĕo*, *ĭo* in den hauptsächlichen für die Dialektkunde wichtigen Texten zu nennen (Zum ags. Vocalismus, S. 26–60), zu denen sich neuerdings Pogatschers Arbeit über die *ǣ*,*ē*-Grenze[4] gesellt.

Zu den Problemen, welche die gemein-altenglische Grammatik zu lösen aufgiebt, gehört naturgemäss vor allem eine möglichst genaue Bestimmung des l a u t l i c h e n W e r t e s der in der Litteratur verwendeten Schriftzeichen. Was zunächst die Quantität der Vokale betrifft, so begann man nach dem Vorgange von H. Sweet auf die vereinzelten Versuche der angelsächsischen Schreiber zu achten, die Länge, und die noch seltneren Versuche 90 208, die Kürze in der Schrift anzudeuten. Um die Feststellung der Vokalquantität im einzelnen machten sich neben Sweet vornehmlich G. Sarrazin 84 1891 und F. Kluge 86 1454 verdient. Am tiefsten aber griffen auch hier wieder die Arbeiten Sievers' ein. Hatte er in seiner Grammatik in Bezug auf die Quantitätsverhältnisse erst eine feste Grundlage gelegt, so brachten seine bahnbrechenden Untersuchungen über die Rhythmik des germanischen Allitterationsverses auch in dieser Hinsicht reichen Gewinn, indem sie teils bereits Erkanntes bestätigten, teils zur Berichtigung früherer Ansätze dienten. Als Beispiel hierfür sei auf die Ersatzdehnung hingewiesen, die der be-

[1] Jsb. 89 432.
[2] Jsb. 87 348, 88 350, 351, 90 377, 92 362, 93 417.
[3] Jsb. 97 99.
[4] Jsb. 1900 92.

tonte Vokal bei Ausfall eines *h* in Formen wie *fēores, Wēalas* erfährt[1]. K. Luick 86 1507 und Ph. Frucht[2] lieferten im Anschluss an Sievers' Forschungen weiteres Material aus der altenglischen Dichtung. Endlich darf an dieser Stelle A. Pogatschers Schrift zur Lautlehre der griechischen, lateinischen und romanischen Lehnworte im Altenglischen (1888) nicht übergangen werden, insofern sie sich bemüht, das Verhältnis der Quantität der altenglischen Lehn- und Fremdwörter zu ihren Substraten festzustellen. Eines der Ergebnisse dieser wertvollen Schrift, welche „in der verwirrenden Formenmannigfaltigkeit der ags. Lehnwörter Licht und Ordnung" brachte, die Regel, dass in gelehrten Entlehnungen die haupttonigen Silben durchgehends als lang gälten, fand freilich den Widerspruch Sievers', der die Unhaltbarkeit dieses Satzes vornehmlich aus metrischen Gründen aufwies 00 99.

Eine weitere, mehrfach behandelte Frage betrifft die durch den Einfluss vorhergehender Palatale entstandenen Diphthonge. Während Zupitza und nach ihm wohl die Mehrzahl seiner Schüler und andere Gelehrte (vgl. O. Brenner Jsb. 95 78) für diese Diphthonge im allgemeinen steigenden Charakter annehmen, stellen sie Sweet, Sievers u. a. den übrigen Diphthongen in ihrer Qualität völlig gleich. Auch durch Bülbrings Prüfung (Jsb. 00 104) ist dieses Problem zu einem allgemein anerkannten Ergebnis noch nicht gelangt.

Was den Lautwert der Konsonantzeichen betrifft, so steht die Frage über Palatalisierung der velaren Konsonanten vor Palatalvokalen und die Entwicklung der Palatalen zu den im Mittelenglischen geltenden Lauten an erster Stelle. Um die Aufklärung dieser Fragen haben sich ausser Sievers, Sweet, Kluge und Luick besonders J. Platt (Anglia 6, 177), Bülbring (Anglia Beibl. 9, 65 ff., 102 ff., 289 ff. Jsb. 99 112–114) und G. Hempl 99 111 Verdienste erworben.

Wie der letztere mit Glück die Zeit des Übergangs der palatalen *c*, *g* in die dentalen Affrikaten *tš*, *dž* bestimmte, so ist man in letzter Zeit auch sonst bemüht gewesen, den E i n t r i t t d e r h a u p t s ä c h l i c h e n l a u t l i c h e n V e r ä n d e r u n g e n zeitlich zu fixieren oder doch das zeitliche Verhältnis der Wandlungen zu einander zu bestimmen. A. Pogatscher suchte in der genannten Schrift (S. 100)

---

[1] Beitr. 10, 452 ff. Ags. Gramm.[3] § 218.

[2] Metrisches und Sprachliches zu Cynewulfs Elene, Juliane und Crist. Greifswald 1888.

aus der Gestalt der Lehnwörter Kriterien für den Eintritt gewisser Lautwandlungen zu gewinnen und unter anderem auch die Zeit des *i*-Umlauts festzustellen, dessen Wirksamkeit er ungefähr in das 6. Jahrhundert verlegt 94 97. Zwischen der Zeit des altenglischen *i*-Umlauts von *a* zu *æ* und jener der Quellen der ältesten Glossare, somit wohl mehr in den Jahrzehnten v o r als n a c h 600, liegt nach demselben Gelehrten der Übergang von ae. *mr* zu *br*, eine Erscheinung, über die er zuerst Aufklärung brachte 98 80. Die relative Chronologie einiger der ältesten lautlichen Entwicklungen im Altenglischen oder Germanischen zu bestimmen, bemühte sich O. Bremer 96 95 a, ihm schloss sich H. M. Chadwick in seinen 'Studies in Old English' 00 100 ergänzend an. Sowohl Bremer als Chadwick verlegen einige dieser Wandlungen, die das Friesische mit dem Englischen teilt, in eine Zeit, wo die Vorfahren der Angelsachsen auf dem Festlande und die Friesen nach ihrer Meinung noch durch Spracheinheit verbunden waren. Sie nehmen hierin Bezug auf Th. Siebs' bemerkenswerte Schrift zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache 89 841, worin der Verfasser an der Hand einer eindringlichen Vergleichung und Prüfung der friesischen Dialekte alter und neuer Zeit mit denen des Altenglischen eine Rekonstruktion des Vokalismus des Englisch-Friesischen versucht. Ob freilich die dem Englischen und Friesischen gemeinsamen Züge zur Annahme des einstmaligen Bestehens einer sprachlichen Einheit berechtigen, aus der sich in der Folgezeit jene beiden Dialekte abzweigten, ist eine Frage, die Morsbach 97 86 wohl mit Recht verneint hat.

Von Sievers' Grammatik erschien 1886 die zweite Auflage, worin die in der Zwischenzeit gemachten Fortschritte zu ihrem Rechte kamen, insonderheit die seitdem veranstalteten Materialsammlungen ausgenutzt wurden. Der Löwenanteil an jenem Fortschritt fällt allerdings wieder Sievers selbst zu. Nicht allein die bereits in Zeitschriften veröffentlichten Resultate seiner Forschung — der schon erwähnten Miscellen (Beitr. 9, 197—300) und der Untersuchungen über den Allitterationsvers (Beitr. 10, 209—314) ist in erster Linie zu gedenken —, sondern auch eine Menge noch ungedruckter, besonders aus den Oldest English Texts, die

Wissens. Mit einer Reihe wertvoller Ergänzungen zu seinem grammatischen Werk endlich beschenkte uns Sievers in seiner mehrfach citierten Schrift zum angelsächsischen Vokalismus 00 99.

Durch eine knappe, nur die hauptsächlichen grammatischen Erscheinungen zusammenfassende Bearbeitung ([1]95 74, [2]99 105) erleichterte Sievers den Anfängern die Einführung in das Studium des Altenglischen. Denselben Zwecken diente eine Anzahl kurzer Darstellungen, die, im wesentlichen auf Sievers fussend, nur wenig oder garnicht über die grundlegenden Lehren des Meisters hinausgingen. Die nach der Verfasser Tode herausgegebenen Grammatiken von Grein (1880) und Th. Müller (1883) nahmen von Sievers' umgestaltenden Forschungen noch keine Notiz und waren bei ihrer Veröffentlichung bereits veraltet. Ebenso hat sich der Bearbeiter der Körnerschen Einleitung in das Studium des Angelsächsischen (1887) die Ergebnisse der neueren Forschung nur unvollkommen zu nutze gemacht. Ihrer Aufgabe besser gerecht wurden die amerikanischen Gelehrten Hempl 93 299, Cook 94 167, 95 121 und Bright 95 75, die sich durch gute Elementarbücher um die Verbreitung der altenglischen Studien in ihrem Vaterlande verdient machten, während in England neben Earle 85 1641 und Sweet 94 166, 97 177, 99 107 A. L. Mayhew 91 272 und A. J. Wyatt 97 95 ähnliche Ziele erstrebten.

Mittelenglisch.

Bis in die sechziger Jahre war für das Mittelenglische hinsichtlich der Grammatik noch wenig geschehen. Während die oft erneuerten Versuche, die altenglische Sprache grammatisch zu fixieren, bis ins 17. Jahrhundert hinabreichen, fehlte es an ähnlichen Bestrebungen für diese Sprachperiode so gut wie ganz. Vorgearbeitet wurde ihnen allerdings frühzeitig durch die Herausgabe eines nicht unbeträchtlichen Teiles der in den Bibliotheken ruhenden mittelenglischen Schätze, um deren Hebung sich neben einzelnen Gelehrten und Dilettanten vornehmlich eine Reihe englischer, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeter Gesellschaften, wie der Roxburghe Club, Bannatyne Club, Abbotsford Club, die Surtees Society und Percy Society verdient machten. Von hervorragender Bedeutung für die mittelenglischen Studien wurde die 1864 von F. J. Furnivall gegründete Early English Text Society, die seitdem in einer stattlichen Sammlung von Ausgaben mehr oder weniger wissenschaftlicher Art eine Fülle von Material zugänglich machte. Unter den

älteren Publikationen dieser Gesellschaft waren besonders die Arbeiten von R. Morris (Early English Alliterative Poems 1864; Dan Michel's Ayenbite of Inwit 1866 u. a.) für die Kenntnis der mittelenglischen Sprache von hohem Verdienst. Er suchte die unterscheidenden flexivischen Merkmale auf in der bunten Mannigfaltigkeit von Mundarten, in denen das englische Schrifttum im 13. Jahrhundert emporspross, nachdem es seit der normännischen Eroberung der Litteratur in französischer und lateinischer Sprache hatte weichen müssen, und legte damit den Grund zur Lehre von den mittelenglischen Dialekten. In seinen vielbenutzten Lehrbüchern, den 'Specimens of Early English' (1. Aufl. 1867) und den 'Historical Outlines of English Accidence' (1. Aufl. 1872), fasste er die Eigenheiten dieser Dialekte kurz und übersichtlich zusammen. Die Ausgaben der Early English Text Society, insbesondere Morris' Einleitungen waren auch die wesentliche Grundlage von Wm. T. P. Sturzen-Beckers Charakteristik der flexivischen Eigentümlichkeiten der Dialekte im Frühmittelenglischen[1].

Der Early English Text Society fällt auch das Verdienst zu, A. J. Ellis' epochemachendes Werk: 'On Early English Pronunciation' veröffentlicht zu haben. Wie der englischen Sprachgeschichte im allgemeinen so wies Ellis in diesem Werk auch der mittelenglischen Grammatik neue Bahnen, indem er sich die Ergebnisse der jungen Wissenschaft der Lautphysiologie und Phonetik zu nutze machte, um die Lautwerte der englischen Schriftzeichen der früheren Perioden zu bestimmen. Die drei ersten, 1869—71 erschienenen Bände handelten von den Lauten des Mittelenglischen. Der erste Band, der vornehmlich über den Lautbestand der Sprache Chaucers und Gowers nach den Reimen Klarheit zu schaffen suchte, erhielt im dritten Band eine nützliche Ergänzung durch die Wiedergabe grösserer Abschnitte aus Chaucers, Gowers und Wiclifs Schriften in phonetischer Transskription, während der zweite Band in ähnlicher Weise eine Reihe von Denkmälern der frühmittelenglischen Periode behandelte.

Den Nutzen dieser Abschnitte seines Werkes suchte Ellis zu erhöhen durch die Beifügung wertvoller älterer Studien über das Mittelenglische, der Arbeiten des amerikanischen Gelehrten F. J. Child über die Bedeutung des End-*e* bei Chaucer und Gower (zuerst 1862—1866 erschienen) und der bereits 1847 ver-

öffentlichten Bonner Dissertation von F. W. Gesenius, De lingua Chauceri, deren Inhalt Ellis im Auszuge wiedergab.

Die letztere Arbeit, für ihre Zeit eine tüchtige Leistung, deren noch ten Brink in seiner Chaucergrammatik dankbar gedenkt, ist ein noch vereinzelt auftretendes Zeugnis dafür, dass man auf deutschem Boden verhältnismässig frühzeitig dem Mittelenglischen Aufmerksamkeit zuzuwenden begann. Ein noch älteres Zeugnis freilich ist kein geringeres als J. Grimms Grammatik, die in erster Auflage die englische Formenlehre in allen Stadien der Entwicklung berücksichtigte, in der 2. Auflage für die Lautlehre auch das Mittelenglische heranzog, dem in der folgenden Auflage allerdings keine Aufnahme mehr gewährt wurde. Die auf Grimm' fussenden sprachgeschichtlichen Darstellungen des Englischen, Ed. Fiedlers 'Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache' (zuerst 1850), Ed. Mätzners Werk (1. Aufl. 1860 ff.) und vor allem Friedrich Kochs 'Historische Grammatik' (1. Aufl. 1863—1869), belehrten auch über die Grundzüge des Mittelenglischen und mussten neben den genannten Handbüchern von Morris als Ersatz für die noch fehlende Grammatik dieser Sprachperiode dienen.

Wie auf englischem Boden so nahm auch in Deutschland das Studium der mittelenglischen Denkmäler und ihrer Sprache in den sechziger Jahren einen mächtigen Aufschwung. F. H. Stratmann verfasste das erste umfängliche Wörterbuch des Mittelenglischen (1. Aufl. 1864) und leistete damit der Forschung nützliche Dienste, obschon die unübersichtliche Anordnung des Stoffes nicht der einzige Mangel dieses Werkes war. In drei Auflagen diente es der Wissenschaft, und in der Neubearbeitung von H. Bradley ist es noch jetzt das einzige grössere lexikalische Hilfsmittel, das vom Mittelenglischen vollständig vorliegt. Auch auf dem Gebiet der mittelenglischen Lautlehre versuchte sich Stratmann bereits in jener Zeit. Die Transactions der Philological Society brachten 1867 aus seiner Feder einen 'Outline of Old English Phonology', worin er die Grundzüge des Vokalismus der betonten Silben und des Konsonantismus in sehr gedrängter Form darlegte[1]. Ed. Mätzners Sprachproben (1867—1869) förderten gleichfalls durch Einleitungen und Anmerkungen sprachlicher Art, während das von demselben Verfasser unternommene treff-

liche Wörterbuch (Erste Lieferung, *a-d*, 1878), das zunächst als Beigabe zu den Sprachproben gedacht war, noch der Vollendung harrt.

In den siebziger Jahren begann man in Deutschland den in England üblichen Textabdrücken kritische Ausgaben im Lachmannschen Sinne entgegenzustellen. Ed. Mall eröffnete den Reigen mit dem dialogischen Gedicht „The Harrowing of Hell" (1871). J. Zupitza und E. Kölbing und ihre Schüler, doch auch andere Gelehrte, folgten. Neben sorgsam erwogenen Untersuchungen über die Handschriftenverhältnisse und Quellen pflegte man den gereinigten Texten auch Kapitel über die Sprache der Denkmäler beizufügen, deren Dialekt und Entstehungszeit man festzustellen sich befleissigte, und in den Anmerkungen zu schwierigeren Stellen wurde manch feine Beobachtung grammatischer oder stilistischer Art niedergelegt. Die Gründung zweier ausschliesslich der Anglistik gewidmeter Zeitschriften, der Englischen Studien (1877) und der Anglia (1878) kam auch der grammatischen Erforschung des Mittelenglischen zu gute. Untersuchungen über die Sprache einzelner Denkmäler endlich, Belegsammlungen zur Laut- und Formenlehre, wurden ein beliebtes Thema für Doktorarbeiten. Wenn die Schriften dieser Art, mit denen fleissige Jünger der Wissenschaft sich die Sporen verdienten, auch zum grossen Teil nicht viel mehr enthielten als die schablonenhafte Ausfüllung eines gegebenen Schemas, so lieferten sie dem kommenden Grammatiker des Mittelenglischen doch wertvolle, die Mühe eigener statistischer Aufnahmen ersparende Materialien. Die älteren, noch den siebziger Jahren angehörigen Schriften dieser Gattung beschäftigen sich hauptsächlich mit der Sprache der frühmittelenglischen Denkmäler, so H. Nölles Arbeit über das Gedicht von der Eule und Nachtigall (1870), C. Callenbergs Vergleichung der Laute und Formen bei Layamon und Orrm [1], Hilmers Abhandlung über die Sprache der Genesis und Exodus (1876), E. Gropps Dissertation über die Sprüche Alfreds (1879). — Das Schottische behandelte Kaufmann in einer Untersuchung über die Sprache W. Dunbars (1873) und E. Regel über die Laute in Barbers Bruce (1877),

der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, besonders zugewandt, die — soweit sie modernisierende Abschriften oder Überarbeitungen altenglischer Originale sind — als Zeugen des Übergangs von der alt- in die mittelenglische Zeit sprachgeschichtlich hohe Bedeutung haben, während die frühmittelenglischen Originalwerke, die sich von der traditionellen, aus der altenglischen Zeit überkommenen Schreibung allmählich befreien und das ihnen vorschwebende Lautbild ihrer Sprache schriftlich zu fixieren sich bestreben, der Forschung erst das Mittel an die Hand geben, durch die noch mit grosser Inkonsequenz und Mannigfaltigkeit gebrauchten Schriftzeichen hindurch zu den mittelenglischen Lauten vorzudringen. Die Denkmäler der ersten Gruppe wurden von Cohn 80 1079, Reimann 85 1488, Krüger 85 1699, Schröer 88 868 und Heuser 94 105 hinsichtlich ihrer Sprache untersucht.

Unter den Denkmälern der zweiten Gruppe steht im Mittelpunkt das Orrmulum, das mit seiner geregelten und konsequent durchgeführten Schreibung Einblicke in den Laut- und Formenbestand des Mittelenglischen bietet wie kein zweites Schriftwerk dieser Periode und der grammatischen Forschung einen festen Anhalt gewährt. Doch nicht in allen Punkten führt Orrms Schreibung zu unzweideutigen Schlüssen. Eine bis in die letzten Jahre fortgeführte Kontroverse fachte M. Trautmann[1] an, indem er sich der bis dahin herrschenden, von Ellis, Sweet u. a. vertretenen Ansicht entgegenstellte, dass die von Orrm verwendeten Doppelkonsonanten die Kürze des vorhergehenden Vokals bezeichneten, und Gründe beizubringen suchte, dass dieser Autor damit lediglich die Länge des Konsonanten habe ausdrücken wollen. Ihm schlossen sich mit Einschränkung ten Brink, ferner Effer[2], Mc Knight[3] u. a. an, während Morsbach[4] mit Entschiedenheit für die ältere Anschauung eintrat. Das Richtige dürfte die vermittelnde Ansicht Luicks treffen (Archiv 98, 439 f.). Die Aufschlüsse, die Orrms Schreibung für die Aussprache des Mittelenglischen gewährt, wurden durch Napiers Entdeckung, dass der sorgsame Verfasser für den Laut *dž* sich eines besonderen *g*-Zeichens bedient, erweitert[5]. Unter den übrigen mit der Sprache Orrms sich beschäftigenden Arbeiten seien noch

[1] *Jsb.* 84 1485, 85 1683, 96 185.

Sachses Dissertation über das unorganische *e* und besonders Brates Studie über die nordischen Lehnwörter in diesem Denkmal erwähnt.

Ausser dem mittelländischen Dialekt, dem das Orrmulum angehört, ist in der frühmittelenglischen Zeit fast allein der Süden durch Denkmäler vertreten. Beiträge zur Kenntnis ihrer Sprache verdanken wir Wülker (Ancren Riwle), Einenkel (St. Catherine), H. Stodte (Katharinengruppe), G. Schmidt (Vices and Virtues) u. a.[1].

Einige förderliche Studien allgemeinerer Art aus dem Gebiet der älteren mittelenglischen Sprachperiode schliessen sich ihren Arbeiten an. Bereits 1876 machte D. J. Witte die Pluralbildung des Substantivs im Neuangelsächsischen zum Gegenstand einer Untersuchung[2], die R. Maack durch eine eingehende statistische Aufnahme über die Flexionsendungen des Substantivs in den einschlägigen Texten[3] und W. Draugelattes durch eine nützliche Studie über die analytischen Kasus[4] erweiterte. Eine Darstellung der Pronomina nach ihrer lautlichen Gestalt und ihren Flexionen unternahm vor kurzem O. Diehn[4]. Einen zur Einführung in die frühmittelenglischen Verhältnisse nützlichen Abriss der Grammatik der Ancren Riwle und des Orrmulums enthält Sweet's First Middle English Primer 85 1648, 86 1486, 86 1486.

Auch die Schriftwerke der reicheren und vielgestaltigeren Litteratur der jüngeren Zeit fanden vielfach in gesondert veröffentlichten Abhandlungen und in den Einleitungen zu den Ausgaben Darlegungen ihrer sprachlichen Eigentümlichkeiten. Zu diesen Sonderuntersuchungen einzelner Denkmäler gesellen sich zusammenfassende Arbeiten über das Idiom eines Autors, wie es sich in seinem Gesamtwerk darstellt, oder über ganze Dialektgebiete.

Ein mustergültiges Werk der ersteren Art, das wie kein zweites auf die grammatischen Studien auf dem mittelenglischen Gebiet anregend und befruchtend wirkte, war ten Brinks Schrift über Chaucers Sprache und Verskunst[5]. Mit gleichmässiger Beherrschung beider Sprachgebiete leitet ten Brink,

---

[1] Beitr. 1, 209—239. Jsb. 84 1487, 96 188, 99 (15) 99.

[2] Jb. für romanische und engl. Litt. 15, 312 ff.

von den Schriftzeichen zu den lautlichen Werten dringend, die Laute des germanischen Bestandteils aus dem Altenglischen, diejenigen des romanischen Elements aus den altfranzösischen Grundlagen her und verbreitet in einer Fülle feiner Beobachtungen und scharfsinniger Aufstellungen mit sorgsamer Erwägung des Für und Wider Licht über zahlreiche Einzelfragen der Laut- und Formenlehre. Auch da, wo sein Urteil nicht unangefochten blieb, wie in der Ansetzung der Vokale mit schwebender Quantität, wirkte er durch die Anregung, die er zu erneuter Prüfung und weiterer Forschung gab. Die seitdem erschienenen Arbeiten auf dem Gebiet der mittelenglischen oder historischen Grammatik stehen sämtlich mehr oder weniger unter dem Einfluss dieses Werkes, dessen zweite Auflage nach des Verfassers Tode F. Kluge besorgte[1].

Schätzbare Beiträge zur weiteren Kenntnis der Sprache Chaucers lieferten J. M. Manly 93 485 und G. L. Kittredge 94 289 durch erschöpfende statistische Angaben über die Bedeutung des End-*e* in der Legende von den guten Frauen und im Troilus. Ein zur ersten Einführung in die Chaucer-Grammatik nützlicher Abriss ist in Sweet's 'Second Middle English Primer' 87 815, 88 838 enthalten. Sweet schliesst sich im wesentlichen an ten Brink an; in einzelnen Fragen der Aussprache ist er von H. Nicol (Transactions Philol. Soc. 1877—79) beeinflusst.

Der klassische Dichter der mittelenglischen Zeit gehört als ein Londoner Kind dem ostmittelländischen Dialektgebiet zu. Er stand naturgemäss von jeher im Mittelpunkt der me. Sprachstudien. Doch auch die übrigen Autoren und Denkmäler dieses Dialekts wurden nicht vernachlässigt und unsere Kenntnis seiner sprachlichen Eigenheiten durch fleissige Materialsammlungen erweitert[2].

Auf dem ostmittelländischen Dialekt beruht auch in der Hauptsache die gegen Ende der mittelenglischen Zeit Geltung gewinnende allgemeine Schriftsprache, deren Anfänge nach ten Brink (Chaucers Sprache und Verskunst, S. 1 ff.) in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts liegen. Nach der Ansicht dieses Gelehrten stand die Wiege des schriftmässigen Englisch in London, und Chaucer drückte ihr das Gepräge seines Geistes auf und sicherte ihr die Verbreitung. Wiclif, auf dessen Be-

---

[1] Jsb. 99 (15) 112.

[2] Beispiele: Jsb. 80 1083, 85 1690, 1741, 86 1546, 1567, 88 481, 91 476, 92 448, 98 115.

deutung nach dieser Richtung hin von F. Koch u. a. gewiesen wurde, habe grosse Massen des Volkes auf die Annahme einer gemeinsamen Schriftsprache vorbereitet, Chaucer aber sei der Urheber der litterarischen Bewegung, der diese Sprache während der nächsten Jahrhunderte ihre Ausbildung verdankte. Da ten Brink seine Aufstellungen unbewiessen liess, unternahm es L. Morsbach, dem Problem näher auf den Leib zu rücken (Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache, 1888). Eine Prüfung der Laute und Formen in dem germanischen Bestandteil der Londoner Urkundensprache, sowie der Sprache der dem Londoner Dialekt äusserst nahe stehenden Staats- und Parlamentsurkunden nach den ältesten Quellen (von 1384—1430) führt auch ihn zu dem Ergebnis, dass in dem Dialekt der Hauptstadt die Quelle der Schriftsprache zu erkennen sei. Doch gehe die letztere von der Sprache des privaten und officiellen Schriftverkehrs aus. Ihr Entwicklungsgang lasse sich thatächlich nachweisen an der Hand der Urkunden, die unzweideutig zeigten, wie die Sprache Londons allmählich die übrigen Dialekte verdrängte. Dieser Einfluss komme zunächst in den der Hauptstadt benachbarten Grafschaften zur Geltung, verbreite sich aber in kurzer Zeit über sämtliche englische Grafschaften. Chaucer und Wiclif hätte sie bis zu einem gewissen Grade beeinflusst, doch dürfe man diesen Einfluss nicht zu hoch anschlagen. Caxtons, des berühmten Druckers, Sprache hingegen „sei im grossen und ganzen nichts anderes als die schon zum Gemeingut vieler gewordene Londoner Schriftsprache“.

Zu diesen weitgehenden Schlüssen berechtigte Morsbachs Untersuchung der Londoner Urkunden offenbar nicht. So hält Kluge noch in der 2. Auflage des Grundrisses (Bd. 1, 946) die Entstehung der englischen Schriftsprache für „völlig dunkel“, und E. Brugger 93 807, dem wir eine wertvolle Darlegung des Vokalismus in der Schriftsprache der frühneuenglischen Periode verdanken, verharrt bei der Ansicht ten Brinks, dass jene in erster Linie eine von Schriftstellern gemachte, aus verschiedenen Dialekten gemischte Sprache sei. Dass aber die Londoner Urkundensprache für die Bildung des schriftmässigen Englisch einen wesentlichen Faktor bildet, dürfte durch Morsbachs Darstellung als erwiesen anzusehen sein.

in der Schreibung der ersten Folio und kommt zu dem Resultat, dass der verdienstvolle Drucker hundert Jahre nach den ältesten Urkunden und Chaucer das Londoner Englisch als eine nunmehr bereits fester gefügte Schriftsprache schrieb und, obschon Kenter von Geburt, von Kenticismen frei sei, dagegen eher durch die nördlichen Mundarten beeinflusst sei. Ch. S. Baldwin 94 381 und G. Hempl 94 382 ergänzten Römstedts Grammatik Caxtons durch nützliche Studien über Flexion und Syntax in der Morte Arthure.

Gasner in seinen 'Beiträgen zum Entwicklungsgange der neuenglischen Schriftsprache auf Grund der mittelenglischen Bibelversionen, wie sie auf Wiclif und Purvey zurückgehen sollen' 91 488, schliesst sich Morsbach und Römstedt an. Es scheint ihm „zweifellos bei der engen Zusammengehörigkeit mit den Urkunden und Caxton, dass es gerade die in den Wortformen schillernde und Einfluss gewinnende Sprache der Hauptstadt war, an die sich die »Schreiber« der Bibel hielten".

Durch eine gründliche Prüfung des germanischen wie des romanischen Elements der Sprache John Capgraves aus Norfolk, dessen Wirksamkeit mitten in die Zeit zwischen Chaucer und Caxton fällt, und durch eine sorgsame Vergleichung seines Idioms mit dem Sprachgebrauch der Universität Oxford, wie er sich in Wiclifs Bibelübersetzung und bei Reginald Pecock widerspiegelt, mit der höfisch-litterarischen Sprache in den Werken der Chaucerschule, mit der officiellen Urkundensprache und der Umgangssprache Norfolks im 15. Jahrhundert suchte endlich W. Dibelius[1] das schwierige Problem zu lösen, in welchem Verhältnis die genannten Faktoren für die Ausbildung des Schriftenglischen massgebend wurden. Er zeigt, dass sowohl die Sprache Londons als auch die Sprache Oxfords im 15. Jahrhundert weiteren Kreisen als Muster diente, und erkennt in Caxton insofern den Schöpfer der Schriftsprache, als er zwischen beiden Sprachtypen vermittelte. Die englische Schriftsprache enthalte neben überwiegenden Londoner auch Oxfordische Elemente.

Liegt es in der Natur der Dinge, dass die Forschung sich dem Ostmittelländischen mit seiner reichen Litteratur und seiner Bedeutung für die Entwicklung der Schriftsprache und damit der englischen Sprachgeschichte überhaupt besonders nachdrücklich zuwandte, so wurden doch auch die übrigen Dialekte in den Bereich der Untersuchung gezogen. Durch ausführliche Laut- und Formenstatistiken einzelner Denkmäler ward unser Wissen von

[1] Anglia 24, 269 ff.

der Mundart des westlichen Mittellandes auf eine festere Basis gestellt[1], während dem Süden auch mehrere das gesamte Dialektgebiet umfassende Arbeiten gewidmet wurden. K. D. Bülbring gab ein Bild, wie der Ablaut der starken Zeitwörter im Südenglischen sich darstellt, und erläuterte seine Entwicklung aus dem altenglischen Bestande 88 268, 89 842a. An Dankers Arbeit über den kentischen Dialekt schloss sich erweiternd und vertiefend M. Konrath in seinem Aufsatz über die Entwicklung der altenglischen Diphthonge und die Flexion der schwachen Verba in dieser Mundart an 92 272. Auch Carstens 84 1508, W. Heuser 87 414, 94 105, 1900 14, 110, R. Fischer 88 441, F. Mohr 89 451, F. Pabst 90 290, K. D. Bülbring 94 104 förderten durch nützliche Beiträge unsere Kenntnis des südlichen Dialekts.

Was den Norden betrifft, so fehlt es auch für dieses Gebiet nicht an nützlicher grammatischer Detailarbeit. In einem Seitenstück zu Bülbrings Studie behandelte Wackerzapp das starke Verbum im Nordenglischen 91 278. Zupitza, Brandl, Schleich, Sarrazin, Kölbing, Lucy T. Smith u. a. danken wir wertvolle Beobachtungen über die Sprache der von ihnen herausgegebenen nördlichen Denkmäler. Schlüter 84 1504, Wende 84 1497, Caro 86 1547, Herttrich 86 1605, Zielke 90 801, Dannenberg 90 804 u. a. stellten in ihren Dissertationen fleissig Material über den Sprachgebrauch einzelner Denkmäler zusammen, W. Heuser behandelte Fragen aus dem Gesamtgebiet der Lautlehre des Nordenglischen 95 88, 97 107. Den Eigenheiten des Mittelschottischen wandten neben Skeat[2], Murray[3] und Trautmann[4] auch Wischmann 87 406, Noltemeier 90 881, Heuser 94 106, 95 88, 97 107–110 und Ackermann 98 91 ihre Aufmerksamkeit zu. Ausgehend von einem schottischen Denkmal aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts endlich gab T. J. Curtis 94 268 eine Entwicklungsgeschichte der schottischen Laute von Bruce bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, die in unserer Kenntnis dieses Dialekts einen beachtenswerten Fortschritt bezeichnet.

Zu den Aufgaben, deren Lösung die Forschung in den letzten Jahrzehnten ernstlich zu beschäftigen begann, gehört die Er-

1 Beispiele: Jsb. 85 [illegible] (Schwahn) [illegible] (Knigge) [illegible] (Eick) 86 [illegible]

mittelung der Einflüsse, die das Skandinavische und Französische auf die Entwicklung der englischen Sprache ausübten. Die Hauptmasse der fremden Eindringlinge tritt uns in ältester Gestalt in der mittelenglischen Periode entgegen. Eine wissenschaftliche Behandlung dieser Elemente muss sich daher in erster Linie auf das Mittelenglische stützen. Das nordische Lehngut, soweit es bereits im Alt- und Frühmittelenglischen auftritt, wurde zuerst von J. Steenstrup in seinem grundlegenden Werk „Normannerne“ (Kopenhagen 1876—1882) systematisch dargestellt. Ihm folgte der schwedische Gelehrte Erik Brate, der den skandinavischen Bestandteil im Orrmulum einer gründlichen Prüfung unterzog und auf die lautliche Gestaltung des fremden Elements im Englischen näher einging. Auch Skeat und vor allem Kluge in seiner lichtvollen Übersicht über die skandinavischen Einflüsse, in Pauls Grundriss, nahmen an diesen Forschungen fördernd teil. Erik Björkman endlich, ein Schüler Noreens und Morsbachs, suchte Kriterien für eine genauere Bestimmung der Herkunft des nordischen Lehnguts und behandelte, ausgerüstet mit einer rühmlichen Kenntnis der nordischen wie der englischen Lautgeschichte in einer ausführlichen Darstellung zunächst diejenigen Wörter, die durch ihre Lautgestalt auf skandinavischen Ursprung weisen. Einen zweiten Teil dieser für die englische Sprachgeschichte wichtigen Untersuchungen verspricht der Verfasser für die nächste Folgezeit.

Früher als die Einwirkung des Altnordischen machte man die tiefer greifenden Einflüsse des Französischen zum Gegenstand der Forschung. In der Grammatik von Koch und — weniger übersichtlich — in den Werken Fiedlers und Mätzners, der älteren in England und Amerika erschienenen sprachgeschichtlichen Schriften zu geschweigen, wurde das französische Element in den Grundzügen behandelt. Ellis in seinem grossen Werke suchte auch über die Aussprache dieses Elements im Mittelenglischen Klarheit zu schaffen, und ten Brink leitete in seiner Chaucergrammatik, tiefer dringend als seine Vorgänger, Laute und Formen des bei diesem Dichter auftretenden Lehnguts aus den französischen Ursprüngen her.

Auf dieser Grundlage aufgebaut sind die Arbeiten von

Vokale unter dem Einfluss des germanischen Accentes erlitten, eingehend geprüft und der Frage näher getreten, inwieweit die lautliche Gestalt, in der die Lehnwörter erscheinen, aus französischen oder englischen Lauttendenzen zu erklären ist. Behrens verdanken wir auch die übersichtlich zusammenfassende Darstellung des französischen Elements im Englischen in Pauls Grundriss.

Das allgemach zu fast unübersehbarer Fülle angewachsene Material[1], sowohl das bis 1895 auf dem Gebiet der mittelenglischen Grammatik Geleistete als auch die Masse der in den letzten Jahrzehnten erschienenen Texte zu verarbeiten, unternahm L. Morsbach 'Mittelenglische Grammatik', Jsb. 96 96. Nur der erste kleinere Teil seines Werkes, die einleitenden Kapitel über Begriff und Umfang, die verschiedenen Elemente, Quellen, sowie die zeitliche und örtliche Einteilung des Mittelenglischen und schliesslich den Anfang der Lautlehre enthaltend, ist bisher erschienen. Sorgsame Kritik an der Überlieferung mit ihrer regellosen und buntscheckigen Schreibung, das Bestreben, die lautlichen Entwicklungen phonetisch zu begründen, zeichnen Morsbachs Arbeit aus, die an mehr als einer Stelle, über den Rahmen eines Lehrbuchs hinausgehend, sich zu fruchtbaren, an neuen Gesichtspunkten reichen Exkursen erweitert. Dass ein Werk, welches eine solche Fülle von Stoff zu sichten unternimmt und so zahlreichen Problemen gegenübersteht, wie sie die mittelenglische Grammatik darbietet, nicht durchgehends zu allgemein anerkannten Resultaten gelangen kann, ist klar. Es mag nicht unerwähnt bleiben, dass K. Luick mancherlei Einwände erhoben und zu begründen versucht hat (Arch. 98, 425 ff.). Dennoch wird Morsbachs Arbeit, wenn der seit fünf Jahren sehnlichst erwartete abschliessende Teil erschienen ist, für lange Jahre als Ausgangspunkt dienen für jede weitere Forschung auf dem Gebiet der mittelenglischen Grammatik.

Historische Grammatik, Sprachgeschichte.

Die Forschung, die es nicht so sehr auf die Feststellung des grammatischen Bestandes in einer der älteren Sprachperioden, als

[1] Bei weitem nicht alles, was die Detailforschung hervorgebracht hat, konnte im Vorhergehenden Erwähnung finden. Manche verdienstliche

auf den Entwicklungsgang der Sprache und einzelner ihrer Erscheinungen im ganzen abgesehen hat, baut sich ganz auf den Grundlagen auf, die J. Grimm gelegt hat. Die ersten ernstlichen Versuche einer Darstellung der englischen Sprachgeschichte, die gedrängte 'History of the English language' (1824) von J. M. Kemble, einem Schüler des deutschen Altmeisters, und Latham's Buch über die englische Sprache (1841) wurden auf englischem Boden unternommen. Ihnen folgte E. Fiedler mit seiner 'Wissenschaftlichen Grammatik' (Band 1, 1850), eine für jene Zeit tüchtige Leistung, worin der Versuch gemacht wird, das Verhältnis des Englischen zu den übrigen germanischen Sprachen und zum Indogermanischen zu charakterisieren und eine Entwicklungsgeschichte der Laute (oder vielmehr Buchstaben) des germanischen wie des französischen Elements der Sprache zu geben, bei der es selbst an Ausblicken auf die neuenglischen Mundarten nicht fehlt. Einer übersichtlichen Formenlehre folgte die Wortbildung, während eine Syntax und Verslehre nach des Verfassers Tode von C. Sachs (1861) hinzugefügt ward. Die umfassenderen und zum Teil auch tiefer in die Probleme der englischen Sprachgeschichte dringenden Arbeiten von Mätzner und Koch waren längst erschienen, als E. Kölbing durch eine Überarbeitung das Fiedlersche Buch fernerhin der Wissenschaft und dem Studium nutzbar zu machen suchte (1877). Doch nicht vollkommen wurde Kölbing der Aufgabe gerecht, das Buch auf den Standpunkt der rüstig fortgeschrittenen Wissenschaft zu stellen, die seitdem durch Ellis, Sweet und die lautphysiologische und phonetische Forschung im allgemeinen in neue Bahnen gelenkt worden war. Auch die Fiedler-Sachs in mancher Hinsicht überlegenen Grammatiken von E. Mätzner ([1]1860—1865) und von F. Koch ([1]1863—1868) haften, besonders in den älteren Sprachperioden, noch am Buchstaben, ohne ein Vordringen zu dem hinter dem Schriftzeichen stehenden Laute sytematisch zu erstreben. Mätzners Werk, das seitdem in drei wenig veränderten Auflagen gute Dienste leistete, verarbeitete ein umfangreiches, aus den Quellen geschöpftes Material und bot, besonders in der Syntax, viel des selbständig Beobachteten; aber der Verfasser schadete seinem Werk durch eine unglückliche Anlage des Stoffes. Während es Mätzner darauf ankommt, zunächst den neuenglischen Sprachgebrauch darzustellen, den er durch Zurück-

und selbst vom Indogermanischen aus und verfolgt die grammatischen Erscheinungen übersichtlich durch das Alt-, Mittel- und Neuenglische. Durchsichtige Klarheit zeichnet Kochs Arbeit aus, die für die englische Sprachgeschichte zwar nicht die Bedeutung hat, welche die Werke seiner Vorbilder, J. Grimm und F. Diez, für die weiteren Gebiete der germanischen und romanischen Sprachen besitzen, aber der ferneren Forschung doch eine breite, gut gegründete Basis gewährte. Eine zweite Auflage der Syntax, die J. Zupitza 1878 besorgte, bereicherte der Herausgeber durch wertvolle Ergänzungen aus dem Schatze des eigenen Wissens. Die Neuauflagen der Laut- und Flexionslehre (1882, besorgt von Zupitza) und der Wortbildung (1891, von Wülker) sind fast unveränderte Abdrücke der ersten Auflage.

In der Lautlehre war auch Kochs Grammatik doch mehr eine Geschichte der Schreibungen als eine eigentliche Lautgeschichte. Erst A. J. Ellis, dessen Bedeutung für die Forschung schon an anderer Stelle gewürdigt ward (S. 100), lehrte in der englischen Sprachwissenschaft den Blick auf die Lautwerte lenken, die durch die Schriftzeichen dargestellt werden, und die lautlichen Entwicklungen aus den Veränderungen in der Thätigkeit der Sprachorgane begreifen. Er bemühte sich auch, den Lautstand in den früheren Stufen des Neuenglischen, wo die traditionelle Schreibung der Schriftsprache für die Lautung keinen Anhalt mehr gewährt, soweit es angeht, durch lautgeschichtliche Kriterien, vor allem aber aus den Zeugnissen der Grammatiker jener Zeiten aufzuklären.

Unter dem Einfluss von Ellis' 'Early English Pronunciation' entstand H. Sweet's 'History of English Sounds', die zuerst in den Transactions der Philological Society für die Jahre 1873—74 erschien. Ohne Ellis' Forschungen, äussert sich Sweet in der ersten Auflage, wäre sein Werk nicht geschrieben worden. Auf seinen Resultaten und Materialien beruhe es im wesentlichen. Neben Ellis bezeichnet er Bell's 'Visible Speech', das lautphysiologische Hauptwerk dieses Gelehrten, und die deutsche Schule der vergleichenden und historischen Sprachforschung, vor allem Grimms Grammatik, als diejenigen Faktoren, die sein Werk am tiefsten beeinflussten. Eine ursprünglich allein beabsichtigte

englischen Gestalt (nach Schreibung und Lautung) aufgeführt werden. Der wesentliche Fortschritt des Werkes vor den älteren gleichartigen Darstellungen, wie der Lautlehre Kochs, bestand in der klaren Bestimmung des hinter dem Schriftzeichen stehenden Lautes und in dem Bestreben, sich über die Gründe der Lautwandlungen klar zu werden. Auf einzelne Mängel der ersten Auflage wies ten Brink ZfdA. 19, 211 ff. und J. Zupitza AfdA. 2, 1 ff. hin, die beide im Anschluss an Sweet's Aufstellungen die Lautlehre des Englischen durch zahlreiche Beobachtungen förderten.

Die vierzehn Jahre, welche bis zum Erscheinen der zweiten Auflage der 'History of English Sounds' verstrichen, waren in der Sprachwissenschaft überaus reich an Wandlungen und Fortschritten. Sehr zum Nachteil seines Werkes hatte Sweet für die erste Auflage die neuere deutsche Forschung unbeachtet gelassen, die ihn durch ihre „Hölzernheit" abstiess, obschon Scherer doch schon vor Ellis den Versuch gemacht hatte, die Ergebnisse der Lautphysiologie in den Dienst der Sprachwissenschaft zu stellen. Für die zweite Auflage wusste er die vom Festlande herüberkommenden Ideen und Fortschritte reichlich zu verwerten. Pauls Principien, Sievers' Phonetik und angelsächsische Grammatik bezeichnet er selbst als diejenigen Werke, die neben den bereits genannten am tiefsten auf die Neugestaltung seiner Lautgeschichte einwirkten. Treffliche Kapitel allgemeiner Art über Phonetik und Lautwandel leiten das gänzlich umgearbeitete Werk ein, das von dem arischen und urgermanischen Lautstande ausgehend, nun auch die verschiedenen altenglischen und mittelenglischen Dialekte in den Bereich der Betrachtung zieht und den Lautwandel innerhalb des Neuenglischen, in dessen Entwicklung er allein fünf Stufen unterscheidet, gebührend berücksichtigt.

Die Hauptsachen der Lautgeschichte, wie in der 'History of English Sounds' mit Beschränkung auf das germanische Element und die betonten Vocale, behandelte Sweet noch einmal in seiner 'New English Grammar' 92 353, 93 286—288, einem originalen Buche, das sowohl in den allgemeinen Partien über das Wesen der Sprache und Grammatik, über logische und grammatische Kategorien und über die Funktion der einzelnen Redeteile als

das litterarische Neuenglisch, sondern die moderne gesprochene Sprache behandelt wird, um deren genaue lautliche Fixierung sich Sweet bereits vorher verdient gemacht hatte.

Neben Sweet und Morris, dessen in zwanzig Auflagen verbreitetes, 1895 von L. Kellner und H. Bradley neu bearbeitetes Lehrbuch bereits erwähnt wurde, stehen als Förderer der sprachgeschichtlichen Studien in England W. W. Skeat und J. A. H. Murray an erster Stelle. Skeat bemühte sich, das Interesse seiner Landsleute für die Geschichte ihrer Muttersprache durch zahlreiche Aufsätze wachzurufen (vgl. u. a. 97$_{10}$) und schuf mit seinem etymologischen Wörterbuch (^{1}79$_{577}$, 82$_{918}$, $_{919}$, 84$_{1335-1338}$, ^{2}85$_{1528}$, ^{3}98$_{30}$) ein Werk, das zwar — besonders in der ersten Auflage — nicht in allen Stücken den Anforderungen einer streng wissenschaftlichen Methode entsprach, aber an Reichhaltigkeit und Selbständigkeit die älteren Versuche dieser Art weit übertraf und auch das in Deutschland weit verbreitete Werk von E. Müller (^{2}Jsb. 79$_{576}$) aus dem Felde schlug. Die Fülle des Stoffes, die Skeat aus seinen etymologischen Studien zu Gebote stand, verwertete er zu einer ausführlichen Grammatik (87$_{248}$, 88$_{259}$), in der auch der französische Bestandteil der Sprache zu seinem Rechte kam (The foreign element, Jsb. 91$_{268}$, 92$_{250}$). Auch J. A. H. Murray verfasste neben andern wertvollen Arbeiten (S. 117) einen Abriss der englischen Sprachgeschichte (Encyclopædia Britannica, vol. 8), aber das Hauptverdienst Murrays ist an das 'New English Dictionary' geknüpft, dessen Herausgabe er in Gemeinschaft mit H. Bradley besorgt. Dieses hervorragende Werk, das den Höhepunkt nicht bloss der englischen, sondern der modernen Lexikographie überhaupt bezeichnet, für welches ungefähr zweitausend freiwillige „Leser" das Material aus der englischen Litteratur aller Zeiten zusammentrugen, giebt eine vollständige „Biographie" jedes Wortes, verzeichnet sein erstes Erscheinen in der englischen Litteratur und, wenn es sich um ein jetzt ausgestorbenes Wort handelt, auch sein letztes Auftreten, es sucht den Ursprung des Wortes festzustellen und verzeichnet die Form und Bedeutung, mit der es in die Sprache eindrang oder in ihr zuerst auftritt, und schliesslich mit einer Fülle von Belegen die Veränderungen, die es im Laufe der Zeit an Gestalt und Bedeutung erfuhr. Das wohl geordnete Material dieses Wörterbuchs, das jetzt bis zum Buchstaben *I* vorgeschritten ist, bietet auch eine reiche Fundgrube für den Sprachhistoriker, besonders hinsichtlich der chronologischen Bestimmung des Eintritts gewisser grammatischer Er-

scheinungen. F. Kluge in seiner Darstellung der Entwicklung der Laute und Formen von der Loslösung des Altenglischen aus dem Westgermanischen bis zum Zeitalter Shaksperes (Pauls Grundriss, Jsb. 91 265, 92 249, 93 285, 2. Aufl. 99 91) wusste aus diesem Schatze bereits Nutzen zu ziehen. Der Fortschritt von Kluges Darstellung gegenüber den älteren deutschen Arbeiten, die sprunghaft die Laute und Formen weit abliegender Jahrhunderte miteinander vergleichen, beruht in methodischer Hinsicht auf dem Bestreben, eine wirkliche Entwicklungsgeschichte zu geben, den Lautübergängen nachzuspüren und sie zeitlich zu fixieren. Es versteht sich, dass auch manche Einzelfrage in Kluges Arbeit gefördert oder in neuer Beleuchtung erscheint.

Mit dem 1898 veröffentlichten etymologischen Wörterbuch gab Kluge (in Gemeinschaft mit F. Lutz) den Studierenden ein nützliches Lehrbuch zur Befestigung in den Elementen der englischen Lautgeschichte an die Hand 98 81, 99 45. Das Bestreben, durch übersichtliche Elementarbücher den Anfängern das Studium zu erleichtern, macht sich in den letzten Jahrzehnten auch in den Ländern englischer Zunge bemerkbar. Unter den älteren amerikanischen Werken dieser Art verdienen die zuerst 1860 erschienenen und darnach oft aufgelegten 'Lectures on the English language' von G. P. Marsh, von der W. Smith 1862 eine erweiterte, gleichfalls vielfach erneuerte englische Ausgabe veranstaltete, und T. R. Lounsbury's 'History of the English language' 79 581, 94 79 erwähnt zu werden, unter den jüngeren die ihren Zwecken gut dienenden, mit den Ergebnissen der modernen Forschung rechnenden Arbeiten von O. F. Emerson 95 68, 96 80, 81, 97 82, 88. In England erfreuen sich die mit der Forschung allerdings nicht ganz Schritt haltenden Schriften J. Earles (Philology of the English tongue ^{1}71, ^{5}92; Jsb. 91 274, 92 254) und T. L. Kington Oliphants 87 247 weiter Verbreitung; ihnen traten neuerdings die Lehrbücher von Low 93 292, 98 64 und Nesfield 98 62, 63, 99 128 zur Seite. Für Studierende schwedischer Zunge schrieb U. Lindelöf einen guten Abriss der historischen Grammatik des Englischen, während in Frankreich V. Henry durch einen 'Précis de grammaire comparée de l'anglais et de l'allemand' (93 291, 94 48, 95 67, 96 79) das Interesse für die englischen Studien zu wecken suchte. In Deutschland endlich verspricht die Grammatik M. Kaluzas, von der der erste Teil, einen Abriss der Geschichte der englischen Sprache und der Phonetik, sowie die Laut- und Formenlehre des Altenglischen enthaltend, 1900, der zweite Teil (Mittel- und neuenglische Laut-

und Formenlehre) 1901 erschien, ein recht nützliches Lehrbuch zu werden.

Was ausser in den oben genannten Arbeiten hinsichtlich der Aufklärung einzelner Probleme der englischen Sprachgeschichte geleistet wurde, ist vielfach in Recensionen und Einzelbemerkungen zerstreut. Unter den Gelehrten, die durch selbständige Arbeiten zur Lautgeschichte an der Forschung teilnahmen, seien noch erwähnt G. Tanger 79 608, E. Förster 85 1588, G. Hempl 92 276, E. Bowen 93 298, 95 69, 96 86, G. J. Tamson 97 144, 98 118, 99 165, vor allen aber G. Sarrazin 90 201, 98 68 (dazu Engl. Stud. 29, 193—208) und K. Luick 91 285, 96 84, 98 69, 70, 99 93—95 (Engl. Stud. 29 405—411), dessen Bedeutung für das englische Sprachstudium noch im Folgenden des Näheren zu beleuchten sein wird.

Die Flexionslehre förderten F. Lindner (1876, Jahrb. für roman. und engl. Litt. 15), Fitzedward Hall 83 1258, F. B. Gummere 84 1400 und O. Hahn, dessen Programmabhandlung über die Entwicklung der Flexion im Schottischen von J. Barbour bis R. Burns 88 249, 89 331 einen bemerkenswerten Beitrag zur englischen Sprachgeschichte bezeichnet. Von höherer Warte aus als die genannten Autoren überschaute der geistreiche O. Jespersen die Entwicklung der englischen Kasus, um die Ursachen des Verfalls der altenglischen Deklination zu ergründen und darzuthun, dass der Übergang des Englischen vom synthetischen zum analytischen Typus nicht als ein Verfall, sondern als ein Fortschritt der Sprache anzusehen sei, wie alle Veränderungen der Sprache seit der ältesten Zeit nur bezweckten, sie zu einem einfacheren und bequemeren Werkzeug des menschlichen Geistes zu machen, 92 278, 95 (3) 22, (16) 61, 96 (3) 27, (16) 78.

Als ausgezeichnete Beiträge zu dem sonst noch etwas vernachlässigten Gebiet der englischen Wortbildungslehre mögen noch die Arbeiten von Ch. P. G. Scott über die Wörter, die durch Attraktion einen anlautenden Konsonanten gewonnen oder verloren haben 93 295, 94 92, 95 68, und E. Koeppel über die Neubildung von Nominativen aus ursprünglich flektierten Formen 1900 39 genannt werden.

Neuenglischen und in der frühneuenglischen Zeit 85 1587 zum Ausgangspunkt nimmt. Was die zeitgenössischen Grammatiker und Lexikographen lehrten, wurde durch Vietor 86 1450 a, 87 265, 90 218, W. Bohnhardt 89 868, F. Holthausen 89 864, 95 84, 97 116, 117, M. Löwisch 90 212, F. Wüllenweber 92 286 und Grandgent 1900 118 kritisch untersucht. Weitere Kriterien für die Aussprache des älteren Neuenglisch suchte man in der Orthographie und im Reim. So handelte Dalheimer über Al. Barclay's Sprache in the Shyp of folys of the worlde, (1509) 99 124, Sopp über die Bibelübersetzung Tyndales 90 261, Bauermeister über Spenser 96 118, Martineau über einige Fragen der Aussprache der Vokale im 17. Jahrhundert 93 808, Harder über die Sprache Butlers nach den Reimen 1900 117, Dierberger über Drydens Reime 96 118.

Die bisher behandelten Darstellungen der englischen Sprachgeschichte und Einzelforschungen auf diesem Gebiet haben es darauf abgesehen, die moderne englische Schriftsprache historisch zu begründen, ihre Grundlagen in den früheren Sprachperioden aufzusuchen. Die Bedeutung der bestehenden Mundarten sowohl für die Sprachzustände der früheren Perioden als auch für die Kenntnis der Schriftsprache und ihrer Herkunft war zwar den älteren Forschern nicht völlig entgangen (vgl. z. B. Koch, Histor. Grammatik, Band 1, Vorrede), aber es fehlte noch allzusehr an brauchbaren Untersuchungen über die lebenden Mundarten, um diese für die Sprachgeschichte nutzbar machen zu können. Denn obwohl die Volkssprache und Volkssitte von jeher der Tummelplatz war, auf dem eifrige Dilettanten ihr Wesen trieben, so hatten doch philologisch und phonetisch genügend geschulte Gelehrte nur vereinzelt ihre Arbeit diesem wichtigen Forschungsgebiete zugewandt. Unter diesen ragen J. A. H. Murray, F. T. Elworthy, C. C. Robinson und T. Darlington besonders hervor[1].

Eine tief eingreifende, bahnbrechende Wirkung auszuüben, sind aber vor allem die Arbeiten von Ellis und Joseph Wright berufen. Im fünften Bande seines Werkes 'On Early English Pronunciation' giebt Ellis ein Gesamtbild von dem Lautbestand der lebenden Mundarten. Etwa tausend eigens zu

diesem Zwecke ausgewählte Wörter, zumeist germanischen Ursprungs, werden darin in der Gestalt, wie sie in den verschiedenen Mundarten erscheinen, in phonetischer Umschrift vorgeführt. Wo es anging, wurde für diese Wortliste die Aussprache gebildeter, mit ihrer heimatlichen Mundart vollkommen vertrauter Personen von Ellis selbst oder anderen phonetisch geschulten Mitarbeitern fixiert; zum Teil war Ellis freilich genötigt, seine Schlüsse aus bloss schriftlichen Angaben zu ziehen. Eine Dialektkarte und eine gedrängte Darstellung der Entwicklung der kurzen Vokale in den Dialekten ist diesem für die Sprachforschung unschätzbaren Werke beigegeben.

J. Wright, dem wir die wertvolle Übersicht über die neuenglische Dialektforschung in Paul's Grundriss verdanken, lieferte mit seiner Grammatik des Dialekts von Windhill 94 68 eine treffliche Darstellung der Laute und Formen seines Heimatdialekts auf historischer Grundlage mit Beifügung von Proben und einem Wörterbuch in phonetischer Umschrift, und leitet nun die Herausgabe des 'English Dialect Dictionary' 97 75, 98 55, 99 33, eines Werkes von hervorragendem, dauerndem Werte. Es bezweckt, alle dialektischen Wörter, die in den letzten 200 Jahren in England, Irland und Schottland im Gebrauch waren, zu registrieren, aber auch die Dialekte Amerikas und der Kolonien bei solchen Wörtern in Betracht zu ziehen, die gleichzeitig noch im Mutterlande üblich sind. Mehr als 2500 Dialektwörterbücher und Werke, die dialektisches Englisch enthalten, sind zu diesem Zwecke durchgearbeitet und für die noch lebenden Mundarten Materialien von Mitarbeitern in allen Teilen des Reiches gesammelt worden. Die Aussprache wird, sofern sie sich überhaupt angeben lässt, in phonetischer Schrift beigefügt, was für die Sprachforschung von besonderem Werte ist. Es ist eine erfreuliche Thatsache, dass amerikanische Gelehrte ein ähnliches, nach gleich grossen Gesichtspunkten angelegtes Werk über die Dialekte Amerikas in Angriff genommen haben.

Wird die gebührende Ausnützung dieses Wörterbuchs eine der Hauptaufgaben der philologischen Forschung der Zukunft sein, so hat man die Schätze, die im fünften Bande von Ellis'

englischen Forschung vielfach erst durch die allein unmittelbar zugänglichen Sprachzustände der Mundarten ihre endgültige Bestätigung oder Berichtigung, andererseits darf die Wissenschaft überhaupt die englische Sprache in keiner Periode als etwas auch nur annähernd Einheitliches auffassen, auch in der neueren nicht. Sie muss ein Bündel von Mundarten, oder vielmehr eine Masse von Individualsprachen, die sich zu Gruppen, Mundarten genannt, zusammenschliessen, von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag verfolgen und die Schriftsprache, die aus ihnen und im Anschluss an sie, den aus ihnen kommenden Impulsen folgend, sich entwickelt hat, immer mit Bezug auf sie darstellen und beurteilen.“ (Luick a. a. O. S. 378.)

Von diesen Gesichtspunkten und Grundsätzen ausgehend, behandelt Luick in seinen ‘Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte’ 96 84, 97 89, 98 66, einer der ergebnisreichsten und methodologisch bedeutsamsten Schriften, die in neuerer Zeit auf dem Felde der historischen Grammatik erschienen sind, die Entwicklung der mittelenglischen langen Vokale und Diphthonge in den lebenden Mundarten, erörtert ihr Verhältnis zur Schriftsprache und sucht rückschliessend die Resultate der intern-mittelenglischen Grammatik zu beurteilen, zu bestätigen oder richtig zu stellen. In einem der Hauptprobleme, die in dem Werk abgehandelt werden, blieb Luick freilich nicht ohne Anfechtung. Es betrifft die altenglischen Kürzen ĭ und ŭ in offener, betonter Silbe, die, wie der Verfasser aus einer vergleichenden Betrachtung des Lautbestands der lebenden Mundarten mit den Reimen der mittelenglischen Dichtung darzuthun sucht, auf dem nordhumbrischen Sprachgebiet vor dem Ende des 13. Jahrhunderts zu ę und ǫ gedehnt worden seien (vgl. auch Jsb. 99 93–95). Morsbach 98 14, 67 stellte die Richtigkeit des „nordhumbrischen Dehnungsgesetzes“ gänzlich in Abrede, während nach Sarrazin 98 68, 99 95, dem — was nicht unerwähnt bleiben soll — die Priorität des Gedankens einer Dehnung von altengl. ĭ zu mittelengl. ē und ŭ zu ǫ zukommt, diese Dehnung vielmehr bis in das Mittelländische, zum Teil bis in die südlichen Dialekte reicht. Ihm schliesst sich E. Koeppel an, der Dehnung von ĭ zu ē auch im Südwesten nachweist 1900 111. W. Heuser endlich 1900 112 ist geneigt, zu der alten Lehre ten Brinks von der schwebenden Quantität zurückzukehren. Zu einem endgültigen, allgemein anerkannten Ergebnis ist man in dieser wie in zahlreichen anderen Fragen noch nicht gelangt, so dass der Forschung noch ein weites Feld der Bethätigung übrig bleibt. Welchen Weg

die Wissenschaft auf diesem Felde einschlagen muss, hat neben Ellis, Sweet, Kluge vor allem K. Luick gelehrt.

Syntax.

Was die Syntax des Altenglischen betrifft, so war man bis zu dem Zeitraum, der uns hier beschäftigt, ausschliesslich auf das angewiesen, was J. Grimm im vierten Bande der Grammatik (1837) und was Sachs (1861), Koch ([1] 1863—68) und Mätzner ([1] 1860—65) in ihren historischen Darstellungen gelehrt hatten. Eine Übersicht über die Hauptpunkte der Satzlehre enthielt auch die ihrer Zeit sehr verdienstliche 'vergleichende Grammatik der angelsächsischen Sprache' von F. A. March ([1] 1870). Seitdem ist in einer Reihe von Dissertationen und Sonderabhandlungen auch der Satzlehre Beachtung geschenkt und eine beträchtliche Zahl einzelner Denkmäler in Bezug auf bestimmte Kapitel oder das Gesamtgebiet der Syntax untersucht worden. Dass in diesen Arbeiten vornehmlich die poetischen Denkmäler Berücksichtigung fanden, ist insofern erklärlich, als die englische Prosalitteratur zum grossen Teil Übersetzungslitteratur ist, die durch die lateinischen Originale beeinflusst sein kann und nicht immer ein Bild von der urwüchsigen Ausdrucksweise zu geben braucht. Unter den älteren hierher gehörigen Arbeiten ist Lichtenhelds auf Müllenhoffs Veranlassung vorgenommene Untersuchung über das schwache Adjektivum im Angelsächsischen (ZfdA. 16, 325—339) hervorzuheben, in welcher der Verfasser die hauptsächlichen poëtischen Texte hinsichtlich der Verwendung des starken und schwachen Adjektivums prüft und aus dem Gebrauch des letzteren mit vorhergehendem Artikel Kriterien für das Alter der Denkmäler findet.

Unter den einzelnen Denkmälern fand naturgemäss der Beowulf am meisten Beachtung. K. Köhler behandelte den Gebrauch des Infinitivs und Particips 84 1498, E. Nader in mehreren Programmen und Aufsätzen die Kasussyntax sowie Tempus und Modus 81 1041, 82 1080, 83 1380, 81, 84 1447, 88 880, Todt die Wortstellung 93 885.

Zumeist ein wenig schablonenhaft und des selbständigen Urteils noch entbehrend, aber als Materialiensammlungen von Wert, beschäftigt sich eine Reihe anderer syntaktischer Arbeiten unter Bevorzugung der Syntax des Verbums mit den übrigen

der Genesis 90 856, 95 147, der Exodus 88 884, des Daniel 93 896, ferner mit Andreas (Anglia 2 [1879] 472ff.; Jsb. 85 1685, 89 406, 92 268, 94 178), den Werken Cynewulfs (84 1462, 86 1501, 1502, 88 842, 90 862, 863, 92 268) und mit einzelnen Gruppen altenglischer Gedichte 85 1665, 92 268.

Nicht ganz so eifrig, was die Zahl der Untersuchungen angeht, wandte man sich den prosaischen Texten zu. Doch liegt auf diesem Gebiet eine sehr umfangreiche Arbeit vor, die Syntax in den Werken Alfreds des Grossen von J. Ernst Wülfing (I 1894, II[1] 97, [2]01), zu der sich ein paar tüchtige Sonderuntersuchungen amerikanischer Autoren gesellen, welche nicht, wie die Mehrzahl der deutschen Arbeiten dieser Gattung, sich auf ein einzelnes Denkmal beschränken, sondern die erörterten Erscheinungen über die Hauptwerke der gesamten altenglischen Zeit verfolgen und auch den entsprechenden Gebrauch der übrigen germanischen Dialekte nicht ignorieren. Auch Wülfing, der im ersten Bande nur die Prosawerke, die König Alfred mit grösserer oder geringerer Sicherheit zugeschrieben werden, berücksichtigt, doch auch Bedas Kirchengeschichte (s. oben S. 94), zieht im zweiten Bande — freilich nur in beschränktem Masse — auch die Chronik, die Blickling Homilies, Wulfstan, Ælfric u. a. zur Vergleichung heran. Wülfings Syntax ist eine reichhaltige Materialsammlung, die allerdings auf Grund eines nach etwas äusserlichen Gesichtspunkten aufgestellten Schemas die Belege für die syntaktischen Erscheinungen zusammenstellt. Einer künftigen historisch-psychologischen Behandlung der altenglischen Satzlehre ist in dieser umfangreichen Beispielsammlung sehr gewissenhaft vorgearbeitet. — Unter den erwähnten Sonderarbeiten ist eine Reihe von Dissertationen der Johns Hopkins-Universität lobend hervorzuheben. In einer Studie über das absolute Participium 90 205 untersucht M. Callaway den Gebrauch des Dativus absolutus in der altenglischen Prosa früher und später Zeit. Er zeigt, dass die Konstruktion fast ausschliesslich der Übergangslitteratur angehört, und will darin nicht einen altgermanischen Gebrauch, sondern eine Nachahmung des Lateinischen erkennen. Die Wortstellung in der altenglischen Prosa, die bereits Kube zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht hatte 87 856, behandelte eingehend C. A. Smith 93 808, F. J. Mather mit genauen statistischen Angaben den Konditionalsatz 94 102, J. H. Gorrell die indirekte Rede 95 81, endlich H. M. Belden 98 88 die Verwendung der Kasus nach den gebräuchlichsten Präpositionen in der altenglischen Prosa, eine tüchtige Fortführung der Arbeit Harstricks über die Präpositionen bei Alfred dem Grossen 90 875.

Diese Arbeiten zeichnen sich zum grossen Teil durch die Weite des Blicks recht vorteilhaft vor den deutschen Dissertationen aus, die mit wenigen Ausnahmen sich allzu eng auf ein einzelnes Denkmal beschränken und daher zu abschliessenden Ergebnissen nicht gelangen können. Für Alfred standen Wülfing neben seiner eigenen Dissertation über die Cura pastoralis 88 854 noch mehrere andere Vorarbeiten zu Gebote, so die tüchtige Arbeit W. Fleischhauers über den Konjunktiv in der Cura pastoralis 86 1520 und die Dissertationen von Bock 87 837, Hüllweck 87 840, Philipsen 87 841, Lenz 87 842, Harstrick 90 875 und Lehmann 91 881. Beiträge zur Kenntnis der Syntax Ælfrics lieferten Wohlfahrt 86 1524, Schrader 87 847 und Kühn 89 481. Henshaw schrieb über den Gebrauch der Modi in den Evangelien 94 206, Flamme machte die Blickling Homilies 86 1526, Mohrbutter die Predigten Wulfstans 86 1535, F. H. Chase 93 418 und Märkisch 99 (15) 78 den Apollonius von Tyrus zum Gegenstand syntaktischer Untersuchung. Unter den Autoren, die im übrigen fördernd in die syntaktischen Studien des Altenglischen eingriffen, seien hervorgehoben H. Klinghardt mit seinem Aufsatz über *đe* und die relative Satzverbindung im Altenglischen 80 1074, R. Fricke mit seiner nützlichen Arbeit über das Zahlwort 87 254 und M. Sohrauer, dessen 'Kleine Beiträge zur altenglischen Grammatik' 87 256 einige gute Beobachtungen über den Sprachgebrach der Periode enthalten. C. Lüttgens 88 872 und C. Pessels 97 108 untersuchten die zusammengesetzten Zeiten im Altenglischen, G. H. McKnight ergänzte in seiner Abhandlung über die Wortstellung im Germanischen die oben genannten Studien von Kube, Smith und Todt, und A. Pogatscher stellte die Fälle fest, in denen in Haupt- und Nebensatz das Subjekt unausgedrückt bleiben kann und erwies die Auslassung des Subjekts als eine gemeinwestgermanische Erscheinung 00 180. Der altenglischen Syntax kamen endlich auch die Untersuchungen Einenkels und anderer noch im folgenden zu erwähnender Forscher zu gute.

Einige zusammenfassende Darstellungen der altenglischen Syntax, die in dem hier behandelten Zeitraum veröffentlicht wurden, dienen zur ersten Einführung in dieses Gebiet. Eine

in seinen 'Streifzügen' 87 349 daran ging, eine Reihe der hauptsächlichen Erscheinungen im Satzbau Chaucers darzulegen und auf ihre Herkunft zu prüfen, war er zum grössten Teil auf eigene Untersuchung angewiesen. Die älteren historischen Grammatiken, Sachs, Mätzner und Koch, hatten doch nur einige der notwendigsten Fragen der mittelenglischen Syntax berühren können. Einige Anregungen gaben auch die syntaktischen Bemerkungen in manchen Ausgaben, wie in Zupitzas Guy of Warwick und in Mätzners Sprachproben. Einenkel richtete sein Augenmerk besonders auf die Frage, „inwieweit sich die Sprache des 14. Jahrhunderts selbständig aus den altenglischen Verhältnissen heraus entwickelte, und inwieweit diese Entwicklung durch romanische Einflüsse gehemmt oder gefördert, durchkreuzt oder in gänzlich neue Bahnen geleitet wurde". Er zieht zur Vergleichung die dem Mittelenglischen gleichartigen und verwandten syntaktischen Erscheinungen des Altfranzösischen heran, in welchen er vielfach — nicht überall mit Recht — die Quelle der englischen Konstruktionen erkennt. Verschiedene kleinere Arbeiten des nämlichen Verfassers schlossen sich den Streifzügen ergänzend an, darunter eine Studie über das persönliche Fürwort (Neuphil. Cbl. 3, 1—4) und über den Infinitiv im Mittelenglischen 90 208. Auch die noch zu erwähnenden, das weitere Gebiet der englischen Sprachgeschichte umfassenden syntaktischen Arbeiten Einenkels werfen auf die mittelenglische Syntax neues Licht.

Die syntaktische Detailforschung, die sich der mittelenglischen Periode nicht in so ausgedehntem Masse zuwandte wie dem Altenglischen, war vor allem bestrebt, aus einzelnen der hauptsächlichen Denkmäler dieses Zeitabschnitts Belegmaterial für gewisse syntaktische Eigenheiten zu sammeln.

Fragen aus der Syntax des Verbs im Frühmittelenglischen behandelten P. Wichers 89 346 und F. Weyel 96 186. K. Körner prüfte die südwestlichen Denkmäler des 12.—14. Jahrhunderts in Hinsicht auf den Geschlechtswechsel der Substantiva und den allmählichen Verlust des grammatischen Geschlechts 89 347. A. Gräf setzte Einenkels Untersuchung der Syntax Chaucers fort in einer Abhandlung über das Perfektum 88 415 und die Bildung des Futurums mittels der Hilfszeitwörter *shal* und *wil* 93 478. E. Buchtenkirch untersuchte den Infinitiv bei Occleve 89 505, während F. Grimm Beiträge zur Syntax der Präpositionen in der Bibelübersetzung Wiclifs und Purveys lieferte 92 398. L. Kellner verdanken wir eine nützliche Studie über die Syntax Caxtons 90 385, die durch Einenkel 90 385 und durch Ch. S. Bald-

wins Untersuchung des Satzbaus in Malorys Morte d'Arthur 94 281 eine tüchtige Ergänzung und Erweiterung erfuhr. Auch Kellners syntaktische Beobachtungen zu Ipomadon 93 461 bilden nützliche Bausteine zu einer Gesamtdarstellung der mittelenglischen Syntax. Einzelne Eigenheiten des westlichen Mittellandes untersuchten W. Wandschneider, der das Verbum bei Langley 87 880, und E. Pitschel, welcher den einfachen Satz im William of Palerne behandelte 90 296. Ihnen schloss sich J. Ellinger an, dessen Untersuchung zur Sprache des Sir Perceval of Galles einige charakteristische Züge aus der Syntax des Substantivs, Pronomens und Verbums heraushebt 93 464. Zur Kenntnis des Schottischen endlich trugen M. Kolkwitz 93 465 und J. W. Bearder 94 107 bei.

Für die eigentliche historische, den Entwicklungsgang der Erscheinungen vom Alt- zum Neuenglischen schildernden Syntax hatten die älteren Grammatiker, besonders Mätzner und Koch (vgl. S. 111 f.) — des letzteren Satzlehre wurde in Zupitzas Neuausgabe durch zahlreiche wertvolle Beobachtungen bereichert — in ihrer vergleichenden Darstellung der hauptsächlichen Sprachstufen die Grundlinien gezogen. Einen Versuch, den Entwicklungsgang einzelner Haupterscheinungen durchdringender darzustellen, machte E. Einenkel in Pauls Grundriss 91 265. Seine Darlegungen erweitern sich in der zweiten Auflage dieses Werkes 99 91 zu einer Gesamtdarstellung der wesentlichsten grammatischen Fragen, worin in grossen Zügen der syntaktische Gebrauch des Verbums in seiner Entwicklung, die Kasuslehre und die Lehre von den Präpositionen und Pronominibus, und endlich auch kurz die Wortstellung, der Einenkel bereits früher eine Sonderuntersuchung gewidmet hatte 95 71, abgehandelt werden. Wie in den Streifzügen tritt der Verfasser auch hier der Frage näher, inwieweit fremde Einflüsse, besonders das Altfranzösische, auf die syntaktische Gestaltung einwirkten. Auch L. Kellner, dessen Verdienste um die syntaktischen Studien bereits erwähnt wurden, stellte die hauptsächlichen Erscheinungen der historischen Syntax in einem brauchbaren Lehrbuch zusammen 92 256, 93 296, worin nicht nur die ältere Fachlitteratur ausgiebig benutzt wird, sondern auch mancherlei aus eigenen Sammlungen und Forschungen ge-

auf das moderne Englisch — mit sorgfältiger Scheidung des Schriftenglischen und der Umgangssprache — gelegt ist.

Diesen umfassenderen Darstellungen zur Seite stehen eine Anzahl mehr oder weniger fördernder Untersuchungen über einzelne syntaktische Erscheinungen in ihrer historischen Entwicklung, die zum Teil von Einenkel und Kellner bereits benutzt werden konnten. Zur Syntax des Nomens lieferte O. Jespersen einen bedeutsamen Beitrag in dem feinen Versuch, den englischen „Gruppengenitiv" historisch und psychologisch zu erklären 95 (8) 22, (16) 61, 96 (3) 27, (16) 78, wobei er an einen anregenden Artikel H. Klinghardts über die genetische Erklärung der sprachlichen Ausdrucksformen (Engl. Studien 14, 19) anknüpfte. Über die Substantivierung des Adjektivs, vornehmlich im 15. und 16. Jahrhundert, handelte E. Gerber 96 99, über den Gebrauch des Adverbs und der Konjunktionen im 17. und 18. Jahrhundert W. Franz 93 309.

Der Gebrauch der Pronomina in ihrer Entwicklung vom Alt- zum Neuenglischen wurde, ausser in den genannten Gesamtdarstellungen, auch mehrfach in Sonderabhandlungen zum Gegenstand der Forschung gemacht. Neben den älteren Arbeiten von G. E. Penning über das Reflexivpronomen[1], von O. Breitkreuz über das Possessivum 82 967, P. Noack über das relative Pronomen 82 968, 83 1250 und F. B. Gummere über das Personalpronomen 83 1400 sind hier vor allem die Forschungen Einenkels über das Indefinitum 99 100 und mehrere Arbeiten zu nennen, welche die Entwicklung des Fürworts im Frühneuenglischen behandeln, so die wertvollen Abhandlungen von H. Spies über die Geschichte des Pronomens im 15. und 16. Jahrhundert 97 112 und von W. Franz im 17. und 18. Jahrhundert 92 279. Die Auslassung des Relativpronomens, über welches für das weitere Gebiet der germanischen Sprachen E. Kölbing bereits 1872 gehandelt hatte, wurde für das englische Gebiet 1878 von C. Flebbe (Arch. 60, 85—100) und von O. Lohmann 79 596 untersucht. E. Einenkel suchte französische Herkunft für diese Erscheinung geltend zu machen 91 286.

Was die historische Syntax des Verbums betrifft, so ward der Gebrauch des Konjunktivs und seine Umschreibung im Alt-

über Ursprung und Entwicklung des Futurums F. A. Blackburn 92 277. Eine nützliche Untersuchung über das Verhältnis des Perfektums und Präteritums zu einander unternahm G. Caro im Anschluss an die oben erwähnte Arbeit über das altenglische Perfektum 99 99. Über den Ursprung der Umschreibung mit *to do* im negativen Satz suchten K. Luick und W. Swoboda Klarheit zu schaffen 99 136. Eine ältere Arbeit K. Krickaus machte den Accusativus cum infinitivo (1877, Göttinger Dissertation), Ch. H. Ross, anknüpfend an M. Callaways altenglische Forschungen, den Gebrauch des absoluten Participiums im Mittel- und Neuenglischen zum Gegenstand der Untersuchung 93 366. Die syntaktischen Fragen, welche sich an das Verbum knüpfen, doch hauptsächlich mit Bezugnahme auf den Sprachgebrauch Shaksperes, fanden auch durch L. Kellner eine die Entwicklung aus den älteren Sprachstufen berücksichtigende Behandlung 85 1596.

Einen historischen Grundcharakter trägt auch die gehaltvolle Shakspere-Grammatik von W. Franz 99 125, 00 116, deren zum Schluss an dieser Stelle daher noch gedacht werden soll. Sie bezeichnet nicht nur durch das Bestreben, überall in den historischen Zusammenhang der Erscheinungen zu dringen, sondern auch durch eine Fülle selbständiger Beobachtung einen Fortschritt gegenüber den älteren Schriften ähnlicher Art, vor allem gegenüber der lange Zeit reichlich Nutzen stiftenden Shakspere-Grammatik Abbotts, deren Stelle sie berufen ist nun einzunehmen.

Charlottenburg.

Ferdinand Dieter.

Neuenglische Grammatik.

1. Allgemeine Bestimmungen.

In dem grammatischen Studium der englischen Sprache vollzog sich in dem uns hier beschäftigenden Zeitraum allmählich ein Wandel von durchgreifender Bedeutung, indem ein intensives Eindringen in die lebende Sprache, sowohl in Bezug auf die Aussprache als auch auf die Schreibweise, mehr und mehr zu Tage trat. Während man bis dahin unter „Neuenglisch“ ge-

wöhnlich die Litteratursprache des 16. bis etwa Anfang des 19. Jh. verstanden und die grammatischen Untersuchungen fast ausschliesslich auf die Schriftwerke aus dieser Periode begründet hatte, begann man der gegenwärtigen Umgangssprache grössere Aufmerksamkeit zu schenken und die Ausdrucksweise früherer Zeiten (15.—18. Jh.) mehr vom historischen Standpunkte aus zu behandeln. Hiermit Hand in Hand ging eine sich immer weiter verbreitende Beschäftigung mit der Phonetik, deren Verwendung beim Schulunterricht namentlich lebhafte Erörterungen hervorrief. Aber auch eine Reform des Universitätsstudiums der neueren Sprachen wurde verlangt, insofern den Gegenstand derselben in den vorhergegangenen Jahrzehnten fast ausschliesslich oder doch vorzugsweise die älteren Sprachperioden gebildet hatten: auch hier sollten moderne Verhältnisse mehr Beachtung erhalten. Wenn diese erstrebten Änderungen auch andere Gebiete der engl. Philologie umfassten, so wirkten sie wohl am nachdrücklichsten auf die Behandlung der Grammatik ein, so dass ein etwas näheres Eingehen hierauf geboten erscheint.

2. Theoretisches Sprachstudium und Phonetik.

Wenn die Kenntnis der historischen Entwicklung der Sprache für ein wissenschaftliches Studium unerlässlich erachtet wurde, so machten sich bei Lehramtskandidaten, die nur auf diese Art vorgebildet waren, erhebliche Mängel in der Praxis bemerkbar. Auf diese Übelstände machten bereits ältere deutsche Neusprachler, B. Schmitz 81 891 und D. Asher 81 892, 82 815, 83 1089 ff. aufmerksam, jedoch nicht ohne auf Widerspruch seitens der Universitätslehrer zu stossen, von denen einige ihre Anschauungen über den angemessensten Betrieb der modernen Sprachen äusserten; so G. Körting 82 817, 83 1086; vgl. auch 88 3, 89 3, 90 6, K. Elze in seinem Grundriss 87 1, 88 2, 89 1, W. Vietor in seiner „Einführung in das Studium d. engl. Phil.“ 87 3, 88 1, 89 2, 90 5, 94 3, 95 4, 97 1, 121, 98 3–4, 99 6–8 u. a. vgl. 85 1469–71, 94 1–6 etc. — Aber auch im Schulunterricht wurde die Behandlung des Englischen als einer lebenden Sprache und Beseitigung der rein grammatischen Methode gefordert, womit sich die Erörterung der praktischen Verwendung der Phonetik verband. Den ersten Anstoss hierzu gab W. Vietors unter dem Pseudonym „Quousque tandem“ veröffentlichte Schrift 82 1450, 83 1766, der sich bald eine Reihe anderer, wesentlich zustimmender anschlossen. Eine vollständige Übersicht über die phonetische Litteratur giebt H. Breymann

97 187, doch mögen hier die Verfasser der wichtigsten Aufsätze etc. kurz genannt werden, um so ein deutlicheres Bild, mit welcher Gründlichkeit die einmal angeregte Frage behandelt wurde, zu zeigen: K. Deutschbein 83 1779, F. Franke 84 1955, H. Breymann 84 1956, 85 1478, 86 1218, 2187, 88 450, A. Schröer 84 1958, 86 2186, 2282, H. Sweet 85 1472, 86 1219, H. Klinghardt 86 2188, 87 11, 15, 91 328, 94 182, 97 140–41, 98 107–8, A. Rambeau 86 2170, 87 4, 91 329, 94 126, A. Würzner 86 2189, A. Rohde 86 2190, O. Jespersen 86 2228, 87 17, 90 280, 91 815, P. Passy 88 288, 89 868, 90 281, J. Bierbaum 87 18, 88 455, M. Walter 88 452, J. Koch (Centralorg. 1888), Ph. Wagner 88 290 usw., während die Stimmen der Gegner der Lautschrift in der Schule, wie Ch. Eidams und G. Tangers 88 451, 454, 456, 92 13–14 sich weniger zahlreich erhoben. Aber ebenso lebhaft wie durch Schrift wurde um die angedeuteten Fragen durch Wort gestritten, worüber die gedruckten Verhandlungen der Neuphilologentage und die der neusprachlichen Sektionen der allgemeinen Philologentage die nötige Auskunft erteilen s. 86 1220–21, 87 6–10, 88 7–15, 89 6–11, 90 7–9, 94 10–11, 96 1, 98 2. Besonders genannt sei unter diesen der auch als Einzelschrift erschienene Vortrag St. Waetzoldts 93 2, der die Kontroverse über die geeignetste Vorbildung der Lehrer auf den Hochschulen nochmals anfachte (vgl. 99 7, 9, W. Münch), und die Diskussion der Thesen G. Wendts über die Reform des neusprachlichen Schulunterrichts auf dem IX. Neuphilologentage (Verhdl., S. 89 ff.), der eine Reihe von Aufsätzen verschiedener Schulmänner in den Engl. Stud. (Bd. 26 und 27) voranging.

Aber ungleich stärker als alle diese mehr theoretischen Erörterungen, die es zum Teil hervorgerufen, wirkte Joh. Storms ursprünglich norwegisch geschriebenes 79 568, dann ins Deutsche übertragenes 81 890, 82 818, 83 1085, jetzt in zweiter Auflage 93 328, 94 120, 95 92, 96 8, 97 2 vorliegendes Werk 'Englische Philologie' durch seine Fülle von Beobachtungen und Anregungen auf ein gründlicheres Studium der lebenden Sprache, obwohl seine Anordnung und Ausführung sehr ungleich ist und u. a. der Lautphysiologie darin ein verhältnismässig zu grosser Raum an-

Wenn nun die mehr auf den praktischen Gebrauch und die Erkenntnis der Gegenwart gerichtete Beschäftigung mit der englischen Sprache auch in der wissenschaftlichen Behandlung derselben immer mehr in den Vordergrund trat, wurde die historische Erforschung der Entwicklung des Neuenglischen doch keineswegs vernachlässigt; vielmehr suchte man auch diesem Gegenstand neue Seiten abzugewinnen. Vgl. S. 112 f.

3. Lehrbücher der Grammatik.

Auf dem Gebiete der vollständigen Lehrbücher der engl. Grammatik sind in den letzten 25 Jahren verhältnismässig wenig neue Erscheinungen zu verzeichnen, die wissenschaftlichen Wert besitzen. Dagegen sind von mehreren älteren Werken neue Auflagen erschienen; so von E. Fiedlers, E. Mätzners und C. F. Kochs historischen Grammatiken (s. oben S. 114 f.). Eine vollständige Umarbeitung erfuhr dagegen J. Fölsings Wissenschaftliche Grammatik durch J. Koch 89 850, 90 814, der sowohl einen Abriss der Sprachgeschichte wie auch eine Darstellung der Aussprache auf phonetischer Grundlage hinzusetzte und die moderne Litteratur in grösserem Umfange berücksichtigte; s. die Zusätze von C. Stoffel und vom Verf. 93 294. Auch die Neuauflagen von I. Schmidts in vieler Hinsicht trefflicher Grammatik, obwohl ursprünglich als Lehrbuch für die Oberklassen gedacht, gehören hierher (83 1800, 84 1990, 89 849, 90 816); schade nur, dass die Lehre von der Aussprache darin ziemlich veraltet ist. Von den übrigen, ziemlich zahlreichen Lehrbüchern der engl. Sprache, so brauchbar sie auch für den Schulunterricht sein mögen, beansprucht kaum eins wissenschaftliche Bedeutung, da sie ihren Gegenstand — ihrer Bestimmung gemäss — nicht erschöpfend genug behandeln. Indessen mögen auch Studierende die Lehrbücher von W. Gesenius und R. Sonnenburg, namentlich in ihrer englischen Übersetzung (ersteres von C. E. Aue unter dem Titel 'English Syntax' ediert 91 295, letzteres als 'Abstract of Engl. Grammar' etc. 91 296) mit Vorteil benutzen, wiewohl in beiden die moderne Umgangssprache nicht genug berücksichtigt wird.

Ebenso würde eine Aufzählung der für englische und amerikanische Schulen bestimmten Grammatiken, obwohl der Jahresbericht mehrere derselben citiert, hier zu weit führen, da ihre

J. Earle 98 95 recht belobt. Eine gewisse Originalität besitzt die 'English Grammar for Schools' von E. A. Sonnenschein 91 290, insofern sie trotz ihrer knappen Fassung auch die entsprechenden Erscheinungen der andern auf der Schule gelehrten Sprachen zum Vergleiche heranzieht, um so eine gleichartige Terminologie und Klassifikation derselben zu erreichen. Das bedeutendste neuere Werk ist aber H. Sweet's 'New English Grammar, Logical and Historical' 92 252–53, 93 286–87, 96 38, 98 61, das durch die der neueren Sprachforschung gerecht werdende Darstellung und eine Fülle eigener Beobachtungen, namentlich auch in Bezug auf die lebende Sprache, von Wert ist. In letzterer Hinsicht ist selbst das von demselben Verfasser bearbeitete Elementarbuch des gesprochenen Englisch 87 275 a, 88 285, 89 365, in engl. Form — 'Primer of Spoken English' — 90 282, 91 319–20, 93 288, von Bedeutung gewesen, da es wohl zuerst in leicht fasslicher Weise auf den Unterschied der heutigen Umgangssprache von der Büchersprache aufmerksam machte. Auf seinen phonetischen Wert wird nachher noch zurückzukommen sein.

4. Aussprache und Phonetik.

Gegenüber dieser geringen Zahl von Gesamtwerken über englische Grammatik steht eine Fülle von Einzeluntersuchungen, von denen wir eine Übersicht der wichtigeren, wenngleich an Wert verschiedenen zusammenzustellen versuchen wollen. Beginnen wir mit einer Besprechung der Untersuchungen über die Aussprache des Englischen, zunächst ohne Berücksichtigung der Phonetik. Ein vollständiges Lehrbuch hierüber veröffentlichte W. Steuerwald 84 1397, 85 1586, das jedoch zum Teil veraltet und nicht überall zuverlässig ist. Ähnliches gilt von J. W. Zimmermanns 93 332, 94 180 und A. Beneckes 88 292, 93 337 methodischer Anleitung zur Erlernung der Aussprache, obwohl ein Versuch zur Benutzung der Ergebnisse der Lautphysiologie in beiden Werken gemacht ist. Noch mehr bemängelt wird G. Gietmanns Lehrbuch 92 290, 93 333, das von der neueren Forschung keine Notiz nimmt. Ein für Franzosen bestimmtes Werk dieser Art ist der Traité etc. von R. Alezais 95 95, für Italiener von Quattrochi 90 287.

lung des Englischen, dann aber auch Vietors Phonetik (s. u.) darüber nachzusehen sind. Indes liefern auch kleinere Beiträge über die Aussprache des älteren Neuenglisch manches Interessante; s. die Aufsätze und Mitteilungen von Furnivall 81 1009, H. Fischer 81 1010, W. Vietor 86 1450 a, 87 265, 90 218, H. Schmidt 88 284, R. Otto 89 862, W. Bohnhardt 89 868, F. Holthausen 89 864, 95 84, 96 100, 97 116–17, 98 78, W. Sopp 89 870, 90 211, 92 284, M. Löwisch 90 212, R. Martineau 93 808, E. W. Bowen 96 101, 99 96–97; dazu K. Luick 99 108, G. Hempl 96 118, 98 105, 99 101, Ch. Scott 93 295, 94 92. Über die Betonung mehrsilbiger Wörter, der Komposita wie auch solcher fremden Ursprungs, handeln Fr. Schilling 85 1591, W. Swoboda 95 96, G. Hempl 96 112. Auch G. J. Tamsons Untersuchungen über 'Word Stress' 97 144, 98 118, 99 165 mögen hier genannt werden, obwohl sie sich wesentlich mit der Betonung in me. allitt. Dichtungen beschäftigen.

Ein willkommenes Hilfsmittel für die oft zweifelhafte Aussprache der Eigennamen bietet G. Tangers Namen-Lexikon 88 191, 89 278, trotzdem die von ihm gewählte diakritische Lautbezeichnung nicht immer die nötige Deutlichkeit gewährt. Ein Taschenwörterbuch der Aussprache der englischen Eigennamen veröffentlichte F. Wershoven 90 158, 93 886. Hieran schliessen wir ein paar Bemerkungen über die Aussprachebezeichnung in den neueren Wörterbüchern, von denen namentlich das grosse 'Oxford Dictionary', von J. Murray und H. Bradley herausgegeben, 84 1814, 85 1492, 86 1807, 87 191, 88 184, 89 268 etc., dieses Kapitel der neueren Forschung entsprechend und zuverlässig darstellt. Demnächst verdient Griebs Wörterbuch, von A. Schröer neu bearbeitet 94 22, 95 12, 96 16, 98 18 etc., in dieser Hinsicht empfohlen zu werden, während die grösseren Lexika von F. Flügel 90 157, 91 185, 92 166 und E. Muret 90 158, 91 186, 92 165, 97 17, 98 16 u. 17 etc., so Treffliches sie auch sonst bieten mögen, in der Darstellung der Aussprache nicht auf der Höhe der Zeit stehen. Dasselbe gilt von dem von I. Schmidt und G. Tanger bearbeiteten, verkürzten „Flügel" 95 14, 96 18, 97 20, 98 19, obwohl auch hier das Streben nach sorgfältiger Wiedergabe nicht zu verkennen ist. Noch weniger befriedigen hinsichtlich der Lautbezeichnung die kleineren Wörterbücher von F. Köhler ed. Lambeck 92 168 und Thieme-Preusser 96 19, während das von W. James ed. C. Stoffel 90 156, 91 188 als brauchbarer gilt. Auch Krummachers Taschenwörterbuch 93 222 ist in dieser Hinsicht recht verdienstlich.

Die von Engländern und Amerikanern verfassten und zu-

nächst für den praktischen Gebrauch ihrer Landsleute bestimmten Wörterbücher unterlassen es zwar nicht, auch die Aussprachebezeichnungen zu notieren, doch sind diese für Ausländer nicht immer vollständig genug und tragen noch zu wenig der Phonetik Rechnung. Immerhin werden manche von ihnen auch von Deutschen mit Nutzen nachgeschlagen werden können; wir nennen kurz Stormonth 84 1816, 85 1496, 96 14, Ch. Annandale 86 1369, 92 178, 'the Century Dictionary' 90 149, 91 189, Nuttall (new ed. 92 172) und J. Ogilvie (new ed. 95 17). Recht gut scheint das bei uns noch zu wenig beachtete 'Standard Dictionary' von Funk u. Wagnalls 95 19 über diesen Gegenstand informiert zu sein.

Im Anschluss hieran wenden wir uns zur praktischen Verwendung der Phonetik für die Darstellung der englischen Aussprache, nachdem vorhin die theoretischen Erörterungen über diese wichtige Frage kurz zusammengestellt worden sind. Von älteren Lehrbüchern dieser Wissenschaft kommen auch für den Anglisten E. Sievers' Grundzüge 87 979, 86 56 und H. Sweet's Handbook (vgl. 89 15) noch in Betracht, sind jedoch durch Werke, die den besonderen Bedürfnissen unseres Faches besser entsprechen, mehr zurückgedrängt worden; in Deutschland zunächst durch M. Trautmanns 'Sprachlaute' 84 60, 85 1583, 86 1498, 87 26, welchem Buche ein paar kürzere phonetische Untersuchungen 80 1036—37 vorangegangen waren, und W. Vietors 'Elemente der Phonetik' 84 59, 1582, 86 59, 1450, 88 287, 93 324, 94 125. Ersteres Werk, das auf einer originellen, die musikalischen Elemente mehr in den Vordergrund stellenden Methode beruht, hat nicht denselben Anklang gefunden wie Vietors Buch, das, übersichtlicher und leichter verständlich, wiederholt neu aufgelegt 94 (3) 4, 95 (3) 3 und auch in verkürzter Gestalt 97 142 erschienen ist. Viel verbreitet ist ebenfalls Aug. Westerns Darstellung der englischen Aussprache, die zuerst in norwegischer Sprache erschien (Lydlaere: 84 1396, 85 1585), dann auch in ausführlicher und in für Schulzwecke verkürzter Form ins Deutsche übertragen wurde 86 1451, 87 278—79, 88 286, 91 324, 92 289, 93 329, 98 112, 99 152. Ein gleiches Verfahren schlug H. Sweet ein, indem er unter dem Titel 'A Primer of Phonetics' einen sich auf die wichtigsten Sprachen beschränkenden Auszug aus seinem 'Handbook' veranstaltete 90 225, 91 317, 2. Aufl. 95 94. Daneben blieb auch sein schon erwähntes Elementarbuch des gesprochenen Englisch, deutsch und englisch, vielfach im Gebrauch, wiewohl sich mancher Widerspruch gegen die von ihm dargestellte Aussprache als eine allgemein gültige erhob.

Zwar betonte Sweet selbst, dass er nur die Londoner Aussprache wiedergeben wolle, doch verlangte R. Lloyd gleiches Recht auf Beachtung der nördlichen, Laura Soames der südlichen Sprechweise. Ersterer machte sich namentlich durch seine Untersuchungen über 'Speech Sounds' 90 (3) 6, 91 818–14, 93 826–27, 97 188, 99 85, 148 als einen sorgfältigen Forscher bekannt, während Miss Soames mehr auf die praktische Verwertung ihrer Lehrbücher für den Unterricht bedacht war 91 818, 92 292. Ihr 'Manual' wurde nach ihrem Tode von W. Vietor herausgegeben 97 148, 98 109, 99 150. Über die Frage des 'Standard English' handeln F. A. March 89 866, R. Lloyd 94 127, A. Schröer 94 129 und W. Vietor 97 121, aus deren Aufsätzen man ersieht, dass die Londoner Aussprache nicht mehr allgemein als massgebend gilt. Bemerkungen zur amerikanischen Aussprache veröffentlichte C. H. Grandgent, der sich auch durch seine Vokalmessungen bekannt gemacht hat, s. 91 258, 92 292, 93 881, 94 128.

Ein populäres Handbuch zur Einführung in die Phonetik schrieb auch A. M. Bell, einer der Begründer dieser Wissenschaft und Verfasser des 'Visible Speech', dessen zweite Auflage 82 75 keinen erheblichen Fortschritt bekundete, wie auch desselben 'Popular Manual' kaum auf der Höhe steht 91 809. Kleinere Aufsätze Bells über diesen Gegenstand s. 90 126–27 und 94 128. F. Techmers Bedeutung liegt wohl mehr auf dem Gebiete der allgemeinen als der speciell englischen Phonetik; doch dürfen seine „Beiträge" etc. 91 816 hier nicht übergangen werden. O. Jespersens 'Articulations of Speech Sounds' 90 280, 91 815 haben, so sinnreich seine Aufstellungen sein mögen, für die praktischen Zwecke des Anglisten keine erhebliche Bedeutung. Indem wir einige (z. B. Ch. W. P. Scott, Omission etc. 95 98) Abhandlungen, über deren Wert ein massgebendes Urteil nicht vorliegt, übergehen, führen wir noch ein paar Schulbücher an, die zuerst die Lautschrift im englischen Unterricht zu verwenden suchten. Allen voran ging Vietor 1879 in seiner 'Elementargrammatik' 82 1498; ihm folgten J. Koch in seiner Neubearbeitung von Fölsings Elementarbuch 84 1975, 86 2208, K. Deutschbein 86 2202, F. J. Wershoven 86 2222, O. Jespersen 86 2228, A. Schröer (Paradigmen 86 2222), Ph. Wagner 88 290, 99 151, K. ten Bruggencate 88 291, 91 827, W. Swoboda 89 867, 90 288 u. a. Fügen wir noch die für die Übung in der Umgangssprache bestimmten Gesprächsbüchlein mit Lautschrift von Jeaffreson & Boensel 91 880 und True & Jespersen 92 295, 93 880, 97 146 (vgl. dazu Ellinger 96 108; Ergänzungsheft 99 155) hinzu, so

dürfte der Fortschritt der Phonetik in wissenschaftlicher wie auch in praktischer Hinsicht, soweit er den Anglisten angeht, genügend gekennzeichnet sein.

5. Formenlehre und Wortbildung.

Wenden wir uns nun zu den übrigen Teilen der Grammatik, so sind über Formen- und Wortbildungslehre nur wenige Abhandlungen erschienen. Über den schwankenden Ablaut gewisser Verben schreibt A. E. H. Swaen 95$_{96}$ (vgl. auch 97$_{128}$), über Konsonantenverdoppelung J. Klapperich und O. Schulze 94$_{114}$ u. $_{115}$, über starke Verben C. J. Voortmann 82$_{976}$, 93$_{1251}$. Die Wortbildung durch Ablaut behandelt K. Warnke 79$_{590}$, 80$_{1067}$, der auch die „Scheideformen", freilich nicht gründlich genug, untersucht 82$_{992}$, 83$_{1280}$. Dasselbe Thema behandelt C. Grondhoud 84$_{1405}$, 85$_{1590}$, 86$_{1408}$, 88$_{281}$, später, seine Vorgänger teilweise berichtigend, R. Voigt (Über Polymorphie 92$_{219}$). Hierher gehören auch die 'Linguistischen Allotria' von C. F. Koch 79$_{589}$, von K. Wilhelm herausgegeben; ferner G. van Necks Abhandlung über Suffixe etc. 88$_{278}$.

6. Syntax.

Zahlreicher sind dagegen die Beiträge zur ne. Syntax, bei denen sich namentlich W. Sattler, J. Zupitza, C. Stoffel und K. ten Bruggencate durch sorgfältige Sammlung von Belegstellen und feine Beobachtungen auszeichnen. Erwähnen wir zunächst solche Aufsätze vermischten oder allgemeinen Inhalts; dahin gehören M. Krummachers 'Miscellen' 81$_{1005}$, Fitzedward Halls 'On some Points of Usage, &c.' 83$_{1254}$, L. Viewegers 'Beziehungsfunktion' 85$_{1594}$, F. Brinkmanns vergleichende Syntax des Englischen und Französischen 85$_{1595}$, 86$_{1464}$, H. Willerts Anmerkungen etc. 92$_{281}$, 93$_{318}$, R. O. Williams' 'Questions of Good English' 97$_{182}$, O. Schulzes 93$_{314}$, 94$_{112}$, 96$_{104}$, J. Ellingers 95$_{91}$, 97$_{126}$, $_{188}$, 99$_{187-88}$, G. Sarrazins 97$_{125}$ Beiträge zur Syntax. Besonders beachtenswert sind die unter dem Titel 'Studies in English' gesammelten und vermehrten Aufsätze C. Stoffels 94$_{111}$, 95$_{7}$, 96$_{10}$. Zu vergleichen sind auch die 'Studies' und 'Anmärkningar' von A. Malmstedt 98$_{101}$, 99$_{189}$. L. Kellners historische Syntax ist bereits vorher aufgeführt.

und W. Sattler 87 266, 89 352, der auch das Geschlecht eingehender behandelt 87 267, 88 275, 91 302 a. Den Gebrauch der verschiedenen Kasus erörtern O. Jespersen (s. S. 116), G. Wendt 91 302, J. Zupitza 84 1415, F. Voges 83 1252, E. Beckmann 85 1598, der sich auch mit Adjektiv und Adverb beschäftigt 81 999, ebenso C. Grondhoud 88 277 und W. Franz 93 309, der die ältere Sprachperiode berücksichtigt. Zum Adjektiv vergl. auch die Bemerkungen von Eykmann 83 1281, W. Sattler 83 1282, ten Bruggencate 86 1468, J. Klapperich 92 280 und E. Gerber 96 99; zum Adverb die von ten Bruggencate 84 1404, C. Stoffel 90 219 und R. O. Williams 95 89; zum Zahlwort die von W. Sattler 92 198.

Über die Pronomina aus der älteren Zeit des Ne. handeln W. Franz 92 279, H. Spies 97 112, 98 72; über den gegenwärtigen Gebrauch derselben ten Bruggencate 88 279; über das Possessivpronomen besonders O. Breitkreuz 82 967; über das Relativ F. Lindner in Eberts Jahrb. 1876, Flebbe im Arch. Bd. 60, Lohmann 79 596, W. Sattler 80 1068, P. Noack 82 968, 83 1250, E. Einenkel 91 286, H. Andersson 92 282, E. A. Kock 97 129; über Indefinita R. O. Williams 94 118, E. Einenkel 99 100 und C. Stoffel 99 135. Vgl. auch die Bemerkungen von A. Smith 97 180.

Von der Syntax des Verbs handeln: H. F. Ewers über Klassifikation 85 1601, E. Rohde über 'Transitivity', welchen Begriff er jedoch nicht auf Verba allein beschränkt 97 122, 98 100; E. Beckmann über reflexive Verben, Arch. Bd. 59, ten Bruggencate über das Passiv 90 220, über 'Impersonal Verbs' J. Goebel 89 354; über den Gebrauch des Perfekts G. Caro 99 99, des Futurs F. A. Blackburn 92 277; über den Konditional J. Zupitza 85 1599, 87 271; über den Modus Erzgräber 82 970, 83 1249. Häufig sind die Modalverben *shall*, *will*, *may*, *can* etc. Gegenstand der Untersuchung; siehe die Bemerkungen von C. Stoffel 82 977, 83 1284, 84 1401, von ten Bruggencate 82 975, Löwenhielm 84 1402, 93 312, Ohlsson 85 1600, Tolman 92 288, Molloy 98 102, A. Western 98 104, Gebert 99 140. Über *must* als Prät. schreiben H. Klinghardt (Engl. St. 18), W. Gebert 94 117, O. Schulze 94 118, J. Klapperich 98 103, H. Bradley 99 141; über *do* als Hilfsverb H. Dietze 96 105, H. Bradley 96 107, K. Luick u. W. Swoboda 99 136; über *dare* (auch *need* etc.) Swaen 94 ..., J. Ellinger 95 .., G. Sarrazin 96 ..., O. Jespersen 97 ...

ein paar ältere Arbeiten von C. Krickau 1877 und C. Stoffel (Arch. Bd. 62) zu citieren. Über das Gerundium siehe Blumes 80 1069 und H. Bradherings 95 87 Abhandlungen, über das Part. praet. die Bemerkungen von Fitzedward Hall 83 1354.

Mit den Präpositionen beschäftigte sich eingehend W. Sattler (siehe Arch., Bd. 55, Jb. 81 1000–1, 82 994, 83 1382–83, 84 1388, 85 1602, 86 1465), der reichhaltiges Material zusammenstellte; dann auch G. Wendt, dessen Aufsätze jedoch zunächst für Schulzwecke bestimmt waren 82 1499, 83 1780; kleinere Bemerkungen hierüber lieferten J. M. Garnett 82 971, ten Bruggencate 91 808, Zupitza 87 870, H. Breusing 85 1603, J. W. Thompson 85 1604, H. Hupe 90 218 u. a. Die Konjunktionen bezw. Adverbien werden behandelt von H. Varnhagen (Dissert. über *but* 1876), Mc Elroy u. A. H. Tolman *not... (n)or*, 89 855, J. Zupitza 91 298–801, F. Palmgren 96 109, 97 181 und R. O. Williams 96 110.

Untersuchungen über die Wortfolge, 'Construction', lieferte A. Vernon in einer Reihe von Programmabhandlungen (vgl. 81 1004), wozu H. Isaac 82 998 einige Bemerkungen nachtrug.

7. Sprachgebrauch.

Da über die Frage, was als korrektes Englisch gilt, die Meinungen selbst gebildeter Engländer auseinandergehen, so sei hier kurz eine Reihe von Werken bezeichnet, die diesen Gegenstand in populärer Form für die weniger gebildeten Landsleute behandeln, die aber auch für Englisch lernende Ausländer nützliche Winke enthalten; solche sind citiert 82 995–98, 85 1610–11, 93 816, 98 98–99. Doch auch die Nachlässigkeiten der Schriftsprache, besonders Gelehrter, werden in scharfer, wenngleich oft pedantischer Weise gerügt in den Werken von G. Washington Moon 81 980, 82 960, 86 1466, 92 160 etc., während die „Sprachschnitzer" der Deutschen mehr in humoristischer Art von O'Clarus Hiebslac 84 1381, 85 1608, 86 1469 behandelt werden. Auch C. Krügers 'Schwierigkeiten des Englischen' 97 69, 98 98 enthalten hierauf bezügliche Abschnitte.

Wenden wir uns nunmehr zu den Untersuchungen des Sprachgebrauchs einzelner Autoren, die natürlich auch vieles die allgemeine Grammatik Betreffende enthalten.

namentlich in der neuen Auflage, als ein nützliches Handbuch gilt. Eine gründlichere Arbeit ist jedoch das unter gleichem Titel erschienene Buch von W. Franz 99 125; vergl. S. 126. Nur einzelne Kapitel umfassende Arbeiten auf diesem Gebiete sind die von Bronisch über das Possessivpronomen (Diss. 1878), von G. Stern über das persönliche Geschlecht des Subst. 81 997, 84 1408, von St. Spekker über Kongruenz des Subj. und Präd. 82 987, von L. Kellner über die Syntax der Verbs 85 1596, 87 269, von C. A. Smith über die Verbalendung *-s* 97 115. Auch G. Tangers Abhandlung über Hamlet 81 1012 enthält einige grammatische Beobachtungen. Vgl. ferner J. W. Hales' Notiz 84 1409 und F. Kluge über Sh.s Sprache 94 110. Über den 'Euphuism', der hier in stilistischer Hinsicht in Betracht käme, handelt F. Landmann 82 985, vgl. 83 1271–72, über den Vokalismus bei Surrey E. Salze 88 280.

Die Sprache Spensers untersuchen F. Günther (Arch. Bd. 55), G. Wagner 79 614, Herford 83 1274, K. Bohne 84 1407, K. Bauermeister 97 118, die in Chapmans Homer H. M. Regel 82 989. Ben Jonsons Gebrauch des 'Poetical Gender' erörtert C. A. Ljunggren 95 85, Miltons Gebrauch des Artikels M. Gottschalk 83 1275, 'Bentley's English' H. E. Shepherd 81 1002, Drydens Reime J. Dierberger 97 118, 99 127. J. Klapperich beschäftigt sich mit Sheridans Sprache und Stil 92 285, 93 310, R. Thum mit Macaulay 81 1008, 83 1277–78, 84 1411, 85 1614, 86 1468, M. Krummacher mit Carlyle 83 1276, 87 274, O. Kares mit Tom Brown 83 1198, 84 1412. Über den Wert dieser letzteren drei Arbeiten sind C. Stoffels Bemerkungen 84 1414 zu vergleichen.

8. Orthographie.

Sehen wir von ein paar Arbeiten über Shaksperes Rechtschreibung ab — Tanger 81 1012, Lummert 85 1615, F. J. Furnivall 82 988 —, so wiegt das Interesse der 'Spelling Reform' durchaus vor. Eine kurze Übersicht über diese Bestrebungen giebt E. Wetzels Programmabhandlung 86 1470; für die frühere Zeit ist auch die Bibliographie der Anglia (IV, 54) zu vergleichen. Zeitschriften und Aufsätze, die der Erörterung dieses Gegenstandes gewidmet sind, siehe 81 [illegible], 82 [illegible], 84 [illegible]

gesunde Reform der unregelmässigen englischen Schreibweise durchzusetzen, ist ein merklicher Fortschritt dieser Bewegung kaum zu erkennen. Von anderen in das Gebiet der Rechtschreibung einschlägigen Arbeiten nennen wir noch die Untersuchungen über das Alphabet von Sheldon 92 $_{191}$ und T. Jones 97 $_{147}$, wozu auch eine Bemerkung von G. B. Cayley 83 $_{1257}$ zu vergleichen ist. Über 'Compounding' ist F. H. Tealls Schrift 91 $_{333}$ nachzusehen. Die Interpunktion behandeln Willems 82 $_{1003}$, E. Allardyce in 'Stops' 91 $_{333}$ und in sehr gründlicher Weise O. Glöde 94 $_{134}$. Endlich liegt eine sorgfältige Studie über den 'English Paragraph' von E. H. Lewis 95 $_{97}$ vor.

Wir sehen aus dieser Zusammenstellung, dass es trotz des Wetteifers der Anglisten aller germanischen Nationen, neue Beobachtungen auf dem Gebiete der ne. Grammatik zu machen und eine Fülle interessanten Materials herbeizuschaffen, noch an einem Werke gebricht, das alle diese Forschungen zu einem Gesamtbilde vereinigte. Vielleicht fehlt es noch an einigen Steinen, um diesen gewaltigen Bau vollenden zu können, vielleicht vermag man noch nicht die Menge des Vorhandenen zu überblicken und zu sichten, — indes dürfte der vorstehende Artikel hierzu eine kleine Anregung und erste Grundlage geben.

Gross-Lichterfelde.

John Koch.

Skandinavische Sprachen.

1. Westnordisch.

Im Vordergrunde der wissenschaftlichen Behandlung der nordischen Sprachen stand während des hier in Frage kommenden Zeitraumes wie noch heute das Altisländische, wenngleich es in den letzten Jahren nicht mehr so sehr bevorzugt wurde wie in früheren Zeiten und daher auch lange nicht mehr so häufig wie früher als „das Altnordische“ *κατ᾽ ἐξοχήν* gilt. Im Anfange der im vorliegenden Buche behandelten Zeit vollzog sich gerade in der nordischen Sprachwissenschaft ein bedeutender Umschwung: die Scheidung des Nordischen in Gruppen, und zwar nicht nur die Trennung des Ostnordischen vom Westnordischen, sondern auch noch der einzelnen Zweige innerhalb dieser beiden Hauptabteilungen, so vor allem des Altisländischen vom Altnorwegischen.

Wie unser Zeitraum überhaupt gekennzeichnet ist durch das stetig zunehmende Hervortreten der Lautlehre unter gleichzeitigem verhältnismässigem Zurücktreten der Wortbildungslehre, so hat sich auch gerade in der Behandlung der skandinavischen Sprachen die Lautlehre mehr und mehr Ansehen errungen und steht heute ganz entschieden im Vordergrunde der Darstellung. Die erste Frucht dieser neueren Richtung war die Losreissung von der neuisländischen Rechtschreibung in Ausgaben wie Hilfsmitteln und Einführung einer auf Grund der Überlieferung geregelten Schreibweise des Altwestnordischen, aufgebaut auf den Grundlagen, die Konráđ Gíslason bereits 1846 in seiner Schrift ‘Um frumparta íslenzkrar tungu í fornöld’ gelegt hatte. Der Löwenanteil an dem Verdienste, die Lesarten der ältesten Handschriften genau festgestellt und weiteren Kreisen zugänglich ge-

macht zu haben, gebührt Ludwig Larsson, dessen statistische Zusammenstellung 91 ss mustergültig ist. Viel Dank schulden wir in dieser Beziehung auch den Veranstaltern der zahlreichen phototypischen Herausgaben einzelner Handschriften, namentlich seitens des 'Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur' von 1880 ab.

Soweit die grammatischen Arbeiten nicht als selbständige Bücher erschienen sind, kommen als Veröffentlichungsorte vor allem folgende Zeitschriften und Sammelwerke in Betracht: 'Arkiv for nordisk filologi', von 1882 an in Christiania unter Mitwirkung von Sophus Bugge, Nicolaus Linder, Adolf Noreen, Ludv. F. A. Wimmer und Theodor Wisén herausgegeben von Gustav Storm, bis 1888 vom 5. Bande — dem ersten der 'ny följd' — an Leitung und Verlag nach Lund verlegt wurde, wo es seitdem unter Mitwirkung von Bugge, Finnur Jónsson, Kristian Kålund, Nils Linder, Noreen, Storm, Wimmer und Wisén von Axel Kock herausgegeben wird. Seit 1892 erscheint an Stelle des verewigten Wisén Gustav Cederschiöld als Mitherausgeber. Neben dieser Zeitschrift, die sich ausschliesslich mit Sprach- und Litteraturgeschichte befasst, bringen Arbeiten aus diesem Gebiete neben archäologischen und historischen die 'Aarbøger for nordisk oldkyndighed og historie', nach dem Eingehen der Annalen seit 1866 herausgegeben von der königlichen nordischen Altertumsgesellschaft in Kopenhagen. Neben Arbeiten aus der Philologie anderer Sprachen behandelt auch die nordische 'Nordisk tidsskrift for filologi', seit 1860, jetzt III. Reihe. Selbstverständlich kommen auch die übrigen germanistischen Zeitschriften in Betracht, namentlich Pfeifers Germania, die ZfdPh. und ZfdA., sowie Paul und Braunes (jetzt Sievers') Beiträge, wie Kuhns Z., Bezzenbergers Beiträge und die Idg. Forsch., für die Kritik AfdA. und Litbl.

Der Sammlung des mundartlichen und volkskundlichen Stoffes dienen vor allem die 'Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen och svenskt folklif', seit Mitte der siebziger Jahre im Auftrage der Gesellschaften für Mundartenforschung (landsmålsföreningarna) in Upsala, Helsingfors und Lund herausgegeben von J. A. Lundell. Ausserdem sind nordische Mundarten zerstreut behandelt u. a. in den Schriften der 'fornminnesföreningar' für die verschiedenen schwedischen Landschaften, in der dänischen volkskundlichen Zeitschrift 'Dania', herausg. von 'Universitetsjubilæets danske samfund'. Den norwegischen Mund-

arten dient die Sammlung 'Norvegia', herausg. von Moltke Moe und Joh. Storm 85 1104.

Die Litteratur zur norwegisch-isländischen Philologie vom Erscheinen seines 'Catalogus' bis 1879 hat Möbius in seinem 'Verzeichnisse' 80 706 zusammengestellt. Von da an liefern die Zeitschriften, vor allem das Arkiv, regelmässige Bibliographieen.

Eine vortreffliche Einleitung in die nordische Sprachwissenschaft hat uns Noreen u. d. T. 'De nordiska språken' geliefert 87 17.

Wie schon oben gesagt wurde, steht noch heute im Vordergrunde der wissenschaftlichen Behandlung das Altisländische, entsprechend der Wichtigkeit und dem Umfange der Überlieferung.

Als Grundlage der altisländischen Grammatik muss die Darstellung von Ludw. F. A. Wimmer gelten, die in verschiedenen Ausgaben Verbreitung gefunden hat. 1870 erschien seine 'Oldnordisk formlære til brug ved undervisning og selvstudium', deutsch unter Mitwirkung des Verfassers von Sievers 1871, und 1874 schwedisch vom Verfasser selbst, drei Ausgaben, die als verschiedene, immer gegen die frühere verbesserte Auflagen eines und desselben Werkes aufzufassen sind, das für die des Dänischen kundigen Anfänger eine verkürzte Ausgabe gefunden hat in der 'Oldnordisk formlære til skolebrug' 82 544 u. ö.. Für die Isländer hat das Buch übersetzt und mit aufs Neuisländische bezüglichen Anmerkungen versehen Valtýr Guđmundsson 86 726. Noch heute hat Wimmers Arbeit ihren Wert nicht eingebüsst, vor allem durch die übersichtliche Zusammenstellung der Wörter, die nach dem jedesmal vorkommenden Paradigma abgebeugt werden.

Seiner Formenlehre liess Wimmer 1881 ein 'Oldnordisk læsebog' folgen, das jetzt in 5. Aufl. vorliegt 96 74 und in demselben Masse als mustergültig zu bezeichnen ist, besonders in dem beigegebenen Wörterverzeichnisse.

Wenn als Anfang und Grundlage einer auf der Höhe der Zeit stehenden Grammatik des Altwestnordischen die von Wimmer zu gelten hat, so ist als der Abschluss die von Noreen zu betrachten, jetzt in 2. Aufl. 92 23, wenngleich die Kritik nicht in allen Stücken einig mit ihm ist. In dieser vortrefflichen Darstellung ist die gesamte einschlägige Litteratur benützt und angeführt, in ihr ist vor allem das von Wimmer nur in Umrissen gegebene Lautsystem bis ins kleinste ausgebaut und sind alle vorkommenden Wörter und Wortteile in einer dem heutigen Stande der Forschung entsprechend normalisierten Schreibung

gegeben, in ihr ist die Scheidung von Norwegisch und Isländisch durchgeführt, und ein ausgezeichnetes Register erleichtert die Benutzung des Buches ungemein. Dem Anfänger ist jedoch von dem Gebrauche der Noreenschen Grammatik entschieden abzuraten: die übergrosse Fülle des Stoffes, die schier erdrückende Menge von Einzelheiten muss jeden, der mit dem Gegenstande noch nicht vertraut ist, verwirren und entmutigen. Für denjenigen, der sich weiter in das Studium dieser ebenso schwierigen wie sprachgeschichtlich wichtigen Sprache vertiefen will, ist aber Noreens Buch unentbehrlich, während für Repetition der 'Abriss' 96 71 zu empfehlen ist.

Den Bedürfnissen des Anfängers haben eine ganze Reihe Gelehrter mit mehr oder weniger Erfolg gerecht zu werden gesucht. Ausser Wimmers oben erwähnter Formenlehre zum Schulgebrauch gehören hierher die Hand- und Elementarbücher, Einleitungen usw. von Oskar Brenner 82 546, Bernhard Kahle 96 75, Ferdinand Holthausen 94 75, Jos. Cal. Poestion 82 545, von denen die ersten beiden auch Lesestücke enthalten, während die Verfasser der beiden letztgenannten ein Lesebuch gesondert haben nachfolgen lassen.

An Lesebüchern sind ausser den schon angeführten noch die folgenden zu nennen: zunächst ein ganz kleines Büchlein, bei dem ich trotzdem ein wenig verweilen möchte: M. Nygaard, 'Oldnordisk Læsebog for Begyndere', 4. Aufl. 96 78, jetzt in 5. Aufl. vorliegend, deswegen, weil es infolge seiner Einrichtung ausnehmend geeignet ist, denjenigen, der über wenig Zeit verfügt, spielend ins Altisländische einzuführen, vorausgesetzt allerdings, dass er dänisch (-norwegisch) versteht. Den Anfang macht eine ganz gedrängte Lautlehre in zwei Teilen, und dann folgen sogleich Lesestücke (als erstes eine Sammlung von Sprichwörtern), allmählich vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend, vor deren jedem ein kleiner Lernstoff aus der Formenlehre und dem Wortschatze gegeben wird, während die Bedeutung der noch nicht vorgekommenen und nicht buchstäblich mit dem Dänischen übereinstimmenden Wörter in Anmerkungen angeführt ist. Daneben besitzen wir von demselben Verfasser noch ein umfangreicheres Lesebuch 82 566.

Für Dieters Handbuch ist die nordische Laut- und Formenlehre dargestellt von Richard Bethge 98 (2) 54, 00 82, einer Darstellung, die sich, dem herkömmlichen Gebrauche des Wortes 'altnordisch' entsprechend, aufs Altwestnordische beschränkt, hier aber alles Wissenswerte, für Studierende vielleicht noch zu viel,

nach dem heutigen Stande der Forschung verzeichnet und durchaus zuverlässig ist, jedoch, der Anlage des ganzen Werkes entsprechend, auf Litteraturangaben verzichtet.

Um auch die übrigen minder bedeutenden Sprachlehren nicht ganz zu übergehen, will ich erwähnen, dass L. G. Nilsson's 'Fornisländsk grammatik' von Julius Hoffory und Noreen 82 548, 83 788 als ein Plagiat aus Wimmer entlarvt worden ist und dass in den letzten Jahren in Ernst A. Kocks 'Kort isländsk grammatik' 98 86 ein Büchlein erschienen ist, das sich besonders als Repetitionsbuch vortrefflich benutzen lässt.

Weit über das gewohnte Mass eines Lesebuches hinaus gehen Th. Möbius' 'Analecta Norrœna' 79 860 und Th. Wiséns nur poëtische Texte enthaltende 'Carmina Norrœna' 87 186, denen beiden treffliche Glossare gefolgt sind.

In vielen der einschlägigen Arbeiten über nordische Sprachgeschichte ist Gemeinnordisch und Westnordisch nicht reinlich von einander zu scheiden, und muss also besonders für die früheren Jahre immer beachtet werden, dass das Altwestnordische, das Altnordische im engeren, älteren Sinn, oft nur als Prototyp der älteren nordischen Sprachen überhaupt galt und manches dafür Gesagte für alle übrigen skandinavischen Dialekte mit gilt.

An Einzelarbeiten aus dem Gebiete des Altwestnordischen und des Gemeinnordischen wäre eine ungeheure Menge zu verzeichnen, so dass ich mich auf die bedeutendsten beschränken und für Einzelheiten auf die verschiedenen Jahrgänge des Jahresberichts verweisen muss.

An erster Stelle muss Noreen's zusammenfassende Geschichte der nordischen Sprachen in Pauls Grundriss 98 67 genannt werden, die alle einschlägigen Arbeiten benützt hat.

Zur Lautlehre sind eine ganze Reihe von Gelehrten forschend thätig gewesen. Da ist besonders zu erwähnen die Untersuchung der Betonung und ihres Einflusses auf die Ausgestaltung des Sprachstoffes, die Lautschwächung in tonlosen Silben, ein Hauptarbeitsgebiet des unermüdlichen und unglaublich fruchtbaren Professors Axel Kock in Lund, der ausserdem auch den Umlaut zu einem Lieblingsgebiete seiner Forschungen erwählt und die zwei Perioden des *u*- und *i*-Umlautes nachgewiesen hat. Ferner ist sein Verdienst noch die Klarlegung des Verhältnisses von Quantität und Accent zu einander, sowie der Nachweis des Vorhandenseins langer Endsilben nach kurzer Wurzelsilbe und die Chronologie des Nasalschwundes und der Brechung. Freilich sind seine Erörterungen nicht immer ohne Widerspruch geblieben,

besonders seine Darstellung der Umlautsverhältnisse und ihrer Chronologie von seiten Elis Wadsteins, Hermann Pauls und Adolf Noreen's, die namentlich stark nebentonigem *i* und *u* keine umlautende Wirkung zugestehen wollen, 79 888, 87 28–26, 88 86, 89 80, 82, 92 29, 93 69, 94 77–80, 95 76–79, 97 64, 98 68, 69, 99 77, 00 61.

Allen Widersprüchen zum Trotze dürfte aber heute doch Kock's Umlautstheorie, die sich besonders auf Sievers' Forschungen PBB. 5, 63 ff. aufbaut, jetzt allgemein anerkannt sein, nämlich dass zunächst in einer ersten, gesamtnordischen Umlautsperiode nach langer Wurzelsilbe *i* (*u*) fiel und Umlaut bewirkte, z. B. **dōmiðō* > *dǿmða*, dann eine Zeit folgte, in der das früher durch einen Nebenton geschützte *i* (*u*) nach kurzer Wurzelsilbe auch abfiel, jedoch ohne Umlaut zu bewirken z. B. **táliðō* > *talða*, und endlich in einer zweiten Umlautsperiode auch bleibendes *i* (*u*) Umlaut wirkte, z. B. **lukill* > *lykill*.

Die Zweiheit der Betonung, diese Besonderheit der nordischen gegenüber den übrigen germanischen Sprachen hat fürs Schwedische und Norwegische zuerst nach ihrem geschichtlichen Ursprunge, dass nämlich im grossen und ganzen die einfache Betonung auf ehemals einsilbige, die zusammengesetzte auf ehemals zweisilbige Wörter trifft, Joh. Storm 79 840 nachgewiesen, und Axel Kock hat dann diese Theorie fürs Gesamtnordische weiter ausgebaut 91 26. Die Betonung isländischer Komposita untersucht L. Larsson 92 26 und kommt zu dem Ergebnisse, dass in Kompositis, deren beide Teile langsilbig sind, der Hauptton auf der letzten gelegen haben muss.

Unter der grossen Zahl von Einzelforschungen zur Lautlehre sind ferner als besonders wichtig hervorzuheben diejenigen von Hjalmar Falk 86 780, 89 81, Konráđ Gíslason 91 28, Julius Hoffory 83 792, Finnur Jónsson 97 74, Bernhard Kahle 96 82, Ludwig Larsson 88 59, Adolf Noreen 85 1018, Eduard Sievers 87 25, 91 27 und Elis Wadstein 95 79, 00 60, zum Vokalismus, von Otto von Friesen 97 71, Hoffory 84 808, Kock 93 67, 95 75, Marius Kristensen 96 88 und Fredr. Tamm 80 687 zum Konsonantismus.

Die Sprache der Skalden ist besonders zur Erforschung des

drontheimischem Ursprung, die besonders wichtig sind für die Klarlegung der Vokalharmonie 00 65.

Was die Formenlehre anlangt, so ist hier nicht so viel Wertvolles zu verzeichnen, weil dieses Gebiet schon früher ziemlich eingehend erforscht war.

Vor allem sind hier zu nennen die Darstellungen, die uns Jón Þorkelsson (der Ältere) geliefert hat in seiner unerreichten historisch-statistischen Zusammenstellung der Verbalformen 88 87, 95 80 sowie einigen Einzelausführungen zu den Formen des Konjunktivs 87 87 und zur Endung *-m* in 1. Sg. 91 80.

Was sonst die Verbalflexion betrifft, so hat F. Specht die Medialformen im allgemeinen erklärt und haben sich Th. Wisén und K. J. Lyngby mit denen auf *-umk* insbesondere befasst 91 81, 84 804, 805.

Das Phänomen der schwachen Masculina auf *-a* ist von A. Kock 91 84 gelöst worden, indem er sie teils als ehemalige Feminina, teils als Lehnwörter nachgewiesen hat.

Adolf Noreen verdanken wir eine Untersuchung über die Geschichte des suffigierten Artikels 91 89, Konráđ Gíslason eine solche über die der Pluralpossessiva 90 85.

Als zusammenhängende Darstellung der altnordischen Syntax steht noch heute G. F. V. Lund's Oldnordisk Ordföjningslære 1862 obenan. Daneben muss noch besonders genannt werden die gleichfalls schon früher, nämlich 1867 erschienene Arbeit von M. Nygaard, Eddasprogets Syntax. Einzelne Gebiete der Satzlehre hat gleichfalls Marius Nygaard behandelt, nämlich die Moduslehre, insbesondere Gebrauch des Hilfszeitwortes *munu*, die subjektlosen Sätze und die Bedeutung der Partikel *er* 83 798, 84 806, 93 78, 95 81. Ebenso ist er es gewesen, der 96 84 das Bestehen eines eigenen Gelehrtenstils im Altisländischen nachgewiesen hat. Neben ihm hat Gustaf Cederschiöld 95 82 die subjektlosen Sätze und Reinhard Kraut 99 93 die Moduslehre behandelt. Ausserdem hat Jón Þorkelsson (der Ältere) 93 74 nachgewiesen, dass der Infinitiv von den verschiedensten Präpositionen abhängig sein kann. Die Anwendung des Dativs hat Konráđ Gíslason 97 87, die der Präpositionen August Gebhardt 96 85, endlich die Wortstellung Eugen Mogk 94 82, Ludwig Bernstein 97 76 und M. Nygaard 00 84 untersucht. Mit der Lösung der Frage nach dem Ursprunge solcher dem Nordischen eigentümlichen Ausdrucksweisen wie *þjófrinn þinn, dit fæ* usw. haben sich E. Tegnér 1886 und Eugène Schwartz 98 106 beschäftigt, bis A. Kock 00 58 die Erklärung in ursprünglichen genet. possess. gefunden hat wie etwa *din dovenkrop*

< *din dovne krop*. Dass im Dänischen dieser Gebrauch aufs Possessiv der 2. Pers. Sg. beschränkt ist, hat Kr. Sandfeld-Jensen 00 108 mitgeteilt.

Was die Stammbildungslehre betrifft, so ist diese sowohl auf dem Gebiete der Nomina als dem der Verba ein Hauptarbeitsfeld von Elof Hellquist 90 38, 99 76, während sich Hj. Falk 88 84 und T. E. Karsten 95 71, 00 68 auf die nominale Stammbildung beschränkt, Sophus Bugge und E. Wadstein 95 64, 96 56, 81, die Schicksale des Präfixes *ga-* im Nordischen untersucht haben.

Seit der politischen Trennung Norwegens von Dänemark hat sich zu allen Zeiten eine an Stärke wechselnde Strömung bemerkbar gemacht, die nun auch eine besondere norwegische Schriftsprache ausbilden will, nachdem die Beibehaltung der seit der kalmarischen Union in Norwegen officiellen dänischen Sprache nicht mehr durch die politischen Verhältnisse gerechtfertigt ist. Hier stehen sich bekanntlich zwei Richtungen gegenüber, von denen die eine für Ausbildung eines 'Dansk-norsk' durch allmähliche Einführung von mehr und mehr Norwagismen in die Sprache eintritt, während die andere aus den Mundarten künstlich ein Landsmaal, ein 'Norsk-norsk' entwickelt hat.

Zum Sprachenstreite selbst sind vor allem zu vergleichen die Arbeiten von G. Bothne 98 64, Wolfgang Golther 89 49, Knud Knudsen 87 28, Halvdan Koht 00 91, K. Maurer 80 696 und J. Storm 96 70, während an wissenschaftlichen Darstellungen der beiden Sprachformen besonders die folgenden zu erwähnen sind: fürs Landsmaal die grammatikalischen Darstellungen von Ivar Aasen 81 609 und Johannes Storm 88 51 und die vortrefflichen Wörterbücher von Aasen 81 599 und Hans Ross 89 7, fürs Dansk-norsk als zusammenhängende Darstellungen diejenigen von K. Knudsen 81 611, J. A. Lundell 82 550 und für Deutsche die von J. C. Poestion 00 87. Von einzelnen Abschnitten des letzteren haben behandelt K. Brekke 81 608 und Aug. Western 89 59 die Lautlehre, Alf Torp und Hj. Falk die Geschichte 98 79 der Lautlehre und 99 82 der Syntax.

Die einzige noch als Schriftsprache lebende Ausgestaltung des Westnordischen, das Neuisländische, ist im Zusammenhange dargestellt worden von W. H. Carpenter und Björn Magnússon Ólsen 82 547, 548, ihre Geschichte von P. Passy 91 25.

vereins teils Anerkennung, teils aber, und zwar mehr, Widerspruch gefunden, namentlich von seiten der Sprachforscher unter Führung des Rektors Björn M. Ólsen 00 113–116.

Während heute das Isländische die einzige noch als Schriftsprache lebende Mundart des Westnordischen darstellt, lebt dieses nicht nur in Norwegen als Volkssprache fort, sondern auch auf den Færøern, wo gleich wie in Norwegen das Dänische die öffentliche Verkehrssprache darstellt.

Das Færøische ist auf der Grundlage der ersten Bearbeitung durch V. U. Hammershaimb 1854 und im Anschluss an Wimmers Oldn. Formlære grammatisch und später lexikalisch dargestellt von Jakob Jakobsen, selbst einem geborenen Færing 92 100, 00 88.

Derselbe Jakob Jakobsen hat aber auch die Reste des ausgestorbenen Nordischen auf Shetland gesammelt und in vortrefflicher Weise dargestellt 97 54, 98 72, während Marius Hægstad die ältere shetländische Sprache darstellt, soweit sich dies aus der schlechten Überlieferung des sogen. Hildinaliedes bewerkstelligen lässt 00 64.

2. Schwedisch und Dänisch.

Unter den ostnordischen Sprachen ist am eingehendsten das Schwedische untersucht worden. Das Altschwedische wird im Zusammenhange grammatisch dargestellt von A. Noreen 98 96 in seiner noch nicht abgeschlossenen Altschwedischen Grammatik, zu der als Ergänzung sein altschwedisches Lesebuch 94 189 dient.

Was Arbeiten über einzelne Abschnitte der altschwedischen Grammatik und Sprachgeschichte anlangt, so hat als Vater der altschwedischen Lautlehre Axel Kock zu gelten. Ein Teil seiner oben zum Altisländisch-altnorwegischen genannten Arbeiten bezieht sich, weil vom Nordischen überhaupt handelnd, auch mit aufs Altschwedische. Wie dort so ist auch hier sein Hauptverdienst die Aufklärung der Geschichte des Umlauts und der Accentverhältnisse, besonders in ihrem Einflusse auf die Wortgestaltung. Hierher gehören vor allem seine Aufsätze 79 341, 81 617, 85 1048, 87 29, 88 41, 90 51, 91 24, 94 87, 96 77.

In einzelnen Dingen ist eine Einigung noch nicht erzielt, so dass sich z. B. in Umlautsfragen Kock und Elis Wadstein gegenüberstehen 91 85. Eingehend handelt ferner vom *v*-umlaut im Altschwedischen S. Söderberg 90 50.

Die Vokalbalanz hat N. Beckmann untersucht 92 39, die Behandlung langer Vokale vor langer Konsonanz (im Ostnordischen überhaupt) Noreen 80 686.

Zum Konsonantismus liegt vor eine Einzelarbeit über den Wechsel von *fn:mn* von E. Björkman 96 86.

Bei der dialektischen Verschiedenheit der einzelnen Denkmäler hat auch die Untersuchung solcher ihren Wert für die Sprachforschung, und so hat die Lautlehre des Vestmannalag ihre Darstellung durch E. Brate gefunden 87 81, die des Smålandslag durch E. Björkman 96 88, Södermannalag durch R. Larsson 96 88 a.

Die Flexionslehre des Altschwedischen ist dargestellt worden von Brate 90 52, K. T. Melin 90 53 im allgemeinen, während andererseits auch einzelne Denkmäler auf ihre Beugungslehre hin untersucht worden sind, und zwar Vestmannalagen von Karl K:son Siljestrand 90 54, Södermannalagen von R. Larsson 91 45, Bjärköarätten (mit der Lautlehre) von F. Zetterberg 93 89.

Von einzelnen Abschnitten der Beugungslehre ist besonders dargestellt worden das reduplicierende Präteritum von Axel Kock 95 75, der auch in einem Sammelaufsatze 98 60 verschiedene Kleinigkeiten zur schwedischen Formenlehre dargestellt hat, unter denen besonders hervorzuheben ist der Nachweis alter gen. sg. fem. und gen. pl. ohne *s* in Ortsnamen. Die Rektion der Präpositionen und die obliquen Kasus des Altschwedischen hat Eugène Schwartz 1878 untersucht.

Das bekanntlich vom Altschwedischen stark abweichende Altgutnische ist teils in Verbindung mit dem ersteren behandelt worden, wie z. B. von Noreen 98 67, teils gesondert, und zwar die Lautlehre überhaupt von S. Söderberg 79 381, der Vokalismus insbesondere von Axel Kock 89 44.

Was die neuere schwedische Sprache anlangt, so sind darüber eine ungeheuere Menge von Einzelarbeiten geliefert und wiederum in einer ganz stattlichen Zahl von grammatischen Gesamtdarstellungen ihre Ergebnisse verwendet worden.

So ist die Laut- und Betonungslehre behandelt worden von Osc. Svahn 82 554, J. A. Lyttkens und F. A. Wulff 85 1052, denen wir auch ein Aussprachewörterbuch verdanken 89 61, sowie von Henry Sweet 80 691, J. A. Aurén 81 616, H. Hainer 88 46 und A. F. Nyström 89 60.

Axel Kocks historische Arbeiten (s. oben) müssen selbstverständlich auch fürs Neuschwedische herangezogen werden. Neben ihm hat F. Hultman 94 28 den *u*-Umlaut, und zwar fürs Ostnordische überhaupt behandelt.

verba im Finnisch-Schwedischen eine solche von F. Gustafsson 94 28.

Unter denjenigen Arbeiten, welche sich die Einzeluntersuchungen der verschiedenen Forscher zu nutze gemacht und die heutige schwedische Sprache zusammenfassend grammatisch dargestellt haben, sind zu nennen die Sprachlehren von E. Funk 98 98, D. A. Sundén 89 40, J. C. Poestion 90 47 und E. Walter 98 97.

Zur neueren schwedischen Sprachgeschichte sind folgende Aufsätze und Arbeiten von Wichtigkeit: Aksel Andersons Untersuchung älterer schwedischer Sprachlehren 84 811, Natanael Beckmans Darstellung der schwedischen Sprache im 18. Jh. 94 86 und seine Untersuchung über die Beibehaltung gemeinnordischer Länge des Endungsvokals nach kurzer Wurzelsilbe noch in Siälinna Tröst 91 86, August Schagerströms und A. O. Freudenthals Darstellung verschiedener sprachgeschichtlicher Vorgänge 87 32, 88 38. Ebenso hat Axel Kock 89 45 Beiträge der verschiedensten Art geliefert, 85 1045 eine vortreffliche Darstellung der schwedischen Accentgeschichte gegeben und 92 40 den Übergang von *y* zu *ö* vor Supradentalen nachgewiesen, wogegen Axel Åkerblom nachgewiesen hat, dass der Übergang von altschwedischem *o* vor gewissen Lauten zu *å* erst der neueren Zeit angehört 99 85.

N. Linder hat das Aufkommen der maskulinen und femininen Pluralendungen im Neutrum untersucht 90 49.

Fredr. Tamm hat den Ableitungsendungen der schwedischen Substantiva, Adjektiva und Adverbia, sowie den ersten Gliedern der Komposita je eine Abhandlung gewidmet 99 105–107, 00 68, Axel Kock in mehreren Sammelaufsätzen, besonders 98 60 kleinere Beiträge aller Art zur Geschichte der schwedischen Formenlehre geliefert, und E. Tegnér 88 49 den Einfluss des Deutschen aufs Schwedische klargelegt.

Zusammenfassend sind dann die Hauptzüge der schwedischen Sprachgeschichte dargestellt worden von K. Ljungstedt 98 70.

Endlich ist die schwedische Juristensprache von L. de Geer 93 82, die Studenten- und Schülersprache von Ruben G. Berg 00 46 und die besonderen Spracheigentümlichkeiten des weiblichen Geschlechts von Gustav Cederschiöld 00 111 behandelt worden.

In Schweden sind die Wogen des in Skandinavien überhaupt ziemlich lebhaften Rechtschreibungsstreites besonders hoch gegangen, ja, es ist sogar eine Zeitschrift für lautgemässe Schreibung begründet worden: 'Nystavaren' hrsg. von Otto

Hoppe 86 748. Was einzelne Arbeiten auf diesem Gebiete betrifft, so begnüge ich mich bei der grossen Menge derselben mit blosser Aufzählung der hauptsächlichsten Verfassernamen: R. Arpi, J. A. Aurén, G. Cederschiöld, G. Eneström, Isidor Flodström, H. Hernlund, Axel Kock, E. H. Lind, N. Linder, J. A. Lundell, M. Lundgren, J. A. Lyttkens und F. A. Wulff, A. Noreen, Nils Pallin, A. Schagerström, D. A. Sundén, Esaias Tegnér und K. O. Wessman.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kampfe gegen eine veraltete, der heutigen Aussprache nicht mehr entsprechende Schreibweise hat N. Linders Feldzug gegen die Titularkrankheit in Schweden 86 750.

Im Dänischen ist für ältere Sprachperioden verhältnismässig weniger geforscht worden als in den übrigen skandinavischen Sprachen. Fürs Altdänische sind besonders zu nennen die Arbeiten Axel Kocks 88 89, 91 84.

Mit der Unterscheidung zwischen Stosston und Gleitton haben sich fürs Dänische eine ganze Reihe Gelehrter beschäftigt, so namentlich C. F. Bruun 83 821, A. Kock 85 1049, V. Bennike 85 1050, S. Broberg 87 51. Doch ist es erst O. Jespersen 97 62 gelungen, das Gesetz kurz dahin zu formulieren, dass Stosston ehemals einsilbigem betonten Worte zukommt, wenn dem Vokale kein stimmloser Laut folgt, während alle übrigen Wörter Gleitton haben. Die Mundarten haben entweder das gleiche Gesetz, oder ein paralleles, so hat z. B. nach Nikolaj Andersen diejenige von Feldsted für den Stosston Gleitton, für den Gleitton geschleifte Betonung 97 61. Die Frage nach der Entstehungszeit des sogen. Stosstones löst M. Kristensen 98 81 zu Gunsten der Mitte des 14. Jh.

Im übrigen ist die Lautlehre des Dänischen gesondert behandelt worden von V. Dahlerup und Otto Jespersen 88 82 und V. Boberg 96 91, insbesondere unorganische Lautformen von Viggo Såby 81 607, die Verbalformen von P. K. Thorsen 87 88 und von Axel Sørensen 00 104, der die in der Umgangssprache alleinherrschenden Singularformen für den Plural auch in die Schriftsprache einführen will.

Die Satzlehre ist von B. T. Dahl 86 749, die Bedeutungslehre von V. Andersen 94 101 behandelt.

M. Simonsen 90 42, P. Groth 96 90, J. C. Poestion 90 41 und Karl Wied 97 85.

Ein ganz umfassendes Werk ist die gründliche Sprachlehre von Kr. Mikkelsen 93 94, 95, die als die erste wissenschaftliche und geschichtliche Grammatik der dänischen Sprache zu bezeichnen ist. Daneben wird auch diejenige von E. Jessen 91 88 besonders lobend hervorgehoben.

Was die für Deutsche geschriebenen dänischen Sprachlehren betrifft, so gilt ausser denen von Poestion und Wied sämtlichen der Vorwurf, dass auf den so überaus wichtigen Unterschied zwischen Stosston und Gleitton gar nicht eingegangen wird, und auch die sonst vortreffliche Arbeit Poestions geht verhältnismässig viel zu kurz hierüber hinweg. Das Gleiche gilt auch für die Lehrbücher des Schwedischen und Norwegischen, wo nur Walter ziemlich eingehend, Poestion etwas weniger genau vom einfachen und zusammengesetzten Tone handelt.

Beiträge zur dänischen Sprachgeschichte oder zusammenfassende Darstellungen haben geliefert Ludv. F. A. Wimmer 86 781, J. Lauritsen 87 21, P. K. Thorsen 89 84, Otto Jespersen und Kr. Mikkelsen 95 90, 91 und endlich Verner Dahlerup 95 84, 96 89, 97 49, dessen Buch als der Abschluss dieses Gegenstandes zu betrachten ist.

Dänische Berufssprachen, nämlich Soldaten-, Jäger- und Theatersprache hat K. Larsen 95 87, 88 dargestellt.

Auch im Dänischen herrschen verschiedene orthographische Systeme, wobei ausser dem Streite um die Schreibung der einzelnen Laute noch der Kampf um kleine oder grosse Anfangsbuchstaben tobt. Hier haben das Für und Wider besonders J. Aars, C. St. A. Bille, N. W. T. Bondesen, E. Jessen, E. v. d. Recke, Viggo Såby, T. Scheel und Karl Verner vertreten, während sich um die Schaffung eines dänischen Lautschriftsystems D. Andersen und Chr. Blinkenberg 88 60, sowie O. Jespersen 91 20, 99 109 verdient gemacht haben.

3. Mundarten. — Wortforschung. — Namenkunde.

In der Mundartenforschung steht Schweden weit vor allen anderen. Die Zahl der dortigen Mundartarbeiten geht nahezu ins unermessliche, so dass es zu nichts führen würde, bei

Sammlung Nyare bidrag usw. zu verweisen, die unter der Leitung des unermüdlichen J. A. Lundell eine grosse Anzahl von Abhandlungen, Grammatiken und Wörtersammlungen zur Kunde der schwedischen Mundarten, einschliesslich derer Finlands enthält und über die anderwärts erschienenen in regelmässigen Bibliographien berichtet.

Dass, ebenso wie innerhalb der Mundarten einer einzelnen Sprache, so auch keine scharfe Grenze zu ziehen ist zwischen allen schwedischen Mundarten einerseits und allen norwegischen andererseits, hat Amund B. Larsen 96 69 nachgewiesen.

Die norwegischen Mundarten behandelt, soweit die Darstellung von denen der Schriftsprachen — dansk-norsk und norsk-norsk — getrennt ist, Henry Sweet 84 813 im allgemeinen, während einzelne Mundarten dargestellt sind von Chr. Vidsten (Vosse) 85 1110, Amund B. Larsen (Kristiansand) 92 54 und (Solør) 94 106. Dem letztgenannten Gelehrten verdanken wir auch eine Karte der norwegischen Mundarten.

Mit der bereits oben genannten Untersuchung der alten Drontheimer Mundart durch Marius Hægstad ist zugleich auch das auf den Mundarten beruhende Landsmaal als Schriftsprache in die philologische Wissenschaft eingeführt, denn sie ist in dieser Sprache geschrieben, für die ja auch ihr Verfasser die Universitätsprofessur in Christiania innehat.

Auf dem Gebiete der dänischen Mundartforschung sind von Wichtigkeit die Arbeiten von P. K. Thorsen 94 104 für Sejerø, von J. M. Jensen für Børglum 99 88.

Eine Übersicht über die Einteilung der dänischen Mundarten giebt uns die Karte, die von Valdemar Bennike und Marius Kristensen herausgegeben wird 98 74.

Auf dem Gebiete der Wortforschung ist ungemein viel geleistet worden, so dass ich mich auf die Anführung der wichtigsten Aufsätze beschränken muss. Es fallen hierher vor allem die Arbeiten von Sophus Bugge 79 323, 325, 84 780; G. Ehrisman 96 54; F. Dyrlund 85 995; Hjalmar Falk 86 717, 88 10; F. L. Grundtvig 96 68; E. Hellquist 97 40; Ebbe Hertzberg 88 11; K. F. Johansson 88 12; Finnur Jónsson 96 59; Axel Kock 81 600, 82 533, 84 786, 85 999, 89 17, 90 15, 95 70, 96 55, 97 45, 46, 98 60, 61, 99 61, 67; L. Fr. Leffler 85 1000, 1001; Ev. Lidén 86 718, 87 9, 91 13, 96 17; J. Nordlander 84 [illegible]; A. Noreen 79 [illegible], 90 14, 97 47; K. Nyrop

Soweit Arbeiten über einzelne Gebiete der Wortforschung und Etymologie in Betracht kommen, verdienen besonders genannt zu werden diejenigen über Komposita fürs Altisländische von L. Larsson 92 26, fürs Schwedische von F. Tamm 92 41, über heute im Schwedischen ausgestorbene Wörter von G. Cederschiöld 92 46, über Synonyma in der gleichen Sprache von A. F. Dalin 95 57.

Was einzelne Wortkategorien sind, so sind die Tiernamen der schwedischen Sprache bearbeitet von E. Hellquist 94 68.

Der Bedeutungswandel ist fürs Dänische behandelt von O. Jespersen 95 85 sowie von O. Siesbye und Kr. Mikkelsen 96 93, euphemistische Umgestaltungen von Kr. Nyrop 99 56.

Die Ergebnisse der Wortforschung sind in Wörterbüchern zusammengefasst worden fürs Altwestnordische, teilweise mit Einschluss des Neuisländischen, von Guđbrand Vigfússon, dessen Icelandic Dictionary auf den Vorarbeiten von Richard Cleasby beruht, von Johan Fritzner 83 767, dessen nun in zweiter Auflage vollständig vorliegendes altnordisches Wörterbuch namentlich durch eingehende Erklärung der Realien hervorragt und endlich durch Jón Þorkelsson (den Älteren) 79 831. Neben diesen ist übrigens das allerdings schon 1863 erschienene Wörterbuch von Erik Jonsson (Eiríkur Jónsson) wegen seiner Handlichkeit von hohem Werte und fürs neuere Isländisch der alte Björn Haldorsen (1814) noch immer unentbehrlich.

Die heutigen norwegischen Mundarten sind lexikalisch behandelt von Ivar Aasen 81 599 und Hans Ross 89 7.

Fürs Schwedische haben wir die altschwedischen Wörterbücher von Joh. E. Rydqvist 84 776 und K. Söderwall 84 777, während fürs Neuschwedische ein umfassendes Wörterbuch der Akademie 94 53 im Erscheinen begriffen ist. Daneben bestehen selbstredend eine Menge moderner Wörterbücher für den Handgebrauch, sowie Wörterbücher für zahlreiche Mundarten von H. A. Vendell (besonders fürs Ostschwedische), Freudenthal, Noreen, Schagerström u. a.

Älteres Dänisch ist der Gegenstand von O. Kalkars grossem, noch nicht vollendetem Handwörterbuch 81 597, während fürs Neudänische als umfangreichste Sammlung das Handwörterbuch von Grundtvig 80 676 zu nennen ist. Von den zum Handgebrauche bestimmten Wörterbüchern ist das beste das bei uns nur sehr wenig bekannte von J. Kaper 95 54. Das verbreitetste, von Helms, lässt uns nur zu oft im Stiche.

Die jütischen Mundarten stellt in umfassender Weise dar das dickleibige, aber noch nicht abgeschlossene Wörterbuch von H. F. Feilberg 86 837.

Ein vortreffliches etymologisches Wörterbuch der dänischen Sprache hat uns E. Jessen geschenkt 92 8, ein solches von F. Tamm für die schwedische 90 12 ist noch nicht vollendet.

Die Volksetymologie hat ihre Bearbeiter gefunden fürs Schwedische in A. Noreen 88 20, 21, H. Vendell 88 22, R. Geete 93 59; fürs Dänische in Kr. Nyrop 82 540.

Das damit verwandte Gebiet der verblümten Redensarten usw. hat gleichfalls Kr. Nyrop dargestellt 85 996.

Eine besondere Stellung innerhalb des Wortschatzes der einzelnen Sprachen nehmen die Fremdwörter und Lehnwörter ein und sind daher vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen, auch der Anfeindung. Im allgemeinen zeichnen sich die modernen nordischen Sprachen durch ziemliche Reinheit aus. Am meisten Fremdwörter besitzt das Schwedische, am wenigsten das Isländische. Auch das Dänische ist, namentlich seit der Steigerung des Nationalgefühles infolge der dänisch-deutschen Kriege, stark von Fremdwörtern gereinigt worden, wenn auch hier die Ausrottung ganzer Gruppen von eingewurzelten Fremdlingen nicht immer möglich war. Man denke nur z. B. an die Aufnahme der deutschen unbetonten Vorsilben *be* und *er*, die nicht nur in vollständigen Fremd- und Lehnwörtern, wie etwa *betale*, *erindre* vorkommen, sondern auch an dem Deutschen ganz fremde Stämme angesetzt werden können wie z. B. *bebrejde*, 'Vorwürfe machen'. Eine vortreffliche Darstellung der Sprachreinigung und überhaupt der Sprachentwicklung im Norden besitzen wir von E. Mogk 97 48, auf die füglich als Ersatz für eine Geschichte der Bewegung gegen die Fremdwörter an dieser Stelle verwiesen werden kann.

Die erste Flut von Fremdwörtern brachte, wie leicht erklärlich ist, das Christentum und der christliche Gottesdienst nach dem Norden. Ihre Behandlung im Altwestnordischen und umgekehrt auch ihren Einfluss auf die Sprache haben Finnur Jónsson 94 64 und Bernhard Kahle 99 178, 00 175 nachgewiesen.

Nächst den durch christlich-römischen Einfluss ins Nordische geratenen fremden Bestandteilen sind die zahlreichsten diejenigen

Trotz ihrer niedrigeren Kultur haben aber auch die finnischen und lappischen Völkerschaften, ja auch die baltischen und slavischen ihren Anteil zur Bereicherung der nordischen Sprachen beigesteuert, worüber vor allem die Arbeiten von R. Saxén 95 62 und Fr. Tamm 81 602 zu vergleichen sind.

Andererseits haben jedoch auch die nordischen Sprachen ihren Einfluss auf andere ausgeübt. Während die Einwirkung derselben aufs Finnisch-Lappische noch fortdauert, war von nur vorübergehender, damals aber um so stärkerer Wirkung auf den Sprachschatz der keltischen wie germanischen Sprachen Grossbritanniens und Irlands die dänische und norwegische Herrschaft auf diesen Inseln. Während die nordischen Bestandteile der keltischen Sprachen von G. T. Stockes 91 11, W. Stockes 93 47, W. A. Craigie 93 46 behandelt sind, haben E. Brate 85 994, E. Björkman 00 70 und George T. Flom 00 71 dasselbe fürs Englische gethan.

Die Einwirkung des Nordischen aufs Lappische ist von K. B. Wiklund 92 22 und J. K. Qvigstad 94 61, die des Dänischen aufs Hochdeutsche in Nordschleswig, besonders in Bezug auf den Satzbau, von Nikolaj Andersen 99 88 dargestellt.

Die Namenkunde hat sich im Norden einer ganz besonderen Pflege erfreut, und zwar ist sie hier nicht wie anderwärts fast ausschliesslich der Tummelplatz für die Dilettanten mit mehr oder minder windigen Kenntnissen der sprachgeschichtlichen Dinge gewesen.

Über Namen im allgemeinen, bezw. über Personennamen und Ortsnamen im Zusammenhange, liegen Arbeiten vor von P. A. Kjällerström 95 48 und Sophus Bugge 89 11, über Ortsnamen für das alte Island, nämlich über diejenigen der Landnámabók von J. Nordlander 99 52. Die Untersuchungen zu einzelnen isländischen Orts- und auch Personennamen durch Brynjúlf Jónsson (passim) gehören eigentlich ins Gebiet der Litteraturgeschichte und Altertumskunde.

Für Norwegen besitzen wir das vortreffliche in seiner Art einzig dastehende Werk von Oluf Rygh 98 48, das leider beim Tode des Gelehrten noch nicht abgeschlossen war, dessen Vollendung jedoch gesichert ist.

Für Schweden sind von besonderer Wichtigkeit die Arbeiten von P. J. Lindal 89 15, von J. Nordlander 83 788, 90 20, 99 55, von E. O. Nordlinder 88 52, Adolf Noreen 00 49 und P. Olsson 00 50, für Dänemark diejenigen von A. Hansen 80 682, O. Nielsen 84 794 und Sigurd Nygaard, der 98 50 aus der Gestalt von Orts-

namen das Alter der Ansiedlungen zu bestimmen sucht, 99 51 die verschiedenen Umgestaltungen der Ortsnamen nach ihren sprachgeschichtlichen Gründen erklärt, und endlich für den Norden überhaupt Johan Fritzners Arbeit 80 681.

Insbesondere haben Ortsnamen auf *-skialf* ihre Darstellung gefunden für Schweden durch L. Fr. Läffler 93 55a und für Norwegen durch O. Rygh 93 56, solche auf *-løse* durch A. F. Selmer, endlich diejenigen auf *-lo* durch Löffler, Rygh und Bugge 90 21.

Die nordischen Ortsnamen auf englischem Gebiete hat J. C. Atkinson 90 19, diejenigen in der Normandie Gustav Storm 87 18, altnordische Namen im Irischen G. T. Stockes dargestellt 91 11.

Die nordischen Ruf-, Bei- und Familiennamen sind Gegenstand der Behandlung gewesen auf dem westnordischen Gebiete für Ivar Aasen 79 828, O. Huseby 91 7, Jón Jónsson 95 60, 99 48, E. H. Lind 95 59, Adolf Noreen 97 87 und Bernt Støylen 87 16, auf dem schwedischen für E. Tegnér 82 537, M. Lundgren 86 721, 722, 92 47, 97 36, Karin und Sven Norrmann 89 14, auf dem dänischen für H. F. Feilberg 96 48, J. M. Jensen 99 50a, Marius Kristensen 99 50, O. Nielsen 84 792, Axel Olrik 98 47 und H. F. Rørdam 84 798, und, soweit sie ins Englische übergegangen sind, für G. Stephens 81 596.

Endlich hat Axel Erdmann 91 14 die *Gautar Gotar* und *Jótar* als *aud-aces* mit Präfix *ga-* erklärt, Fr. Löffler 94 65 die ostnordischen Völkernamen bei Jordanes einer Untersuchung unterzogen, und E. H. Lind 96 51 aus den Namen der Ynglinger ihre dänische Herkunft nachgewiesen.

Die Runenforschung ist im vorstehenden unberührt gelassen, weil einerseits ein Eingehen auf die sprachlichen Einzelheiten der Runenforschung mit dem hier verfügbaren Raume nicht in Einklang zu bringen ist, andererseits die Behandlung der Runeninschriften nach ihrer Bedeutung, ihrem Alter und ihrer Herkunft in das Fach der Litteraturgeschichte gehört. Ich begnüge mich mit dem Hinweise, dass an der Runenforschung weitaus am meisten beteiligt sind Sophus Bugge und Ludv. F. A. Wimmer, deren Leistungen die aller anderen Forscher weitaus überflügeln.

Die nordische Sprachforschung im letzten Viertel des 19. Jh. ist durchaus unter der Flagge der sogen. junggrammatischen Schule gesegelt, jede Erscheinung wird zu erklären gesucht und

kann man sich der Empfindung nicht erwehren, wie wenn bisweilen auf einer einzelnen Lesart allzu unvorsichtig Sprachgesetze aufgebaut würden ohne genügende Rücksicht auf die Unvollkommenheit der Überlieferung. Auf jeden Fall aber herrscht unter den nordischen Sprachgelehrten ein Fleiss und eine Gewissenhaftigkeit, der wir unsere höchste Anerkennung zollen müssen, wenngleich der Anlass für Deutsche nach Art des Alldeutschen Verbandes kein erfreulicher war, denn zweifellos steht die eifrige Pflege der heimischen Sprachgeschichte im Norden im engsten Zusammenhange mit dem Aufschwunge, den in Skandinavien die nationalen Wissenschaften überhaupt genommen haben, nachdem durch den für Dänemark unglücklichen Ausgang der deutsch-dänischen Streitigkeiten zuerst in diesem Lande das Nationalgefühl ganz bedeutend, ja oft bis zum Chauvinismus gesteigert worden war und sich, bei dem Bewusstsein der engen Zusammengehörigkeit der drei skandinavischen Reiche diese Bewegung auch auf Schweden und Norwegen übertragen hatte. Dass aber die politischen Verhältnisse, obgleich sie die gesteigerte Thätigkeit auf dem Gebiete der heimischen Sprachforschung im Norden veranlasst haben, dennoch nicht störend in die Wissenschaft selbst eingreifen, dafür zeugt in erfreulicher Weise das friedliche Zusammenarbeiten der deutschen und der nordischen Gelehrten.

Erlangen 1901.

August Gebhardt.

Metrik.

1. Der Allitterationsvers.

Zum Verständnis der in den letzten Jahrzehnten gemachten Fortschritte sind einige geschichtliche Bemerkungen nötig.

Die erste wissenschaftliche Kenntnis des Allitterationsverses (Av.) verdankt man Rask. In seiner isländischen Grammatik (dänisch 1811, schwedisch 1818) handelt ein längerer Abschnitt von der Verskunst der Isländer; Mohnike hat ihn 1830 bearbeitet und ins Deutsche übersetzt. 1817 erörterte Rask in der ags. Grammatik [1] die westgermanische Technik. Der Zeit gemäss beurteilt Rask die germanische Kunst von der antiken aus. Die germanischen Verse würden nicht nach Füssen gemessen, wie die griechischen und lateinischen. Jeder Halbvers enthalte vielmehr nur einige 'lange' (gemeint sind rhythmisch schwere) Silben als Ruhepunkte der Stimme. Im Fornyrđislag seien es 2, im ljóđaháttr sehr oft 3. Dazu träten dann 'Kürzen' (d. i. leichte Silben). Im ags. scheidet Rask den Erzählervers mit 2 'langen' oder 'betonten' Silben (d. h. 2 Hebungen) vom 'langen Erzählervers' (d. h. Schwellvers) der 3 'Ikten' habe. Dass die ganze germanische Allitterationspoësie zusammenhänge, ist ihm klar. Die deutschen Verse hätten ähnliche Struktur wie die ags., dieselbe Zahl von Ikten, nur längere Málfylling und weniger strengen Bau. Nach Rask hat der Av. ein Metrum, das aus derselben Wurzel entsprossen ist wie der antike Hexameter und das Urmetrum in ursprünglicherer Gestalt darbietet als dieser. Für das as. führte Schmeller Rasks Lehre weiter, indem er die Stäbe und die vierte Hebung als Taktthesen, den Langvers daher als Viertakter (accentuierenden 'Tetrameter') betrachtete. Die Dichtung dachte er sich zur Harfe gesungen. Mehr an Rask hielt sich Wackernagel bei seiner

[1] Ins Engl. übers. von B. Thorpe, Kopenhagen 1830 (vergl. S. 135—168).

Auffassung der deutschen Avv., doch nimmt auch er Gesangsvortrag, wenngleich einfachster Art, an.

Untersuchungen über den Vers in Otfrids Evangelienbuch liessen nun Lachmann Beziehungen erkennen, die zwischen dem ahd. Reimvers und der ahd. Allitterationsdichtung bestehen. Otfrids Halbvers erwies sich als vierhebig: 2 Haupthebungen werden mit 2 Nebenhebungen in mannigfacher Weise kombiniert. Hinter jeder Hebung kann die Senkung ausfallen. In dieser Weise vierhebig fasste Lachmann auch die Halbverse des Hildebrandsliedes und, wenngleich mit Vorsicht, die meisten des Muspilli auf. Dieses vierhebige Metrum ist für Lachmann das Echte, Alte. Von hier aus habe sich die ags. und aisl. Kunst zu kürzeren, zweihebigen, die ags., aisl., as., ahd. zu längeren, drei- und mehrhebigen Zeilen entwickelt. Wie Rask, von dem er ausgeht, lehnt Lachmann für den Av. (nicht aber den Rv.) Fussmessung ab, redet auch nicht von Takten; an Stelle von Rasks 'Länge' bezw. 'Ictus' setzt er den Begriff der 'Hebung'. Das principiell Neue bei Lachmann ist die wichtige Entdeckung, dass Senkungen im Germanischen 'ausfallen' können (samt der Zeit! Rossbach-Westphals 'Synkope' der Senkung ist etwas anderes, nämlich Ausfall der Silbe bei Erhaltung ihrer Zeit). Auf Lachmann fusst Grein. Er erkannte, dass Haupt- und Nebenhebungen im Av. wie bei Otfrid in bestimmter Weise verteilt sind (Haupthebungen 1, 3; 1, 4; 2, 4; 2, 3). Möbius und Wilken[1] folgen Lachmann fürs aisl. in der Annahme, dass im Av. die Zahl der Hebungen wechsle.

Lachmanns vorsichtige und schonende Scansion wurde von seinen Schülern aufgegeben: sie dehnten die reine Vierhebungslehre auf sämtliche ahd. allitterierende Denkmäler (Müllenhoff), dann aufs as. (Heyne) und ags. (Schubert) aus. Freilich ging es dabei nicht ohne Annahme von Dreiern und Sechsern neben dem Vierer ab.

Schmeller ausgenommen hatte bis dahin niemand auf den Av. Taktmessung anzuwenden gewagt. Dieser Begriff der modernen Musik kommt erst durch Jessen in die Allitterationsmetrik. Jessen ist es auch, der Lachmanns Theorie in Form einer Viertaktlehre auf die aisl. Verse überträgt. Giebt der Text nicht volle vier gute Taktteile her, sondern nur drei oder zwei, so werden die Zeiten durch Annahme von Pausen ergänzt. Im

Ausdehnung einer Hebung über drei Taktteile (zwei gute, einen schlechten) gewinnt und alle germanischen Avv. mit vier Takten misst.

So stehen sich Anfang der 70er Jahre mehrere Ansichten gegenüber: die alte Raskische, dass der Halbvers normalerweise zwei, als Schwellvers drei Ikten habe und drei normale Halbverse zusammen ein roheres Abbild des antiken Urhexameters seien; die Lachmannische, dass der vierhebige Urvers (mit Ausfall von Senkungen und Unterscheidung von Haupt- und Nebenhebungen) Grundlage der Allitterationstechnik und in den Denkmälern teils erhalten, teils zu einem zwei- bis drei- bezw. mehrhebigen verändert sei; die veränderte Lachmannische, die als strenge Vierhebungstheorie auf die ganze westgermanische, als Viertakttheorie zuerst auf die nordische, dann auf die gesamte Allitterationsdichtung übertragen worden ist. Die letztere trug schliesslich den Sieg über die beiden ersten davon.

Gegen sie wendete sich 1872 Vetter und kehrte zu Wackernagel, d. h. im ganzen zu Rask zurück. Gegen Lachmann sagt er: nur zwei Stäbe sind im normalen Halbvers vorhanden, Füllungen von wechselnder Ausdehnung stehen dazwischen; der Schwellvers mit drei Stabsilben hat sich aus stark überfüllten Versen herausgebildet. Gegen die Takttheorie wendet er ein: die Allitterationspoësie ist — gesungen oder, was er vorzieht, gesagt — taktlos und recitativisch vorgetragen. Diese allgemeine Formulierung Vetters lässt das Metrum des Av. dahingestellt, anders als Lachmann und seine Anhänger. Vetter dringt auch zuerst auf genauere Untersuchung des überlieferten Textes.

Von demselben kritischen Standpunkt aus unternahm 1874 K. Hildebrand seine fruchtbaren Untersuchungen über die Versteilung in den Eddaliedern. Er hebt ausdrücklich hervor, die metrische Form der Lieder sei noch immer nicht mit Sicherheit erkannt. Sie könne nur durch genaue Analyse der Texte ermittelt werden; metrische Annahmen, die anderswoher stammten, seien zunächst unbedingt beiseite zu lassen. Eine Untersuchung aber müsse vor allem bestrebt sein, den Umfang und die Grenzen der Halb- und Langverse festzustellen. Dazu sei von der Syntax auszugehen. Seine wichtigen Ergebnisse führte er in seiner Eddaausgabe von 1876 durch

indem abgelehnt wurde, mit Rask Begriffe und Formen der antiken Metrik, mit Lachmann solche der deutschen Reimtechnik, mit Jessen solche der modernen Musik auf den Av. anzuwenden; man liess das Metrum einstweilen dahingestellt. Positiv, indem der Av. als ein Gebilde besonderer Art genommen und mehrere wichtige Gesetze ohne theoretische Vorurteile rein aus dem Text abgeleitet wurden. Es ergab sich, dass die Versgliederung der syntaktischen, die Allitteration den Abstufungen des Sprachaccents folgt und dass es bei dem eigenartigen Bau dieser germanischen Reihen nichts nütze und den Vortrag in keiner Weise fördere, wenn man dem Av. eins der bekannten quantitierenden oder accentuierenden Metra aufnötige.

Ein Mangel war, dass diese Gelehrten, ganz wie Rask, die Zahl der leichten Silben für zufällig und rein von den Forderungen des Wohlklangs abhängig hielten. Hier zunächst setzen die Untersuchungen von Sievers ein. Die Frage nach dem Metrum wird noch als nebensächlich behandelt. Sievers' erste Untersuchung über die Metrik der Skalden[1] lehrte, wie strenge Regeln für die Silbenzahl im dróttkvǽtt gelten. Jede Zeile besteht aus 6 Silben, nur dass unter gewissen Bedingungen für ⏊ auch ◡ ⏓ eintritt. Alle überschüssigen Silben der Texte müssen getilgt werden (durch Elision, Einsetzung kürzerer Sprachformen, Konjektur), wenn sie nicht durch 'Auflösung' zu erhalten sind; fehlende Silben sind zu ergänzen. Die feste Silbenzahl folgt daraus, dass der dróttkvǽttvers aus 3 Takten zu 2 Silben besteht, in denen die Senkung nicht wie im hd. Reimvers fehlen, aber die Wortbetonung im Innern oft vernachlässigt werden darf. Entsprechendes gilt für die übrigen skaldischen Verse und auch für die sog. 'volkstümlichen' Eddalieder. Auch deren Verse sind zum grössten Teil unter Vernachlässigung des Wortaccentes silbenzählend: der Halbvers hat im Fornyrđislag 4, im Málaháttr 5 Silben. Damit war nachgewiesen, dass die Silbenzahl wenigstens der nordischen Verse nicht so willkürlich war, wie man bis dahin annahm.

Hildebrand (Ergbd. ZfdPh. S. 78 Fussn. 1) und Edzardi[2] hatten behauptet, dass die Silbenzählung des Nordens nicht germanisch, sondern vermutlich den Kelten entlehnt und darum nicht schlechthin auf die Verse des Fornyrđislag der Edda anzuwenden sei. Vielmehr werde hier eine in der Silbenzahl ur-

---

[1] Jsb. 79 342.
[2] Jsb. 79 343.

sprünglich freiere Technik durch die silbenzählende der Skalden fortschreitend beeinflusst. Viersilbigkeit sei nicht von vornherein Princip gewesen, sondern nur Ziel und Ende der Entwicklung. Damit falle auch die Notwendigkeit, die von Sievers als Grund der strengen Silbenzahl angenommene, gegen den Sprachaccent verstossende Taktmessung anzuerkennen. Gegen Edzardi[1] hielt Sievers[2] den Grundsatz fester Silbenzahl für die ganze nordische Poësie zunächst fest, die Annahme der Vernachlässigung des Wortaccentes in der Edda nahm er jedoch zurück. Er liess nun den eddischen Viersilber bestehen aus 2 'Takten' der Form –́◡ oder ◡–́, die sich zu mannigfachen Gebilden verbänden: –́◡–́◡, ◡–́◡–́, ◡–́–́◡, –́◡◡–́, –́–́–̀⏓, –́–́◡̀⏓ (ev. mit schwebender Betonung der Mittelsilbe).

Damit vollzieht sich ein Wechsel in Sievers' theoretischen Anschauungen. Unter dem Einfluss der damals herrschenden Lehre vom Takt auch in der Poësie hatte er sich den nordischen Normalvers als einen Zweitakter zurechtgelegt, den 'Takt', wie die Musiktheorie vorschreibt, mit dem schweren Teil beginnend. Die Rücksicht auf den Sprachaccent und den sprachlichen Bau und Klang der Verse lässt ihn jetzt den Begriff 'Takt' anders fassen, als er eigentlich in der Musik gemeint ist: er lässt ihn bald mit dem leichten, bald dem schweren Wert anfangen. Jene fünf Formen sind also Verbindungen von je 2 abstrakten (Sprech-) Takten; die Werte –́ und ◡ sind 'Taktteile', von denen –́ unter Umständen in Unterteile (in der musikalischen Theorie entsprächen die 'Taktglieder') aufgelöst werden kann. Wie der strenge Taktbegriff der Musiker Zeitteilung und Gewichtsabstufung umfasst, so der umgemodelte von Sievers, nur dass der Natur der Sprechpoësie gemäss das zweite Moment stark in den Vordergrund tritt, das erste als schwer fass- und bestimmbar wenig zur Geltung kommt.

Diese abstrakten Sprechtaktschemata des Av. treten in den Mittelpunkt von Sievers' Forschung, als er findet, dass sie auch den ags. Versen zu Grunde liegen, deren Silbenzahl jedoch viel freier ist, weil auch die 'schlechten' Taktteile mehrsilbig

zeile des Kviđuháttr und ähnlicher Metra besteht normaler Weise aus 4 Silben, die entweder paarweise (als –́× oder ×–́) oder in der Verteilung 1:3 zu 'Takten' oder 'Füssen' zusammentreten. Der Sechssilbler ist wohl Verlängerung des alten Viersilblers um –́× und hat dieselbe Freiheit der Betonung. Damit wird überhaupt darauf Verzicht geleistet, zeitgleiche und gleichlaufende Takte in den nordischen Versen nachzuweisen, wie zuerst geschah. Sievers gründet nun den Bau des nord. Av. auf das Princip des fortgesetzten 'Taktwechsels'. Jede Annahme von Pausen und Überlängen, die man zur Herstellung einer fortlaufenden Reihe gleich langer und gleichartiger Takte zu machen geneigt ist, wird als unberechtigte Analogie zum hd. Reimvers abgelehnt. 5 Hauptformen der in der charakterisierten, freien Weise '2taktigen' Reihe giebt es:

A –́×|–́×
B ×–́|×–́
C ×–́|⏒́×
D –́|–́–̀×, –́|–́⏑̀× oder –́|–́×–̀
E –́–̀×|–́, –́⏑̀×|–́ oder –́×–̀|–́

–́, –̀, × sind auch hier als 'Taktteile' gedacht; Sievers nennt sie aber 'Glieder'. Durch Auflösung, Auftakt usw. werden diese Grundformen modificiert. Málaháttr ist eine Erweiterung des Viersilblers zum festen Fünfsilbler. Der Edda wird eine freiere Technik zugestanden als den Skalden.

Schien ehedem durch den Nachweis des Princips der Silbenzählung im Nordischen der aisl. Vers vom westg. losgerissen zu sein, so schloss sich die Kluft dadurch wieder, dass Sievers zeigte, wie jene Taktformen auch im ags. Vers[1] den Kern bilden. Der ags. Standpunkt erwies sich als das Ursprüngliche, das im Norden durch Einfluss der keltischen Silbenzählung schon in der Eddatechnik, noch mehr bei den Skalden beschränkt ist. Die Statistik lehrte, dass die Silbenzahl auch im ags. gewisse Grenzen nicht überschreitet. Die verschiedenen Möglichkeiten wurden zusammengestellt. Deutlich ward zwischen Normalvers und Schwellvers unterschieden[2]. Untersuchungen über die ags. Judith lieferte nach Sievers' Muster Luick[3], über Juliana, Elene und Crist Ph. Frucht[4], über diese sowie Andreas, Gúđlác, Phœnix

[1] 85 1063.
[2] 87 (16) 285.
[3] 86 1507.
[4] 87 (16) 330.

M. Cremer[1]. Für die eddischen Hamđismál W. Ranisch[2] mit einigen Abweichungen.

Dass auch das as. im wesentlichen dieselbe Technik zeigt, lehrt F. Kauffmann[3] im Anschluss an Sievers' Hinweis. Das ahd. betrachtet Sievers[4] selbst.

Diese Untersuchungen von Sievers und seinen Schülern legen den Bau des Av. in wesentlichen Punkten (Accentabstufung, auch Zeitverteilung) klar. Sie führen in dieser Beziehung weiter, was Hildebrand und Rieger begonnen.

Hatte Hildebrand gelehrt, wie man im Av. die Halbverse begrenze und von einander scheide, Rieger, wie sich die Allitteration zum Sprachstoff verhalte, so gab nun Sievers genaue Bestimmungen über den Bau des Verses in Bezug auf die feinere Gewichtsabstufung aller seiner Elemente, gewisse Zeitbeziehungen (—=◡×, ⏊́⏊̀ zuweilen =⏊́◡̀ usw.) und Silbenzahl. Er führte damit jene Arbeiten sehr viel weiter. Vetter und Rieger hatten ferner nur im allgemeinen angegeben, wie sie sich den Eindruck der Av. dächten; Sievers hat sich diesen von vornherein genau klar gemacht und mittelst des von ihm durchgeführten Schematismus versucht, ihn selbst in voller Lebendigkeit mit den wichtigsten Nuancen festzuhalten. Dass das nur in unvollkommener Weise geschehen konnte, liegt in der Natur des sehr flüssigen Sprachstoffs. Es ist also für das Verständnis der Sievers'schen Schemata wohl zu beachten: die einzelnen Versschemata sollen Abbilder der rhythmischen Form des betr. einzelnen Verses sein, so wie er leibt und lebt; die 'Typenschemata' sind Abstracta. Endlich: die nächsten Vorgänger hatten darauf verzichtet, das die Avv. beherrschende Metrum aufzustellen, und die Frage danach als verfrüht abgelehnt. Sievers sucht sie zu beantworten: das Metrum ist ein 2taktiges. Es verbindet in freiem Wechsel die aufsteigenden (×⏊́) und absteigenden (⏊́×) zweisilbigen Taktformen und die einsilbige ⏊́ mit ⏊́⏊̀×, ⏊́◡̀× oder ⏊́×⏊̀, deren Glieder man sich in verschiedener Weise durch 'Auflösung', 'Erweiterung', 'Steigerung' modificiert denken könne, wie etwa in der musikalischen Taktlehre 'Spaltung', 'Triolen', 'Punktierung' usw. das abstrakte Grundschema modificieren. Die 5 Typen des Normalverses (Nv.) sind

arten) des normalen Alliterationsmetrums. Das Schwellversmetrum ist entsprechend '3 taktig'.

Damit nimmt Sievers eine Stellung ein, die zwischen der von Vetter-Rieger und der der modificierten Lachmannschen Theorie in der Mitte liegt. Der Av. ist durchaus ein Vers sui generis. Vom Vetterschen 2hebigen 'Recitativ' unterscheidet er sich nach Sievers durch die von ihm nachgewiesene strenge 'Taktbildung', den wohlgeregelten Bau im einzelnen und den Wechsel von 2—3 Hebungen. Vom ahd. Reimvers 1) durch Fehlen der Synkope der Senkung (im Sinne Rossbach-Westphals!); 2) durch fortwährenden 'Taktwechsel'; 3) durch den Unterschied, den man in ihm zwischen (freien, accessorischen) 'Auftakt' bei den Typen A D E und (notwendiger) Eingangssenkung bei B C bemerkt; 4) dass er auf schwache Silben keine Hebungen legt. Diese Eigenschaften hat er aber, weil er ein Sprechvers ist und darum nicht taktierend im musikalischen Sinne (wie Kinderlied und i. A. die Vokalmusik), sondern 'recitierend' (wie modernes Drama usw.) vorgetragen worden ist[1]. Die Vorstellung der musikalischen Taktbildung und Taktgleichheit, die z. B. Jessen und Amelung auf den Av. angewendet hatten, ist also gänzlich fern zu halten. Auch gesungen ist der Vers nicht. Höchstens ein Melodram mit Harfenbegleitung. Veränderungen dieser Anschauung, soweit sie den Schwellvers betrifft, nehmen vor Luick[2] und Kauffmann[3]. Ersterer fasst den Schwellvers (Sv.) als eine Art Verschmelzung zweier Normalverse, dieser sieht darin bloss gesteigerte D, eine Ansicht, die Luick[4] zurückweist.

Der Av., wie ihn nach Bau und rhythmischem Wesen Sievers, von der Textbetrachtung allmählich vordringend, bestimmt hatte, wich sowohl von den sonst bekannten quantitierenden und accentuierenden Formen der Poësie als von den in zeitgleiche und gleichartige Takte zerlegbaren der Musik ganz ab. Er machte auf die Philologen einen sehr befremdlichen Eindruck. Vor allem glaubte man die unleugbaren Beziehungen zum 4hebigen Rv., von denen einst Lachmann ausgegangen war, bei Sievers zu wenig beachtet. Auch schien seine Art, im Av. 'Takte' verschiedener Form im fortwährenden Wechsel zu verbinden, dem Wesen des Rhythmus nicht zu entsprechen. Andererseits wurde allgemein anerkannt, dass Sievers die accentuelle, bis zu einem gewissen Grade auch die syntaktische Struktur der allitterierenden

---

[1] 87 (13) 20. [2] 88 (13) 13. [3] 90 (17) 19. [4] 91 (16) 335.

Dichtungen aufgedeckt habe. Aus diesem Dilemma glaubte man sich mit der Formulierung herauszuhelfen, Sievers habe nicht die rhythmischen Formen des Av. gefunden, zureichend schematisiert und beschrieben, sondern bloss das Thatsächliche ermittelt. Das 5-Typensystem sei kein System r h y t h m i s c h e r F o r m e n, sondern habe bloss g r a m m a t i s c h e (syntaktisch-accentuelle) Bedeutung. Der Rhythmus des Av. sei erst auf Grund der von Sievers entdeckten Thatsachen zu finden. Ähnlich wie man selbst bei genauester Zergliederung des Textes einer Mozartschen Arie noch gar nichts oder doch recht wenig über den Rhythmus wisse, der die Worte beherrsche, so habe Sievers mit seiner Textstatistik über den Rhythmus der Verse selbst nur wenig ermittelt. Sprachliche und rhythmische Formen fielen eben auseinander. Gleichzeitig übte man an der Unterordnung mancher Verse unter die Typen Kritik, indem man zum Teil andere Zusammenhänge als Sievers statuierte. Auch werden Sievers' Ausdrücke 'Grundtypus', 'verkürzt, aufgelöst, erweitert, gesteigert' usw. als 'unhistorisch' getadelt. Mit Unrecht, weil sie von Sievers in unbefangenem Anschluss an Rieger von vornherein nur logisch-deskriptiv gemeint waren und weder über Entstehung noch über Entwicklung etwas vorausnehmen sollten.

H. Möller[1] meint, dem Av. lägen als Metra zu Grunde zwei Formen von 2 $^4/_4$-Takten, die historisch durch die germ. Accentzurückziehung aus den entsprechenden urg. Metren von 4 $^2/_4$-Takten entstanden seien:

$^4/_4$ | ♩ ♩ ♩ ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ und

$^4/_4$ ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ | ♩ ♩ ♩.

Für ♩ ♩ konnte überall 𝅗𝅥, für ♩ ebenso ♪♪ eintreten. Ebenso waren Pausen möglich, alles in Anlehnung an die Sprache bezw. an die Veränderungen, die das urg. durch die Auslautsgesetze erlitten habe. Mit diesen Schematen könne der Av. so rhythmisiert werden, dass, wie grundsätzlich notwendig sei, die Stabsilben die guten Taktteile bildeten und der Sievers'sche Taktwechsel beseitigt werde. Möllers Verdienst ist es, darauf

taktierte, die nur möglich wird durch unrichtige Voraussetzungen über die Begriffe Takt und Rhythmus und durch die Erneuerung des alten Irrtums, als könne die lautgeschichtliche Veränderung einer Sprache in Accent und Silbenzahl fertige rhythmische Formen allmählich umbilden und in neue verwandeln. Von ähnlichen Anschauungen aus, wie Möller, weist A. Heusler[1] den Zeilen des Ljóđaháttr 2 Takte zu (der ganzen Strophe 12), zugleich das Metrum an griechische Verse historisch anknüpfend. H. Hirt[2] hält im Hinblick auf das NibL. den wgrm. Nv. im zweiten Halbvers für 3taktig, im ersten wechselnd für 3- oder 4taktig, der Schwellvers habe im ersten 5, im zweiten 4—5 Hebungen. Wichtig ist bei Hirt der Hinweis, dass Formen wie ´̲ ⏑̲ × ´̲ × und ´̲ ̲ × ´̲ × meist zu Typus E gehören. K. Fuhr[3] hinwiederum legt das Schema

– ´̲ – ´̲ – ⏑̲ ´̲ } { – ´̲ – ´̲ – ⏑̲ ´̲
– ´̲ – ´̲ – ´⏑⏑̲ ⏑̲∧ } { – ´̲ – ´̲ – ´⏑⏑̲ ⏑̲∧

für den Langvers zu Grunde.

Der Hauptfehler der eben genannten Forscher liegt darin, dass sie — von unrichtigen Vorstellungen über die Begriffe (einfacher und zusammengesetzter) 'Takt' und 'Mora' abgesehen — der aus dem Altertum stammenden metaphysischen Rhythmustheorie (vergl. unten) huldigen und darum zwischen realem (occasionellem) und idealem (intentionellem) Rhythmus scheiden. Diesen Unterschied giebt es nicht. Ein zweiter Mangel ist, dass sie trotz dem berechtigten Streben, den Av. an bekannte, einfache Metra anzuknüpfen, nicht im stande sind die von Sievers vorgelegten Thatsachen mit ihrem Schema in völligen Einklang zu bringen. Sie haben nur gezeigt, dass ein moderner Komponist, der die ganze rhythmische Entwicklung der Vokalmusik bis ins 19. Jh. hinter sich hat, die allitterierenden Verse so komponieren kann. Für den primitiven Standpunkt älterer Zeit ist damit aber nichts bewiesen.

Auch Sievers war sich, trotzdem er die Sache hatte, begrifflich noch nicht über ihr Wesen klar geworden. Denn er bezeichnete den Gegensatz der allitterierenden Rhythmen zu denen des modernen Liedes als einen der Vortragsweise (recitierend: taktierend)[4]. In Wirklichkeit freilich behandelt er den Av.

---

[1] 90 (12) 88.
[2] 89 (16) 377, 91 (13) 21.
[3] 92 (13) 8.
[4] 87 (13) 90.

durchaus als eine Form eigener Art, indem er ihm zu Liebe sogar Begriffe wie 'Fuss' und 'Takt' in neuer, meines Erachtens nicht zulässiger Weise braucht, statt für die neue Sache einen neuen Namen zu finden. Ferner scheint Sievers damals (s. altg. Metr. S. 173), von der Eigenart des Av. immer mehr überzeugt, für besser gehalten zu haben, diesen Vers von den Metren im üblichen Sinne zu trennen und wie die freien Rhythmen des 18./19. Jh. zu beurteilen, d. h. anzunehmen, der Av. sei aus den natürlichen Kolen der emphatischen Rede erwachsen. Er folgte darin einer Ansicht von Wilmanns[1] und näherte sich dadurch wieder dem Standpunkt Vetters und Riegers.

Der Begriff 'Metrum' hat viele Wandlungen erfahren. Wenn man aber darunter, wie jetzt die Praxis der Metriker, diejenige abstrakte rhythmische Form versteht, unter die man als Gattung alle Individuen einer Versform nach Art und Unterart subsumieren kann, also den Inbegriff der wesentlichsten Merkmale einer Versform, dann hat Sievers allerdings das Metrum des Av. gefunden. In der That kann das auch nur der Anhänger der metaphysischen Rhythmustheorie bestreiten.

Es blieb noch die Frage: woher stammt dies von allen bekannten Metren abweichende der altgermanischen Poësie? Wie kann es mit den sonst bekannten in Zusammenhang gebracht werden?

Denn trotz aller Freiheit ihres Rhythmus war höchst unwahrscheinlich, dass die Allitterationszeile rhythmische Prosa sei. Dem widersprachen die von Sievers gefundenen strengen Gesetze und der geregelte Stabreim; dazu die Analogie der epischen Poësie anderer Völker. Beziehungen zum 4hebigen Reimvers waren — wie auch Sievers Beitr. XIII anerkennt — nicht zu leugnen.

Andererseits musste die von Sievers ermittelte Form des Av. in ihrer Besonderheit erhalten bleiben und auch Thatsachen wie die doppelte Funktion von ◡× als 'Auflösung' oder ◡ (einfache Hebung) +× erklärt werden.

Beiden oben gestellten Forderungen sucht die Auffassung der Allitterationsrhythmen gerecht zu werden, die F. Saran Sievers im Jahre 1890 mündlich sowie in einer ausführlichen Skizze mitteilte. Ihr Kern ist: die mannigfaltigen und frei beweglichen Formen des altgermanischen Normalverses sind nichts Ursprüngliches. Sie lassen sich auch nicht aus der rhythmischen Prosa

–⏊–⏊–⏊–⏊ d. h. ²/₄ 𝅘𝅥 | 𝅘𝅥 𝅘𝅥 | 𝅘𝅥 𝅘𝅥 ⁝ 𝅘𝅥 𝅘𝅥 | 𝅘𝅥

entstanden. Zu einer gewissen Zeit wurde dieses nicht mehr 'taktierend' (wie etwa das moderne Volkslied) gesungen, sondern unter Abstreifung der Melodie und der strengen Form recitiert. Das alte Metrum war 'dipodisch' (im Sinne von Sievers); Nebenhebungen lagen darin oft auf schwachtonigen Textessilben. Solche Hebungen gingen bei jenem Vorgang verloren, wurden 'gedrückt'. So entstand die Zwei- (bezw. Drei-)hebigkeit des allitterierenden Nv. an Stelle der Vierhebigkeit des Urmetrums.

Wie unter Berücksichtigung der Iktenabstufung, Synkope der Senkung, Auflösung, Auftaktbehandlung, Katalexe im vorauszusetzenden Urmetrum, die Avv. aus den Unterarten der alten Tetrapodie zum Teil noch direkt abgeleitet werden können (z. B. *hyran scolde* ⏊×⏊× aus ⏑⏊⏊⏊⏊ usw.) hat Saran ebenfalls ermittelt, den ganzen Vorgang des Übergangs und der Umwertung überdies für einen rein rhythmischen erklärt, der mit Veränderungen der Sprache nichts zu thun habe.

Diese Theorie hat Sievers angenommen und seinen zusammenfassenden Darstellungen der altgerm. Metrik einverleibt. Nur hat er die von Saran angesetzten Formen des altgerm. Urmetrums noch auf ein idg. Metrum zurückgeführt, aus dem sie sich im Anschluss an die germanische Accentzurückziehung und Silbenreduktion entwickelt hätten. Die aind. Gayatrīstrophe spiegele jenes hypothetische idg. Metrum noch wieder. Referent hält diese Konstruktion nicht für möglich. Die Abstufung der Hebungen nach Sievers' Typen hat rhythmische Gründe und kommt auch sonst vor.

Den Abschluss von Sievers' Forschungen auf dem besprochenen Gebiet bildet die altgermanische Metrik[1] 1893. Die Menge der einzelnen Ergebnisse wird hier ergänzt und berichtigt gegeben. Die Theorie Sarans wird mit der oben geschilderten Erweiterung im Kap. VII dargelegt, in der Einleitung eine Auseinandersetzung mit den Gegnern vorgenommen.

Gegen den theoretischen Standpunkt, den Sievers nun einnahm, behauptet A. Heusler[2] seinen eigenen, seine metaphysische Anschauung vom Rhythmus deutlich ausdrückend. Mit Recht lehnt er dabei Möllers Lehre vom Einfluss sprachlicher Veränderungen auf die Entwicklung eines Metrums ab. Ebenso

[1] 93 (3) 113 b, 114.
[2] 94 (3) 123.

rügt er mit Recht, dass Musik und Verspoësie hinsichtlich der Freiheit des Vortrags in Gegensatz gebracht würden: es gäbe sowohl in Gesang wie Poësie alle erdenklichen Stufen metrischer Genauigkeit. In der That ist denn auch die Formulierung Sarans 'Übergang vom Singen zum Sagen' durch die richtige zu ersetzen 'Übergang von strengen, geschlossenen rhythmischen Formen zu freien, poëtischen'. Der Übergang kann schon während des Gesangsvortrags angebahnt oder vollzogen sein, doch ist für den überlieferten Av. Melodie nicht wahrscheinlich, wenn auch an sich möglich (man denke an die Melodie der Verse von Aucassin und Nicolete und die serbische Epik). Franck[1], Kaluza[2], Trautmann[3], Saftien[4] suchen wieder 4 Takte, Füsse oder Hebungen im Av. nachzuweisen, die Theorie Sarans ablehnend. Goebel[5] will die Wurzeln der Typenlehre schon bei Lachmann finden.

In einer Anmerkung führt Saran[6] die Schwellversformen in einer dem Nv. analogen Weise auf die verschiedenen Modifikationen des Sechsers zurück.

2. Althochdeutsche Metrik.

Für den ahd. Reimvers hat schon Lachmann die wichtigsten Bestimmungen gegeben. Gewonnen sind sie vorzugsweise am Verse Otfrids. Als dessen Princip hatte sich Vierhebigkeit herausgestellt. Die Hebungen stufen sich gegeneinander ab, die Senkungen sind einsilbig und können fehlen. Mehrsilbigkeit ist nur scheinbar, denn sie muss durch 'Verschleifung' auf der Hebung oder Senkung oder durch 'schwebende Betonung' beseitigt werden. Bei seinen Untersuchungen über Otfrid verlegte Lachmann übrigens den Schwerpunkt in das Sprachliche: er wollte aus dem ahd. Vers die ahd. Betonungsregeln ermitteln.

Die nächstfolgenden Arbeiten (Grein, Hügel, Sievers, Trautmann, Behaghel, Wilmanns) knüpften vor allem an die sprachlichen Ergebnisse Lachmanns an. Das namentlich durch Behaghel, Sievers und Wilmanns[7] gesicherte Resultat ist, dass Lachmann unrichtig Grammatisches und Metrisches vermengt, und dass aus

und Sprachaccent gezogen werden dürfen. Lachmanns Betonungsgesetze und ihre quantitierende Grundlage werden abgelehnt.

Dem Metrischen wendete man erst neuerdings wieder Aufmerksamkeit zu. Zunächst dem Ursprung des Otfridverses. Von je hatte man die Accente des Evangelienbuchs als Zeichen für die schweren Silben, die Hebungen angesehen. Ihre eigentümliche Verteilung im Vers war Lachmann nicht entgangen, auch nicht, dass diese mit der Verteilung der Stäbe im Av. verwandt sei. Grein und Schmeckebier boten genauere Bestimmungen über die Weise der Verteilung. Erst Riegers Arbeit über die Allitteration aber gab hier festen Boden. Von dessen Ergebnissen aus sucht Piper[1] genauer den Anteil der allitterierenden Technik an Otfrids Accentsystem zu bestimmen. Die Gesetze, welche der Av. für die Wahl der Stabwörter befolge, gälten auch für die Accentuierung Otfrids. Nur habe die Rücksicht auf den lateinischen Hymnenvers, der, wie man seit Wackernagel annahm, Otfrid neben dem Av. als Muster gedient, gewisse Änderungen der alten Regeln gefordert. Auch Sobel[2] ist hier zu nennen. Erst Wilmanns[3] jedoch stellte eine genaue statistische Untersuchung über Bau und Betonung des Otfridverses an. Nach den Accenten der Hs.V werden die Lieblingsrhythmen des Dichters, daraus der allgemeine Charakter des Verses bestimmt. Zugleich erörtert Wilmanns das Fehlen der Senkung, giebt Regeln für Elision, Synalöphe und Silbenzahl im Takte. Die Hauptbetonungsformen werden dann den von Sievers ermittelten Typen des Av. an die Seite gesetzt und behauptet, Otfrids Vers stamme im wesentlichen aus der allitterierenden Langzeile, nur dass diese von Otfrid nach dem Muster des lateinischen Hymnenverses umgebildet sei.

Unabhängig von Wilmanns stellte Sievers[4] eine andere Hypothese über die Beziehungen des Otfridverses zum Av. auf. Im Anschluss an die Accente bestimmte er den Rv. als 'dipodisch', und dieser dipodische Rv. ist nach seiner Meinung Resultat eines Kompromisses zwischen dem Fünftypensystem des Av. und neuen, durch den Kirchengesang eingeführten Melodien. Die Umbildung des alten Verses geschah im Anschluss an Einzel-

---

[1] 82 627.
[2] 82 628.
[3] 87 (13) 21.
[4] 87 (13) 20.

vorbilder, welche bereits die allitterierende Poësie bot, zunächst dadurch, dass Otfrid in den gleichfüssigen Typen A B C in jedem Fuss eine Nebenhebung einschob, in den ungleichfüssigen D und E aber die alte Nebentonsilbe wie die eigentliche Senkungssilbe zu Nebenhebungen machte. Otfrids Werk gehört also zur taktmässigen Vokalmusik. Die Accente sollen nicht, wie die Vorgänger meinten, die natürliche Accentabstufung der Prosa angeben; sie sollen, oft auch gegen diese, das metrische Schema kenntlich machen, wenngleich sie stets für dipodischen Versbau zeugen.

Wilmanns und Sievers erscheint der Zusammenhang des Av. und Rv. sehr eng. Anders Heusler[1]. Nur der Av. ist nach seiner Meinung dipodisch, weil er allein nach Dipodien im wahren Sinne des Wortes (= 4/4 Takten = | ♩ ♩ ♩ ♩ |) gemessen werden können. Otfrids Vers sei 'monopodisch', denn alle Hebungen hätten im Princip gleichen Wert. Das beweise eben der fortwährende Wechsel des Hebungsschemas, den der Av. — wenigstens so wie ihn Möller und Heusler skandieren — nicht kenne. Otfrid habe gerade die nationale Verstradition durchbrochen, indem er den lateinischen iambischen Vers ◡–◡–◡–◡– nebst seinen von W. Meyer aufgestellten Nebenformen –◡◡–◡–◡– und –◡–◡◡–◡– natürlich mit dem ihm bekannten Wort- und Formelschatz der älteren Poësie nachgeahmt.

Hirt[2] nimmt wieder engeren Zusammenhang an, nur habe sich Otfrid bei seiner Nachbildung des lateinischen Hymnenverses dreihebiger (nach Hirt) Av. absichtlich enthalten.

Drei Annahmen wurden in der Otfridfrage von den Metrikern meist als bewiesen vorausgesetzt. Otfrid habe seine Technik selbst erfunden, sein Werk sei für (taktmässigen) Gesang bestimmt, seine Accente seien Nachdrucksaccente (sprachliche oder metrische). Gegen diese Voraussetzungen wendet sich Saran[3]. Er weist nach, dass Otfrids Evangelienbuch von vornherein nur fürs Lesen bezw. Vorlesen bestimmt, also Sprechpoësie war, und dass Otfrid seine Technik nicht selbst erfunden, sondern übernommen hat, dann freilich unter dem Einfluss der

abwich. Als Sprechvers geht das Otfridmetrum zurück auf ein deutsches Liedmetrum, dessen rhythmische Reihen vermutlich durch Vermischung eines germanischen Gesangsverses von 4 Hebungen mit einem vierhebigen romanischen [oder vielleicht lateinischen] entstanden waren. Dieser Vers, der im Frankenreiche [vielleicht im Kreise gelehrter Geistlicher] entstand, wurde in vierzeiliger Strophe für Werke zur Popularisierung der biblischen Geschichte benutzt und ging dabei wie einst der Av. unter Aufgabe der Melodie allmählich in die reine Sprechpoësie, damit vom strengen mensurierten Rhythmus zum freieren, poëtischen über. Die Rekonstruktion des alten strengen, musikalischen Urmetrums nebst seinen Modifikationen, sowie die Kennzeichen für Sprechvortrag bei Otfrid werden mit dem Material der genauen Untersuchung von Wilmanns gegeben. Früher hatte schon Luick[1] vermutet, dass Otfrids Metrum nichts anderes sei, als die wieder in der Litteratur zu Tage tretende alte germanische Gesangsstrophe, die Verse nur mit Endreim versehen. Otfrids Accente wurden von Saran bei Seite gelassen, da sie nach seiner Meinung zwar Vortragszeichen irgend welcher Art, aber weder sprachliche noch rhythmische Nachdrucksaccente sein können, ebensowenig wie man dies für die allitterierenden Stäbe schlechtweg voraussetzen darf.

Gewiss mit Recht bringt Kauffmann[2] den Lesevortrag Otfrids mit dem accentus ecclesiasticus, dem kadenzierten, kantillierenden Leseton der Kirche zusammen; das Metrum der Verse will er aus dem heutigen Kinderlied deuten, dessen Rhythmus er im Anschluss an Hildebrand für besonders altertümlich hält. Dabei spricht er Otfrid auch dreihebig stumpfe Verse (z. B. *sih thaz hérotì*) zu.

Über die kleineren ahd. Denkmäler handelt Wilmanns[3] fördernd; weniger gut Siegfried[4].

Besondere Schwierigkeit machten die Reimverse des 11./12. Jh. Frei und fast regellos, schienen sie Wackernagel reine Prosa zu sein. Andere waren bestrebt, sie im Sinne Lachmanns in regelmässige Form zu bringen und scheuten dabei weder Textänderungen noch die Annahme von Versen mit mehr als 4 Hebungen. Eine richtigere Auffassung hatte schon Amelung vorbereitet,

---

[1] 97 (13) 6.
[2] 96 (3) 145, (13) 22.
[3] 87 (13) 21.
[4] 1887.

indem er, wenigstens für eine Anzahl md. Gedichte, zweisilbige Senkung als grundsätzlich erlaubt nachwies. Die Arbeiten über Otfrid, die eine Entstehung von dessen Versen aus dem Av. zu erweisen schienen, legten dann Wilmanns[1] die Frage in den Mund, ob die freien frühmhd. Verse mit den rhythmisch ebenfalls freien Avv. der alten Zeit direkt verwandt seien, oder ob sie auf Otfrids Vers beruhten. Für die letztere Annahme entscheidet sich Dütschke[2]. Seine nach Sievers' Muster angefertigte Statistik der Verse der Letanîe zeigt deren Verwandtschaft mit denen Otfrids und seinem Typensystem deutlich.

Direkten Zusammenhang mit dem Vers Otfrids lehnt hingegen Heusler[3] ab, weil die frühmhd. Verse oft dreihebig-stumpf seien, 4 Hebungen mit überschlagender unbetonter Silbe hätten, die Senkungen frei mit mehreren Silben füllten und oft Hebung +Senkung+ Hebung in eine Länge zusammenzögen. Diese Eigenschaften entstammten dem Av. Der frühmhd. Vers nehme also eine Mittelstellung zwischen diesem und dem Rv. Otfrids ein.

Hirt[4] dagegen knüpft diese späten Verse unmittelbar an den Av. an, weil er diesen drei- bis vierhebig misst. Kauffmann[5] erkennt zwischen Otfrids Kunst und der jener späteren Dichter überhaupt keinen principiellen Unterschied an, weil er die von Heusler und Hirt im 11. Jh. angesetzten dreihebigen Verse schon bei Otfrid findet. Saran[6] leitet die frühmhd. Verse aus dem ahd. gesagten Reimvers ab, der auch Otfrid zum Muster diente. Ihren Bau erklärt er aus der Weiterentwicklung jenes ahd. Verses zu immer grösserer metrischer Freiheit. Der Vorgang, der die freien Verse der allitterierenden Poësie einst geschaffen, habe sich vom 9.—12. Jh. noch einmal am Rv. wiederholt.

3. Mittelhochdeutsche Metrik.

Ein viel erörtertes Problem ist die Entstehung der Nibelungenstrophe[7] und Kürenbergweise. Berger[8] will sie als viermalige Wiederholung einer aus den überlangen frühmhd. Versen entstandenen Langzeile erklären, die sekundär auf volle acht Takte gebracht sei. Wilmanns[9] leitet sie durch Vermittelung

angesetzten Allitterationsversen zur Seite, indem er behauptet, der germanische Kurzvers achtmal wiederholt, ein altes germanisches Strophenmass, betrete in der Kürenbergweise den Boden der Schriftlitteratur —, Ableitungen, von denen die beiden ersten theoretisch, die letzte wenigstens thatsächlich nicht möglich ist. Hildebrand[1] erklärt Betonungen wie *ir múoter Uotèn* nach dem Princip des 'umgelegten Rhythmus'. Beispiele aus modernen Liedern werden beigebracht.

Die allgemeinen und besonderen Erkenntnisse von Sievers wirkten auch auf die mhd. Metrik. Sievers[2] selbst zeigt, wie 'dipodische' bezw. 'monopodische' Struktur der Verse eine ältere und eine jüngere, vom romanischen Vers beeinflusste Technik charakterisiere und z. B. in Wernher's Marienliedern ein Mittel an die Hand gebe, Original und Bearbeitung zu trennen. Dass die Dichter sich der Verschiedenheit des Versbaues bewusst waren, lehre Gottfrids Tristan. Darin sei zu stilistischen Zwecken die Einleitung dipodisch, die Erzählung selbst monopodisch. In ähnlichem Sinne zeigt Höhne[3], dass die 'Minnelehre' mit ihrem dipodischen Versbau sich von den sicher echten monopodischen Werken Heinzeleins unterscheide, also nicht diesem Dichter zugeschrieben werden dürfe.

Einen andern Punkt in der Technik des Erzählerverses berührt Saran[4]. Er weist statistisch nach, dass Hartmann von Aue mit Bewusstsein, und zwar offenbar unter frz. Einfluss, Verse mit sog. 'Ausfall der Senkung' allmählich zu meiden suche.

Den für Sprechpoësie sehr wichtigen Vorgang der Reimbrechung behandelt im allgemeinen und fördernd Bechstein[5]. Er zeichnet den Fortschritt derselben in der mhd. Erzählung und nimmt dabei gewiss mit Recht französischen Einfluss an. Er setzt Reimbrechung nur da an, wo ein starker Sinneseinschnitt (mindestens starke Interpunktion) die Reimverse trennt. Von demselben Standpunkt aus behandelt Stahl[6] Hartmann's Technik, Glöde[7] die Gottfrid's, auch Heinrich's von Freiberg. Dass man jedoch von da aus der Reimbrechung nicht gerecht werden noch sie überhaupt richtig statistisch aufnehmen kann, weist Saran[8] in Kürze nach, die Sache zugleich theoretisch und praktisch behandelnd.

---

[1] 92 (4) 49, (14) 62. [2] 94 (14) 133. [3] 95 (14) 48. [4] 90 (14) 104, 99 (7) 55. [5] 85 1755. [6] 89 (14) 29. [7] Ebd. 28. [8] 99 (5) 26.

Die meiste Arbeit ist auf den Minnesang verwendet worden. Ausgaben und Monographien bringen nach alter Gewohnheit gern ein metrisches Kapitel. Als besonders wertvoll seien hervorgehoben Wilmanns[1] Einl. zur 2. Aufl. der Waltherausgabe und Roethe[2] Reinmar von Zweter, Kap. V. Diese Arbeiten sind vor allem dazu bestimmt, Beobachtungen für die Textherstellung zu sammeln. Das Rhythmische tritt zurück. Nur Roethe zieht die Melodien heran, scheidet auch die Leiche in religiöse (aus Prosen und Sequenzen entstanden) und Tanzleiche, die auf volkstümliche Reigenformen zurückgehen. Die selbständigen Arbeiten bewegen sich in denselben Bahnen. Sehr verdienstlich und sehr beachtenswert sind Giske's[3] Forschungen über 'Körner' und im Anschluss daran über Strophenzahl und Strophenbindung im Tone, weil die von ihm gefundenen Kriterien eine Handhabe für das infolge unzuverlässiger Überlieferung höchst nötige und dabei sehr schwierige Geschäft bieten, die Strophen im Ton anzuordnen und den Umfang eines Liedes zu bestimmen. Die durch Bartsch aufgekommene, durch Pfaff für Fenis erneuerte Annahme, die sog. Daktylen der Minnesänger stammten von dem Zehnsilbler der Romanen ab, wird von Weissenfels[4] für alle Dichter durchgeführt. Ihre Lieder seien zuerst ohne bestimmten Rhythmus rein nach dem Princip der Silbenzählung gebaut worden. Allmählich habe sich diese Rhythmuslosigkeit bis zum daktylischen Rhythmus entwickelt. Auf Grund einer sorgfältigen Analyse des Worttextes kommt hingegen Wilmanns[5] zu dem Schluss, der romanische Vers habe eine Zahl indifferenter Silben gegeben, die zugehörige Weise eine Zahl rhythmisch indifferenter Töne. Von diesem neutralen Boden aus entwickelten sich der fünfhebige Jambus und die vierhebige daktylische Reihe. Wilmanns erörtert und erklärt auch den Gebrauch von Wörtern der Form ◡́ × und (×) ◡́ × × (×) im Minnesang mit genauer Scheidung der Fälle. Seine wichtige Abhandlung lehrt, wie man Stellung im Versinnern und im Reim schied und giebt über die wirkliche Silbenzahl solcher Wörter sehr wertvollen Aufschluss. Den stärkeren Gebrauch der Worte ◡ × im Reim erklärt er als Nachahmung der französischen weiblichen Versschlüsse.

Die Arbeiten über die Technik der Minnesinger werden von

Lachmanns Hebungszählung, sein Princip von der Einsilbigkeit der Senkung nebst den damit im Zusammenhang stehenden Regeln von der Silbenverschleifung gelten durchaus. Diese Anschauungen kritisiert Paul[1] vom Standpunkt der von Rieger auch aufs mhd. angewandten Fussmessung, die in den 70er Jahren zu einer Taktmessung geworden war. Lachmanns Fehler sei, dass er überall den Ausdruck Silbe verwende, wo vielmehr der Begriff eines bestimmten Zeitmasses (Länge, Kürze) hingehöre. Dreisilbige Füsse mit langer erster Silbe seien unbedenklich und müssten in den Texten wieder zugelassen werden. Auch Ausfall der Senkung und zweisilbiger Auftakt wird in grösserem Umfang wieder anerkannt, als es Lachmann thut. Wenn Paul's Bemerkungen zunächst auch nur im Interesse der Herstellung seines Walthertextes gemacht sind, so bedeuten sie doch einen Fortschritt über Lachmann hinaus zu einer mehr rhythmischen Auffassung der mhd. Liederpoësie. Auf Paul stützt sich die Untersuchung Saran's[2] über die 'Auftaktregulierung' bei Hartmann von Aue. Sie weist nach, wie dieser Dichter in seinen Liedern den Auftakt der Reihen zunächst sehr frei behandelt, dann ihn regelmässig und einsilbig setzt, offenbar unter französischen Einfluss.

Paul's Fortschritt ist mittelbar oder unmittelbar die Wirkung der bedeutsamen Arbeiten Rossbach's und Westphal's für die griechische Metrik. Westphal[3] verdankt aber die mhd. Verslehre auch direkte Förderung. Dieser wendete die antike Lehre von Kolon, Periode und Strophe auch auf die Lieder der Minnesinger an, Analysen Waltherscher Gedichte gebend. Damit bahnte er, trotz vieler Irrtümer im einzelnen, erst das Verständnis der mhd. Liedformen an.

Sein Einfluss macht sich schon geltend in der umfassenden Arbeit R. M. Meyer's[4] über den mhd. Strophenbau. Freilich nur negativ. Denn im wesentlichen sucht Meyer nicht auf dem verheissungsvollen Wege Westphal's, sondern im Anschluss an Scherer's Gedanken das Werden der mhd. Strophen nach Art der Sprachbildung zu erklären.

Einer Anwendung der Metrik Westphal's auf die altdeutsche Vokalmusik standen allerdings noch gewisse Annahmen über den

denen die überlieferten Melodien romanischer und deutscher Sänger geschrieben sind, deuteten viele mensural. Musikgelehrte von Ruf wendeten Franco's Mensuraltheorie darauf an. Damit wurden den Noten eigene Zeitwerte beigelegt, die aus dem Text natürlich nicht zu entnehmen waren. So z. B. noch von Rietsch[1] in der Publikation der Mondsee-Wiener Hs. Andere deuteten die Noten als mensurlose Neumen, brachten aber dann die Rhythmik (und Melodik) der Minnesinger in unmittelbaren Zusammenhang mit dem gregorianischen Choral, jede Zeitmensur abweisend. So Liliencron in Paul's Grundriss und ZfverglLitt. N. F. 7, 252—63.

Schon Burdach[2] hatte an solchen Hypothesen gezweifelt und Unabhängigkeit der Minnesingerkunst von der kirchlichen in melodischer und rhythmischer Hinsicht vermutet. Nun wurde die mensurale Deutung der Liednoten durch Runge[3] und Riemann[4] beseitigt, zugleich die chorale Rhythmisierung abgelehnt. Beide weisen nach, dass die Notierung der mittelalterlichen Sänger Frankreichs und Deutschlands Neumierung sei, d. h. dass die Noten der Hss. nur Tonhöhe, nicht Tondauer ausdrücken, und dass das Metrum einfach liedmässig sei und aus dem Text ermittelt werden müsse. Abweichend, aber gewiss mit Unrecht, weist Bernoulli[5] den Neumen eine gewisse metrische Geltung zu.

Nun blieb immer noch die Frage, welches ist der Rhythmus der Lieder? Der Text allein reicht offenbar nicht zu, alle metrisch nötigen Bestimmungen herzugeben. Zur Textbetrachtung muss hinzukommen Kenntnis der wichtigsten Thatsachen der allgemeinen Rhythmik. Diese glaubte Westphal zu bieten. Denn seiner Überzeugung nach sind die Formen und Gesetze des Rhythmus bei den Griechen dieselben wie bei Bach, Händel, Mozart und Beethoven. So war es nur folgerecht, Westphals allgemeine Theorie des Rhythmus für den Minnesang zu verwerten.

Es ist freilich ein Irrtum des geistvollen Westphal, dass die antike Theorie für alle moderne Musik zureiche. Sie bedarf, um das zu thun, einer starken Erweiterung, eigentlich Neubegründung. Aber da die Minnesinger nur sehr einfache Formen brauchen, können ihre Lieder in der That mit den Kategorien begriffen werden, die Westphal aus der alten Rhythmik erneuert

unnötiger Spekulationen abgesehen, die bei Westphal das Wesentliche verdunkeln. In berichtigter, erweiterter und systematischer Form giebt Saran[1] die Lehre Westphals, aufs mhd. angewendet, diesem Abriss der mhd. Liedmetrik die Analyse sämtlicher Töne Hartmanns und zahlreicher anderer mhd., auch ahd. Vokaltexte hinzufügend. Zugleich wird die von Weissenfels und Wilmanns neu erörterte Daktylenfrage dahin beantwortet: die sog. mhd. Daktylen sind durchaus deutsche Formen, allerdings zu deuten als Verse, in denen die rhythmischen Mittel der altritterlichen Poësie in erweiterter Form und unter dem Einfluss der eindringenden romanischen Kunst verwendet werden. Die Stilarten der mhd. Verse werden geschieden und mit Beispielen belegt. In demselben Aufsatz wird auch allgemein, dann mit genauer Untersuchung der Lieder Hartmanns über das sehr schwierige, noch viel zu wenig beachtete Problem der Strophenzahl und Strophenfolge eines Tones gehandelt.

4. Neuhochdeutsche Metrik.

Während man sich vom Mittelalter bis ins 16. Jh. mit der Silbenzählung als Grundlage einer Theorie der deutschen Verslehre begnügte, suchte man im 16. Jh. statt dieser aus Frankreich stammenden Auffassung eine andere einzubürgern, die der Antike entlehnt war. Diese antikisierende Theorie verband sich mit der neuen Erkenntnis von der Bedeutung des Sprachaccents, und man bekam so eine Theorie, die für die im 17. Jh. herrschenden regelmässigen Verse genügte. Im 18. Jh. erlangte die antike Theorie das Übergewicht: man versuchte (bes. Voss) dem Deutschen wirkliche Quantitätsmessung aufzuzwingen. Aber dieser Versuch gelang nicht. Im 19. Jh. blieb schliesslich die ältere, schon im 16. Jh. begründete Lehre herrschend, bei der mehr die Kunstausdrücke als die Sache selbst antik waren. Sie reicht auch in den hier zu besprechenden Zeitraum hinein.

Über die Nachbildung antiker Metra handelt von diesem mittleren Standpunkt aus Scherer[2] in einem neu herausgegebenen Aufsatz von 1865: nhd. Hochton und Tiefton sollen der antiken Länge, Unbetontheit und Lautschwäche der Kürze entsprechen. Hier ist auch Hehn[3] zu nennen, der den Unterschied antiker und moderner Technik bespricht und im einzelnen zeigt, wie Goethe durch zu strenges Befolgen der fremden Grundsätze seine Verse geschädigt habe. Was über Nachbildung

[1] 99 (5) 26, 27. [2] Kl. Schr. 1, 747 f. [3] Goethejb. 6, 179 ff.

griechischer Metra geurteilt ist, stellt Henschke[1] zusammen. Gegen die übliche, z. B. von Wackernagel vertretene Annahme, der Trochäus sei wegen der absteigenden Betonung der deutschen Wörter dem deutschen Verse natürlich, wendet sich R. Becker[2]. Im Hinblick auf die Satzbetonung und die überwiegende Menge auftaktiger Verse im altd. und nhd. stellt er den Jambus als normalen Fuss hin.

Neu gestärkt ward diese antikisierende Art der Betrachtung durch Westphal, dessen Theorie der nhd. Metrik 1877 in zweiter Auflage erschien. Gegen die an Äusserlichkeiten (Druckzeilen, Reim) haftende ältere Lehre führt er die rhythmische Zerlegung in Periode — Kolon — Takt (Fuss) ins Feld und bietet mit vielen Beispielen eine neue Lehre vom strophischen Gedicht.

Wirken durch Westphal die Fortschritte der klassischen Philologie auf die nhd. Verslehre ein, so zur selben Zeit der Aufschwung der germanistischen Studien. Auf dieser Seite wollte man das Antike in der gang und gäben Metrik beseitigen, nur das dem deutschen Geiste Zusagende behalten. Führer waren Lachmann mit seinen Bemerkungen über Betonung und Technik der altdeutschen Zeit; dann Rieger, der in Plönnies Kudrun zur Lachmannischen Hebungsrechnung eine Fussmessung hinzugethan hatte. An diese Vorgänger sich haltend, möchte Schmeckebier[3] eine nationale nhd. Verslehre begründen: Sprachaccent, Takt, Haupt- und Nebenhebung, schwebende Betonung sind seine Hauptbegriffe. Doch ist der Unterschied von der andern Richtung vielfach nur terminologisch.

Hildebrand[4] will die Metrik mehr musikalisch behandelt wissen. Denn in Tanz und Gesang lägen die Wurzeln aller Verskunst. Der vierhebige bezw. viertaktige oder vierfüssige Rahmen sei das ursprüngliche Metrum nicht nur der Deutschen, sondern wohl aller Völker. Im Av. und bei Otfrid trete es hervor und habe sich aus jener alten Zeit im Kinderlied und -spruch erhalten, mit allen Eigentümlichkeiten (Ausfall der Senkung, Mehrsilbigkeit derselben, Katalexis). Das Kinderlied zeige auch, wie unberechtigt es sei, von Jamben und Trochäen zu reden. Reinle[5] stellt im Anschluss an diese Ideen den

den deutschen 'Daktylus', der wie der lateinische die Abstufung –́ –̀ ⏑ bevorzuge.

Von seinen Untersuchungen über den altgermanischen und ahd. Vers herkommend, zeigt Sievers[1], wie die typische Abstufung der Versikten gegen einander auch im nhd. ein bekanntes und wirksames Stilmittel sei. 'Monopodische' und 'dipodische' Verse seien zu trennen. Auf etwas Ähnliches läuft Hildebrand's[2] Bemerkung über 'umgelegten Rhythmus' hinaus.

Neue Wege bahnt die vortreffliche Arbeit von Stolte[3]. Sie zeigt, wie zahlreiche bekannte Gedichte metrisch unbegreiflich oder mangelhaft sind, so lange man sie nicht als Texte zu einer Melodie denkt. Auch bei Goethe sei dergleichen nicht selten. Andererseits gebe es Gedichte, die eine Komposition schlecht vertrügen, besser rein für sich wirkten. So die meisten Schiller's. Es gäbe also Gedichte für Gesang und solche für Recitation. Der Zweck bedinge oft sehr verschiedenen Bau des Worttextes. Ferner wurzelten zwar alle lyrischen Formen in der Musik, aber es hätten sich doch viele von dieser ganz losgelöst, so dass sie ohne Melodie zu voller, ja besserer Wirkung kämen. Das sei keine Entartung: die Recitationspoësie sei neben der Vokalmusik eine selbständige Art.

Darin liegt wenigstens implicite die Forderung beschlossen, die Metrik nicht ohne weiteres musikalisch zu behandeln. Auf dem von Stolte gezeigten Wege schreitet Sievers[4] fort. Nur spricht er nicht von zwei verschiedenen Arten der Rhythmen, sondern bloss von zwei verschiedenen Vortragsweisen, der 'taktierenden' und der 'recitierenden'. Den Unterschied bestimmt er genauer. Die zweite kennt vor allem keine Synkope der Senkung, noch Ikten auf accentuell stets schwachen Silben. Die Glieder des Sprechverses sind von freier und wechselnder Form, vor allem fehlt dem Sprechvers ein *χρόνος πρῶτος*, eine bestimmte Taktart. Innerhalb der Füsse ist die Zeitaufteilung frei. Auch die Sprachmelodie, auf die schon Stolte hinweist, sei viel freier.

Mit der Metrik hängt eng zusammen die Arbeit Scherer's[5] über die Lehre vom Hiatus, wie sie seit Alters gewesen und vorgetragen ist. Man erkennt daraus, wie eng sich auch die Praxis der Dichter im 18. Jh. an diese Vorschriften angeschlossen. Goethe's Gebrauch wird genauer behandelt. Ferner Hilde-

---

[1] 87 (13) 20. [2] 92 (4) 49. [3] 83 718. [4] 87 (13) 20.
[5] 93 (6) 15.

brand's[1] Aufsatz zum Wesen des Reims und Stabreims, der nachweist, dass für Reim und Stabreim nicht nur die Gleichheit im üblichen Sinne, sondern auch Ungleichheit der vor dem Vokal stehenden Konsonanten, bezw. des dem allitterierenden Konsonanten folgenden Vokals nötig sei. Dies Gesetz sei auch von den alten Verslehrern, Opitz u. a. erkannt, später aber vergessen worden. Wartenberg[2] führt den Gedanken weiter aus: leise | gleise sei weniger schön als leise | weise; Gleis | Greis besser als Greis | Kreis. Ungleichheit des unmittelbar vor dem Vokal stehenden Konsonanten sei das Wesentliche. Vogt[3] handelt über die Hebungsfähigkeit des schwachen *-e*, Borinski[4] über Enjambement.

So haben auf die nhd. Verslehre nach einander die romanische, antike, altdeutsche und musikalische Metrik und Rhythmik eingewirkt. Die verschiedenen Standpunkte haben sich noch nicht ausgeglichen, so dass eine wirklich zureichende, in sich geschlossene Gesamtdarstellung bis jetzt nicht wohl gelingen konnte. Auch Minor's[5] kritische Arbeit ist mehr ein Zusammenfassen, trotz der Bemühungen des Verfassers, zu grösserer Klarheit durchzudringen.

5. Einzelnes.

Die Reimpaare des 16. Jh. werden noch immer verschieden beurteilt. Sommer[6] erklärt sich bei H. Sachs für Silbenzählung und regelmässigen Wechsel von Senkung und Hebung, auch gegen den Wortaccent, Sievers[7] für feste Silbenzahl bei wechselnder Anzahl der Hebungen. Er fordert die altd. Principien der Synkope und Mehrsilbigkeit der Senkung nebst Auftaktfreiheit auch für diese Verse, den Wortaccent dabei streng wahrend. Helm[8] kehrt mit Recht zu der älteren Ansicht Sommer's zurück, untersucht aber die dabei unvermeidlichen Verstösse gegen den Accent und das Verhalten verschiedener Dichter in dieser Beziehung genauer.

Das Fortleben des alten Reimverses als 'Knittelvers', sein Zurücktreten im 17., Hervortreten im 18. Jh. (Goethe) bespricht

in den kleinen Schriften neu herausgegeben, wirkt nach wie vor, neue Arbeiten anregend. Sauer[1] behandelt diesen Vers im Nathan, Schlösser[2] weist ihn in der Renaissancetragödie Abigail von 1644 und in Löwen's Übersetzung von Voltaire's Mahomet und Scythen nach. Eickhoff[3] leitet ihn aus dem Zehnsilbler des französischen Epos und diesen aus dem sapphischen Hendekasyllabus des Horaz her.

Die seit Klopstock in der deutschen Litteratur gern gebrauchten freien Rhythmen bespricht bei Heine Remer[4], sie mit dem altgerm. Av. vergleichend. Er nimmt diese Rhythmen aber als Metra, was sie doch gerade nicht sind. Viel zu sehr vom Standpunkt der gewöhnlichen Verslehre behandelt sie bei Klopstock und Goethe auch Goldbeck-Löwe[5].

Als Specialarbeiten über einzelne Dichter sind zu nennen' Sommer[6] für H. Sachs, Belling für Lessing[7], Goethe[8] und Schiller[9]. Sie sind für die Erkenntnis der Technik derselben von Wert und bringen viel Stoff, wenn auch die Behandlung nicht originell ist.

6. Gesamtdarstellungen der deutschen Metrik.

Die bedeutendste Leistung ist die Paul's[10] im Grundriss. Paul hat die zu Gebote stehende Litteratur ausgiebig verwertet und eingearbeitet, dazu viel Eigenes beigesteuert. Die Bedeutung des Werkes liegt darin, dass es die deutsche Metrik von den engen Schranken befreit, die ihr durch Lachmann gezogen waren, und eine mehr rhythmische Behandlung anstrebt. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Auseinandersetzung Paul's mit Lachmann; dann die Erörterung der Veränderungen, die der alte frühmhd. Vers unter Einwirkung des romanischen erlitten hat (S. 935—940). Das in seiner Art vortreffliche Werk von Vilmar-Grein, das noch sehr von Lachmann abhängt, ist durch Kauffmann[11] neu bearbeitet worden, nicht immer zu seinem Vorteil.

7. Allgemeines.

Schon Westphal hatte den Gedanken gehabt, der vergleichenden idg. Sprachforschung eine vergleichende Metrik an

---

[1] Wiener SB. 1878. [2] Euph. 4, 473. [3] 95 (3) 185. [4] Diss. Rostock 1889. [5] 91 (4) 49. [6] Metrik d. H. Sachs. 1882. [7] 1887. [8] Progr. Bromberg 1884, 1885, 1887, 1890. [9] 1883. [10] 1893. [11] 96 (4) 67.

die Seite zu stellen. Erneuert wurde die Idee durch Allen[1]. Er will aus dem ind.-avest. Vierer, dem germ. Av., den er vierhebig nimmt, dem griech. Hexameter, den er aus einem Tetrameter entstanden sein lässt, und dem Saturnier ein idg. Urmetrum ×⏓́×⏓́×⏓́×⏓́ erschliessen, das in den Einzelsprachen verschiedene Wandlungen durchgemacht habe. Westphal[2] hat dann selbst versucht, auf seinen Gedanken eine allgemeine Metrik zu gründen, ohne damit Beifall zu finden. Die Grundlagen seiner Arbeit sind in der That zu wenig fest, den Bau zu tragen. Vor allem fehlten ihm auf dem Gebiet der germanischen und romanischen Metrik die nötigen Kenntnisse. Auch scheidet er die Begriffe 'allgemeine' und 'vergleichende' Metrik nicht. Einer vergleichenden Metrik stehen aber vor allem theoretische, aus dem Wesen des Rhythmus fliessende Bedenken entgegen. Diese macht Saran[3] geltend, die Möglichkeit einer vergleichenden idg. Metrik überhaupt verneinend.

Die Arbeiten von Graf[4], Meumann, Wulff[5], Bücher behandeln Dinge, welche die deutsche Metrik nicht mehr angehen als jede andere. Sie seien aber als besonders wichtig erwähnt. Namentlich Meumann's[6] experimental-psychologische Studie bietet dem aufmerksamen Leser reiche Belehrung, während mir Bücher's[7] These 'der Rhythmus (besser: die rhythmische Form) hat sich an Arbeitsbewegungen entwickelt' trotz der gelehrten und geistreichen Durchführung nur für ganz wenige Fälle haltbar scheint.

In einem Punkte hat die Forschung über deutsche Verslehre Ergebnisse gezeitigt, die über die Grenzen der Einzelmetrik hinausreichen und die allgemeine Rhythmik angehen. Sie sind oben schon alle berührt, mögen hier aber noch einmal zusammengefasst werden, da sie wichtig genug sind.

Auf gewisse Unterschiede der Sprech- und Gesangsverse hatte man von je geachtet, ohne sie besonders hervorzuheben. Man fühlte sich durch sie nicht veranlasst, die alte metaphysische Rhythmuslehre des Aristoxenos zu verlassen. Rhythmus galt und gilt fast allgemein noch als eine Art Idee des Verses, als ein metaphysisches X, das im Verse steckt und beim Vortrag mehr oder weniger deutlich markiert wird. 'Metrik' heisst die

kommenden Feinheiten und Nuancen, gehört wird. Scherer und nach ihm Heusler[1] mit ihrer Lehre vom idealen (intentionellen) und realen (occasionellen) Rhythmus sind unter den Germanisten die Hauptvertreter der metaphysischen Anschauung. Ihnen ist der wirkliche Vers etwas wie ein Abfall von der in ihm waltenden Idee.

Die wichtigste allgemeine Errungenschaft der germanischen und deutschen Metrik ist die Widerlegung jener Lehre, die Erkenntnis, dass es verschiedene einander gleich berechtigte Arten des Rhythmus gebe, und die neue Begriffsbestimmung der Metrik. In dem langen Kampfe um den germanischen Av. sind diese Gedanken gewonnen worden. Sievers hat das Hauptverdienst, daneben sind Stolte und Westphal zu nennen. Die Arten des Rhythmus hat dann Saran klar geschieden und ihr Verhältnis festgestellt.

Praktisch hatte Sievers die metaphysische Theorie schon überwunden, als er mittelst –, ◡, × versuchte, den Eindruck jedes einzelnen Av., sinn- und stilgemäss vorgetragen, zu fassen und als er dann in den fünf 'Typen' mit ihrem Princip des (Sprech)-Taktwechsels die logisch allgemeinsten Rhythmen, also die metrischen Artformen des Av., fand. Sie waren ihm nicht metaphysische Ideen, die in den Versen steckten, sondern lediglich Symbole für einen Inbegriff wesentlichster Merkmale der Halbzeilen, m. a. W. Artensymbole. Theoretisch hat zuerst Stolte[2] gewisse Unterschiede der gesungenen und gesprochenen Verse an Beispielen gezeigt und die letzteren als eine besondere Art, nicht Entartung, aufzufassen gelehrt. Westphal[3] sonderte scharf, besonders in der allgemeinen Metrik, gesungene und gesagte Verse. Zum Princip des Unterschiedes macht er die strenge, bezw. freie Behandlung der rhythmischen Zeiten. Ähnlich Meumann[4]. So wurde allmählich die Formel 'gesungen — gesagt' massgebend.

Die Erkenntnis der Verschiedenheit beider Versarten zwang bald zu der Frage: wie verhalten sich beide ihrer Herkunft nach zu einander? Sind sie voneinander unabhängig oder nicht? Besonders die sehr freien Formen des Av. legten die Frage nahe. Denn sie standen von Versen der bekannten Art weit ab; und doch konnte eine Beziehung zu dem Vierer Otfrids nicht geleugnet werden. Saran[5] gab die Antwort.

---

[1] 94 (3) 123 (S. 10 f., 17). [2] 83 718. [3] 93 (3) 113. [4] 94 (3) 121. [5] 93 (3) 114 (S. 173 ff.), 96 (13) 21, 99 (5) 26, (Beitr. 24, 39 ff.).

Seine Ansicht, die sich allmählich schärfer herausbildete, ist: jener freie zwei- bis dreihebige allitterierende Normalvers hat sich aus einem streng mensurierten Vierer ––́––́––́––́ und seinen verschiedenen Modifikationen entwickelt. Es geschah dadurch, dass der alte Urvers die Melodie aufgab und unter immer stärkerer Hervorkehrung des Sprachaccents und der Syntax rein deklamatorisch, also frei beweglich wurde. Dies sei überhaupt die Entstehung aller Sprechverse, in denen ein Metrum zu erkennen sei. Man dürfe sie nie als 'gehobene' Prosa deuten. Die Eigenschaften des Urverses werden bei jenem Umbildungsprozess, sofern sie nicht geradezu gegen den Sprachaccent verstossen, zunächst beibehalten und erst allmählich durch andere, die der Sprache und dem Inhalt besser Rechnung tragen, ersetzt. Dadurch entfernt sich die Versart bald mehr, bald weniger von der Form des Urmetrums. Oft kann man an der sprachlichen Füllung schon sehen, dass man es mit einem Sprechvers zu thun hat. Solche Kennzeichen für Sprechverse stellt Saran[1] zusammen. Aus dieser Anschauung folgt: da sich eine Versart, wie z. B. der Av., sehr weit von ihrem Ursprung entfernen kann, so ist nicht immer möglich, dem Verse sofort (im Anschluss an seine Hebungen oder Silbenzahl) anzusehen, welches Urmetrum dahinter steht. Oft muss es durch umständliche Statistik erst erschlossen werden. An einer Sprechversart hat man also 'Metrum' und 'Urmetrum', 'Metrisches' und, wenn man das Wort wagen darf, 'Urmetrisches' zu scheiden und zur Symbolisierung des letzteren den griechischen Schematismus mit den bekannten Zeichen der idg. Sprachwissenschaft (* < >) zu verwenden.

Indem Saran den fraglichen Gegensatz mit Stolte und Westphal zuerst als 'gesungen — gesagt' formulierte, übersah er den theoretischen Fortschritt, den inzwischen Sievers[2] mit der Formel 'taktierend-recitierend' gemacht hatte. Denn Sievers hatte richtig gesehen, dass der feste Rhythmus des gesungenen Liedes (Volks-, Kommersliedes) auch im gesprochenen Kinderspruch herrsche, also nicht an Melodie gebunden sei. Freilich

nur an die Reihe: Tanz, moderne Liedkomposition (Wolff, Brahms), Wagners Musikdrama, Seccorecitativ zu denken, um die Richtigkeit dieses Einwands anzuerkennen.

Diese Erkenntnis zwang dazu, die Formel 'gesungen — gesagt' aufzugeben und nicht mehr 'Gesangsvers' und 'Sprechvers' in Gegensatz zu stellen, sondern die Arten des Rhythmus selbst, unabhängig von Gesang oder Recitation. Diesen letzten Schritt that Saran[1]. Er unterschied zunächst zwei Hauptarten des Rhythmus, beide sowohl in Gesang wie Sprechpoësie vorhanden: den strengen orchestischen, der seine Formen am Tanz, Reigen und Marsch (ganz selten an Arbeitsbewegungen) entwickelt hat; ihm durchaus gleichberechtigt gegenüber den freieren sprachlichen, der seine Formen der Sprachgliederung verdankt. Beide Arten können sich in mannigfacher Weise zum gemischten Rhythmus vereinigen, der darum zahlreiche Unterarten hat.

Hier sei noch auf die vortrefflichen Bemerkungen Meumann's[2] über Versrhythmus hingewiesen.

Gab man aber die metaphysische Rhythmustheorie auf, so musste zugleich der Begriff der Metrik anders gefasst werden. Sie musste aus einer Lehre von jenem metaphysischen X zu einer Lehre vom lebendigen Verse mit allen seinen Eigenschaften werden. Sievers[3] hat diese Konsequenz bereits gezogen, indem er die Metrik definiert als die Wissenschaft von der lautlichen Kunstform der Poesie. Die Metrik hat alles in ihren Bereich zu ziehen, was dazu beiträgt, der Lautform der gebundenen Rede ihren Kunstcharakter zu verleihen.

---

[1] 99 (5) 26 (Beitr. 24, 39 f.). [2] 94 (3) 121. [3] 93 (3) 122.

Halle a. S.

Franz Saran.

B.

Litteratur.

Deutsche Litteratur.

Allgemeines.

1. Gesamtdarstellungen.

Als Müllenhoff im Winter 1871/72 das Kolleg über die Geschichte der altdeutschen Poësie begann, empfahl er seinen Zuhörern als litterarische Hilfsmittel Gervinus, Wackernagel, Koberstein, Goedeke. Freilich nicht unbedingt und ohne Einschränkung: war an Gervinus die grossartige Ausführung zu rühmen, so mangelten doch ruhige Erkenntnis der Thatsachen, liebevolle Hingabe, ausreichende philologische Ausrüstung; fremden Nationen sei der Massstab für die Beurteilung heimischer Dichtwerke entlehnt, die Schätzung nicht frei von persönlicher Neigung und Abneigung, von politischer Voreingenommenheit. Wackernagels grossem Fragment wies die Selbständigkeit der Einzelforschung eine erstaunlich hohe Stelle an, doch fehlte die Fähigkeit, aus dem Detail zur Tiefe und Universalität geschichtlicher Auffassung zu gelangen. Kobersteins Bedeutung liegt auf dem Gebiete der neueren Litteratur, wo ihn eigene Arbeit zum zuverlässigen Führer macht; für die älteren Zeiten sei er bereits veraltet und nur als Nachschlagewerk brauchbar.

Schon zu der Zeit, da diese Urteile ex cathedra verkündigt wurden, legte man Hand an Umarbeitung, Besserung und Vermehrung der beiden zuletzt genannten Werke. Nachdem die ZfdPh. Bd. 4 aus Wilhelm Wackernagels Nachlass die letzten

Sein Verfahren dem gegebenen Texte gegenüber war höchst pietätvoll: die bibliographischen Angaben wurden vervollständigt, notwendige Zusätze durch Klammern kenntlich gemacht. Ebensowenig war die Thätigkeit, die Karl Bartsch dem Grundriss Kobersteins widmete 85 171, 86 208, auf eine Neugestaltung gerichtet, wie man sie wohl erwarten durfte, wenn das Werk fortan mehr als ein Nachschlagewerk sein sollte. Da war denn die gelegentlich aufgeworfene Frage nicht unberechtigt, warum man solche Überarbeitungen älterer Werke unternähme, wo doch Kraft und Material genug vorhanden sei, um etwas ganz Neues aufzubauen.

Karl Goedekes 'Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen' war 1856 begonnen, 1881 abgeschlossen worden 86 202, 87 (6) 1: da war natürlich, was die ältere Litteratur betraf, d. h. die drei ersten Bücher, völlig unzureichend. Die zweite Auflage, die der Verfasser 1884 in Angriff nahm, dehnte zwar die Epoche des Mittelalters auf mehr als den vierfachen Raum aus, machte sich aber von mittlerweile veralteten Ansichten nicht los und erwies sich in den Litteraturangaben schon damals weder lückenlos noch zuverlässig. Es liegt in der Natur der Sache, dass das weitschichtige Werk für altdeutsche Studien in jedem Jahre weniger brauchbar wird. Die hier beliebte Art des Litteraturnachweises ist demnach als unpraktisch abzulehnen; sie erweist die Notwendigkeit periodischer Berichterstattung, wie sie zuerst in Pfeiffers Germania, dann in erweiterter Form in den Jahresberichten der Gesellschaft für deutsche Philologie geboten wurde.

Daneben traten nun völlig neue Darstellungen, beruhend auf zahlreichen Einzelforschungen, wie sie die damals fröhlich blühende Wissenschaft zeitigte, mithin auf durchaus gelehrter Grundlage. Wenn auch das umfangreiche Unternehmen des Spemannschen Verlags, Kürschners Deutsche Nationallitteratur, zunächst populären Zwecken dienen will, so darf doch der erste Band 'Die älteste deutsche Litteratur bis um das Jahr 1000' von P. Piper (1885) als die tüchtige Arbeit eines bewährten Forschers von durchaus wissenschaftlicher Selbständigkeit höhere Wertung beanspruchen 85 178. Adolf Ebert betrat mit dem 3. Bande seiner 'Allgemeinen Litteratur des Mittelalters im Abend-

'Geschichte der deutschen Litteratur von der ältesten Zeit bis zum 13. Jh.' 92 (6) 8, ein gewaltiges, an Einzelheiten überreiches Material, ohne ausschliesslich gelehrte Leser vor Augen zu haben. Das Werk erhält erhöhte Bedeutung, da es mit Glück versucht, die litterarischen Denkmäler den Erscheinungen des gesamten Volkslebens einzuordnen und überall mit den Zeitverhältnissen, den politischen, kirchlichen und wirtschaftlichen Strömungen in Zusammenhang zu bringen. Dadurch wird es Anforderungen gerecht, deren unten eingehender zu gedenken ist.

Seit dem Jahre 1886 erfreut sich die romanische Philologie in Groebers Grundriss eines vorzüglichen Studienwerkes, das der Aufgabe, den gesamten Inhalt dieser Wissenschaft nach ihrem damaligen Stande zusammenzufassen, dem Studierenden eine zuverlässige Orientierung zu gewähren und ihre im praktischen Leben stehenden Jünger, besonders die Lehrer, mit dem Studium in Fühlung zu erhalten, völlig gerecht wird. Wenige Jahre später leistete H. Paul durch seinen 'Grundriss der germanischen Philologie' den Germanisten denselben Dienst; der zweite Band (1893) enthält die Darstellung der Litteraturgeschichte 90 (6) 2, und zwar der gotischen von Sievers, der nordischen von Mogk, der ahd. und altniederdeutschen von Koegel, der mhd. von F. Vogt, der mnd. von Jellinghaus, der mnl. von Jan ten Winkel, der friesischen von Th. Siebs, der englischen von ten Brink und A. Brandl. In einem Anhang berichten Lundell, J. Meier und Brandl über die aus mündlichen Überlieferungen geschöpften Sammlungen der Volkspoësie. Dem Zweck des Unternehmens entsprechend stellen diese Berichte in möglichst objektiver Weise und in knapper Fassung die litterarische Entwicklung und die für die einzelnen Denkmäler gewonnenen Forschungsresultate dar und verzeichnen die einschlägige Litteratur, soweit sie es verdient. Damit bot das letzte Jahrzehnt des scheidenden Jh. eine willkommene Zusammenfassung des in rastloser Arbeit, von zahlreichen Gelehrten geförderten Werkes der Erforschung unseres älteren Schrifttums und der oft in heissem Streit der Meinungen errungenen Ergebnisse, deren Besitz es galt als kostbares Erbe dem kommenden Jh. zu überliefern. Freilich mochte manchem Mitarbeiter die

Geschichte altdeutscher Poësie auf die wenigen, zufällig erhaltenen Denkmäler ein schiefes Bild ihrer Entwicklung gewährt, sucht er nach weiteren Zeugnissen und erweitert dadurch den herkömmlichen Begriff Litteratur; die einzelnen Denkmäler versieht er mit umfangreichen Kommentaren, in denen er seine von früherer Auffassung oft abweichenden Ansichten ausführt, und flicht breite Exkurse über metrische u. a. Fragen ein. Während einerseits die Fülle des Gebotenen dankbare Anerkennung fand, die Kühnheit der Kombination, die Neigung, bis in die Tiefe des Problems zu dringen (GgA. 1898, 568), angenehm berührten, stiess das Werk andrerseits auf den Vorwurf unsicherer Vermutungen und vorgefasster Meinungen, des Irrtums und der Willkür im einzelnen, und besonders trat Kraus ZöG. 47, 306—350 den Aufstellungen in den ersten Kapiteln Koegels Schritt für Schritt entgegen und sprach die Befürchtung aus, das Buch werde mehr Verwirrung als Nutzen anrichten.

Die Ergebnisse gelehrter Forschung breiteren Volksschichten zugänglich zu machen, galt vor dreissig Jahren in gewissen germanistischen Kreisen für eitel Hochverrat. Selbst ein von sachkundiger Hand verfasstes Werk, wie Vilmars Geschichte der deutschen Nationallitteratur 86 204, das sich durch ansprechend und geschickt geschriebene Analysen älterer Dichtungen um deren Verbreitung hoch verdient gemacht, wurde mit verächtlichem Stillschweigen übergangen. Das gestaltete sich anders, als Wilhelm Scherer 1883 dem gebildeten Publikum seine Geschichte der deutschen Litteratur vorlegte 84 162, 163. Hier verband sich mit überall selbständiger Forschung eine flotte, lebhafte Darstellung, mit wohldurchdachter Begrenzung auf das Wesentliche eine künstlerische, freie Anordnung des Stoffes. Unmerklich erweitert sich unter Scherers Feder der herkömmliche Inhalt zu einem Kulturgemälde, zu einem Bilde der geistigen Entwicklung unseres Volkes. Eine stark subjektive Färbung, kühne Verwendung moderner Massstäbe für Denkmäler und Personen der Vergangenheit, unverzagte Darbietung neuer, geistvoller Gedanken haben wohl anfangs manches Kopfschütteln veranlasst, dem Buche aber auch zahllose Freunde geworben. Kann doch auch der gelehrte Forscher heut an ihm

ist die Geschichte der altdeutschen Dichtung von Ferdinand Khull 86 sos. Sie ist in der Absicht geschrieben, denen, die nicht im stande sind, die alten Dichtungen selbst kennen zu lernen, durch Inhaltsangaben und Übersetzungen das Verständnis der Urteile Scherers zu erleichtern. Auch die in Bd. 163 der Deutschen Nationallitteratur enthaltene Geschichte der deutschen Litteratur I. Teil (von den Anfängen bis zum Ausgange des Mittelalters) von W. Golther 92 (6) 4 wird billigen Anforderungen gerecht, und dem durch Königs Litteraturgeschichte und ähnliche Unternehmungen auf historischem und erdkundlichem Gebiete erweckten Verlangen des Publikums nach illustrierten und mit Faksimiles u. dgl. ausgestatteten Darstellungen wissenschaftlicher Gegenstände kommt entgegen die 'Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart' von F. Vogt und M. Koch, die ein Seitenstück zu der Geschichte der englischen Litteratur von Wülker darstellt 96 (6) 5, 97 (6) 1. Der von F. Vogt ausgearbeitete erste Teil zeigt die populäre Darstellung der altdeutschen Litteratur zweifellos auf ihrer Höhe, so dass auch nach dieser Richtung die Leistungen des alten Jahrhunderts einen erfreulichen Abschluss erhalten haben.

Der ansprechende Gedanke, die litterarische Entwicklung eines einzelnen Stammes zur Anschauung zu bringen, wurde verwirklicht für die Schweiz von Jakob Baechtold 87 (6) 5, 88 (6) 4, für Böhmen von R. Wolkan 94 (6) 5, für Schwaben von R. Krauss 97 (6) 10 und für Östreich von Nagl und Zeidler 97 (6) 9.

2. Methode.

Erst nachdem ein tüchtiges Stück sprachwissenschaftlicher und philologischer Arbeit bewältigt war, trat man an die Aufgabe einer zusammenfassenden Darstellung der altdeutschen Litteratur heran. Mit 'feinem Sinn für die Erscheinungen der Sprache' begabt, legte W. Wackernagel, nicht minder auch Koberstein, Gewicht auf die Schilderung sprachlicher Entwicklung, auf die Gestaltung der metrischen Formen, auf Wachstum und Verbreitung der behandelten Stoffe. Dass beide mit der philologischen Einzelforschung in lebendigem Zusammenhange stehen, beweisen die umfangreichen Anmerkungen unter ihrem Text. Auch in der Folge ist in unserer Disciplin nur selten von ästhetischer Behandlung die Rede gewesen.

Schon Gervinus, der freilich nicht von der Seite des philologischen Studiums an die Litteraturgeschichte herantrat, trägt

einer Forderung A. W. Schlegels Rechnung, den Charakter eines Kunstwerks aus dem auf historischem Wege erforschten Geiste des Zeitalters zu erklären, indem seine in die Tiefe gehende Darstellung bei dem Ausmalen des politischen und kulturgeschichtlichen Hintergrundes und des zeitgenössischen Geisteslebens mit ganz besonderem Nachdrucke verweilt. Wenn aber unleugbar unsere ältere Litteratur nur teilweise original germanisch ist, von Nord und Süd und Ost her stoffliche, vielleicht auch metrische und stilistische Entlehnungen sich darbieten und andererseits Ausstrahlungen unserer Dichtung nach der Fremde wahrnehmbar sind, so ist auch der Litteraturgeschichtschreibung der Weg zur vergleichenden Betrachtung und Darstellung gewiesen, und nicht hat sie den Zeitpunkt abzuwarten brauchen, wo die Parole 'vergleichende Litteraturgeschichte' ausgegeben wurde, um das vergleichende Verfahren einzuschlagen. Mit Recht sagt M. Koch auf der ersten Seite der von ihm begründeten Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte (1887): Von der deutschen Litteratur könnte man sagen, sie sei bereits in ihren Anfängen als vergleichende Litteraturgeschichte hervorgetreten. Koch verlangt, dass diese Wissenschaft die Entwicklung der Ideen und Formen, die sich stets erneuernde Umgestaltung der gleichen oder verwandten Stoffe in den verschiedenen Litteraturen alter und neuerer Zeit verfolge, den Einfluss der einen auf die andere in ihren wechselseitigen Beziehungen aufdecke. Anders formuliert W. Wetz in seinem Buche über Shakspere die Aufgabe der vergleichenden Litteraturgeschichte: er will darunter nur solche Untersuchungen verstanden wissen, die vergleichend den Charakter ganzer Epochen oder Litteraturen oder auch nur einzelner ihrer bedeutsamsten Vertreter zu bestimmen suchen, und solche, die von verschiedenen Dichtern behandelte Stoffe in Parallele stellen und dadurch zur Erkenntnis der Eigenart eines Dichters, mittelbar auch wohl ganzer Litteraturperioden beizutragen gedenken.

Seit reichlich einem Jahrzehnt ist die Frage nach der Aufgabe, der Umgrenzung, der Methode der Litteraturgeschichte besonders in Fluss gekommen. In einer Strassburger Rektorats-

gebe den Ausschlag, ob ein Werk in der Litteraturgeschichte zu berücksichtigen sei. Daher kommt für den Litteraturforscher auch in erster Linie die sprachliche Seite eines Schriftwerks in Betracht, Rhythmus und Klang, dann erst sein geistiger Gehalt und die Verbindung der Gedanken, die Komposition. Das Wesentlichste aber ist die Konception des geistigen Inhalts, die Frage, ob die Fabel frei erfunden oder von aussen aufgenommen ist, ob der Verfasser im letzteren Falle das ursprünglich fremde Gut seinen Ideen gemäss umgestaltet und es sich somit zum Eigentum gemacht hat. So müsse man auf drei Punkten verweilen: auf der äusseren Darstellung, auf dem poëtischen Stoffe und auf die ihn formenden Ideen. Den lebhaftesten Widerspruch hat ten Brink von W. Wetz erfahren 91 14, der in jeder philologischen Betrachtung eines Litteraturwerks den Tod der Litteraturgeschichte erblickt, da philologische Methoden auf die innere Entstehungsgeschichte eines Dichtwerks nicht anzuwenden seien. Wesentlich von französischen Theoretikern beeinflusst, weist Wetz der Litteraturgeschichte eine dreifache Aufgabe zu: die kritisch-psychologische Analyse, die biographische Untersuchung und die historische Betrachtung.

Schon vorher hatte Erich Schmidt in seiner Wiener Antrittsvorlesung 87 (6) 10 seine Ansicht über die Wege und Ziele der deutschen Litteraturgeschichte dargelegt. Ihm gilt die Litteraturgeschichte als ein Stück Entwicklungsgeschichte des geistigen Lebens eines Volkes mit vergleichenden Ausblicken auf die anderen Nationallitteraturen. Sie erkennt das Sein aus dem Werden und untersucht gleich der neueren Naturwissenschaft Vererbung und Anpassung und wieder Vererbung und so fort in fester Kette. Dabei aber wuchern ihm hundert Fragen entgegen, ein 'Wald von Fragezeichen' thut sich auf; da ist Absatz oder Verbreitung eines Werkes in Betracht zu ziehen, die Geschichte des Einflusses, des Versmasses, der Stile zu schreiben, das Verhältnis des Dichters zur Vorzeit der eigenen, zu fremden Nationen zu erörtern, die Wirkung des Bodens, der Heimat, der Verfassung, des Stammescharakters auf ihn zu berücksichtigen; die Familie, die Religion, die politischen Zustände sind zu mustern: 'Krieg oder Friede, Erhebung oder Druck, Missstimmung oder ruhige Zufriedenheit, Indifferentismus oder Parteinahme'. In diese und viele andere Dinge muss sich die Forschung versenken, ohne Gefahr, sich in Kleinkram zu verlieren; denn 'wer Gross und Klein unterscheiden kann, wird bei aller Andacht für das Einzelne kein jämmerlicher Mikrolog werden'.

Ähnlich erblickt E. Elster 94 (6) 29 in der Litteratur den Spiegel und die abgekürzte Chronik der Zeit und fordert daher, dass das Zeitleben mit seinen mannigfaltigen Gestaltungen und Erscheinungen den Hintergrund der litterarhistorischen Darstellung bilde. Als Aufgabe der Litteraturgeschichte stellt er die nach vergleichender Methode angelegte Schilderung des geschichtlichen Verlaufs der litterarischen Ereignisse hin; der Vergleich muss auf Grund einer genauen ästhetischen Analyse der einzelnen Werke durchgeführt werden; das Ziel ist, das Neue zu erschliessen, das der Dichter seinem Volke schenkt. Mehr als bisher aber muss die Philosophie, insbesondere Psychologie und Ethik, für die Erkenntnis litterarischer Werke herangezogen werden; Forschungen, wie die Wundts, auf den Elster mit Vorliebe sich beruft, müssen dem Litterarhistoriker geläufig und dienstbar sein. Für die Erklärung des Einzelwerks gilt die Entstehungsgeschichte als der beachtenswerteste Teil. 'Sie hat in der Seele des Dichters alle erreichbaren Vorstellungen aufzusuchen, die gleichsam das Material seiner Schöpfung bilden; sie hat aber vor allem die Schaffensthätigkeit selbst zu beleuchten, für welche die ästhetischen Grundsätze des Verfassers, seine ethischen Anschauungen, Stimmungen und Gefühle und seine Phantasieanlagen von ausschlaggebender Bedeutung sind.' Viel weiter als ten Brink zieht Elster den Kreis der Forschungsobjekte: er rechnet zur Litteratur alle sprachlichen Erzeugnisse, die irgendwie dahin zielen, die Gefühlswerte des Lebens klarzulagen.

Es werden, wie man sieht, an den Litterarhistoriker die mannigfachsten Anforderungen gestellt. Er muss in erster Linie Geschichtsforscher sein, aber auch ein Philolog, der mit Sprachkenntnis und Sprachgefühl, mit Verständnis für metrische und stilistische Erscheinungen ausgerüstet ist, ein Philosoph, der Ästhetik, Ethik, Psychologie beherrscht und auf Nachbargebieten wie die Physiologie nicht unbewandert ist; er muss zum Zweck der Vergleichung Sprachen und Schriftwerke fremder Völker verstehen, er muss selbst ein Künstler sein, um in kongenialem Geiste in das Kunstwerk eines andern einzudringen, um schliesslich selbst die Resultate seiner Forschungsarbeit in geschmackvoller Form vorzulegen. Kein Wunder, wenn die Umsetzung so hoher theoretischer Forderungen in die Praxis nur spärlich gelingt. Einige litteraturgeschichtliche Arbeiten biographischer

der älteren Dichtung dürften modernen Forderungen nur zwei genügen: unter den rein wissenschaftlichen die Arbeit Kelles, unter den popularisierenden das reizvolle Werk Scherers.

3. Poëtik.

'Wer schenkt uns endlich eine Geschichte der Poëtiken?' fragt Erich Schmidt in der Wiener Antrittsvorlesung; in der Buchausgabe der Charakteristiken kann er die Bemerkung hinzufügen, dass K. Borinski mit seiner Poëtik der Renaissance einen tüchtigen Anfang gemacht. Dass in den letzten fünfundzwanzig Jahren an Poëtiken selbst Mangel gewesen, kann dagegen niemand behaupten, noch weniger aber, dass man in der Erkenntnis des Wesens der Poësie nicht ein gutes Stück vorwärts gekommen.

Am Anfang der Epoche sah man in der Poëtik einen Teil der Ästhetik und behandelte sie daher nach philosophischer Methode. Mit Recht erfreute sich M. Carrière eines bedeutenden Ansehens. Das Werk W. Hahns wurde von einem Beurteiler der philosophischen wie historischen Gründlichkeit wegen die denkbar beste Poëtik der Gegenwart genannt. W. Wackernagel (1873) war willkommen, wenn auch in seinem nach Vorlesungen herausgegebenen Lehrbuche der Poëtik, Rhetorik und Stilistik die erstere die am wenigsten starke Seite bildete. Methner 89 (6) 28 zeichnete sich durch Übersichtlichkeit und klare Einteilung des Stoffes aus; anregende, neue Gedanken werden in glücklicher Fassung vorgetragen. Beyers theoretisch-praktisches Handbuch 82 172, 84 168, 87 (6) 20, trat mit dem Anspruch auf, ein erschöpfendes Gesetzbuch der Poësie zu sein und den Beginn einer neuen Ära deutscher Dicht- und Verskunst zu bezeichnen. Es wollte die Technik der Dichtkunst lehren, die nach methodisch-pädagogischen Principien aufgebaut wurde.

Seit 1887 ist ein Umschwung in der Behandlung der Poëtik zu beobachten. Im Gegensatz zu der philosophischen Basis, auf die man die Poëtik bisher gestellt hatte, traten Versuche, 'ein System der Poëtik aufzustellen, in dem die gesamte litterarische Produktion untersucht und klassificiert wurde, und in dem man auf Grund dieser Durchforschung und Klassifikation innerhalb gewisser Grenzen zu bestimmten Normen und Gesetzen gelangen konnte'. Besonders traten zwei Fragen in den Vordergrund: nach der Einteilung der Poësie und nach ihrem Ursprung. Die bisher gültigen Ansichten unterzog einer Revision Baumgart 87 (6) 21, der auf aristotelischer Grundlage sich vorzugsweise

mit dem Drama beschäftigt und teils aus den überlieferten Lehrsätzen (Lessing, Schiller), teils im Widerspruch mit ihnen Regeln entwickelt. Viehoff 88 (6) 26 stellt als Quelle aller Poësie den Lebenstrieb hin, aus dem Lust und Unlust abzuleiten sind. Aus der Annahme dieses Lebenstriebes ergeben sich die Begriffe wahr, gut, schön. Die übliche Dreiteilung Lyrik, Epik, Dramatik, verwirft Viehoff und stellt die Lyrik als subjektive Dichtung der Epik und Dramatik, den objektiven, gegenüber.

Eine Fülle neuer Ideen erschloss Scherers Poëtik 88 (6) 25. Ihm ist die Poëtik vorzugsweise die Lehre von der gebundenen Rede, doch auch von einigen Anwendungen der ungebundenen, welche sich mit den Anwendungen der gebundenen nahe berühren. Der Ursprung der Poësie wird im Vergnügen gefunden, in den primitiven Äusserungen der Freude, besonders in der erotischen Erregung. Die grosse Menge von Motiven, die dem Dichter zu Gebote steht, wird durchmustert und ergiebt die Grundzüge einer allgemeinen Motivenlehre. Mit der Einbildungskraft des Dichters beschäftigte sich W. Dilthey. Auf die Anregung der Poëtik Scherers pflegt man R. M. Meyer 'Die altgermanische Poësie' 89 (6) 25 zurückzuführen, wo der Versuch gemacht wird, eine vollständige Darstellung einer in unserer alten Poësie erhaltenen Form dichterischer Produktion zu geben, alles dessen, was in den stabreimenden, von christlich-gelehrtem Geiste möglichst unberührten Dichtungen Formelhaftes erhalten ist. Formeln aber sind dem Verf. die Mittel des Ausdrucks, die häufig genug sich vorfinden, um der Poësie einen eigenartigen Charakter zu verleihen.

Die Metapher als notwendige Form unserer Anschauungsweise machte Biese 90 (6) 21 zum Gegenstande seines Studiums, als frühestes Element aller Poësie betrachtet sie Fritzsche 85 187. Ideen Scherers, besonders die Neigung, die Poëtik auf naturwissenschaftliche Basis zu stellen, machen sich geltend in dem umfangreichen Beitrag zur Ästhetik von R. M. Werner 'Lyrik und Lyriker' 91 (6) 17 und bei Jacobowski (ebenda 18). Als erster Versuch, sämtliche Disciplinen der Litteraturwissenschaft im Zusammenhange zu behandeln, können Elster 'Prin-

Althochdeutsche Periode.

1. Althochdeutsche Litteratur.

Die wissenschaftliche Beschäftigung des letzten Vierteljahrhunderts mit jenem Trümmerhaufen von Formeln, kleinen Reimen und Übersetzungen (G. Roethe, Reimvorreden des Sachsenspiegels, 1899, S. 64), den wir ahd. Litteratur zu nennen pflegen, wurde von keiner früheren Publikation in dem Grade beeinflusst als von K. Müllenhoffs und W. Scherers 1864 in erster, 1873 in zweiter, stark umgearbeiteter und vermehrter Auflage herausgekommenen Denkmälern: dies Werk darf, nachdem ich seiner dritten Ausgabe (1892) die Resultate der neueren Forschung thunlichst einzuverleiben bemüht gewesen bin, auch jetzt als noch nicht völlig veraltet bezeichnet werden, obwohl für den Gebrauch der Lernenden ihm in W. Braunes vortrefflichem Ahd. Lesebuch (1875, 4. Aufl. 1897) ein kräftiger Rival entstanden ist. Einerseits nämlich musste das energische Bestreben beider Herausgeber, zwischen den isolierten Resten Zusammenhänge zu konstruieren, zuweilen mit Hilfe kühnster Kombinationen, sowie die nicht selten gewaltsame Behandlung der Texte Widerspruch hervorrufen und zu genauster Nachprüfung auffordern. Andererseits hat das Buch zuerst eine Reihe wichtiger Gesichtspunkte geltend gemacht, welche dauerndes Besitztum unserer Disciplin geworden sind. Scherer lehrte — was noch heutigestags die wenigsten Bibliothekare wissen —, dass jede Hs. auf ihre Zusammensetzung, ob einheitlich oder nicht, untersucht werden muss, und dass Zeit- oder Ortsbestimmung eines in ihr überlieferten Schriftstückes nur dem Teil, dem es von Anfang an zugehörte, sich entnehmen lässt. Er zeigte weiter mit glücklichstem Erfolg, dass bei Werken, die der Befriedigung eines praktischen Bedürfnisses dienen, der Nachweis, wann dies Bedürfnis eingetreten, entscheidend sei für die Feststellung ihres Alters. Er zog endlich wirksamer und umfassender als irgend einer seiner Vorgänger die gleichzeitige lateinische theologische Litteratur zur Erklärung heran. Müllenhoff aber in seiner für ihre Zeit mustergültigen Vorrede schuf in dem Wirrsal der älteren fränkischen Mundarten Ordnung, unterschied, später in Einzelheiten von W. Braune (Beitr. 1, 1 ff.) berichtigt, gewisse Hauptgruppen mit litterarischen Centren und entnahm, einen Gedanken Th. Jacobis (Beitr. z. deutschen Gramm., 1843, S. 109 ff.) verfolgend, dem Lautstand der deutschen Personen- und Ortsnamen

datierter Urkunden Kriterien zur lokalen und chronologischen Fixierung der Litteraturerzeugnisse. So gelang ihm der Nachweis der fuldischen Herkunft des Tatian. Sein Vorgang erweckte reichliche Nachfolge bis in die neuste Zeit. Sieht man, weil sie sich umfassendere Ziele steckt, von R. Heinzels Niederfränkischer Geschäftssprache (1874) ab, so war R. Henning (QF. 3) der erste, welcher Müllenhoffs Beispiel nachahmte. Während er und später R. Koegel (Keronisches Glossar, 1879) den St. Galler Traditionen Anhaltspunkte für die Chronologie der ältesten aus diesem Kloster hervorgegangenen Verdeutschungen abzugewinnen suchten, prüfte G. Kossinna (QF. 46) behufs Ermittlung der zeitlichen Folge der kleineren hochfränkischen Denkmäler nochmals die Fuldaer Urkunden. Hier zeigte sich aber, dass die Methode versagt, wo Glossen oder Beichten, überhaupt Stücke mit längerer oder kürzerer litterarischer Vergangenheit in Frage kommen: Kossinna datierte z. B. die Frankfurter Canonesgll. auf ungefähr 770, obwohl schon die Vorlage der Hs., in welcher sie stehen, nicht älter als 774 sein kann (R. Koegel, Litteraturgesch. 1, 2, 521); obendrein gehören sie nach Würzburg, für welchen Ort der Fuldaer Lautstand nicht unbedingt massgebend ist (AfdA. 8, 300 ff.). Die Verwendbarkeit urkundlicher Namen zu Lokalisationszwecken unterliegt sogar principiellen Bedenken, falls F. Wrede (ZfdA. 36, 135 ff., vergl. auch AfdA. 22, 9 f.) auf Grund der Wenkerschen Sprachkarten mit Recht — was freilich keineswegs ausgemacht ist — nur allgemein hochfränkischen, nicht speciell fuldischen Dialekt des Tatian einräumt. Ohne litterarische Nebenabsichten untersuchten A. Socin (Strassb. Studien 1, 101 ff.) die Sprache der Weissenburger, H. Althof (Gramm. alts. Eigennamen, 1879) der westfälischen und A. Wagner (Deutsche Namen der ältesten Freisinger Urkunden, 1876) den Vokalismus der Freisinger Urkunden; Unterschiede der Salzburger Lautgebung von der Freisinger wies, Winken R. Koegels (Beitr. 9, 357 Anm.) nachgehend, an der Hand der ältesten Partie des Salzburger Verbrüderungsbuches J. Schatz 99 s auf. Nicht unwesentlich verfeinerte das Verfahren bei Studien dieser Art F. Wilkens 91 s, der grosse Sorgfalt auf die Feststellung des wahren Lautwerts der Spiranten

auch eine Reihe von Arbeiten orthographischer Natur. Wenn ich die Wichtigkeit der wechselnden Gestalt der Vorsatzpartikeln *ka ga: ki gi: ke ge, za: zi: ze, far: fir: fer: for* oder der Formen *enti, inti, endi, indi* der Konjunktion zur lokalen und chronologischen Scheidung sowohl der Denkmäler als ihrer einzelnen Bestandteile betonte (ZfdA. 16, 131 ff.), wenn ich zeigte, dass in der Wiedergabe des germ. *b* zwischen altalemannischen und altbairischen Werken eine charakteristische Differenz zu Tage träte (ZfdPh. 4, 88 f.), so lag es mir fern, solchen Divergenzen den Wert getreuer Reflexe der thatsächlich gesprochenen Sprache beizumessen; ich fasste sie vielmehr vorwiegend als Symptome verschiedener Schreiberschulen auf. Von diesem Standpunkt aus erscheint R. Koegels Gedanke (Litteraturgesch. 1, 2, 560 ff.), der an die Stelle von Müllenhoffs centraler karolingischer Hofsprache die Schriftsprachen einer Anzahl grosser Stifter setzen will, mir nicht so bedingungslos verwerflich wie F. Kauffmann. Dieser Gelehrte war namentlich bemüht (Germ. 37, 243 ff.; ZfdPh. 32, 145 ff.), die Geschichte des Buchstaben *k* scharfsinnig, aber meines Erachtens vielfach überscharf, zu litterarhistorischen Schlüssen auszunutzen. Er trat damit in die Fusstapfen H. Möllers, welcher in einem sonst unzweifelhaft verfehlten Buch (Zur ahd. Allitterationspoësie, 1888) den Unterschied zwischen Schreibung und Sprache mit Recht urgierte, jedoch seinen Einzelausführungen dadurch allen Glauben benahm, dass er für orthographische Regeln denselben Grad von Ausnahmslosigkeit wie für Lautgesetze beanspruchte. Barster Willkür vollends wird Thür und Thor geöffnet, wenn er z. B. in den *t* des Hildebrandsliedes ältere graphische Darstellungen von *z* erblickt. Bleibende Bedeutung hingegen wohnt dem schönen Nachweis W. Braunes (Beitr. 4, 540 ff.) inne, dass nur in Oberdeutschland, nicht auf fränkischem Boden, die *l*- und *r*-Verbindungen den Umlaut des kurzen *a* hindern, und dass ursprünglich oberdeutsch Brechung von *iu* nur vor Dentalen und vor *h* stattfindet.

Von der Prüfung der Müllenhoffschen These, der Tatian sei zu Fulda verdeutscht worden, nahm auch E. Sievers' Ausgabe dieser Übertragung (1872) ihren Ausgang. Aber sie schlug zugleich neue Bahnen ein: indem sie zum ersten Male eine voll-

entschied sich für neun verschiedene Translatoren, welche, der gleichen Schule, Zeit und Gegend angehörig, in der Arbeit sich abgelöst hätten. Eine noch grössere Zahl beteiligter Persönlichkeiten suchte dann ich wahrscheinlich zu machen (ZfdPh. 4, 474 ff.). Mehrere der von mir vorgeschlagenen Abgrenzungen gesonderter Individualitäten acceptierte Sievers in der zweiten Auflage 92 15, welche nach jeder Richtung hin als eine verbesserte gelten darf. Abschliessend die Verfasserfrage behandeln wollte C. Dietz; doch von seiner Dissertation erschien nur das einleitende Kapitel 93 17, welches sich mit der lateinischen Vorlage der ahd. Übersetzung beschäftigt und erweisen will, sie habe die Mitte gehalten zwischen dem lateinischen Text der jetzigen St. Galler Hs. und dem des Fuldensis, zugleich aber Einmischung italischer Lesarten erfahren. Indes sind die dafür beigebrachten Argumente wenig stringent, und vollen Unglauben verdient die Hypothese, der auf uns gekommenen ags. Evangelienversion sei vorangegangen eine frühere, welche den ahd. Tatian ihrerseits beeinflusst hätte. Dagegen widersprach Sievers' und meinen Scheidungen, abgesehen von Kap. 77—82, und trat für Einheit des Verfassers ein E. Arens (ZfdPh. 29, 63 ff., 510 ff.; ähnlich schon H. Wunderlich ZfdPh. 26, 269 ff.; sehr vorsichtig urteilten F. Wrede ZfdA. 37, 297, Anm. 3; O. Erdmann ZfdPh. 26, 116). Mich haben seine Darlegungen nicht überzeugt: wenn er in seinem 4. und 5. Abschnitt vereinzelte Spuren allitterierender Bindungen nachweist oder die Wahl eines vom sonstigen Usus abweichenden Ausdrucks aus der Besonderheit des Zusammenhangs erklärt, so kann ich nicht einsehen, was damit für einen einheitlichen Autor gewonnen sein soll; thut er aber im 3. Abschnitt an reichlichen Beispielen dar, dass manche lateinische Termini bald so, bald so verdeutscht seien, so folgt doch daraus nicht, dass das innerhalb grösserer oder kleinerer Partien von Sievers beobachtete verschiedenartige Verfahren bei der Wiedergabe gewisser Seite für Seite vorkommender Konjunktionen auf Zufall beruhen muss. Auch der Umstand, dass *respondere* teils durch *antuurten*, teils durch *antlingen*, teils promiscue durch beide Verba reflektiert erscheint, entscheidet nicht zu Gunsten der Einheitlichkeit: ein Übersetzer hatte Sinn für Variation des Ausdrucks, der andere nicht.

Während somit für das Stift Fulda die Wahrscheinlichkeit

LXXX) vertretenen Hypothese, dass zu Notkers III. Zeiten in St. Gallen ein ähnliches Zusammenwirken vieler Klosterinsassen zu Verdeutschungszwecken stattgefunden habe, durch J. Baechtold (ZfdA. 31, 189 ff.) ihre festeste Stütze geraubt. Denn er wies nach, dass der Eingang des sog. Briefes des Magisters Ruodpert eine Fälschung Goldasts sei, dass dieser Brief überhaupt nicht Antworten eines Lehrers auf die Fragen seines Schülers enthalte, sondern das Bruchstück einer St. Galler Schulaufgabe, dass auf ihn daher irgendwelche Vermutungen über die litterarischen Pläne Notkers und seiner Genossen nicht gegründet werden dürfen. In einer Reihe von Arbeiten (Sitzungsber. Wiener Akad. 109, 229 ff., ZfdA. 30, 295 ff., ZfdPh. 18, 342 ff., 20, 129 ff., Abhandl. Münch. Akad. I, XVIII, 1) zeigte gleichzeitig J. Kelle, dass Laut- und Formenlehre, Vokabelschatz und Wortbildung des Boëthius, des Martianus Capella, der philosophischen und rhetorischen Schriften und der Psalmen so völlig harmonieren, dass an eine Kooperation mehrerer Individuen sich nicht denken lässt. Eine seiner früheren Behauptungen, nämlich dass Notker nur die beiden ersten Bücher des Boëthius selbst übertragen, hatte Scherer übrigens in richtigerer Interpretation des bekannten Schreibens an Hugo von Sitten schon vorher zurückgenommen (vgl. AfdA. 13, 299). Gegen die Nachricht der gleichen Quelle von einer Übersetzung des Cato, der Bucolica Vergils und der terentianischen Andria machte M. Herrmann (Mitt. d. Gesellsch. f. Erziehungs- u. Schulgesch. 3, 7 f.) beachtenswerte Bedenken geltend.

Zwar nicht direkt auf MSD., aber doch auf Anregungen W. Scherers gehen auch die zahlreichen syntaktischen Arbeiten zurück, welche teils einzelnen Denkmälern und Denkmälergruppen, teils bestimmten Satzgefügen gewidmet wurden. An ihrer Spitze steht O. Erdmanns Otfridsyntax (1874, 76), neben der in Sonderheit die Monographien von H. Gering, V. E. Mourek, M. Rannow, K. Tomanetz und H. Wunderlich genannt zu werden verdienen.

Fast bis zu den ersten Anfängen deutscher Philologie hinauf reicht die Beschäftigung mit den ahd. Glossen. Aber man begnügte sich mit mehr oder minder fehlerhaften und unvollständigen Abdrücken einzelner Hss. und beschränkte sich einseitig auf ihre lexikalische Verwertung, wobei man unterschiedslos jeder Glosse die gleiche Beweiskraft beimass, oder auf den sehr zweifelhaften grammatischen Ertrag, wenn einmal eine Glossatur auf ihre Lautverhältnisse geprüft wurde. Von tastenden

Ansätzen H. Hoffmanns abgesehen, drang nur A. Holtzmann tiefer ein. Dem gegenüber wies ich nach (ZfdA. 15, 1 ff.; 16, 1 ff.), dass so ziemlich alle Glossendenkmäler eine längere Vergangenheit hinter sich haben, dass sie sich aus übereinander gelagerten Schichten verschiedener Zeiten, oft auch verschiedener Gegenden zusammensetzen, dass näher oder ferner verwandte Sippen bestehen, und dass die diesen gemeinsamen Glossen nicht als ebenso viele Zeugen, wie Hss. vorhanden sind, sondern nur als einer gelten dürfen. Das allmähliche Wachstum einer Glossatur und ihre Wanderung von einem alemannischen Centrum aus nach Baiern einerseits, nach dem Niederrhein andererseits konnte dann an der Hauptmasse der Prudentiusglossen dargethan werden. Später hat der Kunsthistoriker R. Stettiner (Die illustrierten Prudentiushss., Strassb. Diss. 1895) mit Recht die Wichtigkeit der Bilder in der Psychomachie für die Feststellung der Verbreitungswege hervorgehoben. Nach solchen Vorarbeiten ging ich, im Verein mit E. Sievers, an eine Gesamtausgabe der Glossen (4 Bde., 1879—98). Obschon an dieser Sammlung, namentlich an ihren beiden ersten Bänden, manches der Besserung bedarf, so wird es mir kaum als Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn ich in ihr die wichtigste Förderung erblicke, welche während der letztverwichenen fünf Lustren den ahd. Studien widerfuhr. Nicht wegen der Grösse der aufgewandten Mühen und Kosten, auch nicht deshalb, weil gegenüber dem Stande des Wissens um die Mitte der siebenziger Jahre die Zahl der Glossenhss. sich mehr als verdoppelt hat und hoffentlich noch weiter zunehmen wird (ich kenne jetzt bereits 20 unausgebeutete Codices): vielmehr weil mit dem Werk dasjenige Hilfsmittel zugänglich gemacht ist, das allein noch, bei methodischer Ausnutzung, Antwort auf manche der zahllosen Fragen jeder Art verheisst, für welche die zusammenhängenden Denkmäler, die zudem in wachsendem Masse Tummelplätze der ungezügeltesten Kombinationslust werden, uns im Stiche lassen. Freilich kann das Ziel nur mittelst detaillierter Specialuntersuchungen erreicht werden, und diese dürfen sich keineswegs auf die deutschen, in dem Abdruck allein ausgehobenen Bestandteile der Hss. beschränken; mit einem wahllosen Herausgreifen einzelner eigentümlicher Formen oder Worte, damit sie zum Ausgangspunkt schnellfertiger Hypothesen dienen, ist nichts genützt. Ein ganz falsches Bild entsteht auch, wenn man, wie M. H. Jellinek

handelt: solange wir die direkte Vorlage nicht kennen, stellt dieser Lautstand ein mit unseren Mitteln unlösbares Konglomerat von Tradition und individuellen Neigungen dar. Wesentlich gefördert wurde die Glossenarbeit durch die rührige Thätigkeit, welche jetzt allerorten auf dem Gebiet mittelalterlicher Geschichte herrscht, durch den rasch sich mehrenden Vorrat guter photographischer Faksimilia, besonders aber durch den Wetteifer, mit welchem die Bibliotheken Deutschlands und des Auslands für zuverlässige Verzeichnung und Bekanntmachung ihrer handschriftlichen Bestände sorgen: auf Kataloge wie den der Berliner Meermanniani von V. Rose, den der Göttinger Hss. von W. Meyer und den Erfurter von W. Schum haben wir volles Recht stolz zu sein. Zu gute kam den Glossen, vornehmlich ihrem dritten Band, auch das Corpus glossariorum latinorum (1888ff.), obwohl es, mit der brutalen Einseitigkeit klassischer Philologie hergestellt, für mittelalterliche Zwecke fast durchweg versagt und nicht einmal Texte so verbreiteter Wörterbücher bringt, wie der Liber glossarum und der Abavus maior es waren. Glücklicherweise hat der Herausgeber, seinen früheren Entschluss ändernd, wenigstens das Affatim-Glossar unverkürzt abgedruckt; sonst wäre mir der Nachweis des Ursprungs von Ic. (Ahd. Gll. 4, 1 ff.) gegenüber R. Koegels irreführender Hypothese (Beitr. 9, 328ff.) unmöglich gewesen.

Einige der ältesten Glossare wurden indes bereits Specialuntersuchungen unterworfen. Scharfsinnig behandelte R. Henning (QF. 3) den Vocabularius St. Galli; doch ging er von der falschen Voraussetzung aus, dass seine lateinischen und seine deutschen Elemente gleich alt wären, während es keinem Zweifel unterliegen kann, dass ein rein lateinisches Wörterbuch, dessen Beziehungen zu den Etymologien Isidors und zu Suetons Pratis übrigens recht zweifelhaft sind, erst verhältnismässig spät mit deutschen Äquivalenten ausgestattet wurde. Nachdem obendrein Hennings Beurteilung der beiden Anhänge sich in mehreren Punkten als unrichtig herausgestellt hat (Ahd. Gll. 3, 7 f.), dürfte von seiner komplicierten Rekonstruktion der Vorgeschichte kaum ein Glied übrig bleiben. Freilich entbehrt auch R. Koegels Ansicht (Litteraturgesch. 1, 2, 438), das alphabetische, für den ersten Anhang benutzte Glossar sei nicht ursprünglich ags., sondern hd. gewesen, jeder Gewähr. Sie hängt zusammen mit der eigentümlichen Voreingenommenheit dieses Gelehrten wider den Glauben an ags. Einfluss auf die kontinentale Litteratur. Seine principielle Befehdung aller 'Anglosaxonismen' (z. B. Idg. Forsch. 3, 287;

AfdA. 19, 236; Litteraturgesch. 1, 2, 456 f., 582) erscheint als eine nicht minder einseitige Verirrung wie seiner Zeit A. Holtzmanns Standpunkt, der so ziemlich die ganze hd. wie sächsische Litteratur älterer Zeit auf ags. Vorlagen zurückführte. Dagegen ermittelte derselbe Forscher (1879) für das den Namen Keros tragende Glossar, dessen und der Benediktinerregel vermeintlichen Urheber W. Scherer (ZfdA. 18, 145 ff.; vgl. S. Singer AfdA. 10, 278 f.) als eine Fiktion der St. Galler Bibliothekare des 17. und 18. Jh. erwies, eine Reihe fester Thatsachen, welche durch F. Kauffmanns Einwände (ZfdPh. 32, 145 ff.) schwerlich erschüttert sind. Die mit den Keronischen nahe verwandten Hrabanischen Gll. untersuchten K. Heinemann (1881) und eindringender L. Wüllner (1882), während das Geburtsjahr und die Reihenfolge der Werke des Kirchenfürsten, dem die Tradition sie beilegt, zuerst E. Dümmler (Sitzungsber. Berl. Akad. 1898, 24 ff.) sicher feststellte. Als Auszug aus demselben Wörterbuch konnte R. Koegel ein anderes Glossendenkmal erweisen (ZfdA. 26, 326 ff.).

Sieht man von den Gll. ab, so sind seit 1870 neue Funde nur in geringer Zahl gemacht worden. Zum Vorschein kam die Lorscher Beichte (MSD. LXXII [b]), überliefert in einer nach 882 entstandenen Hs. (E. Dümmler ZfdA. 18, 308); von einer bairischen Beichte, welche Scherers Kritik des S. Emmeramer Gebetes den Todesstoss versetzte, wurde zunächst der Abdruck bei Martene nachgewiesen (ZfdPh. 13, 353 f.), später die Hs. in Orléans ermittelt (MDS.[3] LXXVIII A); eine dritte Formel, die bisher unter dem Titel 'Bairische Glaubensfragen' gegangen war, liess sich nach ihrer genaueren und vollständigeren Publikation (ZfdA. 21, 273 ff.) in die Kategorie der Beichten einordnen (MSD.[3] LXXII [c]). Noch grössere Bedeutung wohnte der Entdeckung zweier Bll. der Fragmenta theotisca zu Hannover (ZfdPh. 5, 381 ff.) inne, von denen das eine völlig unbekannt, das andere nur in seines ehemaligen Besitzers Eccard Abdruck zugänglich gewesen war. Auch die lange verschollene Hs. der Murbacher Hymnen fand sich in Oxford wieder. Mehrere Bruchstücke von Willirams Paraphrase (ZfdPh. 9, 156 ff.; ZfdA. 28, 227 ff.), sowie zwei von Notkers Psalmen (Germ. 21, 190 ff.; vgl. ZfdA. 21, 160 ff.; ZfdA.

schen Computus Notkers lernte man in einer Pariser und einer älteren St. Emmeramer Hs. kennen (G. Meier Einsiedler Progr. 1887; AfdA. 19, 274 ff.). Einen Brüsseler Codex seiner Rhetorik und ihrer Anhänge, der trotz J. Grimms Hinweis ganz in Vergessenheit geraten war, verwertete nach O. Schades und E. Plews (Germ. 14, 40 ff., 47 ff.) Vorgang P. Piper zunächst partiell (Notkers Schriften 1, XIII ff.); später, aufmerksam gemacht durch L. Traube (MG. Poëtae lat. 3, 152; ZfdA. 32, 388), gab er auch den auf einer verbundenen Lage befindlichen Schluss heraus (ZfdPh. 22, 277 ff.). Die Wessobrunner Predigten erhielten an mehreren kleinen Bruchstücken Zuwachs (ZfdA. 26, 176 f.; ZfdPh. 11, 418 ff.); zwei bisher für selbständig angesehene Fragmente derselben konnten als aneinander genau passende Hälften eines Blattes bestimmt werden (MSD.[3] 2, 418). Vom Münchner Glauben und der Beichte fand sich eine weitere Fassung in Cheltenham (R. Priebsch, Deutsche Hss. in England 1, 129, 303 ff.), während die Reste der Predigtsammlung, deren Eingang der Glaube bildete, Bereicherung aus Cgm. 4880 erfuhren (ZfdPh. 27, 163 ff., 201). Eine Reihe merkwürdiger alter Segen kam in Paris zum Vorschein (ZfdA. 23, 435 ff.; W. Scherer Sitzungsber. Berl. Akad. 1885, 577 ff.; MSD.[3] 2, 300 ff. Vgl. dazu ZföG. 1896, 335 ff. und 98 $_{22, 23}$); ein anderer Codex daselbst bot einen arg verderbten lat. Pferdesegen mit wenigen eingestreuten ahd. Worten, die sich mit MSD.[3] 2, 304 Absatz 2 berühren (L. Delisle Manuscrits latins et français 2, 400). Solche vereinzelte deutsche Phrasen liessen sich auch in einem Münchner Segen gegen Halsgeschwulst 99 $_{24}$ und in dem Schreibervermerk einer Stuttgarter Hs. (ZfdA. 34, 80) nachweisen. Sogar ein allitterierender Milchsegen trat an das Licht, leider nach moderner Kopie, nicht nach dem bisher unermittelt gebliebenen Zürcher Codex (Germ. 22, 352).

Einige längst bekannte Denkmäler wurden zum ersten Male gedruckt: so die Pariser Tatianbruchstücke (ZfdA. 17, 71 f.), so der Wiener Notker (1876), den der eine seiner Herausgeber, R. Heinzel, mit nützlichen Beigaben versah (Sitzungsber. Wiener Akad. 80, 679 ff.; 81, 203 ff.; 82, 523 ff.; doch haben E. Henricis Ausführungen ZfdA. 22, 226 f. ein wichtiges Glied in Heinzels Schlusskette beseitigt). Überhaupt sind seit 1870 die sämtlichen ahd. Sprachquellen von neuem veröffentlicht worden. Dabei war das Augenmerk vornehmlich auf zuverlässige Wiedergabe der Überlieferung gerichtet; nach dieser Seite hatten die früheren Editionen, mit alleiniger Ausnahme von Kelles Otfrid, viel zu wünschen gelassen. Ich nannte bereits MSD., die Glossen, den

Tatian. Die Murbacher Hymnen publicierte (1874) mit wertvoller Einleitung E. Sievers (dazu Beitr. 16, 560), den Isidor (1874) K. Weinhold und (1893) G. A. Hench; der letztere wies im Vorwort zu dieser von einer vollständigen photographischen Reproduktion aller der Bll. des Codex, die deutschen Text enthalten, begleiteten Ausgabe gegen A. Holtzmann und W. Scherer (MSD.[3] 2, 350) nach, dass der Parisinus nicht aus Orléans stammt. Derselbe früh verstorbene Gelehrte verlieh seinem Neudruck der Fragmenta theotisca (1890) dadurch besonderen Wert, dass er vermittelst einer Lagensignatur zeigen konnte, die Matthäusübersetzung habe den Anfang des Monseer Exemplars gebildet, die Subskription an ihrem Schluss bedinge darum für das Original andere Folge der aufgenommenen Stücke. Willirams Paraphrase veröffentlichte J. Seemüller (1878), nachdem er ein Jahr zuvor (QF. 24) über die Klassifikation des Hss. und das Verhältnis des Autors zu seinen Quellen sorgfältig gehandelt hatte. Otfrids Evangelienbuch gaben sowohl P. Piper (1878, Titelaufl. 1882) als O. Erdmann (1882) heraus und lieferten daneben blosse Textabdrücke (1882). Erdmann legt das Schwergewicht auf den Kommentar, dessen Verdienst ebensowohl in positiver als in negativer Richtung zu suchen ist: denn nicht nur seine glücklichen, sondern auch seine zahlreichen verfehlten Erklärungen haben zum Verständnis des Gedichts beigetragen; den Variantenapparat hingegen teilt er nur in Auswahl mit. Umgekehrt hat Pipers Edition ihre Stärke nicht im Kommentar, vielmehr in dem genauen, bis auf das Erscheinungsjahr fortgeführten Litteraturverzeichnis und in der exakten Mitteilung des handschriftlichen Befundes; sie verfolgt aber zugleich die Tendenz, nachzuweisen, dass nicht nur der Vindobonensis, sondern auch der Palatinus von Otfrids eigener Hand geschrieben seien und der Palatinus die letzte Redaktion des Dichters darstelle. Darüber hat sich ein längerer Federkrieg (80 $_{771, 772}$, 82 $_{625-627}$) zwischen Erdmann und Piper erhoben, der nach allgemeiner Ansicht zu des letzteren Ungunsten endete. Trotzdem ist er neuerdings abermals auf dem Kampfplatz erschienen, um seine These von der Identität beider Schreiber des Vindobonensis wie des Palatinus, sowohl unter sich als auch aller vier zusammen, mit Hilfe paläographischer Beobachtungen zu verteidigen; das Resultat war ein voller Misserfolg (AfdA. 25, 147 ff.;

hat derselbe Piper (1882/83) erscheinen lassen, ebenso (1898) die Benediktinerregel (vgl. 98 s). Einen Neudruck der Altdeutschen Gespräche veranstalteten K. Weinhold (Sitzungsber. Wiener Akad. 71, 767 ff.) und E. Martin (ZfdA. 39, 9 ff.): dieser Forscher sah in dem Stück eine nd. Kopie der aus der Gegend von Münster in Deutsch-Lothringen stammenden Vorlage. Die namhaft gemachten Ausgaben differieren in ihrem Wert erheblich und können keineswegs sämtlich für abschliessend gelten. Niemand wird neben den Otfrideditionen Erdmanns, Kelles und Pipers, von denen leider keine für sich allein ausreicht, noch weitere wünschen; ebensowenig lässt sich bei Tatian, Isidor oder den Fragmentis theotiscis das Bedürfnis einer Neuausgabe begründen. Pipers Notker aber ist nicht viel mehr als ein nach meinen und des Herausgebers eigenen Kollationen berichtigter und mit Zeilenzählung ausgestatteter Abdruck des Hattemerschen ohne jedes Gefühl für philologische Pflichten und Aufgaben. Auch vom Williram fehlt noch der endgültige, mit erschöpfendem Variantenapparat und nebenstehender lat. Paraphrase versehene Text; dass Seemüllers Abdruck dem wissenschaftlichen Bedürfnis nicht genügend Rechnung trägt, thaten die sehr begründeten Ausstellungen P. Pietschs dar (ZfdPh. 9, 231 ff.; 10, 214 ff.). Nicht minder benötigen wir in weiterem Umfang photographischer Faksimilia. Zwar für die kleineren Denkmäler ist durch E. Sievers' treffliche Reproduktion der beiden Seiten des Hildebrandsliedes, des fränkischen Taufgelöbnisses und der Merseburger Sprüche (1872), sowie durch M. Enneccerus' Lichtdrucke 97 s hinreichend gesorgt; aber von grösseren Werken liegt erst der Isidor in vollständiger Wiedergabe vor. Mich bedünkt es höchst wünschenswert, dass ebenso, wie die Firma Sijthoff in Leiden gewisse, für Theologen und klassische Philologen wichtige Hss. phototypisch vervielfältigt, wie kürzlich der Vatikan ein ähnliches Unternehmen inauguriert hat, auch die beiden Haupthss. des Evangelienbuches (und des Heliand) auf photographischem Wege jedermann zugänglich gemacht werden. Denn ich bin überzeugt, dass nur mit solchen Hilfsmitteln die mannigfachen, zum Teil brennenden Fragen, welche der Existenz und den Zusammenhängen der verschiedenen Schreibschulen in Deutschland, ihrer Beeinflussung von England und Irland her, der Geschichte der ahd. Orthographie gelten, Fragen, welche für die zeitliche Bestimmung und die Lokalisierung unserer Denkmäler von höchster Bedeutung sind, der Lösung sich näherbringen lassen. Vereinzelte Tafeln können zwar dem Unterricht, nicht aber der Forschung nützen.

Die Mehrzahl der Textausgaben war bei dem Mangel eines dem heutigen Stand des Wissens entsprechenden Lexikons der ahd. Sprache — denn O. Schades Altd. Wb. bringt auch in seiner zweiten Auflage (1872—1882) naturgemäss nur einen Bruchteil des Wortvorrats und diesen ohne ziffernmässige Belege — von Glossaren begleitet. Auch ihr Wert differiert; als das beste muss unbedingt das der neuen Ausgabe des Tatian beigegebene bezeichnet werden. Otfrids Evangelienbuch erhielt sogar zwei, Vollständigkeit der Belegstellen anstrebende Wörterbücher, unter denen meines Dafürhaltens P. Pipers Leistung (1884) den Vorzug verdient; denn J. Kelle (1881) verzichtet auf alle Bedeutungsentwicklung, indem er sich meist mit nhd., dem Einzelfall angepassten Übersetzungen behilft (vgl. AfdA. 6, 143 ff.).

Besonderen Gewinn aber hat Kritik und Exegese der ahd. Sprachdenkmäler aus dem radikalen Wandel gezogen, den während der siebziger und achtziger Jahre die grammatischen und metrischen Ansichten erfuhren. Er trat, wenn auch nicht unvorbereitet — man denke nur an W. Scherers Buch ZGDS. (1868) und an W. Wackernagel, den Lehrer von M. Rieger und F. Vetter —, so doch ziemlich plötzlich ein; wie stark er war, kann sich leicht zum Bewusstsein führen, wer z. B. J. Kelles Darstellung von Otfrids Laut- und Flexionslehre (1869) mit einer analogen modernen Arbeit vergleicht. Auf diesen Umschwung selbst des näheren einzugehen, ist hier nicht der Ort; ich betone daher nur, dass die geläuterten Begriffe von Wesen und Wirkung der Lautgesetze, die wir namentlich H. Paul und E. Sievers verdanken, zahllose Schwierigkeiten des Verständnisses beseitigt und unendlich viele frühere Konjekturen überflüssig gemacht, freilich auch wieder manche Rätsel aufgegeben haben. Das Facit der neuen Erkenntnisse für den praktischen Gebrauch übersichtlich, klar und gründlich zu ziehen hat in seiner Ahd. Gramm. (1886, 2. Aufl. 1891; Abriss 1891, 3. Aufl. 1900) W. Braune mit eminentem Geschick verstanden. In ähnlicher Weise befreiend wirkten E. Sievers' Entdeckungen über den Allitterationsvers: sein Typensystem, mag dessen Ursprung, Entwicklung und Beurteilung im einzelnen noch so kontrovers sein, steht, wie jedes Ergebnis einer

27, 105 ff.), mehrere Fäden blosslegten, welche das Otfridische Gedicht mit der Allitterationspoësie verknüpfen, schufen sie für dieses den historischen Hintergrund; ein ähnliches Ziel von anderem Ausgangspunkt aus und mit minderem Glück verfolgte P. Schütze (s. AfdA. 14, 227 ff.).

Wenn ich nunmehr einen raschen Überblick über das für die hauptsächlichsten Einzeldenkmäler Geleistete, soweit es nicht schon besprochen wurde, zu geben mich anschicke, muss ich begreiflicherweise von allem Detail absehen. Ich beginne mit den Resten allitterierender Poësie, gehe dann zur gereimten über und schliesse mit der Prosa. W. Wackernagels Ansicht (ZfdPh. 1, 291 ff.), das Wessobrunner Gebet sei der Anfang jener alts. Behandlung des Alten Testaments gewesen, von der die lat. Praefatio zum Heliand berichtet, hat schwerlich jemals sonderlichen Beifall gefunden und muss jetzt, nun wir Stücke dieser Bibeldichtung besitzen, für abgethan gelten. Aber auch K. Müllenhoffs Dreiteilung in den Eingang einer Kosmogonie heidnischer Zeit, die des Ljóđahátts sich bediente, den Beginn eines christlichen Gedichts von der Schöpfung und den Versuch eines dritten, mit Benutzung eines metrischen Gebets einen poëtischen Schluss herzustellen, hat sich nicht bewährt. Fraglich bleibt, ob die beiden Strophen, wie R. Heinzel mutmasste (s. R. Koegel Litteraturgesch. 1, 1, 274), nur Versifikationen von Ps. 89, 2 darstellen. Allgemein wird jetzt eingeräumt, dass K. Müllenhoff fehlging, als er das Muspilli durch Entfernung zahlreicher Partikeln in das Prokrustesbett der Vierhebungstheorie glaubte zwängen zu dürfen. Dass es ein christliches Gedicht und sein Verfasser ein Geistlicher war, der die Form des Stabreims nur mangelhaft zu handhaben wusste (Beitr. 5, 189), sich überhaupt wenig auf poëtische Diktion verstand, scheint gleichfalls festzustehen. Auf Beziehungen zu des Hippolytus von Ostia Liber de consummatione mundi machte C. Kraus aufmerksam (ZföG. 1896, 346 f.). Auch die Bedenken, welche früher mit Grund gegen den einheitlichen Charakter der Komposition erhoben werden konnten, fallen fort, sobald man mit E. Joseph 98 18 annimmt, dass die VV. 63—72 ursprünglich hinter V. 30 gehört und nur durch ein Versehen des Kopisten an ihren dermaligen Ort sich verirrt haben. Dass dieser Kopist — denn an Aufzeichnung aus dem Gedächtnis verbietet das sonderbare Durcheinander der Lautbezeichnung zu glauben — Ludwig der Deutsche selbst gewesen sein müsse, weil niemand sonst es gewagt haben würde, die Ränder des ihm dedicierten Buches durch einen so wenig sauberen Ein-

trag zu verunzieren, hat man ohne zureichenden Grund behauptet (J. Kelle Litteraturgesch. 1, 131): warum soll der König anders verfahren sein als mancher heutige Fürst, welcher die Widmungsexemplare sofort der öffentlichen Bibliothek überweist? Gewissheit über das Abfassungsdatum besteht nicht: Anknüpfung an ein Capitulare Karls aus dem Jahr 802 oder an das Capitulare missorum von 829 wurde vermutet. Ebensowenig lässt sich beweisen, dass Otfrid das Muspilli gekannt und I, 18, 9 ihm den vierzehnten Vers entlehnt habe. Eine romanhaft anmutende Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte des Gedichts trug H. Möller (Zur ahd. Allitterationspoësie, 1888) vor: danach liegt ein Cyklus dreier strophischer Lieder zu Grunde, welche 802 und nach 841 jedesmal einer Umredaktion unterworfen, nach 850 mit mehreren marginalen Zusätzen vermehrt und schliesslich von König Ludwig abgeschrieben wurden. Von der korrekteren Auffassung mancher Stellen und dem besseren Verständnis seines metrischen Baus abgesehen hat für das Hildebrandslied als sicheres Resultat wohl nur die Hinfälligkeit der von mir früher geteilten Ansicht R. Koegels, dass der Wortschatz auf sächsischen Ursprung weise, sich herausgestellt: in gewissen, hd. sonst nicht belegbaren Wendungen sieht man jetzt mit mehr Recht Spuren der für uns fast völlig verschollenen hd. Dichtersprache (vgl. namentlich C. Kraus ZföG. 1896, 317 ff.). Denn unter den zahlreichen, mit ungemeinem Scharfsinn ersonnenen und durchgeführten Hypothesen über die Vorgeschichte dieses Liedes empfiehlt sich keine durch Wahrscheinlichkeit. Weder diejenige H. Möllers (Zur ahd. Allitterationspoësie, 1888), welcher die fuldische Kopie, die wir besitzen, aus einer in Ost- oder in Rheinfranken entstandenen Urform von 16 vierzeiligen Strophen herleitet, noch diejenige F. Kauffmanns (Festschrift f. Sievers, 1896, S. 124 ff.): er folgert, dass das Gedicht auf hd. Boden 760 verfasst, sodann von einem Angelsachsen ins Reine geschrieben, endlich um 810 in unsere Hs. eingetragen sei, nimmt den *Hûneo druhtîn* nicht für Attila, sondern für den byzantinischen Kaiser Zeno, leugnet Beziehungen zwischen Hildebrand und Dietrich und behauptet des ersteren Identität mit Heime. Ganz willkürlich springt mit dem Text E. Joseph 99 15 um, der die Lücken durch recht modern klingende Füllsel ergänzt und mehr-

rühren soll. In der Beurteilung des Ganzen wie des Einzelnen stehen heute die Meinungen, deren Buntheit W. Braune sich das Verdienst erwarb in der 4. Aufl. seines Ahd. Lesebuchs übersichtlich zu registrieren, noch ziemlich unvermittelt einander gegenüber; eine communis opinio wurde nur für wenige Punkte bisher erzielt. Auch über die beiden Merseburger Sprüche hat sich Sicheres nicht ergeben. Der Versuch E. v. d. Reckes (ZfdA. 23, 408 ff.), im ersten die Form des Dróttkvætt nachzuweisen, ist ebensowenig gelungen wie Th. v. Grienbergers gewaltsame Kritik 95 5; und F. Kauffmanns Deutung von *Phol* als *Vol* = *Fulla* sowie von *balderes* als Appellativ (Beitr. 15, 207 ff.) im zweiten, der ich, wenngleich zweifelnd, mich anschloss, scheint jetzt ziemlich allgemein abgelehnt zu werden (s. E. Martin GgA. 1893, 128; H. Gering ZfdPh. 26, 145 ff., 462 ff.; O. Erdmann ZfdPh. 26, 115 f.). Mit F. Niedners mythologischer Erklärung dieses Spruches 99 26 vermag ich mich nicht zu befreunden.

Unter den sehr zahlreichen Arbeiten, welche mit dem Evangelienbuch des Weissenburger Mönchs sich beschäftigen, beanspruchen die vier Otfridstudien A. Schönbachs (ZfdA. 38—40) einen hervorragenden Platz, insonderheit die dritte. Denn sie zeigt an einer Fülle von Belegen, in wie hohem Mass Otfrids Darstellung von der Tradition des mittelalterlichen Briefstils abhängig war, und weist im Anschluss an Ausführungen K. Zwieržinas (ZfdA. 31, 292 ff.) den Einfluss nach, welchen Bedas Schrift De arte metrica namentlich auf die Dedikationen ausübte. Mit vollem Recht wird auch gegen R. Koegel (AfdA. 19, 238; Litteraturgesch. 1, 1, 269) die Nichtidentität der *matrona Judith* und der gleichnamigen Gemahlin Ludwigs des Frommen verfochten. Dass überhaupt Otfrids Werk wesentlich aus dem lat. Milieu der Zeit beurteilt werden müsse, stellt die vierte Studie klar, welche zugleich die Hypothesen von G. Loeck 91 18 und L. Tesch 90 17 widerlegt. Der erstere hatte die direkte Quelle des Gedichts in der Homiliensammlung des Paulus Diaconus gesehen, der andere behauptet, Otfrid habe zunächst Einzellieder, die sich aus unserer Überlieferung noch ausscheiden liessen, verfasst und diese nachträglich in ein vierzeilig gegliedertes Ganzes umgeschaffen. Die zweite Studie dagegen hat den Nachweis der wirklichen Vorlagen des Dichters kaum wesentlich gefördert, denn hinter dem Ballast der aus der gesamten älteren kirchlichen Litteratur zusammengetragenen Parallelen und Ähnlichkeiten verschwinden die wahrhaft beweisenden Stellen

fast völlig. Allerdings lässt sich auch A. L. Plumhoff 99 23 nicht beistimmen, der in Walahfrids Glossa die Hauptquelle des Evangelienbuchs erblickt. Einfluss des kirchlichen Perikopensystems auf die Wahl der erzählenden Abschnitte des Gedichts wird man der ersten Studie gemäss in der einen oder der andern Form 99 12 zuzugeben, Benutzung eines Lektionars aber abzulehnen haben. Dass Otfrid selbst ein deutsches Lektionar nicht zu liefern plante, führte gleichfalls A. Schönbach 98 20 gegen F. Saran 96 20 aus, der seinerseits das Werk als für Sprechvortrag, nicht für Gesangvortrag berechnet erwiesen hatte. Wenig glaublich erscheint Benutzung des Lukrez, die K. Zacher (ZfdPh. 29, 531 ff.) anzunehmen geneigt war, während Anregungen von seiten des Arator, Juvencus und Prudentius, wie W. Olsen (ZfdA. 29, 342 ff.) und K. Marold (Germ. 31, 119 f.; 32, 385 ff.) sie statuierten, innerhalb gewisser Grenzen keineswegs undenkbar sind. Den endlichen Abschluss der Dichtung meinte W. Luft (ZfdA. 40, 246 ff.) richtiger ins Jahr 870 als ins Jahr 868 setzen zu sollen. Ein nützliches Reimregister haben wir Th. Ingenbleek (QF. 37), fördernde Beobachtungen über die Principien der Accente N. Sobel (QF. 48) zu danken. Das Gebet des Sigihart am Schluss der Freisinger Otfridhs. besteht nach E. Sievers' Darlegung (ZfdA. 19, 145) aus zwei selbständigen Strophen. Bekanntschaft Otfrids mit dem Gedicht von der Samariterin bestritt O. Erdmann (ZfdPh. 11, 117 f.) aus guten Gründen. Ob F. Böhme 94 7 die Neumen des Petrusliedes und des Lobgesangs auf den hl. Gallus richtig gedeutet hat, entzieht sich meinem Urteil. Für Text und Strophenbau des Georgsliedes erwuchs aus der unnütz animosen Fehde zwischen W. Scherer (ZfdA. 19, 104 ff.; vgl. 24, 439) und F. Zarncke (Ber. sächs. Gesellsch. 1874, 1 ff.) mannigfacher Gewinn; hier hat auch R. Koegel (Litteraturgesch. 1, 2, 95 ff.) die Forschung gefördert, obwohl ich den von ihm behaupteten nahen Zusammenhang des Liedes mit Otfrid nicht einräumen kann. Volle Klarheit über die poëtische Behandlung des 138. (und 139.?) Psalms hat sich trotz F. Seilers (ZfdPh. 8, 187 ff.) und R. Koegels (Litteraturgesch. 1, 2, 117 ff.) Bemühungen bisher nicht erreichen lassen; doch darf als ausgemacht gelten, dass sie weder den Rest einer vollständigen Psalmenversion darstellt noch aus Alemannien stammt, vielmehr aus Baiern (W. Braune Ahd. Lesebuch [3] 171); schon dadurch fällt J. Baechtolds Versuch

(Litteraturgesch. 1, 2, 88 ff.) zu stark den Zusammenklang einzelner Wörter oder Phrasen mit Otfrid und folgerte daraus Abhängigkeit von diesem; feinsinnig indes wies er auf manche stilistische Züge hin, die das Gedicht mit der Allitterationspoësie teilt. Die sagenhaften romanischen Spiegelungen der historischen Begebenheiten, die von dem Lied vorausgesetzt werden, unterzog R. Zenker (Das Epos von Isembard und Gormund, 1896; vgl. ZfromPh. 23, 287 ff.) genauerer Prüfung.

Ob Isidor und Fragmenta theotisca von einem Übersetzer oder von mehreren herrühren, steht zwar noch nicht fest, doch wohnt der zweiten Annahme grössere Wahrscheinlichkeit inne (J. Kelle Litteraturgesch. 1, 93 f., 337 f.; R. Koegel Litteraturgesch. 1, 2, 480). Angesichts der Gewandtheit der Übertragung muss ihre von R. Koegel empfohlene Hinaufrückung in den Anfang der Regierungszeit Karls des Grossen höchst bedenklich erscheinen. Diskutabler ist seine Meinung über den Entstehungsort, den er, unter Aufgabe seiner früheren, auf Mittelfranken ratenden Vermutung (AfdA. 19, 222 ff.), von Mainz fort nach Lothringen, etwa nach Metz, verlegt, während F. Kauffmann (Germ. 37, 258) für Murbacher Provenienz plaidierte. Besonderes Verdienst um Notker den Deutschen erwarb sich W. Braune. Einerseits durch die Feststellung der Quantität seiner Endsilben (Beitr. 2, 125 ff.), die freilich für die Denkmäler anderer hd. Dialekte nicht von vornherein massgebend ist; im Zusammenhang damit untersuchte dann O. Fleischer (ZfdPh. 14, 129 ff., 285 ff.) das Accentuationssystem des Boëthius. Andererseits durch scharfe Präcisierung seines vielbesprochenen Anlautgesetzes (Ahd. Gramm. § 103; vgl. auch M. H. Jellinek ZfdA. 41, 84 ff.), dessen Existenz übrigens schon für das Ende des 8. Jh. F. Wilkens (Zum hochaleman. Konsonantismus, 1891, S. 20 ff.) aus den St. Galler Urkunden nachzuweisen trachtete. Fördernd erörterte J. Kelle (Die St. Galler deutschen Schriften, 1888) die heiklen Fragen nach dem gegenseitigen Verhältnis der Hss. und Bruchstücke der Psalmenversion, während über lat. Text (ZfdA. 22, 217 ff.), Quellen und pädagogisch-didaktischen Zweck (QF. 29) dieser Übertragung E. Henrici Licht verbreitete; doch blieb unentschieden, ob Notker einer fertig vorliegenden Kompilation, wie zweifellos er sie für die Cantica heranzog (AfdA. 5, 218 ff.), als Leitfadens sich bedient, oder ob er selbständig kontaminiert hat, was Augustin, Cassiodor und verlorene Traktate des Hieronymus ihm boten. Jetzt erfordert auch der in Bd. III, 2 der Anecdota Maredsolana (1897) publicierte

Hieronymuskommentar Berücksichtigung. In welcher Beziehung das Wiener Fragment 'De definitione', das J. Kelle für ein Stück der Rhetorik ansah, zu Notker steht, hat sich gleichfalls noch nicht sicher ergründen lassen (MSD.^{3} 2, 408). Mit den volkstümlichen Versen vom Eber in dieser Rhetorik beschäftigten sich L. v. Hörmann, B. Schädel, J. Stosch, ohne nennenswerten Gewinn für die Sache (MSD.^{3} 2, 132 f.). Notkers Mischsprache wurde monographisch bisher leider nicht behandelt, sondern nur die von ihm beeinflusste Willirams: ihren bewussten Gebrauch zu stilistischen Zwecken besprach, Winke Seemüllers ausnutzend, F. Junghans (s. AfdA. 21, 225 ff.). Die Mundart des Leidener Codex der Paraphrase fand mehrere Darsteller, unter denen W. v. Helten (Beitr. 22, 437 ff.) genannt sein mag. Nachdem ich verschiedene Verfasser der ahd. Interlinearversion der Benediktinerregel, für deren lat. Vorlage L. Traubes epochemachende Textgeschichte 98_4, 99_{11} von grösster Bedeutung ist, und mehrere Schreiber der uns von ihr erhaltenen Hs. nachzuweisen versucht hatte (ZfdA. 16, 131 ff.), legte F. Seiler (Beitr. 1, 402 ff., vgl. 2, 168 ff.) eine recht breit geratene Laut- und Flexionslehre des Denkmals vor, durch die meine Resultate Bestätigung erfuhren. Dass Goldast, als er den Wortschatz der Version alphabetisierte, sich einer jetzt verlorenen Hs. bedient habe, behauptete S. Singer (ZfdA. 36, 89 ff.) irrigerweise: nur so viel ist zugegeben, dass Goldasts Liste mehrere der Regel fremde, teils aus Codex St. Galli 397 und Vat. Reg. 469, teils aus unbekannten Hss. geschöpfte Vokabeln birgt. Etliche Sätze der römischen Liturgie fand J. Kelle (Litteraturgesch. 1, 51, 310 f.) wörtlich in der lat. Fassung der Exhortatio wieder. W. Vondrák (ArchfslavPh. 15, 118 ff.) entdeckte, dass das Euchologium sinaiticum (p. 72 a Geitler) eine kirchenslavische Version des St. Emmeramer Gebets enthält, mittels welcher eine Korruptel des deutschen Textes sich heilen lässt. Aus dieser Beichte des Euchologium kehren einige Stellen in dem dritten der Freisinger altkarantanischen Denkmäler (vgl. MSD.^{3} 2, 433 ff.) wieder, deren Wichtigkeit für die Geschichte der ahd. Orthographie W. Braune (Beitr. 1, 527 ff.) sowie Vondrák selbst (Beitr. 22, 201 ff.) zeigten. In das St. Emmeramer Gebet aufgenommen war eine Beichte, welche nachmals von einer jüngeren,

Die gesicherten Nachrichten über Otlohs Leben und Werke sammelte sorgsam E. Dümmler (Sitzungsber. Berl. Akad. 1895, 1071 ff.). Aber Scherers Annahme, das deutsche Gebet des vielgewanderten Mannes sowohl als dessen lat. Doubletten stammten aus der Zeit nach 1067, gewinnt schwerlich an einem von E. Schröder (s. MSD.[3] 2, 415 f.) beigebrachten Argument eine Stütze. Dem Physiologus kamen F. Manns (Beitr. 11, 310 ff.) und F. Lauchert (Gesch. des Physiologus, 1889) Arbeiten zu gute. Für mehrere Stücke der Wessobrunner Predigten ermittelten R. Cruel, ich und J. Kelle (Litteraturgesch. 2, 51, 275 ff.; MSD.[3] LXXXVIA. C) die lat. Vorlagen. Eine Bereicherung der ahd. Litteratur strebte K. Tomanetz (ZfdPh. 14, 257 ff.) an, als er zu begründen bemüht war, dass die von J. Haupt und F. Keinz aus einer alemannischen Evangelienübersetzung bekannt gemachten Fragmente des 12. Jh. auf eine von einer Art Übersetzerschule zu St. Gallen im Laufe des 11. Jh. hergestellte Version zurückgingen, deren Matthäusteil seinerseits einer ahd. Übertragung aus der ersten Hälfte des 9. Jh. entnommen wäre. Dieser überkühnen Konstruktion entzog aber schon eine Fussnote J. Zachers (a. a. O. 263 Anm. 2) jeden Halt.

2. Altsächsische Litteratur.

Der Heliand und die kleineren alts. Denkmäler lagen um das Jahr 1870 in den brauchbaren, mit guten Glossaren versehenen Ausgaben M. Heynes (1866/67) vor. Auch hatte soeben (1869) E. Windisch die Frage nach den Quellen des Gedichts und das Problem der sogenannten Praefatio scharfsinnig erörtert. Für sie nahm er 1) eine doppelte Gestalt der Überlieferung an, eine längere bei Flacius-Cordesius, eine kürzere bei Quercetanus-Eccard, und suchte 2) nachzuweisen, dass die prosaische Vorrede, wie bereits F. Zarncke (Ber. sächs. Gesellsch. 1865, 104 ff.) gesehen, aus der poëtischen interpoliert wäre, beide sich auf den Heliand bezögen und die dazu nicht stimmende Nachricht der Versus 31 ff. von einer Behandlung auch des Alten Testaments einer flüchtigen Lektüre von Hel. 38—53 ihren Ursprung verdankte. Seinen ersten Satz widerlegte J. W. Schulte (ZfdPh. 4, 49 ff.): Flacius ist unser einziger Gewährsmann für die Praefatio. Der zweite Satz darf, trotzdem er durch den Fund der alts. Genesisstücke viel an überzeugender Kraft eingebüsst hat, noch als herrschende Meinung gelten. Das wenigstens steht fest: für Fälschungen der Humanistenzeit können die Vorreden des Ausdrucks *vittea* (ZfdA. 16, 141 ff.) sowie der Metrik (ZfdA.

25, 173 ff.) halber mit Schulte nicht erachtet werden. Aber der Wetteifer in der Ausscheidung immer neuer Interpolationen, den E. Sievers (Hel. XXVIII ff.), M. Roediger (AfdA. 5, 278), P. Giseke 79 711, A. Wagner (ZfdA. 25, 178 ff.) entwickelt haben, geht von der Voraussetzung absoluter logischer Korrektheit und davon aus, dass die Praefationen einmal wirkliche Vorreden einer Heliandhs. gewesen seien, was indes ihr referierender Charakter wenig glaublich erscheinen lässt. Für mich persönlich haben M. H. Jellineks Ausführungen (AfdA. 21, 221 ff.) viel Bestechendes, welcher leugnet, dass Flacius die Prosa mit den Versus in einer und derselben Hs. vorgefunden habe; beide hätten darum von Haus aus nichts miteinander zu thun, und Beeinflussung des einen Stückes durch das andere müsse man ablehnen. Ich verkenne freilich nicht, dass auch bei dieser Ansicht Schwierigkeiten verbleiben.

Die grössere zweite Hälfte von Windischs Monographie sollte den Nachweis führen, dass der Helianddichter neben der Tatianischen Evangelienharmonie die Kommentare Hrabans zu Matthäus, Bedas zu Markus und Lukas, endlich Alcuins zu Johannes benutzt, somit sein Werk zwischen 821, dem Erscheinungsjahr von Hrabans Erläuterungsschrift, und 840, dem Todesjahr Ludwigs des Frommen, wahrscheinlich zwischen 825 und 835, verfasst habe. Dies Ergebnis verteidigte dann Sievers (ZfdA. 19, 1 ff.) gegen C. W. M. Grein, der, um die Konception der Dichtung bis gegen 815 hinaufrücken zu können, neben der Verwertung der Kommentare Bedas zu sämtlichen Evangelien auch selbständigen Gebrauch mehrerer Bücher des Augustin, Hieronymus und Gregor seitens des Dichters behauptet hatte (1869). Noch genauer suchte R. Koegel (Ergänzungsheft der Litteraturgesch. 25) den Terminus post quem auf das Jahr 829 zu fixieren, weil er an zwei Stellen der Schilderung der Bergpredigt Einfluss des Capitulare missorum Wormatiense wahrzunehmen vermeinte. Windisch-Sievers' Ansicht blieb unangefochten, bis M. H. Jellinek (ZfdA. 36, 162 ff.; 40, 333 ff.) eine Reihe von Zügen im Heliand aufzählte, welche den genannten Erklärern mangeln, und daraus Benutzung eines noch unbe-

ja sehr wohl ein glossiertes Evangelienexemplar zu Rate gezogen sein. Hübsch und übersichtlich entwickelte dagegen derselbe Gelehrte (AfdA. 21, 208 ff.; vgl. auch E. Lauterburgs Diss. 96 (17) 25) die Motive, welche zur Fortlassung gewisser Abschnitte der Tatianischen Harmonie geführt haben, und legte dar, dass die Germanisierung des Stoffes im Heliand wesentlich darauf beruht, dass der evangelische Bericht in den Formen der Allitterationspoësie behandelt wurde.

Alle weitere Beschäftigung mit dem Gedicht ging aus von E. Sievers' trefflicher Ausgabe (1878), welche noch auf lange hinaus die Basis der Forschung bilden wird. Denn nach sorgfältigen Kollationen, die nur in Kleinigkeiten nachträglich berichtigt zu werden brauchten (Germ. 23, 403 ff.; 24, 76 ff.; Nd. Jb. 21, 17 ff.), lieferte sie nebeneinander den Text des Cottonianus und des Monacensis, verzeichnete knapp, aber ausreichend unter dem Strich die Quellen, führte namentlich im Anschluss an M. Riegers (ZfdPh. 7, 1 ff.) Erörterungen richtigere metrische Principien durch und bot in der umfänglichen synonymischen Formelsammlung mit ihren ags. Parallelen ein unschätzbares Hilfsmittel für Textkritik und Untersuchungen stilistischer Natur. Allerdings wurde seitdem das handschriftliche Material vermehrt, zunächst durch ein Prager, von H. Lambel 1880 (Sitzungsber. Wiener Akad. 97, 613 ff.; vgl. Germ. 26, 256) veröffentlichtes Blatt, dann, dank Zangemeisters Entdeckung, von der nachher die Rede sein wird, 1894 durch ein kleines vatikanisches Stück aus dem Anfang der Bergpredigt (N. Heidelb. Jbb. 4, 237 ff.). Von allen vier Urkunden liegen in der Faksimilesammlung zu J. H. Gallées Alts. Sprachdenkmälern (1894) wohlgelungene Reproduktionen vor. Der Prager Fund konnte bereits in der nützlichen, wesentlich dem Monacensis sich anschliessenden Schulausgabe von O. Behaghel (1882) ausgebeutet werden, gegen welche H. Rückerts gleichfalls Unterrichtszwecken dienender und von unverächtlichen Anmerkungen begleiteter Abdruck (1876) sowie M. Heynes Neuauflagen (1873, 1883; vgl. ZfdPh. 16, 106 ff.) nicht mehr aufkommen.

Die Wertung der beiden Haupthss. hat starken Wandel erfahren. Während M. Heyne (Hel. [1] VII) den Monacensis als die schlechtere Hs. und irrtümlich auch als die jüngere bezeichnete, bemühte sich E. Sievers (ZfdA. 19, 39 ff.) darzuthun, dass in allen wesentlichen Punkten, mit Ausnahme der Wortstellung, der Monacensis grösseres Vertrauen als der Cottonianus verdiene. F. Kauffmann indes, der zuerst an der Hand der von Sievers

aufgestellten Typen des Allitterationsverses die Rhythmik des Heliand eingehend untersuchte (Beitr. 12, 286 ff.), konnte zeigen, dass in metrischer Hinsicht, namentlich in Ansehung der Synkope von Mittelvokalen und des Gebrauchs der kürzeren Endungen im Dativ sg. masc. neutr. der pronominalen Deklination, der Cottonianus auf einer ursprünglicheren Stufe stehe. Weiter ergab die Prüfung des Prager und des vatikanischen Blattes, die W. Braune (N. Heidelb. Jbb. 4, 212 ff.) vornahm, dass beide mit dem Cottonianus gegen den Monacensis in wichtigen Spracheigenheiten, welche höchst wahrscheinlich dem Original angehörten, übereinkommen. Dazu tritt der Umstand, dass in sich der Monacensis keineswegs einheitlich ist. H. Klinghardt (ZfdPh. 28, 433 ff.) that dar, dass die Vorlage dieser Hs. von drei Schreibern hergestellt gewesen sein müsse: der erste, der bis V. 1791 oder 1858 arbeitete, bediente sich für den Acc. sg. masc. des bestimmten Artikels der Form *thana*, der zweite (V. 1859—4925) der Form *thene*, der dritte von V. 4926 an gebrauchte *thena*. Nur wird man, wenn in der Anfangspartie des zweiten Kopisten noch einigemal *thane* begegnet, in der des dritten vereinzeltes *thene*, dies nicht sowohl mit Klinghardt den beiden Schreibern der Vorlage schuld geben als vielmehr dem Abschreiber unseres Monacensis, dem unwillkürlich, nachdem er so lange *thana* resp. *thene* verwendet hatte, diese Form auch dort in die Feder floss, wo das zu kopierende Ms. *thene* resp. *thena* bot. Zu Klinghardts Beobachtung stimmen einigermassen zwei von F. Kauffmann (Beitr. 12, 288) und M. H. Jellinek (Beitr. 14, 158) bemerkte Thatsachen, nämlich: 1) dass die schon erwähnten längeren Dativformen erst nach V. 1500 überhandnehmen, 2) dass bis V. 1497 *fon* ausschliesslich herrscht, dann bis V. 2000 *fan* überwiegt, von da bis zum Schluss aber letzteres, einen Fall abgerechnet, allein vorkommt. Alle drei Momente zusammen erklären sich ungezwungener, wenn man, wie schon O. Behaghel (Germ. 31, 378 ff.) wollte, Verschiedenheit der Schreiber der Vorlage statuiert, als wenn man Verschiedenheit der Mundart zwischen Monacensis und seiner Vorlage voraussetzt (so M. H. Jellinek Beitr. 15, 435).

Hildesheim sprach sich F. Jostes (ZfdA. 40, 177) aus; für Paderborn trat ein F. Wrede (ZfdA. 43, 352), doch hielt er auch Niederschrift in Mainz durch einen Paderborner für möglich; auf Werden riet F. Kauffmann (Beitr. 12, 359). Den Cottonianus, dessen Dialekt er als niederfränkisch erklärte, während W. Braune (Beitr. 1, 11 ff.) seinen sächs. Charakter erkannte, verlegte M. Heyne (ZfdPh. 1, 289) nach Werden; ihm schloss R. Koegel (Pauls Grundriss 2, 1, 200; dagegen F. Jostes ZfdA. 40, 173 f.) sich an, der gewisse, teils orthographische, teils sprachliche Kongruenzen mit Werdener Urkunden und Heberegistern hervorhob, später (Ergänzungsheft der Litteraturgesch. 19) allerdings eher an Utrecht dachte. Corveyer Ursprung des Codex nahm F. Kauffmann (Beitr. 12, 358), Magdeburger F. Jostes (ZfdA. 40, 175 ff.) an; komplicierter konstruierte F. Wrede (ZfdA. 43, 353 f.) seine Vorgeschichte.

Nicht minder divergierten die Hypothesen über die Heimat des Dichters. Unter ihnen hat relativ die meisten Anhänger R. Koegels Annahme Werdener Herkunft (Pauls Grundriss 2, 1, 200 f.; Litteraturgesch. 1, 1, 282; Ergänzungsheft dazu 19 f.; Idg. Forsch. 3, 285 f.) sich zu werben gewusst. Aber Koegels Begründung, dass nur in Werden eine so weitgehende Berührung zwischen sächsischer, niederfränkischer und friesischer Sprache begreiflich sei, wie nach dem gemeinsamen Zeugnis des Cottonianus und der Bruchstücke sie das Original gezeigt haben müsse, steht auf schwachen Füssen. Denn jene Frisonismen sind recht dubiöser Natur. Gegen ein paar derselben hat, wenngleich im einzelnen mehrfach irrend, J. H. Gallée (ZfdPh. 29, 145 ff.; Tijdschr. 15, 33) mit Recht Einspruch erhoben. Wir wissen viel zu wenig von den alten Dialektverhältnissen Norddeutschlands, als dass wir auf Grund beliebig aufgegriffener Minutien weittragende Schlüsse zu ziehen berechtigt wären: ich pflichte darin vollkommen den besonnenen Ausführungen J. Francks (AfdA. 24, 23 f.) bei. Minderen Beifalls erfreute sich F. Kauffmanns Verlegung nach Corvey (Beitr. 12, 358; Germ. 37, 368 ff.; dagegen E. Schröder Mitt. des Instituts 18, 47 Anm. 3; F. Wrede ZfdA. 43, 343 ff.). Hinfällig war auch M. Heynes Argumentation (ZfdPh. 1, 288 ff.): die Praefatio bezeugt ein alts. Gedicht, alts. ist aber nur der Monacensis; da dieser den Münsterer Dialekt repräsentiert, muss der Heliand in Münster entstanden sein. Vollends unwahrscheinlich bedünken mich die neuesten Lokalisationsversuche von F. Jostes (ZfdA. 40, 160 ff.) und F. Wrede (ZfdA. 43, 333 ff.; vgl. 44, 320). Der erstere behauptet nordalbingische Provenienz, der andere

sucht den Dichter in der Merseburger Gegend und glaubt, dass er im Dienst der Hersfelder Mission thätig war. Beide Gelehrte gehen von einem Gesichtspunkt aus, den ich für unfruchtbar halte: weil im Heliand mehrere fremde Städtenamen mit *-burg* komponiert auftreten, müsse die Dichtung einem Landstrich angehören, in welchem derartige Zusammensetzungen üblich gewesen seien. Nach Ausweis der Glossen existierte zur Wiedergabe von *urbs* und *civitas* in älterer Zeit kein anderes deutsches Wort als *burg;* wünschte der Dichter also seinen Hörern gewisse fremd klingende Städtenamen als solche sofort kenntlich zu machen, so sah er sich auf Umschreibungen oder Kompositionen mit *-burg* angewiesen (vgl. auch ZfdPh. 29, 413)[1]. Nur der Kuriosität halber will ich endlich einen Vortrag von H. Jellinghaus (Nd. Jb. 15, 61 ff.; dagegen J. B. Nordhoff Hist. Jb. 12, 766 ff.; F. Jostes Hist. Jb. 12, 76 ff.; ZfdA. 40, 161 ff.) erwähnen, welcher den Heliand während des 8. Jh. in Utrecht verfasst sein lässt. Dass der Poët dem geistlichen Stand angehört habe, bestreitet jetzt wohl nur F. Jostes (ZfdA. 40, 341 ff.); aber die der Naivetät des Autors, seinem Determinismus, seinen geographischen Verstössen und Missverständnissen des lat. Textes entnommenen Gegengründe von Jostes — ähnlich hatte vor Zeiten W. Wackernagel (ZfdPh. 1, 291 f.) argumentiert — beweisen doch weiter nichts, als dass der Dichter kein Theolog ersten Ranges war. Dass er nach mündlich ihm vermittelten Homilien gearbeitet habe, wie derselbe Forscher im Anschluss an eine Bemerkung A. Schönbachs (Cosmopolis 1, 617) vermutet, ist im wesentlichen Repristination einer Ansicht Heynes: dawider genügt es auf Sievers' Hel. XXIX Anm. 1 zu verweisen.

Unter den zahlreichen dem Heliand gewidmeten syntaktischen Untersuchungen nimmt den hervorragendsten Platz O. Behaghels Heliandsyntax (1897) ein. Einzelne Stellen des Gedichts sind von vielen fördernd behandelt worden. Übertragungen im Stabreim lieferten P. Herrmann (1891) und E. Behringer 98 20; die französische V. Mohlers 99 5 blieb mir unzugänglich.

In einer eigenen Schrift war 1875 E. Sievers mit der Hypothese hervorgetreten, dass V. 235—851 der ags. früher dem

mit durchschlagenden Gründen stützen konnte, fand sie nicht unbedingten Glauben: B. ten Brink (Gesch. der engl. Litt. 1, 106) und E. Hönncher (Anglia 7, 469 ff.) sahen in dem Abschnitt das Erzeugnis eines in England lebenden Altsachsen. Um so glänzendere Bestätigung widerfuhr ihr durch einen Fund in der vatikanischen Bibliothek. Dort entdeckte K. Zangemeister im Frühjahr 1894 einen Kodex astronomischen Inhalts aus dem 9. Jh., den Pal. 1447, auf dessen leer gebliebene Seiten oder Seitenteile von einer nicht erheblich jüngeren Hand drei Stücke der alts. Genesisdichtung und ein kleiner Passus aus dem Heliand eingetragen waren. Besonders günstig traf es sich, dass das erste Genesisstück der von Sievers ausgeschiedenen Partie der ags. Dichtung angehörte, nämlich deren VV. 791—817 entsprach, während das zweite die Vorgeschichte von Sodoms Untergang behandelte, das dritte von Gottes Zwiegespräch mit dem Brudermörder Kain und von den weiteren Nachkommen des ältesten Menschenpaars berichtete. Nachdem der neue Fund durch K. Zangemeister und W. Braune rasch in vorzüglicher Weise, begleitet von Untersuchungen, Anmerkungen, einem Verzeichnis der Wortformen und einem Glossar, veröffentlicht worden war (N. Heidelb. Jbb. 4, 205 ff.), riefen die vielen Fragen, zu denen er anregte, sofort eine reiche Litteratur hervor. Strittig war schon, ob die vatikanischen Einträge von einer Hand oder von mehreren herrührten: für einen Schreiber sprachen sich Zangemeister und, allerdings zögernd, Braune, ferner J. P. Kirsch (s. ZfdA. 40, 129 Anm.) und ich (Cbl. 1895, 26 f.) aus, zwei bis drei nahmen E. Sievers (ZfdPh. 27, 536 ff.) und G. A. Hench (Mod. Lang. Notes 9, 490 f.) an. Noch kontroverser war das Verfasserproblem: haben wir es in der That, wie Sievers 1875 proponierte, mit einer zweiten und zwar — denn wohl nur Th. Siebs (Allg. Ztg. 1895 Beil. 45) hielt die Genesis für das ältere Werk — jüngeren Arbeit des Helianddichters zu thun? W. Braune (N. Heidelb. Jbb. 4, 234), R. Koegel (Ergänzungsheft der Litteraturgesch. 22) u. a. bejahten, F. Kauffmann (Litbl. 16, 49) und E. Sievers (ZfdPh. 27, 534) verneinten die Frage: der letztgenannte Gelehrte charakterisierte den Verfasser des alttestamentlichen Teils als einen Schüler und Nachahmer, der in direktem Anschluss an den Heliand, aus diesem gewissermassen einen Cento herstellend, gedichtet habe, nach Seite der Versbehandlung und des Stils aber ein Stümper sei. Seine Meinung darf jetzt wohl als gesichert gelten, zumal nachdem E. Schröder (ZfdA. 44, 223 ff., vgl. 43, 385) hübsch den erheblichen Unterschied dargelegt hat, der im Gebrauch der

Fremdwörter zwischen Genesis und Heliand obwaltet, und nachdem aus den Untersuchungen von J. Ries (ZfdA. 40, 287 f.) und P. Pachaly 99 8 wenigstens grössere Wahrscheinlichkeit für zwei gesonderte Dichterpersönlichkeiten hervorgegangen ist. Dagegen scheint R. Wülkers Vermutung (Grundriss der ags. Litt. 128), dass innerhalb der nur in ags. Umschrift erhaltenen Partie die VV. 371—420 als interpoliert auszuscheiden seien, welcher Ansicht R. Koegel (Litteraturgesch. 1, 1, 288 [b]) wenigstens für V. 389—418 beitrat, von W. Braune (N. Heidelb. Jbb. 4, 226 f.) widerlegt. Zweifelhaft bleibt die Quellenfrage: denn es muss auffallen, dass das dritte Genesisstück keinerlei Beeinflussung durch Alcimus Avitus erfahren hat, dem doch das erste verschiedene Züge zu verdanken haben soll (vgl. auch E. Hönncher Anglia 8, 41 ff.). Th. Siebs' Behauptung (Allg. Ztg. 1895 Beil. 45), es seien die Genesiskommentare des Isidor, Beda, Hraban und Angelomus sowie das Gedicht eines gewissen Hilarius in Genesim benutzt worden, findet mindestens an den aus diesem zur Vergleichung angezogenen VV. (ZfdPh. 28, 139) schwerlich einen Halt. Aufzeichnungsort der vatikanischen Stücke war nach F. Jostes' Ausführungen (ZfdA. 40, 129 ff.; vergl. auch R. Koegels Ergänzungsheft 18) unzweifelhaft Mainz, wo der Kodex noch im 15. Jh. sich befand. Aber Jostes' fernere Mutmassung, dass der Aufzeichner ein Magdeburger gewesen, wird durch den Umstand, dass von anderer Hand in dem Mainzer Kalender der Hs. eine Reihe Magdeburger Feste nachgetragen sind, nichts weniger als erwiesen. Doch selbst gesetzt den Fall, der Mann stammte wirklich aus Ostfalen: was folgt daraus für seine Vorlage?

Ebenso wenig wie beim Heliand kann ich hier die zahlreichen, an vielen Orten verstreuten Arbeiten aufzählen, welche das Verständnis einzelner Stellen förderten. Es genüge die Bemerkung, dass R. Koegel der Genesis, speciell ihrer Metrik, ein eigenes Ergänzungsheft seiner Litteraturgeschichte (1895) widmete. Darin gab er auch eine Prosaübersetzung, während Th. Siebs (Allg. Ztg. 1895 Beil. 45) und F. Vetter 95 29 mit einer Übertragung im Stabreim debutierten. Alles von der alts. Bibeldichtung Erhaltene vereinigte P. Pipers Ausgabe 97 24, welche zwar nirgends

wähntes Buch in zweiter, nicht erheblich veränderter Auflage 1877 (vgl. AfdA. 4, 135 ff.; Beitr. 11, 548 ff., auch 10, 576 ff.) vor. Es folgte 1894 die lang ersehnte, doch die gehegten Erwartungen schmählichst enttäuschende Publikation J. H. Gallées (s. AfdA. 22, 266 ff.), an der die Faksimilia das einzige Gute waren. Erst E. Wadsteins Ausgabe von 1899 lieferte völlig zuverlässige Texte, wenngleich Einrichtung und Anordnung ihres Glossars schweren Bedenken unterliegen und die litterarhistorische Forschung ihr keinen Fortschritt verdankt (s. AfdA. 26, 201 ff.). Hildesheimer Herkunft der Essener Stücke bemühte sich F. Jostes (ZfdA. 40, 134 ff.) glaubhaft zu machen, irrte jedoch darin, dass er zwischen den ursprünglich selbständigen Bestandteilen der Hss. nicht unterschied und die nachweisbare Provenienz des einen auch den übrigen zuschrieb. Immerhin gelang es ihm, für die sächsische Beichte, die besser 'Beichtspiegel' heissen sollte, richtigeres Verständnis anzubahnen; gegen ein hohes, noch in heidnische Zeit hinaufreichendes Alter, wie Scherer es ihr vindicieren wollte, hatte schon W. Wilmanns (GgA. 1893 Nr. 14) sich erklärt. Auch F. Jostes' späte Datierung des Taufgelöbnisses (ZfdA. 40, 185 ff.) hält nicht Stich: sein aus einem lateinischen Brieffragment gezogener Schluss, das Denkmal habe mit der Sachsenmission nichts zu thun, greift fehl; umgekehrt hat jenes Fragment mit Sachsen nichts zu schaffen, weil es einem untergeschobenen Schreiben des Bischofs Amalar von Trier angehört (s. NA. 21, 783; MG. Epist. 5, 273 und jetzt A. Leitzmann Beitr. 25, 586). Sicher ist nur, dass fuldischer Ursprung des Pal. 577, der uns die Formel überliefert, geringe Wahrscheinlichkeit hat, dass das Fehlen des Capitulare de partibus Saxoniae darin keinen verlässigen Terminus ante quem seiner Entstehung an die Hand giebt, dass endlich der von Scherer beanstandete Passus in der dritten Antwort der Abschwörung nicht als Interpolation, sondern nach R. Koegels Vorschlag als Eventualzusatz anzusehen ist. Denn auch A. Leitzmanns neuester, von übergrossem Vertrauen zu Jostes' Ergebnissen getragener Aufsatz (Beitr. 25, 567 ff.), der das Taufgelöbnis für Zwecke der ostfälischen Mission um das Jahr 790 entstanden wissen will, gelangt über Möglichkeiten nicht hinaus. Direkt unmöglich[1] aber ist sein Vorschlag, aus den beiden getrennten Worten des erwähnten Eventualzusatzes *and uuordum* ein einziges herzustellen und darin eine Wiedergabe von lateinischem *responsis* oder

[1] Vergl. jetzt (1901) auch J. Meier Beitr. 26, 317 f. und A. Leitzmanns gekünstelte Verteidigung Beitr. 26, 573 f.

responso zu sehen: ein Dat. Abl. würde jedes vernünftigen Sinnes in dem Zusammenhang entraten. Das abbrevierte *resp̄*, *respoñ* der Hs. stammt aus der Schrift der römischen Juristen, wo ℞ einem *ð*, d. h. *respondit* einem *dixit*, ℞℞ einem *ðð*, d. h. *responderunt* einem *dixerunt* entspricht. Handelt es sich aber nicht um ein Referat über geschehene Dinge, z. B. über ein Verhör, sondern um allgemeine Formeln für den Gebrauch in Gegenwart oder Zukunft, so muss natürlich Auflösung der Abbreviatur ins Präsens, also zu *respondet,* stattfinden; einen zwingenden Grund für den Konjunktiv *respondeat,* den man seit Pertz, nicht erst seit Boretius, bevorzugt, und den auch Wadstein S. 125 in einer anderen Formel einführt, weiss ich nicht. Ebenso wenig billigen kann ich die von Leitzmann empfohlene Herabrückung des Indiculus ins Jahr 800, auch mit seiner Ableitung des darin vorkommenden Wortes *yrias*[1] von *jâr, jêr* mich nicht befreunden. Die Bruchstücke der Gernroder Psalmenauslegung (Gallées unglücklichem Einfall, sie Psalmpredigt zu benennen, war nur ein kurzes Dasein beschieden) haben erst durch Wadsteins Bemühungen eine lesbare Gestalt gewonnen; sie gehen wohl nicht unmittelbar auf Cassiodor und Pseudo-Hieronymus, sondern auf einen aus diesen beiden kompilierten Kommentar zurück (Wadstein 122). Um das Freckenhorster Heberegister machten sich insonderheit E. Friedländer (Codex traditionum Westphalicarum 1, 1872) und F. Jostes (Germ. 34, 297 ff.) verdient. Von den rein sächsischen, nicht mehr oder minder stark mit hd. Elementen durchsetzten Glossaren erfuhr das vielleicht aus Walbeck stammende Merseburger durch O. Bremer (Beitr. 9, 579 ff.) fördernde Behandlung, der sein Idiom als anglisch erwies. Vermehrt wurde das Material um spärliche Düsseldorfer Gregorgll. Über die Wachtendonkschen Psalmen, welche, weil nichtsächsisch, in Gallées und Wadsteins Sammlungen nicht aufgenommen sind, die man vielmehr noch bei Heyne suchen muss, und über die mit ihnen zusammengehörigen Lipsischen Gll. entspann sich in jüngster Zeit lebhafte Fehde. Während nämlich P. J. Cosijn (Taal- en Letterbode 3, 4) diese Psalmen, ausser den ersten, 1873 für limburgisch erklärt hatte, wollte sie F. Jostes (ZfdA. 40, 190 ff.) nach Thüringen versetzen. Seine Behauptung

(Tijdschr. 15, 146 ff., 269) zu neuerlicher Prüfung Anlass, deren Ergebnis sich kurz dahin zusammenfassen lässt: die Version ist im Anfang Abschrift einer mittelfränkischen Vorlage, später Umsetzung derselben in altostniederfränkischen, speciell limburgischen Dialekt; zu Grunde liegt aber dem mittelfränkischen Text ein alemannischer. Letzteren Satz hat P. J. Cosijn (Tijdschr. 15, 316 ff.) widerlegt und v. Helten (Tijdschr. 16, 72 f.) selbst zurückgenommen; im übrigen aber scheint mir dieses Gelehrten Auffassung recht beachtenswert und weder durch Cosijns noch durch W. F. Gombaults Einwände (Taal en Letteren 9, 451 ff., 529 ff.; 10, 118 ff., 212 ff.; dagegen v. Helten 10, 113 ff., 209 ff.), die sich in erster Linie gegen A. Borgelds Laut- und Formenlehre dieser Psalmen (Groninger Diss. 1899) richteten, wesentlich erschüttert. Ps. 53, 7—73, 9 sind bekanntlich nur in der Kopie zweier Schreiber des 17. Jh. auf uns gekommen: weist nun P. Tack (Tijdschr. 15, 137 ff.) nach, dass das von dem ersten Schreiber verwendete Papier Wasserzeichen und Format mit einigen Seiten der für Lipsius kopierten Gll. teilt, so lässt sich vermuten, dass Lipsius den Psalter nicht bloss lexikalisch excerpierte, sondern grössere Partien daraus abschrieb oder abschreiben liess. Von einer anderen Psalmenversion hat G. Huet (Bibl. de l'École des Chartes 46, 496 ff., wiederholt durch J. H. Gallée Tijdschr. 5, 274 ff.) in Paris Bruchstücke, die den Canticis angehören, aufgefunden. Ihre Heimat versetzte R. Koegel (Litteraturgesch. 1, 2, 532 f.) in rheinfränkisches oder hessisches Gebiet, indem er gewisse Spuren mittelfränkischer Mundart auf den Abschreiber zurückführte.

3. Lateinische Dichtung.

Ungleich bedeutender waren die Fortschritte, welche, vornehmlich angeregt durch die Musterausgabe der Poëtae aevi Carolini von E. Dümmler, L. Traube, P. v. Winterfeld (I—IV, 1, 1880—1899) und durch die glänzenden Entdeckungen W. Meyers über Ursprung und Bau der rhythmischen Verse (Sitzungsber. Münch. Akad. 1882; Abhandl. Münch. Akad. I, XVII, 2, 1885), die Forschung auf dem vorher freilich arg vernachlässigten Felde der älteren mittellateinischen Poësie gemacht hat. Hier kommt sie nur so weit in Betracht, als Form oder Inhalt mit deutscher Dichtung sich berühren.

O. Fleischers Arbeiten (Neumenstudien I/II, 1895/97) und ein scharfsinniger, seitens des zukünftigen Herausgebers des Notkerschen Sequentiars dankbar anerkannter (NA. 25, 388 Anm.)

Aufsatz von W. Wilmanns (ZfdA. 15, 267 ff.) förderten die Kenntnis der aus der Kirchenmusik hervorgegangenen und für uns darum wichtigen Sequenzen, weil ihrer Formen frühzeitig der weltliche Gesang sich bemächtigte. Das ergiebt sich namentlich aus der berühmten, aller Wahrscheinlichkeit nach in England geschriebenen (R. Priebsch Deutsche Hss. in England 1, 22 f.), aber auf niederrheinische Vorlage (E. Schröder AfdA. 23, 202 f., 401) zurückgehenden Cambridger Liederhs. des 11. Jh. Ihren poëtischen Inhalt hatte, nachdem zuvor an verschiedenen Orten einzelne Stücke publiciert waren, erst Ph. Jaffé (ZfdA. 14, 449 ff.) vollständig und mit solcher Sorgfalt bekannt gemacht, dass K. Breuls Kollation (ZfdA. 30, 186 ff.) nur Weniges nachzutragen oder zu berichtigen fand. Jaffés Abdruck kam der 2. Ausgabe von MSD. zu gute, welche den französischer Herkunft verdächtigen Sacerdos et lupus, für den zu gleicher Zeit E. Dümmler eine zweite Hs. nachwies (ZfdA. 15, 452), mit dem Cambridger Lantfrid und Cobbo vertauschte, daran fruchtbare Betrachtungen über die Geschichte der Freundschaftssage knüpfend. Später entdeckte (vgl. MSD.[3] 2, 124 ff.) G. Paris in einer Pariser Hs. eine metrische Bearbeitung desselben Themas, deren Verhältnis zu der rhythmischen nicht feststeht: R. Koegel (Litteraturgesch. 1, 2, 256) sprach sich für gemeinsame Quelle beider aus, ich nahm Priorität des Rhythmus an. Von den übrigen Stücken der Cambridger Sammlung hat nach W. Seelmanns (Nd. Jb. 12, 75 ff.) und meinem (MSD.[3] 2, 104 ff.) Vorgang das zweisprachige Lied De Heinrico vielfältige Behandlung 98_{14-17}, $99_{16, 17}$ erfahren, als deren sicheres Ergebnis betrachtet werden darf, 1. dass Z. 7 die Hs. nicht *bruother*, sondern *bringt* liest, 2. dass Lachmanns Deutung auf Ottos I. Begegnung mit seinem Bruder Heinrich zu Weihnacht 941 fallen muss; unentschieden blieb, ob das Lied auf Ereignisse des Jahres 948 oder des Jahres 984 geht. Auch über seine Mundart ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Hingegen scheint darin Übereinstimmung erzielt, dass das andere mischsprachige, schlimm verstümmelte Gedicht derselben Hs. für ein Liebeslied, nicht für ein Gebet anzusehen ist (MSD.[3] 2, 104, 106; R. Koegel Litteraturgesch. 1, 2, 136 ff.).

Um den Waltharius[1] erwarb sich mit seiner Ausgabe

(1873) R. Peiper kein geringes Verdienst, weil er nicht nur einen vollständigen und ziemlich verlässigen Variantenapparat lieferte, sondern auch die Zahl der nachweislichen Entlehnungen des Dichters aus Vergil erheblich vermehrte. Doch seine Beurteilung des Handschriftenverhältnisses wiesen A. Pannenborg (GgA. 1873, 1121 ff.) und besonders W. Meyer (Sitzungsber. Münch. Akad. 1873, 367 ff.) zurück: während Peiper vier Klassen der Überlieferung unterschieden hatte, jede hinter der anderen an Wert zurückbleibend, zeigte Meyer die Vorzüglichkeit der von der Brüsseler, Pariser, Trierer Hs. und den Auszügen in der Novaleser Chronik vertretenen, mit dem Prolog des Geraldus ausgestatteten Gruppe, die später an den von A. Schönbach (ZfdA. 33, 340 ff.) veröffentlichten Innsbrucker Fragmenten des 11. Jh. und an bisher ungedruckten Hamburger Bruchstücken (ZfdA. 43, 130) weiteren Zuwachs erhielt. Zugleich erwies er die starke Benutzung des Prudentius, sonderlich seiner Psychomachie, zuerst und beseitigte die Konfusion, welche Peiper, darin einen Rückschritt hinter J. Grimm bezeichnend, hinsichtlich der Person Erkenbalds angerichtet hatte: weil er in ihm fälschlich den Mainzer Erzbischof dieses Namens sah, war er dazu gekommen, des Geraldus Beschäftigung mit dem Waltharius später anzusetzen als die gleichartige Thätigkeit Ekkehards IV. Nur darin irrte Meyer, wie den Einwänden P. v. Winterfelds (NA. 22, 554 ff.) gegenüber nachmals er selbst (ZfdA. 43, 130 ff., 140 Anm.) anerkannte, dass er den Wert der Brüsseler Hs. zu hoch angeschlagen und nicht berücksichtigt hatte, dass das Zusammengehen auch nur eines Vertreters der Geraldusklasse mit den übrigen Mss. gegen die Lesart der Geraldusklasse Zeugnis ablegt. Beide Gelehrte treffen jetzt ungefähr in folgender Ansicht zusammen: es bestehen zwei Klassen der Überlieferung, einerseits die Geraldusgruppe, die Stuttgarter und Karlsruher Hs. andererseits; eine Zwischenstellung nehmen ein, abgesehen von den verschollenen und nur mangelhaft bekannten Engelberger Bruchstücken, der Wiener Kodex und die mit ihm aus gemeinsamer Vorlage geflossenen Leipziger Blätter. Jede Klasse hat Echtes gewahrt, doch verdient bei gleichwertigen Lesarten die Geraldusgruppe den Vorzug. Auf dieser Basis soll der Walthariustext in der Abteilung Poëtae der MG. konstituiert werden, während V. v. Scheffel und A. Holder in ihrer von Scheffels bekannter Übersetzung und den ags. Walderebruchstücken begleiteten Ausgabe (1874)

der ehemaligen Auffassung Meyers hält dagegen H. Althof fest: doch muss ich bezweifeln, dass ihm (ZfdPh. 32, 173 ff.) der Nachweis der Vorzüglichkeit des Brüsseler Kodex gelungen ist, dem in erster Linie sich auch seine Walthariusedition (1899) anschloss. Ihr Vorwort lässt einheitlichen Standpunkt und genügende Verarbeitung recht vermissen: dass der noch ausstehende zweite Teil, welcher einen Kommentar bringen soll, die Wissenschaft erheblich fördern wird, steht nach den Proben kaum zu hoffen, welche davon die breiten und deplacierten, der hexametrischen Übersetzung desselben Gelehrten (1896) beigefügten Erläuterungen bieten. Eine nhd. Version im Stabreim lieferte P. v. Winterfeld (1897), eine französische in Prosa F. Norden (1900), sogar in das Magyarische wurde von E. Körös 98 4a das Gedicht übertragen. Übrigens hat sich durch Behandlung einzelner Stellen H. Althof um Text und Erklärung (Germ. 37, 1 ff.; Weimarer Progr. 1899) verdient gemacht, während Ch. Schweitzers Pariser Diss. (s. 91 26 und K. Streckers gleich zu nennendes Progr. 5 Anm. 2) wenig befriedigt. Als Entstehungszeit des Werkes bestimmte P. v. Winterfeld (NA. 22, 569) die JJ. 926—933.

Aber die Walthariusforschung verdankt W. Meyer noch einen zweiten wesentlichen Gewinn. Ausgehend von der sorgsamen Untersuchung K. Streckers über Ekkehards Verhältnis zu Vergil (ZfdA. 42, 339 ff.), wies er für eine Reihe von Scenen nach, dass, wie schon A. Ebert (Gesch. der Litt. des Ma. 3, 274 f.) geahnt hatte, sie von Ekkehard selbständig erfunden sein müssen. Wächst damit die Bedeutung des St. Galler Klosterschülers als schaffenden Poëten, so mindert sich der Wert seiner Leistung für unsere Kenntnis von Altertümern und Heldensage. Denn nun verliert die von K. Müllenhoff (ZfdA. 30, 235 f.) und anderen ausgesprochene Vermutung, dass Ekkehard ein allitterierendes deutsches Gedicht des 8. Jh. direkt oder, wie R. Koegel (Litteraturgesch. 1, 2, 331) vorzog, in ausführlichem lat. Prosareferat benutzt habe, jede Wahrscheinlichkeit, und die Jagd, welche derselbe Koegel im Waltharius nach Spuren ahd. Allitterationsformeln angestellt hat, erscheint höchst zwecklos. Sein Versuch vollends (Litteraturgesch. 1, 1, 237 ff.), die Fragmente des ags. Waldere zur Übersetzung von Ekkehards mittelbarer Quelle zu

oder die Mannigfaltigkeit der Ausdrücke zur Bezeichnung des Helden erscheinen mir wenig beweiskräftig.

Der Ruodlieb erfuhr durch F. Seiler eine sorgfältige Neuausgabe (1882), welche namentlich die, von Schmeller zwar nur als möglich hingestellte, von W. Grimm bereits angezweifelte, jedoch in den landläufigen Litteraturgeschichten populären Schlages als feststehende Thatsache betrachtete Verfasserschaft Froumunds endgültig beseitigte (vgl. noch ZfdPh. 14, 405). Auch Seilers Datierung 'um 1030' dürfte der Wahrheit nahe kommen, obschon die zuerst von W. Giesebrecht in dem 4. und 5. Fragment wahrgenommenen Reminiscenzen an die Zusammenkunft zwischen Kaiser Heinrich II. und Robert von Frankreich an der Maas im Jahr 1023 keineswegs so sicher sind, wie R. Koegel (Litteraturgesch. 1, 2, 406 ff.) glaubt. In der Reihenfolge der Bruchstücke wich Seiler nicht von Schmeller ab; hier aber zeigte L. Laistner (AfdA. 9, 70 ff.; ZfdA. 29, 1 ff.; Allg. Ztg. 1882 Nr. 328 f.), dass Fragment 12 und 13 vor 9, Fragment 15 vor 14 einzuordnen seien. Dieser Ansicht, der er anfänglich opponierte (ZfdA. 27, 332 ff.), hat sich jetzt im wesentlichen Seiler selbst (ZfdPh. 31, 422) angeschlossen, und ihr folgt die hübsche nhd. Wiedergabe des Gedichts in fünffüssigen Jamben von M. Heyne (1897). Nicht minder förderte das dritte Kapitel von Seilers Einleitung, in dem er unter R. Köhlers Beihilfe die Rahmenerzählung des Ruodlieb als verbreitetes Novellenmotiv erwies; vertieft wurden seine Darlegungen durch L. Laistner (ZfdA. 29, 443 ff.). Dass der bekannte Liebesgruss des 17. Fragments (MSD. XXVIII) nicht sowohl aus der volkstümlichen als aus der gelehrten Tradition herrühre, belegte K. Liersch (ZfdA. 36, 154 ff.) mit reichlichen Parallelen. Sehr bestreitbar bleibt hingegen L. Laistners Hypothese, dass die beiden letzten Bruchstücke dem in der Art des Waltharius abgefassten Gedicht eines anderen oder, wie R. Koegel (Litteraturgesch. 1, 2, 400 ff.) wollte, zwar dem Ruodliebdichter, aber einem älteren, heimische Sage behandelnden Werke desselben, ursprünglich angehört hätten; die Stützen dafür sind von geringer Tragfähigkeit.

Um die frühesten lateinischen Denkmäler der Tiersage machte sich vornehmlich E. Voigt verdient. Gegen J. Grimms Lehre von der Existenz eines gemeinindogermanischen Tierepos hatte zuerst P. Paris energischen Widerspruch erhoben. Unabhängig von ihm verfocht K. Müllenhoff (ZfdA. 18, 1 ff.) den ausschliesslich indisch-griechischen Ursprung der den mittelalterlichen Epen zu Grunde liegenden Tierfabeln, nachdem diese seine Theorie

schon 1865 von W. Scherer (J. Grimm [1]152 f.) öffentlich ausgesprochen war. Die neuere Forschung, deren Resultate G. Paris 95 (10) 178 im Anschluss an ein Buch von L. Sudre 94 (10) 187 klar und besonnen entwickelt hat, sieht in den äsopischen Fabeln nur eine Quelle des Tierepos, als zweite, reichlicher fliessende betrachtet sie die grosse Zahl überall verbreiteter Tiermärchen, denen eine bestimmte Heimat nicht zugewiesen werden kann. Müllenhoffs Ansicht folgend beschäftigte sich Voigt zunächst (1875) mit der Ecbasis captivi. Auf Grund genauester Kollation der beiden Brüsseler Hss., deren eine freilich nur eine Kopie der anderen darstellt (L. Traube MG. Poëtae lat. 3, 152 f.; ZfdA. 32, 389), gab er einen zuverlässigen Text, bestimmte richtig den Ort der grossen Interpolation von 54 VV. und vermehrte die Nachweise der Anleihen des Dichters bei klassischen Schriftstellern beträchtlich. Minder sicher ist seine Datierung auf das Jahr 940 und sein Schluss, dass das Epos im Kloster des hl. Aper bei Tull abgefasst sein müsse. Denn F. Zarncke (Ber. sächs. Gesellsch. 1890, 109 ff.) hat unzweifelhaft recht, wenn er davon, dass die 936 erfolgte Reform des Stifts im Gedicht vorausgesetzt werde, nichts entdecken kann; er nimmt deshalb die Jahre 925—930 als Entstehungszeit und, weil er meint, in Tull sei der Autor nur geboren, St. Étival als Entstehungsort an. Einen Teil der Dichtung übertrug E. Gressler 94 7 ins Nhd. Aus dem Inhalt der von Voigt 1878 veröffentlichten kleineren Denkmäler der Tiersage kommt der Zeit nach hier in Betracht das Gedicht De lupo (nicht Luparius); in seiner ursprünglichen Gestalt vom Jahr 1100 ungefähr, neben der noch zwei jüngere Bearbeitungen existieren, ist es das Werk eines Franzosen, aber weder des Marbod von Rennes noch einer der anderen Persönlichkeiten, auf die man früher geraten hatte. Hervorragend nach Seite der Textbehandlung und der Erklärung war endlich Voigts Ausgabe des Ysengrimus (1884). Während man bisher den von J. Grimm im RF. herausgegebenen Isengrimus für das Original des von F. Mone (1832) bekannt gemachten erweiterten Reinardus anzusehen gewohnt gewesen war, erwies Voigt den letzteren als das echte Werk, Grimms Gedicht als einen Auszug, dem er den Namen Ysengrimus abbreviatus beilegte. Der Verfasser der ursprünglichen Dichtung war der von K. Lach-

Rom. Jsb. 4, 2, 99 ff.) mir nicht erschüttert worden zu sein. Denn dieses Gelehrten Opposition gegen den vlämischen Ursprung des Epos — er will es nach Lille versetzen — beruht auf unzureichenden Gründen; auch seiner Deutung von VI, 290, welche zur Annahme späterer Abfassungszeit, der Jahre 1151/2 nämlich, ihn veranlasst, kann ich nicht beitreten. Wohl aber zeigt Willems, dass alle biographischen Daten, welche Voigt für Nivardus ermittelt zu haben glaubte, teils falsch, teils ganz unsicher sind; also dass er aus vornehmem Geschlecht an der deutsch-belgischen Grenze geboren sei, dass er zu Gent und Paris studiert, dann weite Reisen gemacht, endlich als Domherr und Scholastikus an St. Pharahildis in Gent gewirkt habe. Noch wichtiger bedünkt mich die Feststellung, dass Nivardus den Walther von Egmont und den Balduin von Liesborn keineswegs als Musteräbte preisen, im Gegenteil beide gleich Siger von St. Peter in Gent als habgierige Mehrer der Güter der toten Hand verhöhnen wollte. Dass der Ysengrimus abbreviatus in der Nähe von Aachen entstand, lässt sich ebenfalls nicht mit Zuversicht behaupten.

Die lateinischen Dichtungen aus dem Kreise der Tiersage sind reich an sententiösem Gehalt. Dieser Umstand führte Voigt zu fruchtbaren Studien über mittelalterliche Sprichwörterlitteratur. Schon MSD. hatten eine grössere Lese volksmässiger, in lateinische Hexameter umgesetzter Sprichwörter, begleitet von reichlichen Parallelen und alphabetisch geordnet, unter Nr. XXVII gebracht. Dies Material vermehrte W. Wattenbach, der aus den Scheftlarer Sprüchen Auszüge gab (Anz. f. K. d. d. V. 1873, 217 ff.; Nachtrag in den Ahd. Gll. 4, 555 f. Anm.) und den Kölner Kodex der Fecunda ratis (Codd. Col. 82 f.) auffand. E. Voigt seinerseits publicierte das Florilegium Gottingense (Rom. Forsch. 3, 281 ff.), die Proverbia rustici (ebenda 3, 633 ff.), die Spruchsammlung von St. Omer (ebenda 6, 557 ff.), prüfte die Proverbia Heinrici sowohl als das Florilegium Vindobonense (ZfdA. 30, 265 f.) scharfsinnig und edierte (1889) die Fecunda ratis selbst, von der bisher nur dürftige Proben (Germ. 18, 310 ff.; NA. 1, 594 ff.; ZfdA. 23, 309 ff.) gedruckt gewesen waren, und als deren Autor er Egbert von Lüttich feststellte. Nicht geringer Nutzen erwuchs seinen Untersuchungen aus den gleichartigen Arbeiten des Holländers W. H. D. Suringar, der mit profunder Gelehrsamkeit die Proverbien des Erasmus, Bebel und Glandorpius behandelte. Den deutschen Charakter dieser Sprichwörter scheinen mir freilich Müllenhoff und Voigt

zu stark urgiert zu haben; sie waren ein Gemeinbesitz des gesamten Abendlandes im Mittelalter.

Die Summe der gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnis suchten die Litteraturgeschichten zu ziehen. Von älteren Gesamtdarstellungen erfuhren diejenigen K. Goedekes, A. Kobersteins und W. Wackernagels gegen Ende der siebziger und im Anfang der achtziger Jahre Bearbeitungen, welche den Fortschritten der Forschung gerecht zu werden trachteten: völlig misslang, soweit das hier behandelte Gebiet in Frage steht, die Revision nur bei Goedekes Grundriss. An neueren Gesamtdarstellungen erschienen die Werke W. Scherers und J. Baechtolds. Während jenes auf eng bemessenem Raum die vielfach eigenartigen, immer aber streng einheitlichen Ansichten seines Urhebers nur in grossen Zügen entwickeln konnte, vertiefte dieses sich liebevoll und nicht ohne Frucht in alle Details des St. Galler litterarischen Treibens. Speciell der ahd. Periode galten J. Kelles und R. Koegels Bücher. Kelles erster Band, der bei seinem Erscheinen (1892) mit warmer Anerkennung aufgenommen wurde, hat unser Wissen in mehreren Einzelheiten gefördert, leidet aber, weil er weniger eine Geschichte der ahd. Litteratur als ein kritisches Résumé der ahd. Studien bietet, an starker Ökonomielosigkeit: nicht nach dem künstlerischen oder geschichtlichen Wert der Denkmäler richtet sich das Mass des Raumes ihrer Besprechung, sondern nach der Zahl der Hss., die von ihnen auf uns gekommen sind, nach der grösseren oder geringeren Menge von Arbeiten, die mit ihnen sich beschäftigen, und nach dem Grade des Beifalls, den der Verfasser den Untersuchungen anderer spendet. Auch wird die volkstümliche Litteratur ungebührlich hinter der geistlichen zurückgesetzt. Im striktesten Gegensatz dazu steht Koegels, aus seiner 1889 für Pauls Grundriss verfassten Übersicht der ahd. und alts. Litteratur erwachsene zweibändige Darstellung nebst ihrem Ergänzungsheft (1894—1897). Ich stimme vollkommen A. Heuslers Urteil (AfdA. 22, 241) bei, der dies liebenswürdige Werk als aus einer durchaus lebendigen, blutwarmen Anschauung vom germanischen Altertum heraus geschrieben bezeichnet. Trotzdem ist es keine Litteraturgeschichte, sondern eine Sammlung mehr oder minder durchdachter, mehr oder minder ausgereifter und abgeschlossener

an. Überall hascht der Autor nach neuen, eigentümlichen, blendenden Aperçus, Etymologien, Kombinationen, von denen manche zwar anregen, die wenigsten indes überzeugen können. Ich fürchte, der bleibende Gewinn, den die Wissenschaft aus dem gelehrten, an keinem Problem achtlos vorbeigehenden und vortrefflich stilisierten Buch zu ziehen vermag, wird ein minimaler sein. Aber wie viele von den himmelstürmenden Hypothesen der federfertigen Germanisten unserer Tage dürften dem Schicksal der Spreu vor dem Wind entgehen? Sollen wir nicht Gefahr laufen, allen Boden unter den Füssen zu verlieren, so muss das seit Jahren beliebte Spiel mit geistreichen Einfällen und glänzenden Phantomen der bescheidenen, aber soliden philologischen Arbeit wieder weichen: denn ehe die Könige bauen können, haben die Kärrner zu thun.

Erlangen.

Elias Steinmeyer.

Mittelhochdeutsche Periode.

I. Die Übergangszeit (ca. 1050—1180).

1875, ungefähr vor 25 Jahren, erschienen Scherers Studien zur Geschichte der deutschen Litteratur im 11. und 12. Jh., in 3 Heften. Das erste (QF. 1, zu Genesis und Exodus) besprach den Inhalt und die Komposition der altdeutschen Genesis, das zweite (QF. 7, drei Sammlungen geistlicher Gedichte) die wichtigsten Handschriften, die uns Gedichte jener Zeit erhielten, die Millstädter Handschrift, Karajans Fragmente, die Vorauer Handschrift, das dritte (QF. 12) gab einen Überblick über alle litterarischen Erscheinungen und Denkmäler der beiden Jahrhunderte.

Gewiss hatte sich die Forschung auch früher dem 11. und 12. Jh. zugewandt, die Verdienste J. Diemers und K. F. Massmanns sollen namentlich unvergessen bleiben; beide Männer schenkten den oft wenig lohnenden Denkmälern jener Zeit eine unverdrossene Arbeit und Liebe. Scherer selbst hatte in Verbindung mit Müllenhoff schon früher in den „Denkmälern" ([1]1864, [2]1873) des 11. und 12. Jh. gedacht, ebenso muss R. Heinzels Ausgabe der Dichtungen Heinrichs von Melk (1867) als eine besonders schöne That immer gepriesen werden. Auch J. Kelle, der unsere Erkenntnis und Kenntnis um das 12. Jh. noch

immer bereichert, hatte lange vor Scherer in der deutschen und lateinischen Litteratur jener Zeit studiert (Speculum ecclesiae, Lateinisch und altdeutsch. 1858). Fast zur gleichen Zeit wie Scherer hat schliesslich Friedrich Zarncke seine Schüler auf das 12. Jh. und dessen Dichtungen gewiesen.

Scherers Schriften sind heute nahezu in allen Einzelheiten überholt oder widerlegt. Man darf aber sagen: grade das ist ihr Verdienst. Denn diese Schriften wollten nur das Interesse am 11. und 12. Jh. neu beleben, sie wollten nur Andeutungen und Anregungen sein. Und da die Forschung diese Anregungen aufnahm und sich in den ihr angewiesenen Richtungen bewegte, war Scherers Zweck erreicht. Als man sich in die Einzelheiten vertiefte, alle Zusammenhänge zu erkennen versuchte, gewann das in der Ausführung begriffene Bild natürlich ein sehr anderes Aussehen als die ersten Skizzen, jedoch dies Bild wäre nie zu dem geworden, was es jetzt zu werden verspricht, hätte es sich nicht grade aus Scherers Skizzen entwickeln können. Scherer hat, besonders in seinen Studien zur Genesis, Probleme der höheren Kritik auch ins 11. und 12. Jh. getragen, er suchte wohl als erster (QF. 7) die Grundsätze zu erkennen, nach denen der Inhalt der die Denkmäler enthaltenden Sammelhandschriften geordnet war. Über den Zusammenhang zwischen den einzelnen Dichtungen, über Entlehnungen und Beeinflussungen äusserte Scherer sich oft; denn die hier zu gewinnenden Resultate führten ihn zu der Erkenntnis der verschiedenen poëtischen Richtungen, und es interessierte ihn, wie sich diese Richtungen damals in die einzelnen Landschaften verteilten, welche Länder die gebenden und welche die nehmenden waren. Dadurch erhielten auch die rein grammatischen Untersuchungen neue Bedeutung, die dem Dialekt und der Feststellung der Heimat der einzelnen Denkmäler des 11. und 12. Jh. galten. Mehr als die Schilderung des allgemeinen galt Scherer die Schilderung des besonderen; er meinte wohl, dass die Behandlung jener etwas gleichförmigen Jahrhunderte wirklich erst gewönne, wenn man grade hier die Verschiedenheit der dichterischen Individualitäten recht deutlich heraushöbe. So kümmerte sich Scherer um Art und Stand der Poëten, er betonte mit besonderer Energie den Wettkampf der geistlichen Dichter und der Spielleute. Dieser Wettkampf gereicht ja dem Dichter und dem Publikum zum Vorteil; Scherer hat demgemäss sehr hübsche Andeutungen gegeben über die Mittel, die dem Dichter recht waren, wenn er auf seine Hörer wirken wollte. Dabei kam für

Scherer die Predigt, ihr Umfang und ihre Bedeutung, oft in Betracht. Die Untersuchung der Quellen hat Scherer nicht mit der Energie und der Entsagung geführt, die späteren Forschern ihre schönen Erfolge schuf. Aber die Theologie und das ganze Leben der Zeit nahmen sein Interesse lebhaft in Anspruch, und er erinnert am rechten Ort auch immer an die markanten politischen Erscheinungen jener Jahrhunderte.

Ich gebe nunmehr eine bibliographische Übersicht über die wichtigen und nennenswerten Ausgaben und Untersuchungen der Jahre 1875—1900, welche den Denkmälern der Übergangszeit galten.

Allgemeines.

A. Ausgaben.

1. Denkmäler deutscher Poësie und Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert, herausgegeben von Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer, 3. Ausgabe von E. Steinmeyer. 2 Bände. Berlin 1892 (= MSD.), vgl. 93 (13) 4.

2. Kleinere deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Waag. Halle 1890, vgl. 90 18, 91 9 (C. Kraus, AfdA. 17, 20).

3. Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts, herausgegeben von Carl Kraus. Halle 1894 (= KDG.), vgl. 94 18, 95 17, 98 8.

4. Geistliche Dichtung des Mittelalters, bearbeitet von Paul Piper. (I. Teil: Die biblischen und die Mariendichtungen. 1889. II. Teil: Die Legenden und die Deutschordensdichtung. 1889.) (= Kürschners Deutsche Nationallitteratur, Band 3.)

5. Spielmannsdichtung, bearbeitet von demselben. (I. Teil: Die reine Spielmannsdichtung. II. Teil: Spielmannsdichtungen geistlichen und ritterlichen Ursprungs. 1887.) (= Kürschners Deutsche Nationallitteratur, Band 2.)

6. 1898. Nachträge. Von demselben. (= Kürschners Deutsche Nationallitteratur. Band 162.)

Bd. 3 und 2 sind Inhaltsangaben der betr. Dichtungen, untermischt mit ausführlichen Textproben, begleitet von reichhaltigen Litteraturangaben und unselbständigen Berichten über Wege und Ziele der Forschung. Band 162 holt die Litteraturangaben bis 1898 nach und giebt verschiedene Kollationen von Hss. Dazu vgl. Steinmeyer 1898 (6) 8.

B. Darstellungen.

7. Johann Kelle 'Geschichte der deutschen Litteratur' Band II. Berlin 1896, vgl. 96 (6) 8, 97 (6) 6.

8. F. v. d. Leyen 'Kleine Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte im 11. und 12. Jahrhundert'. Halle 1867, vgl. 96 (6)$_{4}$, 97$_{8}$.

9. Friedrich Vogt 'Mittelhochdeutsche Litteratur', in Pauls Grundriss der germanischen Philologie. (II, 245—266. Strassburg 1890. II^{2}, 161—185. Strassburg 1901.) (^{2}Vogt P. G.)

10. Albert Hauck 'Kirchengeschichte Deutschlands' Band III. (1896.)

11. Cruel 'Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter' Detmold 1879, vgl. 79$_{129}$, 80 (6)$_{258}$, 81$_{861}$ (E. Schröder AfdA. 7, 172).

12. Anton Linsenmayer 'Geschichte der Predigt in Deutschland von Karl dem Grossen bis zum Ausgang des Mittelalters'. München 1886, vgl. 86 (6)$_{210}$.

13. F. R. Albert 'Geschichte der Predigt in Deutschland bis auf Luther'. Gütersloh 1892—1896, vgl. 93$_{126}$, 96$_{196}$, 97$_{171}$.

14. S. Singer 'Apollonius von Tyrus, Untersuchungen über das Fortleben des antiken Romans in späteren Zeiten'. Halle 1895, vgl. 95 (10)$_{70}$, 96 (20)$_{20}$, 97$_{28}$.

15. E. Klebs 'Die Erzählung aus Apollonius von Tyrus'. Berlin 1899, vgl. 99 (15)$_{77}$.

16. C. Voretzsch. Epische Studien. Heft 1. Halle 1900.

Ausgaben und Untersuchungen einzelner Denkmäler.

A. Geistliche Dichtung.

17. Trierer Aegidius. 81$_{711}$ (Bartsch), 82$_{652}$ (Roediger).

18. Albanus. KDG. X.

19. Andreas. KDG. XIII.

20. Anegenge. Edward Schröder Das Anegenge. QF. 44. 81$_{718}$. — Vgl. 82$_{648, 649}$, 83$_{906}$, 99$_{42}$ (Teuber, Das Anegenge PBB. 24, 247).

21. Das Annolied ed. Roediger 1895 (Monumenta Germaniae. Deutsche Chroniken I, 2), vgl. 95$_{21}$, 98$_{80, 81}$ (Seemüller, Edw. Schröder), 86$_{874}$ (Wilmanns Das Annolied). Andere Litteratur bei Vogt. in PG.^{2} 169 a 1. [Zarncke Sächs. Ges. der Wissenschaften 1887, 283 ist in den Jahresberichten nicht erwähnt.]

24. Frau Ava 80 798 (Langguth, Gedichte der Ava), 81 715; ed. Piper ZfdPh. 19, 129, 275; vgl. 87 4.

25. Geistliche Bruchstücke 96 82 (Martin ZfdA. 40; 305; Kolmarer Bruchstücke).

26. Friedberger Christ MSD. XXXIII.

27. Von Christi Geburt ed. Schönbach ZfdA. 33, 350; 89 24 ed. KDG. I.

28. Christus und Pilatus KDG. XII.

29. Eilhart von Oberge., ed. Franz Lichtenstein, Strassburg 1877. Vgl. 79 425, 80 808 (Bartsch), 82 655–659 (Knieschek, Czechischer Tristram), 83 911, 913, 955, 84 900–902 (Kniescheck, Übersetzung des czechischen Textes), 87 11 (Steinmeyer ADB. 24, 91), 89 19 (Muret, Romania 16, 288), 95 82 (Felix, Eilhart von Oberge und Heinrich v. Veldeke), 98 88 (Schröder ZfdA. 42, 72. 195).

30. Entechrist 86 874a (Wundrack 'Der Linzer Entechrist').

31. Exodus 86 887, 87 14 (Kossmann Exodus), 89 22 (Pniower).

32. Ezzo MSD. XXXI, 87 15 (Wilmanns 'Ezzos Gesang von den Wundern Christi'), 93 (13) 18 (Kelle WSB. 129, 1), vgl. dazu v. d. Leyen Kl. Beitr. S. 13f. Sonst Litteratur Vogt PG., S. 163 A. 1.

33. Wiener Genesis. Litteratur Vogt PG. S. 164 A. 4. Vgl. sonst 87 17 (O. Zingerle), 88 17 (Piper ZfdPh. 20, 257. 430), 97 48 (Petersen, Deutsche Altertümer in der Wiener Genesis).

34. Der arme Hartmann 'Rede vom Glouben' ed. Massmann 1837, ed. v. d. Leyen 1897. Vgl. 97 52, 98 60, 99 57–59.

35. Heinrich von Melk. Litteratur Vogt PG. S. 167 A. 5. Vgl. bes. 86 905 (Wilmanns), 87 25, 88 27 (Lorenz), 91 27 (Kochendörffer).

36. Heinrichs Litanei. Litteratur Vogt PG. S. 167 A. 3. 91 24 (Dütschke).

37. Daz himilrîche 91 32 (Hävemeier).

38. Die Hochzeit. 87 29 (Löbner); 91 60 (Kraus, Vom Recht und Die Hochzeit. WSB. 123, Heft 4), 92 76, 93 54, 94 77.

39. Johannes Baptista des Adelbrecht KDG. IV.

40. Baumgartner Johannes Baptista KDG. III.

41. Judith 81 748 (Pirig 'Die jüngere Judith'), 82 680.

42. Kaiserchronik ed. E. Schröder 1892 (M. G. Deutsche Chroniken I). Vgl. 92 46, 94 47–50. Litteratur Vogt PG. S. 173 a. 1.

43. Pfaffe Konrad, Rolandslied. 80 889a (A. M. Weiss), 83 941 (Steinmeyer), 83 942 (E. Schröder, Heimat des deutschen Rolandsliedes), 84 984 (Thamhayn, Stil), 86 915, 87 32 (Golther;

ausführliche Untersuchung des Rolandsliedes im Verhältnis zu seiner Quelle), 99 67 (Baumgartner, Stilistische Untersuchungen).

44. Konrad von Fussesbrunnen, Kindheit Jesu ed. Kochendörffer (81 747, 82 686, 687), 85 1167 (Sprenger), dagegen 86 918 (Kochendörffer), 87 85 (M. A. Becker), 93 83, 84 (Sprenger).

45. Pfaffe Lamprecht, Alexanderlied. Baseler Bearbeitung ed. Werner 82 692. Vorauer und Strassburger Bearbeitung ed. Kinzel (84 940, 941, 85 1174–77), wo auch die frühere Litteratur. Spätere Litteratur am übersichtlichsten bei Ottmann 'Das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht' 98 65, 99 74. Vgl. bes. Wilmanns GGA. 1885, S. 291; 86 930, 87 42 (Alwin Schmidt), 88 43 (Kinzel), 89 48 (Reblin), 90 46, 91 42 (Hampe), 94 56; 96 78 (Christensen).

46. Makkabäer KDG. VI.

47. Memento Mori MSD. XXX b., 96 126 (Wallner), 98 69.

48. Mittelfränkisches Legendar ed. Busch 79 465, 80 852.

49. Patricius KDG. VII.

50. Sankt Paulus KDG. IX.

51. Rheinauer Paulus KDG. II.

52. Pilatus, s. Weinhold ZfdPh. 8, 253.

53. Predigten. Wackernagel 'Altdeutsche Predigten und Gebete' 1876; Schönbach 'Altdeutsche Predigten' 3 Bde. 1886/91. Vgl. 86 1042, 87 157, 88 145, 89 162, 90 140, 91 188, 92 186, 94 155.

54. Recht, s. oben Nr. 38 zur Hochzeit.

55. Reimpredigt. 81 776 (Schönbach ZfdA. 25, 213), 82 662 (E. Schröder ZfdA. 26, 199); v. d. Leyen, Rede vom Glauben S. 75 f., 98 149, 150 (Schönbach).

56. Trierer Silvester. 81 787 (Bartsch); ed. Kraus MG. Deutsche Chroniken I, 2. 1895. Vgl. 95 82, 96 108, 97 89, 98 88.

57. Summa Theologiae MSD. XXXIV. v. d. Leyen Kl. Beitr. S. 40 f.

58. Vorauer Sündenklage 87 76 (Anton Müller 'Die Vorauer Sündenklage'); 89 74, 91 71 (E. Schröder ZfdA. 35, 417).

59. Trost in Verzweiflung ed. Scherer ZfdA. 20, 346 f., v. d. Leyen Kl. Beitr. S. 73 f.

60. Tundalus ed. Wagner (82 729). KDG. XI. 95 87 (Peters), 98 91 (Wagner).

61. St. Veit KDG. V.

62. Die Wahrheit 91 79 (Weede), 92 90.

65. Pfaffe Wernher, Marienleben. 90 82 (Bruinier, Kritische Studien), 90 83 (Steinhäuser, Verh. zum liber de infantia Mariae), vgl. 92 91, 93 79. Sievers, Forschungen zur deutschen Philologie S. 11 f.

66. Wernher von Elmendorf 86 968 (Sauerland); vgl. 90 84, 91 82.

67. Wilder Mann ed. Köhn 90 85, 91 86; vgl. 93 80, 94 95.

68. Zukunft nach dem Tode KDG. VIII.

B. Spielmannsdichtung.

69. Herzog Ernst ed. Bartsch 1869. Litt. bei Vogt PG. S. 175 A. 1. Vgl. bes. 86 883 (Voss), 89 20 (Steinmeyer), 90 22 (Ahlgrimm, Untersuchung über die Gothaer Hs.), 91 14, 95 (10) 72 (Fuckel).

70. Orendel. 79 501 (Harkensee), vgl. 81 771; 87 (10) 101 (Beer, Stoff des Spielmannsgedichtes Orendel Beitr. 13, 1—120); ed. Berger 1888. Vgl. 88 65, 89 52, 91 (10) 187 (Beer und Vogt ZfdPh. 23), 91 52 (Vogt), 58, 92 68, 92 (10) 99 (Heinzel WSB. 126, 1—90); vgl. 93 50. — 94 68 (E. H. Meyer ZfdA. 37, 321 zu den histor. Grundlagen), 94 69 (Laistner ZfdA. 38, 113 zu den märchenhaften Bestandteilen), 95 71 (Tardel, Untersuchungen zur mhd. Spielmannspoësie); vgl. 96 96. — 97 (10) 45, (Benezé, Sagen und litterarhistorische Untersuchungen II), 97 (10) 45a (Ker Folklore 8, 289). Panzer, Hilde Gudrun (1901) S. 264 A. 1.

71. Ortnit. ed. Amelung DHB. III. Litteratur bei Voretzsch S. 59. 254. Vgl. 87 61 (Watznauer) 94 70 (E. H. Meyer ZfdA. 38, 65).

72. Oswald 86 (10) 580 (Berger, Die Oswaldlegende Beitr. 11, 365).

73. Rother. 82 730 (Thien); ed. v. Bahder 1883 (84 973–975), 85 1204. — 89 59 (L. Singer Progr., Histor. Grundlagen), 90 67. 89 60 (Bührig).

74. Salman und Morolf 80 (10) 582 (Liebrecht); ed. Vogt 1880 (80 917, 81 785). Litteratur bei Vogt PG. S. 230 A 1. Vgl. auch Tardel (oben Nr. 70) S. 35 f. 91 (10) 143 (Singer ZfdA. 35, 177).

75. Werbungssagen. 93 (10) 6, 94 (10) 37, 95 (10) 60. Wolfskehl (Germanische Werbungssagen).

76. Wolfdietrich ed. Amelung und Jänicke DHB. III. IV. Litt. bei Voretzsch S. 59. 275. 83 996 (Neumann), 94 70 (E. H. Meyer ZfdA. 38, 65), 95 (12) 188 (Bugge Ark. f. nord. fil. 12, 1—29).

Die beste Zusammenfassung der Litteratur der Übergangszeit giebt Vogt in der zweiten Auflage von Pauls Grundriss (vgl.

oben Nr. 9), auf den deshalb die hier gegebene bibliographische Übersicht auch so oft verweist. Freilich leistet diese Zusammenfassung dem Kundigen bessere Dienste als dem Lernenden; auch heben die Litteraturangaben das Wichtigere nicht immer scharf genug heraus[1].

Allgemeine Grundsätze für die Behandlung der Texte des 12. Jhs. lassen sich kaum geben, man muss jedem Denkmal nach seiner Art gerecht werden, da eigentlich jedes seinen besonderen Versbau und seine besondere Mundart hat. Mir erscheint, wenn die Hss. erhalten sind, das Verfahren von Carl Kraus als das empfehlenswerteste: „engsten Anschluss an die handschriftliche Überlieferung, und Abweichungen nur, wenn verderbte Stellen zu bessern, Lücken zu ergänzen, Verszeilen abzusetzen sind.“ Wo der Schreiber einem anderen Dialekt angehört als der Dichter, bringt Kraus die dem Reim widerstrebenden Formen in eine Gestalt, in der sie dem Dichter gemäss werden. Er behält die Äusserlichkeiten des Hss. so oft bei, „weil dadurch der mitarbeitende Leser in den Stand gesetzt ist, die Gewohnheiten des Schreibers, sowie das Lautbild einzelner Stellen auf bequeme Weise zu überschauen. Das ist nicht bloss bei Ergänzungen und Konjekturen, sondern auch bei etwaigen neuen Funden von grossem Wert;“ — auch wird „dem Leser keine Sicherheit vorgetäuscht, wo sie nicht zu erreichen, und keine Regelmässigkeit, wo sie nicht vorhanden ist“. (Deutsche Gedichte, Vorrede.) — So schafft Kraus für alle Untersuchungen eine unbedingt sichere Grundlage. Und es ist auch zu bedenken, dass man sich gerade bei Texten jener Zeit besonders vor Gewaltthätigkeiten hüten muss, eben weil Dichter und Schreiber selbst oft so willkürlich und gewaltthätig sind und dadurch den modernen Herausgeber zu einer ähnlichen Handlungsweise fast herausfordern. Eben diese Willkür der alten Dichter erschwert ihre Erkenntnis auf Schritt und Tritt. Man darf ausserdem nicht vergessen, dass die Litteratur des Jh. sehr oft Improvisation war, mündlich vorgetragen wurde, sich an Hörer richtete: daher weist jedes Denkmal starke Ungleichheiten auf, eben weil die Laune und Stimmung des Poëten so leicht wechselt. So sehr, dass dasselbe Werk oft von

[1] Funde von grösserer Bedeutung für das 11. und 12. Jh. waren der germanistischen Wissenschaft nicht beschieden; es wären hier nur Memento

verschiedenen Autoren verfasst scheint. Scherer, der überall zu eilig nach „Individualitäten“ haschte, nahm für die Litteratur jener Zeit Interpolationen an, sobald er Ungleichheiten bemerkte; die Wissenschaft hat ihm sofort widersprochen (Vogt Beitr. 2, 208 f.), und heute glaubt z. B. keiner an sechs oder gar sieben verschiedene Dichter der Genesis. Andererseits hängt, wie namentlich Kelle (Gesch. d. deutsch. Litt. II, passim) betont, die geistliche Litteratur des 12. Jh. von ihren theologischen lateinischen Vorlagen oft wortwörtlich ab; und wer Interpolationen feststellen will, muss jene Vorlagen sehr gut kennen. Dass auch der beste Kenner in der Annahme von Interpolationen fehlgreifen kann, beweist gleich Kelles Behandlung des Ezzoliedes (vgl. v. d. Leyen, Kl. Beitr. S. 36 f.). Beispielsweise ist auch die Frage, ob Heinrich von Melk, der Dichter der Erinnerung, ausserdem das Priesterleben verfasst hat, noch heute ungelöst (Kelle S. 93 f., Kochendörffer 91 $_{27}$ und oben Nr. 35). — Am wichtigsten werden die Fragen der höheren Kritik für unser Jh. bei der Betrachtung von Komposition und Zusammensetzung der Kaiserchronik; es ist zu hoffen, dass uns Edward Schröder, dem wir die grundlegende Ausgabe dieser Dichtung verdanken, auch die grundlegenden Aufklärungen über diese Fragen schenkt.

Fragen der Textbehandlung hängen nur allzu oft mit Fragen der Metrik zusammen. Scherer hat die weittragenden Probleme, die sich hier bergen, gar nicht gesehen[1]. Eben bei der Metrik unseres Zeitraums steht die Forschung einer Vielheit von Erscheinungen gegenüber, die sich in einheitliche Regeln nicht zwängen lässt. Darüber war an anderem Orte der Festschrift die Rede (S. 173 f.); ich möchte nur bemerken, dass die Forschung jetzt auch hier Dichter und Überlieferung möglichst gewähren lässt, nachdem sie gerade das Willkürlichste in aller Willkür als Erbe altgermanischer Art erkannte. Ausserdem möchte ich auch hier die Untersuchungen von Sievers (Beitr. 12, 121 f.; Forschungen zur deutschen Philologie S. 11 f.) und Heusler (Zur Geschichte der altdeutschen Verskunst S. 57 f.) dankbar nennen. So verschieden sie in ihrer Art und Tendenz auch sind, sie geben denen die vielfältigsten Anregungen, die vor allem das Wesen und dann erst die Regeln der Metrik zu erkennen streben.

Scherer fand, wie wir sahen, in jener Zeit zu schnell und

---

[1] Die Behandlung der Summa Theologiae (MSD. XXXIV), d. h. der Versuch, die Verse dieses Denkmals in einen künstlich gegliederten Strophenbau zu verwandeln, ist ganz verunglückt.

zu viele Persönlichkeiten; er stellte auch allzu rasch Einflüsse, Entlehnungen und Zusammenhänge unter den Dichtungen fest. Seine Schüler sahen bald, dass man mit der Annahme dieser Zusammenhänge sehr zurückhalten müsse (vgl. Roediger ZfdA. 20, 323)[1]. Wenn in einer Dichtung sich Verse und Versreihen finden, die ganz gleich oder sehr ähnlich in einer zweiten und dritten wiederkehren, so hängen diese Dichtungen doch sehr selten voneinander ab; dieselben Verse werden uns meist auch in einer vierten, fünften und sechsten Dichtung begegnen, kurzum: die Diktion in der Litteratur des 12. Jh. ist formelhaft; es gab damals einen Formelschatz, der sich von Generation auf Generation vererbte; aus diesem Formelschatz nahm jeder Dichter, was ihm gerade recht war. Fast niemals und erst nach genauester Prüfung des gesamten Formelmaterials lässt es sich mit Bestimmtheit entscheiden, ob ein Dichter sich an einen bestimmten anderen anlehnt[2]. Den Inhalt entnimmt die Poësie des 12. Jh. also meist der theologischen Litteratur, die Formeln einem grossen Formelschatze.

Sammlungen dieser Formeln gab schon Diemer, nach ihm (in MSD.) Müllenhoff und Scherer (wesentlich erweitert durch Steinmeyer MSD.[3]); späterhin sammelten namentlich Roediger (Zur Millstätter Sündenklage ZfdA. 20, 323), Schönbach (Zur Juliane WSB. 101, vgl. oben Nr. 22), Kraus (Vom Recht, vgl. oben Nr. 38 und KDG.), Kinzel (Zum Alexander, vgl. oben Nr. 45), Berger (Zum Orendel, vgl. oben Nr. 70). Bruinier (oben Nr. 65) versuchte zuerst den Formelschatz unter Rubriken zu ordnen; nach ihm versuchte Ähnliches v. d. Leyen (oben Nr. 34); beides fiel anfängerhaft aus. Besser und besonnener sammelte Baumgartner in seinen stilistischen Untersuchungen zum Rolandslied 1899. v. d. Leyen fragte ausserdem, ob man denn nicht zu einer Geschichte eines Formelschatzes vordringen könnte. Manche der Formeln entstammen der Bibel, manche dem Gottesdienst und der Beichte, manche der altgermanischen Tradition. Andere

[1] Doch gehen Edward Schröder (in der Einleitung zur Kaiserchronik) und auch noch Carl Kraus (in seinen Deutschen Gedichten) meines Er-

Wendungen und Verspaare erhielten erst durch häufige Anwendung den prägnanten Wert von Formeln; zur Überlieferung trugen Predigt und Reimpredigt vieles bei. — In anderer Art und für eine spätere Zeit verfolgte Zwierzina (Abhandlungen zur germanischen Philologie S. 437 f.) ähnliche Probleme; er ging auf Wegen, die zuerst Elias Steinmeyer (Erlanger Rektoratsrede von 1890) gewandert; nach mühseliger Detailforschung stellte er fest, welche Wörter, Reime und Wendungen damals durch allzu häufigen Gebrauch veralteten oder durch den Missbrauch, den die Spielmannspoësie mit ihnen trieb, sich überlebten, bis endlich die Dichter, denen Natürlichkeit der Diktion alles war, sie als Phrasen oder allzu bequeme Flickreime bedächtig vermieden [1].

Es wäre dringend zu wünschen, dass sich gerade diese den Formeln geltende Forschung noch weiter entwickelte; gerade die Betrachtung des Gebrauches der Formeln, der Auswahl, die der Dichter unter ihnen trifft, der Beiworte, Wendungen und Redensarten, die er anwendet und die er vermeidet, führt zur Erkenntnis seiner eigentlichsten künstlerischen Besonderheit. Ebendahin lenkt uns eine Betrachtung seines Stils; dabei ist wieder nicht zu vergessen, dass sich dessen Eigenheiten vielfach aus dem mündlichen Vortrag der Dichtungen erklären. Die Betrachtung des Stils ihrerseits wird erst vollständig durch die Betrachtung der Syntax und des Satzbaus; die umsichtigsten und reichsten Sammlungen dafür verdanken wir Carl Kraus (in den Anmerkungen zu KDG.), der uns hoffentlich noch manchen syntaktischen Beitrag schenken wird.

Derselbe Kraus brachte die Methode der grammatischen Erforschung für die deutsche Dichtung im 12. Jh. auf ihre Höhe. Es scheint nur oft, dass diese Methode allzusehr Methode ist, dass sie immer Tabellen giebt, zählt und rechnet, aber das Unberechenbare nicht mitzählt. Kraus ist an der Betrachtung von Heinrich von Veldekes Sprache und Reimen (Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche Dichtersprache, 1899) zum Meister geworden; wer seine Art, Reime und Dialekt einer Dichtung zu prüfen, das Verhältnis von reiner Mundart und Dichtersprache zu ermitteln, auf andere Werke des 12. Jh. überträgt, dem sind gewiss viele Überraschungen beschieden; und viele frühere Ergebnisse werden sich umgestalten. Man kann bis jetzt nur diese vagen Ver-

---

[1] Hier und da sieht Zwierzina bewusste Absicht, wo m. E. nur Zufälligkeiten walten.

mutungen äussern; bis sie feste Gestalt gewinnen, muss wohl auch die Diskussion über den Anteil der verschiedenen Landschaften an der Dichtung des ganzen Deutschland ruhen. Zur Erforschung dieses Anteils haben Steinmeyer (Erlanger Rektoratsrede), Kraus (a. a. O.), Zwierzina (a. a. O.), neue Gesichtspunkte gefunden, indem sie bei ihrer Untersuchung des Wortschatzes und bei ihren Reimstudien auch die Wanderung einzelner Worte durch Deutschland verfolgten.

Für die Formeln und den Stil der geistlichen Poësie ist auch die Predigt von Bedeutung. Zusammenhänge zwischen geistlicher Poësie und Prosa sind vielfach; öfters finden sich wörtliche Anklänge, und in manchen prosaischen Predigten tauchen Verse und Reimpaare auf, einmal sogar ein ganzes geistliches Gedicht. Wahrscheinlich hatten Poësie und Prosa wechselseitig eins auf das andere Einfluss; die Poësie schloss sich der Disposition und den Stoffen der Predigt an [1], während die Predigten sich mit den Reimen der geistlichen Poësie schmückten und überhaupt nach grösserer Verbreitung strebten.

Die Predigtsammlungen, die seit 1875 herauskamen, sind oben Nr. 53 verzeichnet. Das Studium der Predigten ist auch von anderen Gesichtspunkten aus beim Studium des 12. Jh. zu empfehlen. Denn die Quellen der Predigten kann man, weil diese Predigten oft nur Übersetzungen sind, verhältnismässig leicht auffinden, diese Quellen aber sind meist identisch mit denen der geistlichen Poësie. Das Studium der Predigt führt also in die kirchliche Litteratur der Zeit und zur Erkenntnis der für die deutsche geistliche Litteratur des 12. Jh. wichtigen Autoren [2]. Es begegnen uns da meist altbekannte Namen, deren Berühmtheit sich durch Jahrhunderte bewährte: Augustin und Hieronymus, Gregor der Grosse, Beda, Hrabanus Maurus, Walahfrid Strabo; aus späterer Zeit Hugo von St. Victor und Rupert von Deutz, um nur einige zu nennen.

---

[1] Für Gedichte, die Ähnlichkeiten wie die oben genannten mit der Predigt zeigen, empfiehlt sich die Bezeichnung Reimpredigt. — Dass man im 12. Jh. wirklich in Reimen und nicht nur in Prosa predigte, ist dem Referenten weniger glaubhaft als früher. Vgl. auch oben Nr. 55.

[2] Geschichte der Predigt vgl. oben Nr. 11—13. Für den Lernenden ist auch heute Cruels Werk das beste. Linsenmayers Buch will die Geschichte der Predigt nur homiletisch darstellen, ist aber durch seine klaren und knappen Angaben auch für den Litterarhistoriker sehr schätzenswert.

Den Quellen der Predigten vor Berthold von Regensburg hat Schönbach unermüdlich nachgeforscht. Ich glaube nicht, dass immer der lateinische Text, den Schönbach als Quelle nennt, wirklich in dem betreffenden Fall Quelle war; überhaupt thut dieser Gelehrte in der Anhäufung der Quellen viel zu viel, — oft haben der deutsche und lateinische Text, die nach seiner Ansicht voneinander abhängen, überhaupt keinen Zusammenhang; dadurch verlieren aber seine Arbeiten nicht an Verdienst. Auch Johann Kelle hat für die Erkenntnis der Quellen des 12. Jh. recht viel gethan; mit grosser Belesenheit hat er besonders auf die Autoren energisch verwiesen, die man am öftesten ausschrieb; er zeigte u. a., dass die Bedeutung des früher vielfach überschätzten Honorius von Autun eine geringere ist. Die Beiträge von Kraus zur Quellenkenntnis dieser Zeit sind gleichfalls sehr zu schätzen; von Zwierzina erwarten wir eine zusammenfassende Darstellung der Quellen mittelalterlicher Legendendichtung.

Kelles Litteraturgeschichte, die leider alles Stilistische und Formale ganz vernachlässigt und unter den zu behandelnden Dichtungen eine nicht minder wunderliche Auswahl trifft, hat doch noch einen anderen, besonderen Wert. Sie führt mitten ins geistliche Treiben der Zeit, erzählt vom Leben und vom geistigen Verkehr der Klöster, von den Schicksalen der Handschriften, vom Wirken und Wollen der geistlichen Orden, von Theologie und Philosophie und auch von Politik und politischen Persönlichkeiten. Diese Litteraturgeschichte giebt somit immerhin ein anschauliches Bild von der Bedeutung der Geistlichkeit für das gesamte Leben des 12. Jh. Unter Karl dem Grossen war die Geistlichkeit Dienerin der Politik, und die geistliche Litteratur wollte eine deutsch-nationale werden; im 12. Jh. war die Geistlichkeit eine längst selbständige, die Weltlichkeit überragende Macht[1], und auch in der Litteratur war ihr höchstes Ziel, sich das Weltliche unterzuordnen. Es ist erstaunlich, welche Kunst die Geistlichkeit im Ringen um dies Ziel entfaltete, wie sie überall voraussah, was wirksam sein würde.

Das rein Geistliche, Theologische tritt immer weiter zurück, (sogar innerhalb der Predigt); vom Alten Testament betont schon Ezzo gerade das Wunderbare gern und erhöht dessen Eindruck

[1] Dieser grundlegende Unterschied wird am besten erklärt in Haucks ausgezeichneter Kirchengeschichte, oben Nr. 10. Auf dies im Jsb. nicht genannte, auch für Germanisten sehr wichtige Werk sei hier besonders hingewiesen.

noch, indem er, immer im Anschluss an die gleichzeitige Theologie, an dessen geheime, zum Neuen Testament hindeutende Kraft erinnert. Weil die Bücher Moses so ereignisreich sind und so viel des Ausserordentlichen enthalten, erzählt man sie gern; am behaglichsten der Dichter der älteren Genesis, ein echter Seelsorger. Das Neue Testament, dem das 8. und 9. Jh. so zugethan waren, ist weit einförmiger als das Alte; darum werden wohl die Wunderthaten erwähnt, die sich auch darin begeben, sonst aber wenden sich ihm die Blicke recht selten zu; sie schweifen bald hinüber zum jüngsten Gericht und zum Ende aller Dinge, auf dass zu allen Wundern die noch eindrucksvolleren Schrecken treten. — Die Legendendichtung, die von unerhörten Wundern und von unerhörtem Glauben zugleich erzählt, war dieser Geistlichkeit besonders willkommen; das merkwürdigste Erzeugnis der Zeit, die Kaiserchronik, vereint dann Geistliches und Weltliches, Legende und Geschichte zu einer höchst seltsamen Mischung, die dem Geschmack des Mittelalters bis in dessen späteste Zeiten besonders zusagte. Gleichzeitig greifen die Geistlichen entschlossen zu rein weltlichen Stoffen, um auch hier die Krone der Dichtung zu erringen. So nährten sie, in Poësie und Politik, den Hang des Menschen zum Wunderbaren, erregten die Phantasie mit Märchen und Wundern, bis die religiöse Begeisterung und der Drang nach unerhörten Abenteuern verschmolzen und die ganze Christenheit zum Grab Christi zog. Das Land des Heilands und der Erlösung war eben zugleich das Land der Wunder und der Märchen.

Die geistliche Dichtung führt an manchen Stellen auch unmittelbar zum höfischen Epos hinüber. Das Rolandslied schliesst sich an eine französische Vorlage, wie die Dichter der Artusepen auch; der Dichter des Alexanderliedes übersetzt desgleichen ein französisches Werk; darin behandelt er einen antiken, unglaublich verbreiteten Stoff. Einen antiken Stoff aber hielt Heinrich von Veldeke seiner Kunst für würdig, und wie viele, Geringere ahmten ihm nach! Hatte nicht auch schon der Pfaffe Konrad in seiner Kaiserchronik Erlebnisse und Legenden aus der antiken Welt vorgetragen? — Dass zwischen dem Alexanderlied und Eilhart von Oberge und wieder zwischen diesem und Heinrich

Nr. 59): es ist ausserdem eine Legende; Legenden aber erzählen nicht nur geistliche Dichter; auch höfische (ich nenne nur Heinrich von Veldeke und Hartmann von Aue) haben der Legende ihre Kunst gewidmet. — Diese Beispiele liessen sich gewiss leicht vermehren (eine zusammenfassende Darstellung solcher Zusammenhänge besitzen wir übrigens noch nicht), aber es wird schon aus ihnen deutlich, dass auch die höfische Dichtung der geistlichen viel Bildung und Kultur zu danken hat.

Die Geistlichen haben fernerhin, sehr oft gewiss gegen ihren Willen, die Dichtung der Spielleute mächtig gefördert[1]. Der Kampf zwischen geistlicher und Spielmannsdichtung charakterisiert unter anderem gerade die deutsche Litteratur des 12. Jh.; dabei lässt sich sehr hübsch beobachten, wie beide sich wetteifernd in die Gunst des Publikums drängen wollen, wie eins dem anderen seine Künste und Schliche ablernt, bis das Geistliche verweltlicht[2] und die allzu weltlichen Spielleute das Geistliche dick auftragen, damit es auch die Blödesten sehen können. Die Gestalt des Salomo und andere wunderbare Geschichten des Alten Testaments hatten von jeher eine besondere Anziehungskraft für den Spielmann, desgleichen die Legenden (die wir also in allen Kreisen gepflegt finden), eben weil diese das Wunderbare so häuften, in den unglaublichsten Martyrien schwelgten und, je unglaublicher sie wurden, um so gläubigere Zuhörer verlangten. Die Komik, dass der Glaube, gerade wenn er sich besonders fromm gebärdet, die Vernunft des Menschen am ärgsten narrt, empfanden die Spielleute zuerst; auch war ihnen die Äusserlichkeit des Christentums in diesen christlichen Dichtungen gerade recht, weil sie so leicht nachzuahmen war und so leicht zu den äusseren Erfolgen führte, die der Spielmann erstrebte[3].

Von der Legende zum Wunderbaren überhaupt ist kein weiter Weg; und welch ein Erlebnis für den Spielmann, als die

[1] Über Art und Stand der Spielleute unterrichtet Vogt in der Einleitung zu seinem Salman und Morolf. Knapp und ausgezeichnet orientiert Heyne in der Einleitung zu seinen altdeutsch-lateinischen Spielmannsgedichten (1899); wunderhübsch anschaulich und zugleich gründlich gelehrt ist die Darstellung von Wilhelm Hertz in seinem Spielmannsbuch (2. Auf-

Geistlichkeit auch ihn in das Land der Wunder führte und er die lügenhaften Übertreibungen, in denen er sich von jeher gefiel, an die von selbst schon so seltsamen Schicksale der Kreuzzüge knüpfen konnte!

Die Überlieferung der Spielmannsgedichte ist recht verwahrlost; die Werke wanderten lange Zeit von Mund zu Mund, ehe sie aufgezeichnet wurden, und wir besitzen meist nur späte Handschriften, viele und schlechte, dazu noch spätere Drucke. Der beste Text, zu dem die Forschung vordringen kann, ist durch Interpolationen entstellt, teils verstümmelt, teils erweitert. Natürlich hat unter dieser Überlieferung der Versbau sehr gelitten, und die ursprüngliche Mundart der Gedichte hat sich bei ihren weiten Wanderungen erst recht verwischt. Die Aufgaben der Textkritik sind hier also besonders schwierig und, insofern die Lösungen immer problematische bleiben, auch wenig dankbar. Die Ausgaben des Rother von Bahder (oben Nr. 73) und des Orendel von Berger (oben Nr. 70) bedürfen demgemäss vielfach der Berichtigung; für eine Ausgabe des Oswald besitzen wir nur Vorarbeiten von Berger (oben Nr. 72). Als beste Edition seit 1875 ist Vogts Salman und Morolf anerkannt (oben Nr. 74).

Die Betrachtung des Stils in den Spielmannsgedichten lohnt in manchen Beziehungen. Er zeigt Art und Unart des mündlichen Vortrages deutlicher als irgend eine geistliche, höfische und epische Dichtung der Zeit. Ausserdem braucht der Spielmann gerade das Abgebrauchte oder entwertet an sich einwandfreie Worte und Wendungen durch allzu häufige Anwendung, und so erhalten gerade durch den Vergleich mit Spielmannsgedichten die Vorzüge und die Natürlichkeit der Diktion im höfischen Epos die rechte Beleuchtung (vgl. darüber wieder Zwierzina in den Abhandlungen zur germanischen Philologie).

Die Spielleute ergriffen mit erstaunlicher Gelenkigkeit ihre Stoffe aus dem ganzen Schatz der Dichtung, alter und junger, fremder und deutscher; sie wussten ihm mit demselben Geschick bei ihren Hörern Interesse und, wie wir sagen würden, Aktualität zu geben. An Salomo (wie wir sahen, der alte Liebling der Spielleute) knüpft sich die Erfindung des 12. Jh. besonders leicht; im Orendel wurde um einen alten Märchen- und Romanstoff ein geistliches Gewand gehängt, der unscheinbare Rock Orendels in den heiligen Rock von Trier verwandelt, umgekehrt ward im

rungen, in denen sich das Geschichtliche schon verwirrte und zu der Geschichte die Sage kam, die sich so leicht aus Geschichte entwickelt. Im Ortnit findet sich Mythisches und historische frische Erinnerungen an die Kreuzzüge wieder mit einer Werbungssage zusammen. In die Wolfdietriche spielen die Erinnerungen an die Kreuzzüge gleichfalls hinein, deutlicher noch blicken hier Rudimente aus alten Sagen hindurch, die einmal Chlodwig und seinem Sohn Theoderich galten; umschlungen ist das Ganze wieder von märchenhaftem Gewirr.

Die Forschung, die die Quellen dieser so vielfältig zusammengesetzten Dichtungen ermitteln will, steht vor keiner leichten Aufgabe. Manches Werk, das uns vielleicht die schönsten Aufschlüsse gegeben hätte, ist ganz verloren, andere wurden gar nicht erst aufgezeichnet. Ferner besassen gerade die Werke, aus denen die Spielleute schöpften, internationale Verbreitung und Bedeutung; es bedarf also einer reichen Belesenheit als erster Bedingung, wenn hier die Zusammenhänge und Entlehnungen erkannt werden sollen.

Durch solche Belesenheit zeichnen sich die Studien von Tardel, Benezé, E. H. Meyer (vgl. oben Nr. 70, 71, 76) aus, wenn ihnen auch die sichere Methode und die Klarheit der Darstellung abgeht, die bei diesen verwickelten Problemen doppelt willkommen wäre, freilich auch gerade hier in demselben Masse erschwert wird. — Besonders dankbar hat die Forschung anzuerkennen, dass die überlegene Gelehrsamkeit von Richard Heinzel dem schwierigsten Gedicht der Zeit, dem Orendel, zu gute kam, das seit Bergers an Anregungen reicher Behandlung die Gelehrten fortdauernd und lebhaft beschäftigt (oben Nr. 70).

Als gesicherte Ergebnisse der genannten Forschungen können wir betrachten: 1) Es bestanden auch zwischen der französischen und deutschen Spielmannspoësie, wie überhaupt zwischen den Epen beider Länder, die mannigfachsten Beziehungen, seien es nun mittelbare oder unmittelbare. 2) Es war besonders ein Märchen damals weit verbreitet als Zierat und Schmuck der Dichtung, das Goldener-Märchen oder das Märchen von dem Burschen, der in niedriger Tracht niedrige Dienste thut und sich unerwartet als herrlichster Held bewährt. Besonders der Orendel zeigt deutlich die Einwirkung dieses Märchens; seine weite Verbreitung hat, der Entdeckung Laistners nachgehend, besonders Benezé gezeigt (oben Nr. 70). Über andere märchenhafte Zuthaten, besonders zum Wolfdietrich, fehlen noch eingehende Untersuchungen; einzelne Hinweise giebt E. H. Meyer.

3) Die grosse, internationale, nur von den Alexanderromanen erreichte Bedeutung des Apollonius von Tyrus[1], hat auch die deutsche Spielmannspoësie erfahren, vornehmlich wieder der Orendel. Das sah zuerst Berger; E. H. Meyer, Tardel, Benezé führten im Anschluss an ihn aus, dass der Orendel besonders eng verwandt sei mit dem französischen Apolloniusroman des Jourdain von Blaivies[2]. Über die Verbreitung des Apollonius im Mittelalter schrieb Singer (oben Nr. 14); Klebs, der berufenste Kritiker, nannte seine Untersuchungen (S. 329) eine „formlose Anhäufung von Notizen und Beobachtungen“, die wohl „manche Förderung unserer Kenntnis“ bedeuteten, auch „neues Material über bisher unbekannte oder nur dem Namen nach bekannte Bearbeitungen“ brächten, „fleissig, aber rein mechanisch“ wären. — Elimar Klebs' Werk über den Apollonius ist nunmehr das grundlegende (vgl. bes. S. 323f. über die mittelalterlichen Bearbeitungen). 4) Es finden sich in den Spielmannsgedichten mehrfach Anspielungen auf die Kreuzzüge und diese Anspielungen sind nicht ohne Geschick dichterisch verwertet. Das zeigte E. H. Meyer (oben Nr. 71), dessen Untersuchungen freilich auch hier Zufälliges von Bedeutungsvollem nicht scharf genug scheiden. 5) In den Rother und in die Gudrun, in den Orendel und in den Oswald, in den Salman, in den Ortnit und in die Wolfdietriche spielen teils Werbungssagen hinein, teils sind sie integrierende Bestandteile der genannten Dichtungen[3]. Diese Werbungssagen gehen samt und sonders auf die Sagen zurück, die sich um die historische Werbung Chlodwigs um die burgundische Prinzessin

[1] Nach Klebs (oben Nr. 15) S. 295f. ein römischer Roman aus dem nachchristlichen dritten Jahrhundert. — Es ist gewiss kein Zufall, dass dieser Roman, dessen heidnischer Text durch so viel christliche Zusätze entstellt wurde, gerade bei den Spielleuten so viel Anklang fand, in deren Dichtungen das Christentum eine ebenso äusserliche Zuthat war.

[2] Beziehungen des Orendel mit dem niederländischen Segelyn von Jerusalem entdeckte Heinzel (oben Nr. 70). — Im Orendel verbindet sich das Goldener-Märchen mit dem Apollonius-Roman, die gleiche Verbindung hat ein griechisches Märchen (Hahn Gr. Märchen Nr. 58) und die nordische Ǫrvar-Oddssaga (was Benezé merkwürdigerweise entging). Daraus folgt meines Erachtens aber nicht, dass der Apollonius aus dem Goldener-Märchen entstand.

Chrodechild spannen; Chlodwig aber ist der Hugdietrich der Sage[1].

Diese letzten Resultate verdankt die Forschung den Epischen Studien von Karl Voretzsch (oben Nr. 16), einem ausgezeichneten Buche, das Müllenhoffs Studien weit überholend die historischen und mythischen Grundlagen des Ortnit und der Wolfdietriche wirklich aufspürt. Das Werk ist auch methodisch von weittragender Bedeutung. Einmal giebt es die Gewissheit, dass eine klare, vorurteilsfreie und besonnene Forschung doch zu den besten Resultaten führt, weil sie aus sich selbst heraus überzeugt, zugleich aber zeigt es an einem höchst instruktiven Beispiel, wie sich an die Geschichte die Sage ansetzt. Das Märchenhafte im Wolfdietrich vernachlässigt Voretzsch etwas; hier bedürften seine Resultate mancher Erweiterung und Berichtigung[2].

Die Erforschung der „Übergangszeit" schritt ungleich fort. Der Formelschatz ist noch nicht einmal als Material beisammen, die Untersuchungen über Schriftsprache und Dialekt müssen meist von vorn angefangen werden, die Quellenuntersuchung erhob sich immerhin in einzelnen Fällen über das Material hinaus zu eindringender Betrachtung von höherem Standpunkt, Probleme wie das der Stilforschung sind kräftig gefördert, die endgültige Lösung anderer, wie des der Verteilung der Poësie über die einzelnen deutschen Landschaften, ruht noch in weiter Zukunft. Aber diese Arbeiten alle streben unbewusst nach einem Ziel. Überall soll die Methode vertieft und verfeinert werden, unabhängig von alten Doktrinen und Vorurteilen, aber mit gerechter Anerkennung des Wertvollen und Schönen in früheren Leistungen. Mit Hilfe gerade der exaktesten, wissenschaftlichen Einzelforschung will man das Individuelle jeder Erscheinung erkennen und sie zugleich von allen Seiten beleuchten, sozusagen mit Hilfe der ganzen Kultur. Als Endziel der Einzelforschung ergiebt sich also ein Bild der ganzen Zeit mit allen ihren Strömungen und Zusammenhängen. So trennt die Einzelforschung nicht länger die Disciplinen, sie führt sie vielmehr einer neuen, innigen Verbindung entgegen, wir nähern uns wieder der hohen Aufgabe

der Wissenschaft, der Gesamtauffassung alles geistigen Lebens, die jede Individualität für sich sieht und zugleich im organischen Zusammenhange mit der ganzen gleichzeitigen Kultur.

Ferleiten (Pinzgau).

Friedrich v. der Leyen.

II. Die Blütezeit[1].

Was im Vorhergehenden von den allgemeinen grossen Zielen der Forschung auf dem Gebiete des 11. und 12. Jh. gesagt ist, das gilt erst recht für das 13. Jh., die sogenannte Blütezeit, gilt überhaupt für das gesamte litteraturgeschichtliche und philologische Studium unserer Zeit. Neue Funde werden gewissenhaft untersucht und veröffentlicht, das Vorhandene und Bekannte wird nachgeprüft, Sprache, Stil, Grammatik, Kunsttechnik werden nach neuen Methoden untersucht, das Verhältnis der Dichter zu ihren Quellen, ihre Beziehungen zu einander, ihre Lebensverhältnisse werden genau festgestellt. Die Forschung geht noch viel mehr ins einzelne als früher, aber sie ist sich bewusst, allgemeineren, höheren Zielen zu dienen.

Es erhebt sich zunächst die Frage, wie sich die heutige Methode der Herausgabe von Denkmälern zu der von Lachmann und Haupt begründeten verhält.

Was den Text selbst betrifft, so war für jene beiden Führer der germanistischen Wissenschaft das Ziel, einen Text herzustellen, der dem verlorenen Originale so nahe als möglich käme. Dazu war nicht nur eingehende Kritik der Hss. erforderlich, sondern auch eine klare Anschauung von des Dichters ganzer Art und Kunst. Glänzende Leistungen dieser Art waren bekanntlich die Ausgaben von Hartmanns Iwein und von Wolframs Werken von Lachmann und am charakteristischsten die Ausgabe des Erec von Haupt in einer Rekonstruktion der reinen Hartmannschen Sprache aus der verderbten späten Hs.

Es liegt in der Natur der Sache, dass dabei Zweifel an der Zuverlässigkeit des Textes nie ganz zu beseitigen waren, besonders da manche als unverbrüchlich aufgestellte Gesetze des

Klassicismus, wie z. B. stumpfer Ausgang bei vierhebigen Versen und einsilbige Senkung auf die Gestaltung des Textes massgebenden Einfluss hatten. Es hat sich mit der Zeit herausgestellt, dass jener Klassicismus doch nicht so scharf ausgeprägt war, als die Lachmannsche Schule annahm, und dass die individuelle Freiheit mehr Spielraum hatte, als man ihr zugestehen wollte. Darum ist man immer mehr von diesen Textkonstruktionen abgekommen und bemüht sich jetzt, wie bereits oben (S. 244 f.) gezeigt, die beste Hs., sofern sie der Zeit des Originals einigermassen nahe steht, so treu als möglich zu geben und alles übrige, auch die Verbesserungen, die konjiciert werden müssen, in den Apparat zu verweisen. So 89 27, 94 26, 85 u. a.

Anders verhält es sich mit Texten, die bereits ganz veränderte Sprachformen haben, wie Kudrun und Veldekes Eneit. Diese letztere hat Behaghel 82 677 versucht, aus der Hs. in des Dichters heimische Mundart, die Maastrichter, umzuschreiben, eine Arbeit, die nur durch die ausserordentlich fortgeschrittene Dialektforschuug möglich war und in glänzendster Weise durchgeführt worden ist. Sie hat zugleich den Anlass für die Wiederaufnahme einer Frage geboten, die mehr als ein Jahrzehnt ganz aus der Diskussion geschwunden war, nämlich die nach einer mhd. Schriftsprache.

Zu dieser Frage führte auch die in den letzten 25 Jahren üblich gewordene Ausstattung der Ausgaben mit sehr umfangreichen Einleitungen, die ganz eingehend über alles, was Dichter und Werk betrifft, handeln: Lebensverhältnisse, Mundart, Sprache, Stil, Metrik, Beziehung zu anderen Dichtern, Verhältnis zur Quelle, Stammbaum der Hss., Zeitverhältnisse usw. Dadurch wird jede einzelne Ausgabe in viel höherem Masse als früher zu einem Baustein für die Litteraturgeschichte.

Von ganz besonderem Gewicht ist aber die Feststellung des heimischen Dialekts des Dichters und dessen Beeinflussung durch seine Wanderungen, durch seine Vorbilder oder endlich durch die Rücksicht auf eine über den Dialekten stehende, allgemein verständliche Litteratursprache. So ist die im Jahre 1873 zuerst von Paul gestellte Frage: „Gab es eine mhd. Schriftsprache?“ seit etwa 15 Jahren wieder in Fluss gekommen und wesentlich gefördert worden.

Paul wandte sich in der genannten kleinen Schrift gegen die Lehre der Lachmannschen Schule von einer mhd. Schriftsprache, für die die Sprache des hohenstaufischen Kaiserhofes, also das Schwäbische, massgebend gewesen sei, und die demnach

Hartmann am vollkommensten angewandt habe. Er wies zahlreiche dialektische Spuren bei vielen Dichtern, auch bei den Klassikern, nach und behauptete, die Dichter hätten sich im Gebrauch ihres heimischen Dialekts überhaupt keine Schranken auferlegt. Beides hat sich als unrichtig erwiesen. Zunächst ruhte der Streit, bis er 1886 auf Grund von Behaghels Veldekeausgabe 82 677 (vgl. 86 870) wieder aufgenommen wurde. Schon Behaghel hatte bemerkt, dass viele sonst im Nl. sehr häufigen Wörter und Reime, die hd. unmöglich sind, in der Eneit nicht gebraucht werden. Die Thatsache, dass die Eneit auf die nd. Litteratur gar keinen, dagegen auf die hd. einen so gewaltigen Einfluss ausgeübt hat, liess vermuten, dass Veldeke in seinem Werke ganz bewusste Rücksicht auf ein hd. Publikum genommen habe. Franke, Steinmeyer, E. Schröder, Zwierzina führten die Beobachtung weiter, und so entwickelte sich der neue Begriff einer Litteratur- und Dichtersprache, die nur die grössere Verbreitung der Dichtungen erleichtern sollte. Nicht also eine Schriftsprache in unserem Sinne als Sprache für den gesamten litterarischen Verkehr und die gebildete Umgangssprache, sondern eine nach dem Md. hin neigende Ausgleichung der Dialekte für die Dichtung, und eigentlich nur für die epische Dichtung, eine Dichtersprache, welche die auffallendsten Dialekteigentümlichkeiten vermeidet, um sich einen möglichst grossen Kreis des Verständnisses zu sichern. Nachdem Kauffmann 88 1 diesen Ansichten entgegengetreten war und Steinmeyer 89 6 die Frage indirekt durch die Untersuchung der Bedeutungsentwicklung einiger Epitheta der mhd. Poësie und deren Bedeutung für die Chronologie gefördert hatte, ist die ganze Frage neuerdings ihrem Abschluss nahe gebracht durch C. Kraus 99 65, der in Veldekes Eneide und auch schon im Servatius das Bestreben nachweist, nur solche Reimwörter zu verwenden, die sich ins Hd. leicht übertragen lassen, ohne unrein zu werden. Dieser Begriff des „Hd.“ ist freilich bei Kraus noch nicht klar bestimmt, er versteht darunter zunächst md. (thüringisch) „ja weit darüber hinaus auch obd.“. Im übrigen habe Veldeke rein limburgisch geschrieben, habe also seinen heimischen Dialekt keineswegs unterdrückt, wohl aber besonders im Reime alles gemieden, was in Mittel- oder Oberdeutschland, die im Mittelpunkte der litterarischen Bestrebungen standen, unverständlich gewesen wäre

stellungen und Fragezeichen im einzelnen, anerkannt 00 19. Wesentlich unterstützt werden diese Anschauungen Kraus' durch Roethes Untersuchungen über die Reimvorreden des Sachsenspiegels 99 1 (vgl. 11 21), der allerdings noch weiter geht und in Niederdeutschland ein positives Bestreben, hd. zu schreiben, annimmt. Eine kurze Zusammenfassung aller dieser neuen Anschauungen giebt in einem Vortrage S. Singer 00 16, und erweitert sie dadurch, dass er auch der Umgangssprache der feineren Kreise und dem Schreibergebrauch grossen Einfluss zuschreibt. Noch ist die Frage nicht spruchreif, aber Kraus' Untersuchungen sind als eine grundlegende Arbeit zu ihrer Lösung zu betrachten.

Von allgemeiner Bedeutung war auch ein Unternehmen, das noch von K. Bartsch 86 872 ausging, nämlich eine umfassende Quellenkunde für die altdeutsche Litteratur zu geben. Leider ist es bei den Anfängen geblieben.

Namhaft aber sind die Arbeiten auf dem Gebiete der Kulturgeschichte, sowohl in Monographien zu einzelnen Werken, wie zu Helbing von J. Seeber 82 679, zu Nibelungen und Kudrun (Schönbach, Christentum 97 12 u. a.), zu Berthold von Regensburg vgl. 90 185, 189, 92 187—189, als auch in zusammenfassenden Werken, als deren vielseitigstes und grundlegendes noch immer A. Schultz' Höfisches Leben 79 191 gilt, 2. Aufl. 1889, s. 89 (8) 16. Der ganz besondere Vorzug dieses Werkes ist neben rein sachlicher, geschickter und geschmackvoller Darstellung der Abdruck der Quellen unter dem Texte und die Einfügung zahlreicher Abbildungen. Ergänzend treten dazu Weinholds grosses Werk über die Frauen, das 1882 (s. 82 298) in völlig umgearbeiteter 2. Auflage erschien (seitdem 3. Auflage 97 (8) 109) und A. Schönbachs Buch über Dichtungen und Sänger 97 10, ebenfalls illustriert, und in erster Linie die Abbildungen in Könneckes Bilderatlas 2. Aufl. 94 (6) 84. Sonderuntersuchungen wie von F. Niedner über das deutsche Turnier 81 365, von K. Burdach über das Nachleben antiker Kunst und Litteratur im Mittelalter 96 8, von E. Meyer über die Geschichte der gereimten Liebesbriefe 98 28a u. a. geben ebenfalls wertvolle Beiträge; kurz, das letzte Vierteljahrhundert hat gerade auf diesem Gebiete sehr bedeutende Errungenschaften zu verzeichnen und sie zu wertvollen Hilfsmitteln praktisch verarbeitet.

Lebensbeschreibungen der mhd. Epiker endlich sind überall, wo irgend Material vorhanden war, versucht worden. Abgesehen von grösseren Monographien, die unten bei den

einzelnen Dichtern erwähnt worden, sei hier auf die ADB. verwiesen, wo jetzt fast alle in Betracht kommenden mhd. Dichter zu finden sind.

Wir wenden uns nunmehr zu den Forschungen über Dichter und Dichtungen im einzelnen. Folgende Denkmäler sind in unserm Zeitraume neu entdeckt bezw. veröffentlicht worden: Bruder Hermanns Leben der Gräfin Jolande von Vianden von John Meier 89 87. Egenolf von Staufenberg als Dichter des Peter von Staufenberg und Nachahmer Konrads von Würzburg erwiesen von E. Schröder 94 85 und von P. Jaeckel 98 82 a; eine ganze Reihe von 'Mitteilungen aus altdeutschen Hss.' von A. Schönbach 97 85; ein neues wichtiges Bruchstück vom Frauenturnier von Ed. Heydenreich 85 1140; Heinrich Kaufringer von K. Euling 92 88, vgl. 99 68 und Schmidt-Wartenberg 97 54; Hentz von den Eychen 96 65. Johannes von Frankensteins Kreuziger von F. Khull 83 984 (vgl. 80 884), Konrads von Ammenhausen Schachzabelbuch von F. Vetter 87 88, vgl. 94 50. Konrad von Dankrotzheims Namenbuch von Pickel 79 454. Lamprechts von Regensburg St. Franziskenleben und Tochter Syon von K. Weinhold 80 850, vgl. 98 66. Lûtwin Adam und Eva von K. Hofmann und W. Meyer 82 700. Büchlein der heiligen Margareta von Stejskal 80 855. Der sünden widerstreit von Zeidler 91 72. Die sieben Tagezeiten ('Pariser Tagezeiten' nach einer Pariser Hs.) von St. Wätzold 80 921, vgl. 82 726. 'Vorauer Novelle' von A. Schönbach 99 18; 'Leben, Tod und Welt' von Fr. Pfaff 99 14.

Eine grosse Anzahl von Denkmälern waren zwar schon ganz oder zum Teil veröffentlicht, wurden aber in unserm Zeitraume zum ersten Male kritisch herausgegeben mit allen den weitläufigen und genauen Untersuchungen, die man neuerdings fordert (s. o. S. 257). Dahin gehören Bruno von Schönbecks Hohelied von A. Fischer 94 24, vgl. 86 879. Claus Wisses und Philipp Colins Parzifal von K. Schorbach 88 96; Konrads von Stoffel Gauriel von Muntabel von F. Khull 85 1142. Hadamar von Labers Jagd von Stejskal 80 812, vgl. 93 20. Heinrich von Wiener-Neuenstadt von J. Strobel 1875, vgl. 86 908; Herrand von Wildonie von Kummer 80 829, vgl. 82 678. Jansen Enikels Weltchronik von Ph. Strauch 92 21, vgl. 84 980, 981. Der Junker

Reimchronik von J. Seemüller 93 51, vgl. F. Bech 94 74. Des Pleiers Tandareis und Flordibel von F. Khull 85 1208. Garel vom blühenden Thal von Walz 92 74. Reinbots von Durne Heiliger Georg von F. Vetter 96 108, vgl. 99 85. Reinold von Montelban (Heimonskinder) von Fr. Pfaff 86 954. Hans Schiltbergers Reisebuch von V. Langemantel 86 958 b. Der sêle kranz von G. Milchsack 79 507.

Manche Denkmäler, die bereits kritische Ausgaben erfahren hatten, wurden zum zweiten Male herausgegeben, sei es auf Grund neuer Handschriftenfunde, sei es, dass das Handschriftenverhältnis von neuem untersucht wurde und zu andern Ergebnissen führte, sei es endlich, dass die älteren Ausgaben wegen ihrer Textkonstruktion in dem oben gekennzeichneten Sinne eine neue mehr an die handschriftliche Überlieferung angeschlossene Ausgabe wünschenswert machten. So wurden Reinhart Fuchs vom Glichesære, und des hundes nôt, beide zuerst von J. Grimm veröffentlicht, auf Grund neuer Vergleichung der Hss. noch einmal von K. Reissenberger herausgegeben 87 24 und 93 29. Konrad Flecks Flore und Blancheflore, das von Sommer 1846 mit einem konstruierten Texte im klassischen Mhd. gegeben war, wurde von W. Golther möglichst getreu nach der Hs. für Kürschners Nationalbibliothek neu herausgegeben 89 27. Konrad von Würzburg s. u. S. 267. Moriz von Craon, den M. Haupt, und Peter von Staufenberg, den Jänicke 1871 ins reine Mhd. umgeschrieben hatten, wurden von E. Schröder 94 26 und 85 neu untersucht und im Anschluss an die Hss. herausgegeben vgl. 96 77; 99 76. Ebenso erfuhr Ottes Eraclius eine kritische Neuausgabe von H. Graef 83 966 (erste Ausgabe von Massmann 1842). Vgl. dazu die Untersuchung des Handschriftenverhältnisses von Ph. Strauch 87 62.

Alle diese Ausgaben unterrichten uns aufs genaueste über die Dichter und ihre Werke. Die Arbeit, die hier gethan ist, zu grossen allgemeinen Ergebnissen zu verwerten und aus der Fülle der Einzelheiten zur Gesamterfassung der litterarischen Bewegungen zu gelangen, bleibt der Zukunft vorbehalten. Das Material dazu ist ganz besonders in den Untersuchungen der Abhängigkeit der Dichter von ihren Quellen und unter sich und in der Feststellung der Dialekte und ihres Verhältnisses zur allgemeinen Dichtersprache, von der oben die Rede war, gegeben. Man wird so allmählich zu einer klaren Erkenntnis der Beteiligung der einzelnen Landschaften an der litterarischen Be-

wegung und damit zu einer tieferen Einsicht in die Geschichte des geistigen Lebens gelangen.

Zahlreich sind die Monographien zu den einzelnen Dichtungen, ganz besonders zu den klassischen Werken der grossen Epiker Veldeke, Hartmann, Gottfried, Wolfram und deren Richtungen. Was hier an bemerkenswerten Ergebnissen zu verzeichnen ist, sei im folgenden noch kurz dargestellt. Die einzelnen Dichter folgen alphabetisch.

Über Berthold von Holles (Ausgabe von Bartsch, Nürnberg 1858) Sprache schrieb A. Leitzmann 94 42, indem er nachwies, dass der Dichter seine Hildesheimer Mundart brauchte, aber in der Syntax, dem Wortgebrauch und einzelnen Verbalformen vom Hochdeutschen beeinflusst wurde. Wort- und Lautbestand werden auf Grund der Reime genau festgestellt.

Zu Bligger von Steinach zeigte R. M. Meyer 95 24, dass das Salmansweiler Bruchstück, das Pfeiffer Bligger zugeschrieben hatte, zwar zum 'umbehanc' gehört, aber von einem Fortsetzer gedichtet ist. Zugleich wollte er Moriz von Craon auf Grund der Ausgabe E. Schröders (s. o.) aus stilistischen Gründen als einen Teil des 'umbehanc' erweisen, was freilich noch nicht als gesichert angesehen werden darf.

Die Arbeiten über Boner (Ausgabe noch die von Benecke 1816 und Pfeiffer 1844) haben hauptsächlich dessen Quellen zum Gegenstande gehabt. Nach Schönbachs und Gottschicks Arbeiten 80 795, vgl. 86 975 hat Chr. Waas 97 80 die Untersuchungen wieder aufgenommen und für alle Fabeln die Quellen nachzuweisen gesucht. Noch einmal hat die ganze Frage Gottschick behandelt im Programm des kgl. Charlottenburger Gymn. 1901.

Die Frage der Anordnung in Freidanks Bescheidenheit wurde 99 46 wieder von H. Paul aufgenommen, der der ganz freien und zusammenhangslosen Anordnung der Hs. *a* als der ursprünglichen festhält und danach den Text herstellt.

Die Kenntnisse von Ulrich Füetrers Person und Werken (bes. d. Abfassung) wurden gefördert durch R. Spiller 83 914, vgl. P. Hamburger 82 660.

Gottfried von Strassburg hat zu keinen neuen Streitfragen Anlass gegeben; für seine Erklärung ist manches geschehen, so von R. Bechstein 79 482, dessen Ausgabe in Pfeiffers

Äusserungen des inneren Lebens untersuchte. Wertvoll ist vor allem die neue Ausgabe von W. Golther bei Kürschner 89 27 und die Übertragung von W. Hertz 95 85. Auf Mängel der handschriftlichen Überlieferung macht K. Marold 96 48 aufmerksam.

Sehr eingehende Studien aber haben sich an die Werke Hartmanns von Aue geknüpft.

Die handschriftliche Überlieferung Hartmanns ist in den letzten 25 Jahren beträchtlich erweitert worden. Bruchstücke ergänzen bis zu einem gewissen Grade die Lücke im Erec 98 48, für Gregor ist in der Konstanzer Hs. 93 22 noch ein wertvoller Zeuge der Überlieferung entdeckt. Ebenso in der lateinischen Übersetzung Arnolds von Lübeck 84 898. Zum Teil im Anschluss an solche neuen Funde sind die Verhältnisse der Hss. neu untersucht. Zu nennen sind die Leistungen Henricis für Iwein 91 15 und Zwierzinas 93 22, 94 85, 96 55 für Iwein und Gregor. Die Ausgaben Lachmanns und Haupts sind trotzdem noch nicht überholt, abgesehen vom Gregor. Hier sind die neuen Funde von Paul 82 664 in einer kleinen Textausgabe verwertet. Henricis Iwein 91 15 ist wertvoll, weil er das gesamte Handschriftenmaterial beibringt und verwertet, auch weil er den allzu engen metrischen Vorschriften Lachmanns keinen Einfluss auf den Text erlaubt. Pauls Armer Heinrich 82 665 benutzt auch die Florianer Bruchstücke.

Zur Erklärung steuern vor allem Bechs nützliche Ausgaben sämtlicher Werke bei, die mehrere Auflagen erlebt haben. Für den Armen Heinrich ist eine nachgelassene kommentierte Ausgabe Wackernagels von Toischer 85 1151 veröffentlicht worden. Schönbachs 94 87 umfängliches Werk gehört hierher, da es sich selbst als eine Art Sachkommentar vorstellt.

Der Wert von Lachmanns und Haupts Editionen beruht nicht zum mindesten auf der eingehenden Kenntnis vom Sprachgebrauch des Dichters, wie er sich durch sorgsame Ausnutzung der Reime ermitteln lässt. Den von Lachmann gebahnten Weg gehen neuerdings mit Erfolg Kraus 98 49 und Zwierzina 99 51, auch Vos 96 49. Ihnen wird nächst Lachmann und Haupt das genauere Wissen von Hartmanns Dichtersprache verdankt.

der Gedichte auf Liebesverhältnisse des Poëten zu schliessen, zeigen Burdach 86 902 und Saran 90 104, 98 42.

Die Vergleichung der Dichtungen mit den französischen Originalen ist weitergeführt. Neussel 86 894a z. B. ermittelt das Verhältnis des deutschen Gregor zu den altfranzösischen Überlieferungen. Entsprechenden Arbeiten über Erec 86 45 und Iwein 86 47 schadet, dass sie zu sehr das Einzelne vergleichen, statt von der Komposition und dem dichterischen Gehalt der Originale auszugehen. Hier ist noch Wichtiges zu leisten.

Das Problem von der Echtheit des sog. II. Büchlein und einiger Lieder dürfte nun durch Sarans 90 104, 99 55 wiederholte Untersuchungen und Kraus' 98 49 sprachliche Beweisführung im negativen Sinn entschieden sein. Dagegen hält man trotz Sarans Erörterung 90 104 an der Echtheit des 'Leichs' am Schluss des I. Büchleins noch immer fest, obwohl die Unechtheit hier noch deutlicher in die Augen springt.

Gegenstand des Streites ist augenblicklich die Chronologie der Werke des Auers. Die der Lieder hat Saran 90 104, 98 42 in wiederholter Untersuchung durch Gründe des Inhalts und der Metrik zu bestimmen versucht. Er setzt sie alle vor 1189 (Kreuzzugsjahr) an. In ähnlicher Weise tritt er für die Reihe I. Büchlein Erec Iwein Gregor Arm. Heinrich ein, die ersten drei Dichtungen vor 1189, also den Liedern gleichzeitig ansetzend 99 55. Kraus 98 49 und Zwierzina 99 51 erklären sich für die ältere Ansicht Lachmanns: Iwein sei das letzte Werk des Auers. Sie führen Reimbeobachtungen an, ohne bisher Saran in seiner Ansicht zu erschüttern.

Eine Gesamtdarstellung des Lebens und Dichtens Hartmanns gibt Piquet 98 89; freilich kommt er über eine nicht immer kritische Kompilation des bis dahin Geleisteten nur selten hinaus.

Heinrich von Hesler ist nach K. Amersbach 84 921 Verfasser des Evangelium Nicodemi. Auch er ist ein Beispiel von der Einwirkung der hochdeutschen Litteratursprache nach E. Schroeder 99 62. Eingehende Untersuchungen über das Ev. Nicodemi bot K. Helm 99 61.

Heinrich von Freiberg war 1877 von R. Bechstein

Böhme, war der jüngere. Ob ersterem auch Joh. v. Michelsburg (Ausgabe von E. Kraus 90 88) zuzuschreiben ist, bleibt zweifelhaft.

Den Stand der Forschung über Heinrich von Mügeln zeichnet A. Schönbach gelegentlich der Mitteilung einer Grazer Hs. des Valerius 98 9, Burdachs Meinung, dass er das Altertum bereits im Lichte des Humanismus betrachtet habe, berichtigend.

Zu Heinrich von Wiener-Neustadt veröffentlichte F. Khull kritische Untersuchungen über Gottes zukunft; er scheidet die visio Philiberti aus; doch ist eine Ausgabe des Gedichts noch nicht erfolgt.

Für die Turandotdichtung Heinz des Kellners (Ausgabe Hagen GA. 3, 179) wies L. Stiefel 95 47 die französische Quelle nach.

Die Quellen zu Herbort von Fritslars Trojanerkrieg zeigte Cl. Fischer im altfranzösischen Roman de Troie des Benoît de Sainte-More neben einem lateinischen Dares und Dictys 83 980 und W. Preuss versuchte eine Charakteristik des Dichters 97 58.

Besonders fruchtbar wurden die Forschungen über Heinrich von Veldeke. Die Frage nach seinem Verhältnisse zu Eilhart von Oberge ist noch nicht endgültig gelöst. Die besonders durch den von J. Kniescheck herausgegebenen czechischen Tristram 82 659 wahrscheinlich gemachte Annahme, dass Veldeke nicht von Eilhart entlehnt hat — die dafür geltend gemachten Stellen stehen nicht im Original, sondern sind durch die Überarbeitung des Tristram Veldeke entlehnt — wird neuerdings von ganz anderen, nämlich geschichtlichen Untersuchungen, ausgehend von E. Schroeder 98 88, gestützt, nach denen Eilhart jünger als die Eneide sein kann, während H. Felix 95 89 anderseits die Unbekanntschaft Eilharts mit Veldeke und seiner neuen höfischen Kunst und damit die Priorität vor der Eneide gegen Behaghel (Ausgabe 82 677) behauptet hatte. Man wird wohl annehmen dürfen, dass der Tristram vor der Eneide gedichtet ist, dass aber gleichwohl Veldeke, der Vater neuen Kunst, nicht von ihm entlehnt hat. Über die ganze Frage orientiert E. Schroeder 98 88.

Eine weitere wichtige Frage ist die nach der originalen Form des Eneit. Eine vortreffliche Übersicht über die umfangreiche Litteratur darüber giebt H. Meyer in der Besprechung von C. Kraus' oben angeführter Schrift DLZ. 1900, 1061 ff. Schon J. Grimm hatte (Gramm. 1^2, 453 f.) beobachtet, dass die ungenauen Reime durch Umsetzung ins Ndd. rein werden. Da-

durch wurde die Frage aufgeworfen, ob Veldeke hd. geschrieben und nur seine heimische Mundart eingemischt, oder ob er ndd. gedichtet und das Gedicht später ins Hd. umgeschrieben sei, aufgeworfen. Ettmüller und Schade sprachen sich für das letztere aus, und zwar für das Niederrheinische als Originalfassung. Durch Bormanns Ausgabe des Servatius 1858 wurde die Mundart von Maastricht als diejenige Veldekes festgestellt, und Bartsch Germ. 5, 410—420 und Braune ZfdPh. 4, 257—304 versuchten die Sprache Veldekes auf Grund dieses Materials darzustellen. Mit Benutzung einer Reihe anderer, allmählich flüssig gemachter Hilfsmittel und unter eingehender Untersuchung der Reime aller Werke Veldekes machte O. Behaghel 82 677 zum ersten Male den Versuch, den handschriftlichen Text des Eneit in den Maastrichter Dialekt umzuschreiben. In der Einleitung zu dieser Ausgabe giebt Behaghel eine ausführliche, noch heute grundlegende Behandlung der Mundart des Dichters. Auch die übrigen von Behaghel gewonnenen Ergebnisse für das Verhältnis Veldekes zu seinen Vorgängern und Nachfolgern, sowie zu seiner Quelle, dem Roman d'Enéas, sind bis heute massgebend geblieben. Eine Vorarbeit Behaghels beschäftigte sich mit Ulrich von Zatzikofens Beziehungen zur Eneide 80 826, eine Monographie von H. Roetteken 88 29 behandelte Veldekes künstlerische Eigenart in Beziehung zu der Hartmanns.

Das Gedicht von Hero und Leander erfuhr in Verbindung mit einer Übersetzung von E. Ottmann eine kritische Behandlung, allerdings nur auf Grund von v. d. Hagens Text. Seine Abfassungszeit wird gegen Goedecke in den Anfang des 14. Jh. gesetzt.

Die Kenntnis von Hugo von Trimbergs Renner förderte erheblich E. Wölfel in seinen Untersuchungen 84 939, in denen nicht nur des Dichters Leben und persönliche Beziehungen, die Chronologie seiner Schriften, sondern auch die sieben Todsünden auf Grund umfassender handschriftlicher Untersuchungen festgestellt wurde, wodurch K. Jänickes Untersuchungen in den ersten Bänden der Germania erheblich modificiert werden.

Über Jansen Enikel ist Ph. Strauchs Ausgabe (s. o. S. 260)

dass Konrad von Heimesfurt nicht nur die Himmelfahrt Mariae und Urstende, sondern auch das Jüdel gedichtet habe, wurde von E. Steinmeyer 84 945 widerlegt.

Sehr ausgiebig waren besonders in letzter Zeit die Untersuchungen über Konrad von Würzburg. Eine kritische Ausgabe erfuhr die Klage der Kunst von E. Joseph 85 1169, in der Konrad als Verfasser nachgewiesen und das Verhältnis des Gedichts zu den andern Werken Konrads festgestellt wurde. Ebenso wurde die 'halbe bir' kritisch von G. A. Wolff herausgegeben 93 86. Der versuchte Nachweis jedoch, dass Konrad der Verfasser sei, wurde mit erheblichen Gründen von M. Roediger 94 58 angefochten.

Neu herausgegeben wurden der Alexius (erste Ausgabe von Massmann, dann Haupt ZfdA. 3, 334—576) von P. Henczynski mit allen erforderlichen Untersuchungen 98 60, der Engelhart Haupts in 2. Aufl. mit wesentlich verbessertem Texte von E. Joseph 91 85. Otte (1. Ausgabe von Hahn 1838) mit Herzemære (1. Ausg. von Fr. Roth 1846) von H. Lambel, Erzählungen und Schwänke 2. Aufl. 1883. Konrads Verhältnis zu Benoît de Sainte-More, der Quelle des Trojanerkriegs, untersuchte Cl. Fischer 83 980. Zusammenfassendes ist über sein Leben und Dichten seit J. Petelentz' unbedeutender Arbeit 81 748 nicht erschienen, obwohl man das, was unsere Kenntnis von Konrads Dichtung vertiefen kann, nicht nur in den genannten Ausgaben (Haupt, Joseph, Wolff), sondern auch in andern Arbeiten wie in denen Schroeders und Jaeckels über Egenolf von Staufenberg (s. S. 260) oder in van Looks Dissertation über den Partonopier 81 749 enthalten ist. Zu den äusseren Lebensverhältnissen gab zuletzt E. Schroeder einen Beitrag 94 52, den Strassburger Gönner Konrads, Berthold v. Diersburg, und die Abfassung des Otto mit dem Barte betreffend.

Geschichtliche Notizen brachte E. Schroeder auch zu Lamprecht von Regensburg 98 66, Weinholds Ausgabe (s. o. S. 260) ergänzend. Die Tochter Syon ist hiernach um 1250 verfasst.

Dass der Lohengrin zwei Verfasser habe, hatte schon Lachmann geltend gemacht. Seine Ansicht wurde durch eingehende Untersuchungen und Benutzung einer neuen Hs. von E. Elster bestätigt 84 945. Ebenso wird eingehend das Verhältnis des Lorengel zum Lohengrin untersucht und besonders festgestellt, dass der Lorengel nur Bearbeiter und Fortsetzer des ersten Lohengrindichters sei. Auch das Verhältnis des Lohengrin zum Wartburgkrieg wird zum Schluss berührt. Neuerdings wurden die Fragen wieder aufgenommen durch Fr. Panzer 95 57.

Eine vollständige kritische Untersuchung über das Gedicht von der Minneburg (Ausgabe in Hofmanns Fundgruben) gab G. Ehrismann 97 72, deren Ergebnis ist, dass der Dichter unbekannt (nicht Egenolf) ist, dass es in Ostfranken, aber nicht in Bamberg, um die Mitte des 14. Jh. entstanden ist. Auch drei lyrische Gedichte von demselben Dichter werden nachgewiesen.

Zum Mönch von Heilbronn (Ausgabe von Merzdorf 1871) sind die Erklärungen und kritischen Bemerkungen Wimmers 95 60 bemerkenswert, zum Minnekloster (gedruckt in Lassbergs LS.) die von G. Richter 95 59.

Neben J. Seemüllers Ausgabe des Ottokar ist die ältere Monographie Hubers über die geschichtliche Bedeutung der steirischen Reimchronik von Wichtigkeit.

Die Meinung O. Wächters, dass Mai und Beaflor ein Werk des Pleiers sei, 89 45 fand O. Behaghels Unterstützung, wurde aber von E. Steinmeyer zurückgewiesen 90 51. Zu Mai und Beaflor vgl. F. Schultz' Untersuchungen des Hsverhältnisses 90 50.

Reinfried von Braunschweig wurde zuerst von Bartsch 1871 herausgegeben. Eingehende kritische Untersuchungen stellte erst P. Gereke an 98 88, der besonders die Quellen und Vorbilder des unbekannten Dichters nachwies; er entlehnt von allen Vorgängern, Hauptmuster aber ist Konrad von Würzburg.

Zu mannigfaltigeren Erörterungen gab wieder Rudolf von Ems Anlass. Hier handelte es sich hauptsächlich um die Quellen des Wilhelm von Orlens. V. Zeidler stellte in einer umfangreichen Arbeit 93 57 die Ansicht auf, dass die Dichtung, nur etwa zur Hälfte auf der französischen Vorlage, Philipps de Remy Epos Jean et Blonde, beruhe, und dass das Übrige freie Erweiterungen und zwar Nachbildung deutscher Dichtungen, besonders Gottfrieds, sei. Dagegen machte H. Lambel 95 77 geltend, dass Philipps Gedicht jünger sei als der Wilhelm; da aber die Beziehungen offenbar vorhanden seien, so könnten beide nur aus einer gemeinsamen Quelle hervorgegangen sein. S. Singer lehnte 95 77 die Ergebnisse Zeidlers durchaus ab. Ist so auch für die Dichtung selbst noch nichts Positives gewonnen worden, so ist doch die Frage, wie Rudolf von Ems seine Quelle benutzt hat, wie und in welchem Umfange er ins-

die Quellen zum Alexander handelte eingehend O. Zingerle 85 1205. Diese liegen klar vor und werden mitgeteilt, aber gerade die Erörterung des Verhältnisses des Dichters zu ihnen fehlt hier noch und ist auch später nicht mehr gegeben worden. Das Verhältnis Rudolfs zu Gottfried von Strassburg wurde geklärt durch Fr. Krüger 96 104.

Der von Püterich genannte Rüdiger Hünchover wurde von Ehrismann 95 19 als Dichter des Schlegels erwiesen; Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe gab O. Lippstreu 95 50.

Die Seifried Helbing-Frage, deren wichtigsten Punkt, dass kein Helbing der Verfasser gewesen ist, schon Martin ZfdA. 13, 464 ff. erledigt hatte, wurde endgültig gelöst durch J. Seemüller, der in seinen Studien zum kleinen Lucidarius 84 982 die Chronologie der Satiren des unbekannten Ritters feststellte, seinen Anschauungskreis, seine gesellschaftlichen und litterarischen Beziehungen zeichnete, die Komposition des 'kleinen Lucidarius' darlegte und die ganze satirische Gattung des 13. Jh. zum ersten Male zusammenfassend behandelte. Auf diesen Studien beruhte dann die Ausgabe 86 959, vgl. 89 68.

Für den Stricker, von dem nur eine Ausgabe des Karl von Bartsch 1857 vorhanden war, ist am meisten geschehen durch G. Rosenhagens kritische Arbeiten 90 74 über den Daniel vom blühenden Thal, auf Grund deren dann die Ausgabe 93 68 folgte. Hiernach steht nunmehr fest, dass dieses abenteuerliche Artus-Gedicht eine Arbeit freier Phantasie ist, mit Verwertung einzelner überlieferter Motive und Namen, im ganzen den Ton des Volksepos festhaltend, als Gewährsmann Alberich de Besançon fingierend. Dieser Nachweis, dass solche Fiktionen von Quellen für freie Kompilationen vorkamen, ist von allgemeiner Bedeutung für die Quellenfrage bei mhd. Dichtern. Das von R. aufgestellte chronologische Verhältnis der Dichtungen des Strickers wurde von A. Leitzmann 95 84 bestritten. Er setzt den Karl vor den Daniel.

Die Untersuchungen Kratochwils über die Suchenwirthss. 90 75 haben leider zu keiner Ausgabe der Gedichte geführt.

Über das Verhältnis der altdeutschen Tischzuchten untereinander unterrichtet eine gründliche Arbeit von M. Geyer 82 727, in der das Handschriftenverhältnis abweichend von Haupt-ZfdA. 6, 488 ff., 7, 174 ff. aufgestellt und die Haupttexte gegeben werden, allerdings in einer Umarbeitung in normales Mhd. Martin hält die Aufstellungen Haupts aufrecht 82 727.

Eine kritische Ausgabe des Jüngeren Titurel fehlt noch immer trotz Zarnckes umfangreichen Vorarbeiten 79 509, in denen

allerdings auch die Beschreibung des Graltempels kritisch herausgegeben ist. Den Gesamttext haben wir nur im Abdruck der Heidelberger Hs. von Hahn 1842. Die Frage, ob der sich als Verf. nennende Albrecht der im 15. Jh. von Füetrer gefeierte Albrecht von Scharfenberg gewesen sei, was zuerst Docen behauptete, Lachmann jedoch Wolfram S. XXXI zweifelhaft liess, ist auch heute noch nicht entschieden. R. Spiller verneinte 83 904 die Identificierung ganz entschieden, während P. Hamburger wieder für die alte Ansicht 89 77 eintrat.

Ulrich von Eschenbach ist der Gegenstand der Forschung W. Toischers gewesen. Er gab schon 1876 zum ersten Male den Wilhelm von Wenden heraus, und seinen Untersuchungen 81 793, 88 84, auf denen die Ausgabe des Alexander 89 79 beruht, sowie das Leben Ulrichs 92 86 verdanken wir alle nähere Kenntnis dieses böhmischen Dichters, dessen Verhältnis zu seinen Quellen und Vorbildern ebenfalls von allgemeinerem Interesse ist.

Ulrich von Lichtenstein erfuhr nach Lachmanns und Karajans kritischer Ausgabe, Berlin 1841, noch eine populäre von R. Bechstein 1887 (bei Pfeiffer). Seine Erklärung wurde von J. Meier 91 76 und A. Schönbach 95 94 gefördert.

Ulrich von Türheim hat noch keine kritische Ausgabe erfahren. Die Arbeiten Kohls 81 795, 82 788 über die französische Quelle des Willehalm wurden ergänzt und zum Teil modificiert von E. Lohmeyer 83 988. Der Tristan ist in Massmanns Ausgabe Gottfrieds v. Strassburg gedruckt.

Die früheren irrtümlichen Ansichten über Ulrich von Zatzikhofens Quelle, dass sie nämlich ein provenzalisches Gedicht gewesen sei, wurden endgültig widerlegt von G. Paris, der die verlorene Vorlage Ulrichs als ein französisches, vielleicht in England entstandenes Gedicht charakterisiert. Von geringerer Bedeutung sind die Arbeiten A. Neumaiers 83 991, 84 987.

Über die von M. Haupt zuerst in der ZfdA. 1 herausgegebene Warnung handelten K. Borinski 91 80 und A. Wallner 96 126, jener die allgemeinen kritischen Fragen, dieser die Entstehungszeit erörternd.

Wernher von Elmendorf wurde zuerst von Hoffmann von Fallersleben in der ZfdA. 2 herausgegeben, aber erst von V. Sauerland 86 [illegible] kritisch untersucht. Dessen mit Hoffmann

A. v. Keller Tübingen 1849—1853 unzureichend herausgegeben. A. Voegtlins Untersuchungen 86 967, in denen die Karlsruher Hs. als ganz zuverlässig erwiesen, die Entstehung noch in das 13. Jh. gesetzt, die Quelle festgestellt sowie Konrad von Würzburg als Vorbild erkannt wurde, haben doch zu einer Neuausgabe nicht geführt. Ergänzungen und Erweiterungen erfuhren diese Ergebnisse noch durch A. Hauffen 88 89, der auch Passional, andere Marienlegenden und Veterbuch als Vorbilder nachwies.

Das Gedicht vom *Wartburgkrieg* hat sich von früh an des lebhaftesten Interesses zu erfreuen gehabt.

Von Ettmüller schon Ilmenau 1830 herausgegeben und von K. Simrock Stuttgart 1858 übersetzt und erläutert, seitdem noch vielfach in Monographien behandelt, wurde es von neuem kritisch untersucht durch W. Wilmanns 84 989, und zwar besonders der 1. Teil, das Fürstenlob, den er als Aufforderung an einen Fürsten, Hermann I. von Henneberg oder Heinrich den Erlauchten, dem milden Landgrafen nachzueifern, ansieht. Aber er handelt auch über die Komposition des Ganzen und spricht Biterolf als den Verfasser an. Allerdings ist diese Ansicht nicht durchgedrungen. Förderndes, jedoch auch nicht allgemein Anerkanntes brachte auch A. Strack zur Geschichte des Gedichts 84 990. Wahrscheinlich ist, dass man mit Strack einen doppelten Kern, das alte Rätselspiel zwischen Klinsor und Wolfram im schwarzen Ton und das Fürstenlob im Thüringer Herrenton zu unterscheiden hat.

Für die Streitfragen, die sich an *Wernher den Gärtner* knüpfen, war die Ausgabe des Helmbrecht mit den Untersuchungen über Verfasser und Heimat von Fr. Keinz ('Meier Helmbrecht und seine Heimat' München 1865) grundlegend. Die zweite Auflage 87 82 berücksichtigte die inzwischen zahlreich erschienenen Monographien sowie die Ausgabe von H. Lambel in den 'Schwänken und Erzählungen' Leipzig 1872 (bei Pfeiffer). Neuerdings 93 77 brachte auch M. Schlickinger noch Modifikationen, besonders hinsichtlich der Lokalfrage, doch ist durch alle diese Arbeiten wesentlich Neues nicht gefunden worden. Über die kulturhistorische Verwertung des Gedichts war schon oben die Rede; zahlreiche Übersetzungen, unter denen die von Fulda 89 87 die bedeutendste ist, beweisen das fortdauernde Interesse auch weiterer Kreise an dieser realistischen Dichtung.

Zu dem nur bei Hagen I von Büsching herausgegebenen *Wigamur* lieferten G. Sarrazin 79 818 und besonders F. Khull

80 929 kritische Untersuchungen, die eine hinlängliche Charakteristik des Gedichts geben; die von Khull beabsichtigte kritische Ausgabe ist jedoch nicht erschienen. Verfasser und Entstehungszeit bleiben ungewiss.

Über den Winsbeke hat A. Leitzmann die kritischen Untersuchungen 88 91 gegeben, auf denen seine Ausgabe 88 92 beruht. Das Kulturhistorische hat neuerdings Denicke zusammengestellt (Programm Rixdorf 1900).

Lebhafte Erörterungen hat neuerdings wieder Wirnt von Gravenberg veranlasst. Der Wigalois war zuerst von Benecke Berlin 1819, dann von Pfeiffer Leipzig 1847 herausgegeben. Dann ist sein Verhältnis, besonders zu Hartmann und Wolfram u. a. von R. Medem 80 982 und das zur Quelle, dem Bel Inconnu des Renauld de Beaujeu, von A. Mebes 79 519 untersucht, aber von bedeutenderem Werte, seine Vorgänger berichtigend und ergänzend und das gesamte Material unter höheren litterarhistorischen Gesichtspunkten verarbeitend, war erst R. Bethges Arbeit 81 800. Er bezeichnet Renauld als die einzige und zwar direkte Quelle Wirnts (nach der Erzählung des Knappen) und legt des Dichters Verhalten zu ihr, seine absichtlichen Abweichungen und freien Erfindungen eingehend dar. Auch hier ist vieles wichtig für die allgemeine Frage der Selbständigkeit der mhd. Epiker. Diese Ergebnisse wurden jedoch wieder in Frage gestellt durch F. Saran 96 129, der die Abfassungszeit näher bestimmt (vor 1209), vor allem aber zwischen Renauld und Wirnt mindestens zwei französische Romane als Zwischenstufen einfügt und für Wirnts Abweichungen von Renauld einen Prosaroman des 15. Jh. als Seitenstück nachweist. Quelle müsse ein verlorener Artusroman des 12. Jh. gewesen sein, dessen Inhalt der Knappe mit allen Widersprüchen und Ungereimtheiten erzählte. Jener Prosaroman 'Le chevalier du papegau' wurde 97 102 von F. Heuckenkamp zum ersten Male herausgegeben, der jedoch das Verhältnis zu Wirnt anders auffasste als Saran. Letzterer entgegnete 97 103; endgültige Lösung der Frage steht noch aus.

Keiner von allen mhd. Dichtern hat jedoch der wissenschaftlichen Forschung so viel Stoff und Interesse, zugleich aber auch so viel Schwierigkeiten geboten, als Wolfram von Eschenbach. Den Wert seiner dichterischen und menschlichen Persönlichkeit festzustellen ist die Hauptaufgabe der Forschungen

Die Arbeiten auf dem Gebiete der Wolframforschung lassen sich um folgende vier Hauptpunkte gruppieren: 1. Text und Interpretation; 2. Sprache und Metrik; 3. Chronologie der Werke; 4. Die Quellenfrage. Über den Stand der Forschung bis 1880 berichtet G. Boetticher 80 938.

1. Anfang der siebziger Jahre war die dritte Auflage der Wolframausgabe von Lachmann, besorgt von M. Haupt, in Gebrauch, neben ihr für Parzival und Titurel die kommentierte populärwissenschaftliche von Bartsch (2. Aufl. 1875—1877). Lachmann [4] 1879, von Müllenhoff besorgt 79 520, zeichnet sich vor der drittten vor allem durch sorgfältigere Korrektur aus, während die Eintragung der seit 1868 bekannten Lesarten des Willehalm von J (Pfeiffer, Quellenmaterial II, 71—33) unwesentlich ist. Die eingehenden Untersuchungen Pauls (Beitr. 2, 64 ff., 318 ff.) und F. Bechs (Germ. 7, 291 ff.) sind nicht berücksichtigt. Auch der Herausgeber der 5. Aufl. (1891), K. Weinhold, hat den Text auf Grund von neu gefundenen Bruchstücken nicht verändert und ist vielmehr in zweifelhaften Fällen grundsätzlich auf die erste Auflage Lachmanns zurückgegangen.

Bartsch hat wegen des populären Zwecks seiner Ausgabe keinen handschriftlichen Apparat gegeben. Eine Verbesserung gegenüber dem Lachmannschen Texte bedeutete die Ausgabe nicht, denn die Einsetzung mancher leichter verständlichen Lesarten aus G geschah nur aus praktischen Gründen wegen des populären Zweckes. Für den Titurel nahm Bartsch neben dem Lachmannschen noch zwei Bruchstücke aus dem J.T. als echt an, hat damit aber keinen Anklang gefunden.

Erst im Jahre 1900 ist eine neue, noch nicht vollendete Ausgabe des Parzival und Titurel von E. Martin erschienen in der von Zacher begründeten Germanistischen Handbibliothek als IX. Band (Halle, Waisenhaus). Auch Martin bleibt bei dem Lachmannschen Texte stehen und geht nur in einzelnen Fällen noch entschiedener auf die Hs. D zurück. Zum Titurel sind die von W. Golther 93 88 veröffentlichten Münchener Bruchstücke berücksichtigt. — Zum Willehalm hat F. Panzer 96 141 alle seit Lachmanns Ausgabe bekannt gewordenen Hss., darunter eine vollständige Kölner 82 746, untersucht und darauf Textverbesserungen begründet, die jedoch zum Teil von C. Kraus 96 142 bestritten werden.

Die Lachmannsche Zählung nach den 30-Zeilenabschnitten

[1] Ausführliche Widerlegung von A. Leitzmann Beitr. 26 (1900), 93 ff.

wird von Martin als die sachlich allein berechtigte anerkannt und beibehalten. Die Meinung Bartschs, dass sie nur eine technische Einrichtung des ersten Schreibers gewesen sei, von Hagen 92 96 aufgenommen und verteidigt, ist neuerdings von der Ansicht, dass der Dichter selbst vom 5. Buche an es so gemacht und daher auch seine Abschnitte damit verbunden habe (Nolte, Eingang des Parzival 00 50), verdrängt. Sie ist vermutlich nachträglich auch auf die ersten vier Bücher übertragen und durch Interpolationen ermöglicht.

2. Der Auslegung der Wolframschen Dichtungen, besonders des Parzival, die auch für die Textgestaltung von grosser Bedeutung ist, hat die Forschung ganz besonderen Eifer zugewandt, sowohl formal als inhaltlich. Wolframs Sprache und Stil war schon 1860 von O. Jänicke[1] einer Betrachtung unterzogen worden, die im wesentlichen darauf hinausging, zu zeigen, dass W. sich im Laufe der Zeit immer mehr der höfischen Ausdrucksweise angepasst habe. Unter demselben Gesichtspunkte der Stilentwicklung erörterte K. Kinzel 1873[2] den eigentümlichen Gebrauch der Negation, gewisser Metaphern, der Personalumschreibung und Personifikation, der formelhaften Verwendung von *zil*, *site*, *kraft*, *name*. Beide gründeten darauf auch Schlüsse für die Chronologie der Werke (s. u.). Unter allgemeineren Gesichtspunkten, nämlich in Beziehung zur ganzen dichterischen und menschlichen Persönlichkeit Wolframs, behandelte die Sprache des Dichters G. Boetticher 1876[3]. Denselben Zweck verfolgend, doch von ästhetischen Gesichtspunkten aus, handelten K. Kant 79 529 und Chr. Starck 79 530 über Wolframs Humor, C. Bock 79 528 über Wolframs Bilder und Wörter für Freude und Leid, K. Ludwig 89 91 über den bildlichen Ausdruck Wolframs überhaupt. Viele Eigentümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Ausdrucksweise Wolframs führt W. Hofmann 94 102 auf den Einfluss des Reims und die Freiheit der Umgangssprache zurück. So führt die Untersuchung der Sprache des Dichters unmittelbar zur Metrik.

Nach verschiedenen Einzeluntersuchungen, von denen nur die von C. Bock 85 1282 insofern von Bedeutung ist, als zweisilbige Senkungen bei Wolfram erwiesen und viersilbige Auftakte geltend gemacht werden, macht erst Zwierzina 98 102 die

[1] De dicendi usu Wolframi de Eschenbach. Halle a. S.

Beobachtung des Reimgebrauchs nutzbar für die Entwicklung der Reimtechnik Wolframs, aus der wiederum Schlüsse auf die Chronologie der Werke gezogen werden, welche die früheren, auf dem Sprachgebrauch fussenden bestätigen. Von Bedeutung sind diese Untersuchungen auch für Wolframs Dialekt, über den bereits B. Wimmer 96 182 selbständig gehandelt hatte. Dessen Nachweis bairischer Eigentümlichkeiten wird durch Zwierzina modificiert, der auch fränkisches Idiom nachweist.

Bedeutendere allgemeine grammatische Untersuchungen in den Werken Wolframs sind gemacht worden von Erbe über die Konditionalsätze (Beitr. 5, 1—50), von Mensing 91 98 über die Koncessivsätze, von Göhl über die Modi 89 94, von Baetjer über die Konjunktion *daz*, von Sewera über *ge-* 91 95 b, von A. Zehme über *soln* und *müezen* 91 98, von Buchmann über die Adjektiva 87 98, von Schachinger über die Kongruenz der Numeri 87 94.

Was für die inhaltliche Erklärung der Werke Wolframs geschehen ist, sei hier nach der Reihenfolge in der Lachmannschen Ausgabe kurz vorgeführt.

Die Lieder wurden einmal auf ihre Echtheit hin untersucht. Lachmann hatte (mit Wackernagel) 9, 4—10, 22 eingeklammert. Bartsch hatte es ganz, Paul (Beitr. 1, 203 ff.) wenigstens die drei ersten Strophen für Wolframisch erklärt. R. Müller 81 808 sprach es aus metrischen Gründen Wolfram ab; Behaghel 90 87 stimmt Paul bei und erklärt auch das von Lachmann Vorr. S. XII Abgedruckte für Wolframisch. E. Kück 97 109, in Bezug auf 9, 4 ff. ebenfalls Behaghel und Paul zustimmend, konstruiert in Verbindung mit Parzival 114—116 (vgl. Stosch 83 1002) und andern Stellen aus den Liedern eine Geschichte der Liebesverhältnisse Wolframs und bestimmt danach die Reihenfolge der Lieder. Die Ergebnisse sind sehr fraglich; als gesichert darf man aber wohl die Wolframische Abfassung von 9, 4—36 betrachten.

Bei weitem die meisten Arbeiten der Wolframforschung gelten der Erklärung des Parzival. Dieses Gedicht ist zunächst von Bartsch vollständig kommentiert worden (S. 273), doch nicht mit ausreichender Gründlichkeit und Sicherheit, sodann fast vollständig, mit verbindenden Inhaltsangaben, von P. Piper 91 90, dessen Ausgabe auch die vier Bartschschen Titurelbruchstücke mit Kommentar giebt und den Inhalt des Willehalm mit reichlich eingefügten Textstellen erzählt. Ausserdem ist die Ausgabe zur Orientierung über die Litteratur bis 1890 nützlich.

Noch zahlreicher sind die Übersetzungen. Anfang der

siebziger Jahre waren die von San Marte (1. Aufl. 1833; 3. Aufl. 1887 s. 87 85) und von Simrock (1. Aufl. 1842, 6. Aufl. 84 1002) vorhanden. Es folgte die unvollständige, aber mit ausführlichen Erläuterungen versehene Übersetzung in ungereimten Versen von G. Boetticher 86 970, 2. Aufl. 93 92, die vollständige von Pannier 97 106 und die fortlaufende, aber gekürzte Nachdichtung von W. Hertz 97 114, gleichfalls mit ausführlichen, besonders sagengeschichtlichen Erläuterungen. Für den Zweck, den Parzival in künstlerischer Form dem allgemeinen Verständnis nahezubringen, hat die zuletzt genannte Vorzügliches geleistet.

Alle diese Übersetzer mussten naturgemäss auch Stellung nehmen zu der Grundauffassung des Parzival. San Marte hatte das Gedicht ausschliesslich unter theologischem Gesichtspunkte aufgefasst und es in seinen Erläuterungen[1] geradezu als eine poëtische Darstellung der christlichen Heilsordnung mit evangelischem Charakter dargestellt. Dasselbe noch 85 1227. Auch Lachmann stellte die religiöse Idee in den Vordergrund 79 525, und Spiess 79 581 und Seeber 81 805 führten den Gedanken weiter. Diese Auffassung war auch für die Erklärung des Eingangs massgebend, indem schon Kläden Germ. 5, 1 ff. und Paul Beitr. 2, 64 ff. in den Ausführungen Wolframs über den *zwîvel* den religiösen Grundgedanken des Gedichts zu erkennen glaubten.

Gegen diese religiöse und theologische Erklärung des Parzival erhob zuerst Zweifel G. Boetticher 80 938. Gleichzeitig bekämpfte sie Bahnsch 80 946, endlich in einer Analyse des ganzen Gedichts G. Boetticher 86 972, als nähere Begründung der schon in der Übersetzung ausgesprochenen Ansichten. Seitdem ist der weltlich-ritterliche Charakter des Parzival mehr und mehr anerkannt worden in dem Sinne, dass in Parzival das Rittertum von seiner idealsten Seite dargestellt sei, wozu festes Gottvertrauen unbedingt mit gehört, dass *zwîvel* nicht im engeren religiösen, sondern in allgemeinerem sittlichem Sinne (= *wanc*, Nolte 00 50, zu verstehen sei, dass der echte ritterliche Sinn, *mannes muot* und *triuwe (stæte)* das Heil des Mannes sei, indem er den *zwîvel* überwindet, dass also auch Wolframs Denkweise gar nicht theologisch, wohl aber religiös-sittlich war.

als ein geistreicher Kunstgriff des Dichters, Parzival in seiner Seelennot dem Auge des Lesers zu entziehen, sieht Boetticher a. a. O. darin zunächst nur den Anschluss des Dichters an seine Quelle, dann aber allerdings auch in diesem gegebenen Rahmen den Gegensatz verschiedener Charakteranlage, etwa des Sanguinikers gegenüber dem Melancholiker, des Leichtlebigen gegenüber dem tief und schwer Empfindenden. Der Eingang der Gawangeschichte (338, 1—30) wurde zum ersten Male von Paul Beitr. 2, 64 ff. beleuchtet.

Die religiösen Anschauungen des Dichters sind noch mehrfach untersucht worden, zuletzt von A. Sattler 96 181, dessen Versuch, die Übereinstimmung Wolframs mit der Kirchenlehre zu erweisen, für die Charakteristik Wolframs nichts bedeutet und seiner inneren religiös-sittlichen Denkweise nicht gerecht wird. Über die besondere Frage, was die neutralen Engel Parz. 471, 15 ff. für Wolfram bedeuten, handelt zuletzt S. Singer 98 105.

Die sittlichen Anschauungen Wolframs überhaupt werden beleuchtet von K. Kinzel 86 974 an Gurnemanzes Rat und der Gestalt der Antikonie, 86 975 am Begriff der *kiusche*, 88 108 an den Frauencharakteren überhaupt.

Die zahlreichen Erklärungen einzelner Stellen können hier nicht aufgezählt werden. Verdienste haben sich erworben E. Sievers 84 995, K. Lucae 81 804, 86 977, Paul 87 87, P. Hagen 92 96, Stosch 82 1002, 94 103, 95 100, Roethe 96 108, Singer 98 105, W. Braune 00 94 u. a. Doch sind alle diese Arbeiten für die Gesamtauffassung Wolframs nicht wesentlich. Dagegen hat die Erklärung des Eingangs des Parzival grosse allgemeine Bedeutung und ist daher auch immer wieder Gegenstand der Forschung geworden. Als Ergebnis kann gegenwärtig wohl betrachtet werden, dass die berühmte Erklärung Lachmanns, die den Eingang als eine Reihe von moralischen Sprüchen über Treue und Untreue ohne Beziehung zum Inhalt des Gedichts betrachtete, aufgegeben ist und der Grundgedanke Klädens und Pauls (dazu vgl. Sievers 84 995), dass er in unmittelbarster ideeller Beziehung zum Inhalte stehe und für diesen den leitenden Gedanken angebe, als richtig anerkannt ist. Ebenso, dass die Verse 1, 15 bis 2, 22 eine Auseinandersetzung mit Wolframs Publikum bedeuten. Dies wird — allerdings mit nicht geringen Abweichungen im einzelnen — von Boetticher 86 972, Adam 93 84 und zuletzt von Nolte 00 50 durch genaue Interpretation erhärtet. In der letzten Arbeit wird insbesondere der wichtige Begriff *zwîvel* genau untersucht und dadurch Boettichers Ansicht

von der nicht bloss religiösen, sondern vielmehr allgemeinen sittlichen Bedeutung bestätigt, aber auch noch genauer bestimmt. In dieser Schrift findet man zugleich eine vollständige Übersicht über den Gang der Forschung seit Lachmann.

Für Titurel und Willehalm kommen die bereits oben beim Text erwähnten Arbeiten in Betracht. Grössere und für das Gesamtverständnis Wolframs wichtige Streitfragen sind hier nicht aufgetreten. Dagegen kommt wenigstens der Titurel sehr in Betracht für die Frage der Chronologie der Werke.

3. Dass der Willehalm das letzte von Wolframs Werken gewesen sei, ist erst Beitr. 26 (1900) von A. Leitzmann bezweifelt worden. Er macht es wahrscheinlich, dass der Titural Wolframs letzte, durch seinen Tod unvollendet gebliebene Dichtung sei. Die früher erörterte Streitfrage, ob der Titurel vor (Pfeiffer Germ. 4, 298) oder gleichzeitig (Domanig 79, 527) oder nach dem Parzival (Lachmann) gedichtet sei, war eigentlich schon durch Herforth ZfdA. 18, 281—297 im Sinne Lachmanns entschieden. Heute wird wohl allgemein anerkannt, dass die Titurellieder den Parzival voraussetzen. Titurellieder im Sinne von selbständig gedachten Romanzen, also nicht eigentlich Bruchstücke, nennt sie, einer Andeutung Müllenhoffs ZfdA. 18, 297 Anm. nachgehend, J. Stosch 81 806, doch scheint diese Anschauung keine Aufnahme gefunden zu haben [1]. Lebhaft erörtert bis in die neueste Zeit ist aber die chronologische Entstehung des Parzival in seinen einzelnen Teilen.

Es scheint jetzt, zuerst von Boetticher 86 972 angedeutet, allgemein anerkannt zu werden, dass der Eingang des Parzival ganz oder zum Teil nachträglich hinzugefügt ist, nachdem mindestens der erste Teil des Werkes, die ersten sechs Bücher erschienen waren (s. Nolte 00 50). Ebenso erscheint als nachträgliche Einfügung 114—116 (Stosch 82 1002), in Verbindung hiermit die Entstehung einiger Lieder (Kück 97 109), was jedoch nicht sicher begründet ist. Buch I—VI sind zuerst erschienen, und zwar bis 1204 wegen der Anwesenheit Walthers auf der Wartburg Parz. 297, 16. Die Schwierigkeit, dass Parz. 379, 15, also das VII. Buch, auf 1203 weist (Lachmann Vorr. S. XIX), löst Burdach (Walther S. 60) jetzt dadurch, dass dort die zweite Verwüstung des Erfurter Gebiets gemeint sein könne (September 1204). Weitere Streitfragen liegen nicht vor.

Von ganz besonderer Bedeutung für Wolfram aber ist endlich die Quellenfrage.

4. Für den Willehalm ist durch Saltzmann 83 1008 (vgl. J. Seeber 85 1284 und G. Rolin 94 101) die Bataille d'Alichanz — wenn auch in älterer Fassung — als alleinige Quelle erwiesen, und die Vergleichung des Wolframschen Willehalm mit dieser Quelle erweist eine grosse Selbständigkeit und Freiheit der Behandlung. Leider genügt aber die kritische Ausgabe der Bataille von Rolin 94 101 noch nicht, um das Verhältnis Wolframs zu seiner Vorlage im einzelnen feststellen zu können und seine Behandlungsart sicher zu charakterisieren. Dies aber ist von grösster Bedeutung auch für die Quellenfrage im Parzival und Titurel. Eine Vergleichung dieser Ergebnisse mit dem Parzival und seinem Verhältnisse zu Chrestiens würde wesentlich mit zur Lösung der Frage beitragen, was man Wolfram als selbständige Erfindung zutrauen dürfe, insonderheit, ob Buch I—II und XIV—XVI als seine freie Erfindung gelten können. Davon ist die Frage abhängig, ob der angebliche Kyot eine Mystifikation Wolframs oder eine wirklich vorhanden gewesene, aber verlorene zweite, und zwar die Hauptquelle gewesen ist. Dafür sind natürlich in erster Linie noch andere Kriterien massgebend.

Die Stellung zu dieser Frage ist bis heute schwankend geblieben. Zwar die ältere Meinung Wackernagels und San Martes, dass Guiot de Provins der qu. Kyot gewesen sei, kann als beseitigt gelten (trotz Wechssler 98 106), aber für die Existenz des unbekannten Kyot (der wahrscheinlich mit Chrestiens eine gemeinsame Quelle gehabt habe) traten nach Lachmann nachdrücklich ein: Bartsch German. Studien 2, 114 ff; E. Martin 80 947, G. Boetticher 82 739, 741, 86 972, J. Zacher 82 740, W. Hertz 82 747, Küpp 85 1326, Heinzel 94 99, Wechssler 96 184, 98 106, Singer 98 105. In mehreren dieser Schriften werden auch noch andere Quellen neben Chrestiens und Kyot geltend gemacht. Dem Gewicht dieser Ausführungen gegenüber können die älteren Bestreiter der Existenz Kyots, Simrock in seiner Ausgabe, Zarncke Beitr. 3, 304 ff., Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, Leipzig 1877, nicht mehr in Betracht kommen. Dagegen ist die Frage mit neuen Mitteln, besonders durch gründliche Erörterung der Eigenart des Dichters, in den neueren Dissertationen von J. Lichtenstein 97 [illegible] und L. Grimm 97 [illegible] wieder aufgenommen

wichtigen Gründe der Gegner für das Vorhandensein einer Quelle auch für Parz. I—II und XIV—XVI, sowie für die Abweichungen der Gralgeschichte Wolframs von der Chrestiens' nicht erschüttern. Die überwiegende Mehrzahl der Forscher entscheidet sich für Kyot, aber damit wird der dichterischen Bedeutung Wolframs kein Abbruch gethan. Die Bearbeitung des Stoffes unter einer eigenen grossen Idee (s. o. S. 276), die er mit aller Deutlichkeit selbst kennzeichnet, sichert ihm seinen Ruhm als grösster Epiker des Mittelalters und einer der grössten deutschen Dichter überhaupt. Für die Titurellieder wäre natürlich derselbe Kyot als Quelle zu betrachten. Die Aufgabe, Wolframs dichterischen und menschlichen Charakter auf Grund des Verhältnisses zu seinen Vorlagen zu bestimmen, muss vom Willehalm aus gelöst werden. Die Stellen, in denen Wolframs Subjektivität hervortritt, sind zu erkennen, die Gestaltung seines Stoffes nach diesen subjektiven Äusserungen ist nach der vorhandenen Vorlage, sobald eine zuverlässige kritische Ausgabe vorliegt, zu bestimmen, ebenso ist das Verhältnis des Wolframschen Parzival zu Chrestiens festzustellen, und aus dem allen werden sichere Schlüsse auf Wolframs Art überhaupt zu ziehen sein, wonach mithin auch sein selbständiger Anteil in den bei Chrestiens nicht vorhandenen Teilen annähernd erschlossen werden kann. Für diese Fragen hat die *sagengeschichtliche* Untersuchung nur sekundäre Bedeutung. Von Wichtigkeit sind hier W. Hertz 82 747, Birch-Hirschfeld 1877, R. Heinzel 92 79, P. Hagen 93 87, Wechssler 98 106.

Das innere Leben des Dichters, seine Welt- und Lebensanschauung, ist bereits oben (S. 276 f.) berührt. Von einiger Bedeutung ist dafür noch die Erörterung seines Minneverhältnisses durch Domanig 82 748 und Kück 97 109, seines Verhältnisses zu Reinmar durch Stosch 82 1002 (wozu neuerdings vgl. Burdach, Walther), und der Heimatfrage, die, lange Zeit auf Grund der älteren, in Pipers Ausgabe verzeichneten Forschungen als gelöst geltend, neuerdings wieder von E. Schröder 1900 98 aufgerollt wird.

Während die ersteren drei Fragen zu im ganzen gesicherten Ergebnissen geführt haben, wird sich in Bezug auf den vierten Punkt schwerlich Gewissheit erlangen lassen.

III. Prosa.

Die Prosalitteratur der mhd. Zeit ist in einer Anzahl grosser

gehören vor allem die grossen Chroniken, die neu herausgegeben wurden, so die litteraturgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich wichtige, schon früher mehrfach — zuletzt Wiesbaden 1860 — gedruckte Limburger Chronik 83 1082 von A. Wyss, der auch den Namen des Verfassers Tilemann Ehlen van Wolfshagen, festgestellt und, von F. Bech und E. Schröder unterstützt, Glossar und Erläuterungen hinzugefügt hat, ferner die Thüringer-Chronik Rothes von C. Fritsche 89 165 (erste Ausgabe von Liliencron, Jena 1859). Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf die Berner Chronik des Valerius Anshelm von E. Blösch 85 1290, die neuen Ausgaben der Zimmerischen Chronik von K. A. Barak (2. Aufl. 82 811) und der Bairischen Turmairs, gen. Aventinus, von Lexer 83 1078, die schon in das 16. Jh. gehören, aber auch für die mhd. Zeit sprach- und kulturgeschichtlich von grösster Bedeutung sind.

Hieran schliessen sich die von M. Herrmann zum ersten Male kritisch herausgegebenen deutschen Schriften von Albrecht von Eyb 91 146 (Ehezuchtbüchlein und Dramenübertragung), über den der Herausgeber eine besondere, inhaltreiche, Eybs Person und Werke, sowie die litterarische Bedeutung des deutschen Humanismus behandelnde und ganz neue Ergebnisse zeitigende Monographie 93 141 folgen liess. Von andern bemerkenswerten Schriften seien noch genannt Das Leben des hl. Hieronymus in der Übersetzung des Bischofs Joh. VIII von Olmütz, hersg. von A. Benedict 80 952, Das goldene Spiel von E. Schröder 84 1064, dessen Verfasser Ingold hier urkundlich nachgewiesen wird, die Oxforder Benediktinerregel von E. Sievers 87 152, eine Bearbeitung des Robert le diable von K. Borinski 92 146. Füetrers Prosaroman Lanzelet von A. Peter 86 1034, vgl. 83 1046.

Über die Berner Hs. des Matthias von Neuenburg hat neuestens (99 181) E. Schröder Genaueres nachgewiesen. Sie ist 1350—1352 in Strassburg entstanden und ist 'eine Sammelhandschrift alles Wissenswerten, deren erster Teil aus dem Besitze Albrechts V. von Hohenberg geflossen ist — darunter Heinzeleins von Konstanz Gedicht von den zwei Johansen — während den 2. Teil Matthias von Neuenburg mit seiner Chronik füllte'.

Mit dem deutschen Volksbuche Lucidarius beschäftigte sich eingehender K. Schorbach 94 162 und wies Abfassung des Prosadialoges (1190 unter Heinrich dem Löwen), Charakter (eine Encyklopädie des Glaubens und Wissens für den Laien), seine Quellen und ausserordentliche Verbreitung nach.

L. Rockingers Untersuchungen über der Könige Buch und den Schwabenspiegel 83 1047 führten ihn zu der Ansicht, dass das Ganze, sowohl die beiden Teile des Königsbuches *alter und niuwer ê* (alte und neue Geschichte bis zu Kaiser Konrad III., mit besonderer Beziehung auf die Rechtspflege) als auch der Schwabenspiegel selbst, dessen passende Einleitung es sei, nach 1250 und jedenfalls vor dem 15. Mai 1274 von einem fränkischen Geistlichen verfasst sei. Demgegenüber stehen die Ansichten Merkels und Fickers, dass der Schwabenspiegel um 1275 in Augsburg entstanden sei. E. Schroeder trat entschieden für letztere ein (ebenda); weiter ist die Frage nicht erörtert worden.

Eine sehr lebhafte Streitfrage warf die Veröffentlichung des Codex Teplensis (Hs. des deutschen Neuen Testaments aus dem 14. Jh. im Kloster Tepl) durch P. Klimesch auf 81 865, 82 797, 84 1042. So dankenswert die Veröffentlichuug der Hs. an sich war, so wenig entsprach doch die Ausgabe wissenschaftlichen Anforderungen. Die Übertragung der Hs. in den Druck war voller Fehler, und die Vergleichung mit den Bibeldrucken war principlos. Dies wurde in den zahlreichen Recensiouen, s. 85 1264, 86 1016 u. a., nachgewiesen. Das Hauptinteresse aber nahm bald die schon von L. Keller aufgestellte und nunmehr von H. Haupt 85 1264 erneuerte und nachdrücklich ausgeführte Ansicht in Anspruch, dass der Codex waldensischen Ursprungs sei. Dem trat mit grosser Entschiedenheit und Schärfe F. Jostes entgegen 85 1265 (vgl. 86 1016, 1017), während L. Keller 86 1018 Haupt unterstützte. Eine dem Codex sehr nahestehende Bibelhs. wurde in Freiberg gefunden und von M. Rachel 86 1021 und später von Schellhorn 96 189 charakterisiert als Abschrift derselben Vorlage, aus der der Tepler geflossen ist. Waldensisches war hier nicht zu erkennen. Eine zusammenfassende Kritik des Streites gaben K. Biltz 86 1019 und G. Ellinger 88 142, ersterer gegen, letzterer für Haupt. In viel weiterem Umfange und unter neuen Gesichtspunkten wurde die Frage endlich wieder von W. Walther in seinem grossen Werke über die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters 90 127, 91 188, 92 188 aufgenommen und dahin entschieden, dass der Tepler Codex zwar sicher von Waldensern gebraucht worden ist, was durch die Randnotizen und Anhänge erwiesen wird, aber deshalb nicht in Waldenser Kreisen entstanden zu sein braucht. Der Ursprung dieser Übersetzung bleibt dunkel. Zur Kenntnis der vorlutherischen deutschen Bibelübersetzung hat daher Klimeschs Aus-

Das grosse, eben genannte Walthersche Werk hat über die Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzung Klarheit gebracht. Der Verf. hat das ungeheure Material ganz durchforscht und eine Anzahl von Gruppen, „Übersetzerkreise“, mit ihren Verzweigungen festgestellt. Die Entstehung in Waldenser- oder andern Ketzerkreisen ist abzuweisen; die Umarbeitungen und Änderungen der Ausgaben, z. B. der vierten, beruhen nicht auf Reaktion der Orthodoxie, sondern auf sehr verschiedenen, besonders formalen Gründen; einen deutschen Vulgatatext hat es nicht gegeben; die Übersetzer endlich waren zum Teil sehr gewandte und keineswegs am Lateinischen klebende Männer. Übersichtlich nebeneinander gestellte Proben sämtlicher Übersetzungszweige geben ein Bild von der Sprach- und Stilentwicklung. Walthers Untersuchungen nachzuprüfen bleibt eine wichtige Aufgabe. — Von grösseren Bruchstücken, die seitdem veröffentlicht sind, seien die Krumauer Perikopen von E. Maurer 92 184 und die Miscellen aus Grazer Hss. von A. Schönbach 99 128 erwähnt; hier werden auch besonders sprachliche Untersuchungen angestellt, die besonders lexikographisch von Wichtigkeit sind.

Neben diesen wichtigen Arbeiten erscheinen als Hauptgebiete der Beschäftigung mit der geistlichen Prosalitteratur die Mystik und die Predigt.

Für die Mystik war das grundlegende Material 1845 von Fr. Pfeiffer in seinen ‘Mystikern des 14. Jh.’ (1. Band enthaltend Hermann von Fritzlar, Nikolaus v. Strassburg, Bruder David, 2. Band, 1857, Meister Eckart) gegeben. Seitdem hat besonders H. S. Denifle Klärung in die mystische Litteratur gebracht. Er wies 79 585 nach, dass die Historia Tauleri mit Tauler gar nichts zu thun hat, dass das Meisterbuch eine tendenziöse Erfindung ist, und dass das Buch von geistlicher Armut (hsg. von Denifle, München, Huttler 1877) nicht von ihn herrührt. Er wies ferner nach (80 962, 963, vgl. 81 846, 847), dass der Gottesfreund vom Oberlande und seine Schriften Fiktionen des Strassburger Bürgers Rulman Merswin waren, den übrigens schon K. Schmidt als Verfasser des Buches von den neun Felsen 1859 erwiesen hatte. Alle früheren Arbeiten, wie die von K. Schmidt über die Gottesfreunde, Jena 1854, die fast gleichzeitigen von A. Jundt 80 961, die bezüglichen Ausgaben und Arbeiten von Pfeiffer und Preger, sind dadurch veraltet. In Preger hatte Denifle seinen heftigsten Gegner gefunden. Der zweite Teil von Pregers Geschichte der deutschen Mystik erschien unmittelbar nach Denifles Arbeiten 82 785; dessen Polemik gegen

Denifle wurde aber nicht nur von diesem selbst, sondern auch von andern Gelehrten, wie Ph. Strauch 83 1068 (vgl. die neue Ausgabe des Buches von den zwei Mannen von Fr. Lauchert 96 200), als unzulänglich nachgewiesen. Eine Ausgabe von H. Seuses deutschen Schriften gab Denifle in moderner Übertragung 81 845. Wesentliche Verdienste erwarb sich ferner Ph. Strauch durch seine Ausgabe der Offenbarungen der Margaretha Ebner und ihres Briefwechsels mit den hervorragendsten Mystikern, besonders Heinrich von Nördlingen 82 786. Herrschte bei Denifles Arbeiten mehr der kirchengeschichtliche Gesichtspunkt vor, so ist hier das germanistische wissenschaftliche Interesse im umfassendsten Masse geltend gemacht. Strauch gab ferner heraus die Offenbarungen der Adelheid Langmann, Klosterfrau zu Engelthal, Strassburg 1878 (QF. 26), ausserdem zahlreiche kleinere Beiträge in Zeitschriften.

Eine dritte Gruppe von wichtigen Untersuchungen bezieht sich auf den Begründer der Mystik überhaupt, Meister Eckart. Er war — jedoch nur in seinen deutschen Schriften — schon in den vierziger bis sechziger Jahren Hauptgegenstand des theologischen Interesses gewesen und in zahlreichen Schriften besonders von Preger, Schmidt und Lasson behandelt. Auch hier setzte Denifle mit neuen Untersuchungen im Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des M.-A. Band 2 und 5 ein. Er zog vor allem Eckarts lateinische Schriften, die er zum Teil neu entdeckte, heran und wollte zeigen, dass Eckart nur ein unklarer Scholastiker gewesen sei, und dass seine deutschen Schriften wenig Wert hätten. Dem trat 89 159 E. Kramm mit Erfolg entgegen, nachdem er schon 84 1057 gezeigt hatte, dass Eckart ganz selbständig eine deutsche Terminologie für die philosophischen Begriffe in populärem Interesse schuf. Sie sind auch bezeichnend für die Tiefe seiner Spekulation. Hierher gehört auch eine Charakteristik der deutschen Mystik von M. Rieger 79 589, in der auch gerade auf die Terminologie hingewiesen wird. Seuses und Taulers Schriften schliessen sich sehr eng an Eckart an. Neuerdings endlich hat Fr. Jostes 95 188 bisher ungedruckte deutsche Texte Eckarts herausgegeben, denen weitere Arbeiten folgen sollen. Für die germanistische Wissenschaft hat die Untersuchung der gesamten Sprache der Mystiker das grösste Interesse: eine

lich die Predigtlitteratur hervorgerufen. Neben zahlreichen Bruchstücken, die nach und nach veröffentlicht waren, lag der 1. Band der vollständigen kritischen Ausgabe der Predigten Bertholds von Regensburg von Fr. Pfeiffer Wien 1862 vor; der zweite folgte 1880 (s. 80 971) von J. Strobl, allerdings nach abweichenden textkritischen Grundsätzen. Schon 1879 (79 129) erschien eine Allgemeine Geschichte der deutschen Predigt von Cruel, die sehr anerkannt wurde, allerdings aber die Denifleschen Arbeiten noch nicht berücksichtigen konnte. Eine zweite, 1896 (96 196) erschienene Geschichte der Predigt von F. R. Albert berücksichtigt zwar diese und das inzwischen erschienene grosse Werk Schönbachs, verfolgt aber fast ausschliesslich theologische Interessen. Von grösseren Einzelveröffentlichungen seien die Altdeutschen Predigten aus dem Benediktinerstifte St. Paul in Kärnthen von A. Jeitteles genannt 79 548, aber das bei weitem wichtigste und voraussichtlich für lange Zeit grundlegende Werk war die Ausgabe der Altdeutschen Predigten in drei Bänden von A. Schönbach 86 1042, 88 145, 91 188, 189. Band 1 enthält die vollständige Ausgabe der weiterverzweigten und in Bruchstücken schon vielfach bekannt gewordenen Predigtsammlung des 14. Jh. nach der Leipziger Hs. A. Band 2 und 3 bringen die übrigen, weniger bedeutenden Sammlungen, so dass nunmehr in diesen drei Bänden das gesamte Textmaterial bis zu Berthold von Regensburg gegeben ist. Schönbachs textkritischer Grundsatz ist diplomatisch getreuer Abdruck der Hs. Alles Kritische ist in die Anmerkungen und den Kommentar verwiesen. Diese sind von ausserordentlichem Reichtum und stehen durch die Fülle und Vielseitigkeit ihrer Beziehungen einzig da. Alle Beziehungen der Predigten zur Bibel, zu den Kirchenvätern, zu andern kirchlichen und volkstümlichen Überlieferungen sind ausführlich dargelegt, die unmittelbaren Quellen festgestellt und, wenigstens im 2. und 3. Bande, sogar vollständig abgedruckt. Der erste Band enthält auch ein Wörterverzeichnis, das leider dem 2. und 3. Bande fehlt, eben wegen der ausführlichen Mitteilung der Quellen, und weil Lexer das Wortmaterial des dritten Bandes nach J. Schmidts Zusammenstellung im Nachtragsheft verarbeitet hat. Letzterer hat auch wichtige textkritische Bemerkungen veröffentlicht 94 155. Das ganze gewaltige Werk dient theologischen und germanistischen Interessen in gleich hervorragender Weise und ist gleichsam der Schlussstein zu den fruchtbaren Arbeiten auf dem Gebiete des geistlichen Lebens, das uns wie kein anderes der Litteratur- und Kulturgeschichte in den letzten 25 Jahren erschlossen ist. Schön-

bach hat damit seine Studien noch nicht abgeschlossen, wie 96 188 seine Veröffentlichung der Quellen zu dem von Kelle 1858 herausgegebenen Speculum ecclesiae beweist. Ein vierter Band des Predigtwerkes, der die Untersuchungen bringen soll, ist verheissen.

Die wichtigste Ergänzung zu diesen Werken bieten die zahlreichen Schriften über Berthold von Regensburg. Fr. Pfeiffer hatte, wie bereits oben bemerkt, eine vollständige Ausgabe seiner Predigten, Wien 1862, unternommen, deren 2. Band jedoch erst 80 971 von J. Strobl herausgegeben wurde. Er wich von Pfeiffers textkritischen Grundsätzen (Herstellung des reinen Mhd.) erheblich ab, indem er nur das offenbar Dialektische des Schreibers beseitigte, im übrigen aber, wie fast überall in neueren Ausgaben, die Hs. bestehen liess. Zugleich brachte dieser 2. Band auf fast 300 Seiten die Lesarten zum ersten, die sich aus genauerer Benutzung besonders der Brüsseler Hs. ergaben. Von Bedeutung für die Textsammlung sind die von A. Schönbach kürzlich in einer Vorauer Hs. gefundenen und veröffentlichten 5 Predigten 99 18, die er als Jugendwerke Bertholds ansieht. Schönbach hat auch 91 189 die schon von G. Jakob 81 888 aufgenommene Frage nach dem Verhältnis der deutschen zu den lateinischen Texten Bertholds gründlich erörtert. Jakob hatte das Verhältnis auf Grund von fünf zusammenhängenden Predigtwerken, die er Bertholds eigener Hand zuschrieb, so dargestellt, dass die lateinischen und deutschen Fassungen beide durchaus selbständige Arbeiten seien, jene mehr ausgearbeitet, diese freier und populärer gestaltet, jene auch von ihm selbst niedergeschrieben und geordnet, diese von andern während des Vortrages oder nachher aus der Erinnerung nachgeschrieben. Schönbach dagegen hat a. a. O. folgendes Verfahren aufgestellt: Berthold habe alle Predigten deutsch gehalten; diese deutschen Predigten seien aber lateinisch, zum Teil mit deutschen Randbemerkungen (eigenen Worten Bertholds), nachgeschrieben, und diese Nachschriften seien wiederum zum Teil deutsch, zum Teil lateinisch ausgearbeitet worden, zum Teil auch einfach so, wie sie nachgeschrieben waren, mit Einfügung der deutschen Glossen überliefert. Um nun die dadurch entstandene grosse Unsicherheit und Verwirrung zu beseitigen, habe Berthold seine Predigten selbst redigiert in den drei Rusticani; die deutschen Texte seien sämtlich aus den entsprechenden lateinischen Fassungen bearbeitet. Dieser schwierigen Konstruktion hat J. Schmidt (s. ebenda) widersprochen, aber eine befriedigende Lösung der Frage steht noch aus.

Leben und Charakteristik Bertholds hat auf Grund

zahlreicher Vorarbeiten (vgl. 81 853—855, 82 794) zuletzt E. Steinmeyer in der Realencyklopädie für protestantische Theologie 96 194 dargestellt. Von der reichen Ausbeute, die der berühmte Prediger für die Kulturgeschichte des M.-A. gewährt, war bereits oben die Rede, vgl. 90 185—189, 92 187—189.

Weniger als Berthold ist Geiler von Kaisersberg Gegenstand der Forschung gewesen. Eine kritische Ausgabe seiner Predigten giebt es auch heute noch nicht. Proben von deutschen Texten hatte nur Wackernagel in seinem Lesebuch gegeben. Seitdem ist aber durch Lorenzi 81 857 festgestellt, dass Geiler mit geringen Ausnahmen nur lateinische Schriften selbst geschrieben hat, dass mithin die deutschen alle Bearbeitungen sind. Lorenzi selbst hat (s. ebenda) in 5 Bänden eine Auswahl der wichtigsten Predigten und Schriften Geilers in freier Übersetzung aus dem lateinischen Grundtexte gegeben.

IV. Schauspiel.

Eine grosse Anzahl von Texten der altdeutschen geistlichen Spiele war im Anfang der siebziger Jahre bereits bekannt, von denen nur die Sammlungen von Hoffmann (Fundgruben), von Mone und von Weinhold genannt seien. Ebenso war Art und Eigentümlichkeit der Spiele schon vielfach litteratur- und kulturgeschichtlich behandelt worden, so von Pichler, Haase, Wilden (Geschichte der geistlichen Spiele, Göttingen 1872), Weinhold (Weihnachtsspiele, Graz 1853). Neue Texte veröffentlichte F. Kummer 82 725 in den Erlauer Spielen mit allem kritischen Zubehör, G. Milchsack im Egerer Fronleichnamspiel 82 724 und Heidelberger Passionsspiel 81 223, von A. Schönbach (s. ebenda) bemängelt. Eine eingehende Untersuchung der Geschichte der Oster- und Passionsspiele von G. Milchsack 80 249 ist über den ersten Teil, die lateinischen Osterfeiern betreffend, nicht hinausgekommen. In diesem aber wurde der ursprüngliche Kern der lateinischen Feiern, bestehend aus nur 4—5 Sätzen aus Markus 16, 1—7 und Matth. 28, 6, festgestellt und dessen allmähliche Erweiterung gezeigt. Doch vgl. dazu ebenda Schönbachs Recension. Zum besondern Gegenstande eingehendster Untersuchung machte dann aber J. Wackernell die altdeutschen Passionsspiele Tirols.

Nach einer vorläufigen Untersuchung der drei ältesten Tiroler Texte 87 70, die er als drei Recensionen des verlorenen Tiroler Passions aus dem Anfang des 15. Jh. erweist, folgte 97 166 die vollständige kritische Ausgabe des Sterzinger Textes, die mit der umfang-

reichen und reichhaltigen Einleitung (314 Seiten), sowie dem sorgfältigen Variantenverzeichnis (es sind nunmehr 12 Hs. verglichen) das massgebende Werk für die Geschichte der deutschen Passionsspiele überhaupt geworden ist. Wir erhalten ein Bild von den Anfängen im 13. Jh. (Benediktbeurer Spiel), der weiteren Ausbildung im 14. Jh. (Wiener, Maastrichter, St. Gallener, Frankfurter), der Blütezeit im Anfang des 14. Jh. (Sterzinger und Bozener) und dem Verfall. Der Tiroler Passion insbesondere ist um 1400 als dreiteiliges Spiel von einem entschieden dramatisch beanlagten Geistlichen gedichtet, ist aber verloren; die oben genannten Texte sind daraus hervorgegangen. Nicht geringeren Wert als für die Litteraturgeschichte hat die Einleitung auch für die Kulturgeschichte Tirols. Die Geschichte der Aufführungen, Beteiligung der Stände, die Gliederung, die Einführung weiblicher Rollen, das Kostüm, der Geldaufwand, die sittlichen und socialen Anschauungen, das alles wird in diesem Zusammenhange zum ersten Male erschöpfend behandelt.

Rein von der dramaturgischen Seite unterzog R. Heinzel das *geistliche Schauspiel* eingehender Untersuchung 97 165, indem er es im Sinne von Scherers naturwissenschaftlicher Methode „beschrieb“. Seine Beobachtungen sollen nur das psychologische Verständnis der ästhetischen Wirkung der Spiele vermitteln, haben daher auch nur ganz allgemeine ästhetische Bedeutung und gehören mehr in das Gebiet der Poëtik als hierher.

Dagegen hat die grösste litteraturgeschichtliche Bedeutung W. Creizenachs *Geschichte des neueren Dramas* 94 (6) 25, 95 (6) 11, in deren bis jetzt erschienenem 1. Bande das mittelalterliche Drama nach allen Seiten hin behandelt wird. Die wichtigeren Denkmäler werden analysiert und litterarhistorisch bestimmt. Quellen und Motive werden verfolgt, die Zusammenhänge nach allen Seiten beobachtet, und schon dies giebt dem Werke seine Stelle auch in der vergleichenden Litteraturgeschichte, abgesehen davon, dass der Stoffkreis überhaupt auch das französische, englische und italienische mittelalterliche Drama umfasst.

Der erste Band schliesst mit dem Humanistendrama; Weiteres ist noch nicht erschienen.

V. Lyrik.

Für die Entwicklung der Forschung auf dem Gebiet der mhd. Lyrik in dem letzten Viertel des Jahrhunderts lassen sich zwei der neuesten Werke als charakteristisch hervorheben, die in der Methode der wissenschaftlichen Untersuchung wie in der Kunst der Erfassung und Darlegung von Ergebnissen weit voneinander abstehen. Das eine vertritt den ruhig abwägenden Standpunkt der älteren Richtung, welche beim Beginn jener Periode zu der Jugend gehörte, die den alten strengen, kritischen Meistern zu Füssen sass. Aus dem anderen spricht in vollkommenster Weise jene modernere Auffassung der deutschen Philologie, welche durch den bedeutsamen Einfluss Scherers der Ästhetik einen grösseren Raum bei der Beurteilung der mittelalterlichen Dichter einzuräumen und die Erkenntnis von ihrem Werden und Schaffen auf eine breitere historische Basis zu stellen beflissen ist. Während es hier angestrebt wird, aus dem Vollen zu verstehen und nachzuempfinden und von dem Erschauten ein nach allen Seiten abgerundetes, geschlossenes Bild zu schaffen, neue und ganze Arbeit zu thun, in vollem Bewusstsein der Gefahr, über das Ziel hinauszuschiessen und hier und da Unbeweisbares zu behaupten, begnügt man sich dort, in exakter Forschung langsam vorschreitend Stein zu Stein zu fügen, Stück für Stück ruhig beobachtend, besonnen abwägend und überall auf die Lücken weisend, welche sich unserer Erkenntnis bieten. Die Ergebnisse so verschiedenartiger Arbeit müssen natürlich auch sehr verschieden sein. Hier überraschende Resultate in glänzender, bestechender Form, in der anderen Schrift der entgegengesetzte Eindruck: Unsicherheit und Fragezeichen an allen Enden, ja bisweilen ein solches Schwanken bei der Aufstellung der Positionen, dass der Nachsatz den Vordergedanken stark einzuschränken oder gar aufzuheben scheint.

Beide Wege der Forschung haben ihr Recht, sie sind unentbehrlich und ergänzen sich in der glücklichsten Weise. Der eine, auf welchem A. Schönbach in seinen „Anfängen des deutschen Minnesangs“ (1898) steht, schafft die Bausteine herbei und prüft ihre Brauchbarkeit und ‘Fuoge’ immer aufs neue. K. Burdach aber hält es (in seinem „Walther v. d. Vogelweide“, 1900) endlich an der Zeit, „an die Stelle der ertragreichen und den Fortschritten unserer Wissenschaft so nützlichen Arbeits-

teilung auch einmal die Arbeitsvereinigung zu setzen. Nur im vollen Zusammenwirken aller einzelnen Disciplinen der geschichtlichen Erforschung des mittelalterlichen Geisteslebens kann eine Annäherung an das Ideal der mittelalterlichen Philologie stattfinden." Am Anfang unserer Periode, welche die Durchbildung dieser beiden sich ergänzenden Forschungsweisen gezeitigt hat, stehen zwei ebenso bezeichnende Werkchen W. Scherers selbst: die eingehende Einzeluntersuchung bietenden „Deutschen Studien" über die Anfänge des Minnesanges, erschienen in Wien 1874, und die zusammenfassende „Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert", erschienen in Strassburg (QF. 12) 1875, also genau vor 25 Jahren (2. Aufl. 91 104). Hier wollte er „ein annähernd vollständiges Bild der mhd. Poësie in der Zeit ihres Emporstrebens entwerfen und versuchen, wie weit über die bisherige Behandlung derselben Epoche vielleicht hinauszukommen wäre". „Dass der kleine historische Versuch," sagt er im Vorwort, „den ich hiermit vorlege, verfrüht sei, fürchte ich nicht. Verfrüht wäre jede Gesamtdarstellung, bevor nicht das Detail erschöpfend durchforscht ist. Und doch kann die Erforschung des Einzelnen nicht gelingen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Gesamtdarstellungen gewagt werden."

Das grundlegende Material für den deutschen Minnesang lag damals zunächst in dem auch heut noch immer unentbehrlichen Hauptwerke, in Hagens Minnesängern (MSH) vom J. 1838 (vgl. Jsb. 79 467) vor, das seitdem durch die Herausgabe der Liederhandschriften[1], durch Untersuchungen[2] über sie und Auffindung neuer Bruchstücke wesentlich ergänzt worden ist. Ferner in der ersten und einzigen kritischen Gesamtausgabe der vorwaltherschen Dichtung, welche Lachmann-Haupt 1857 in des Minnesangs Frühling (MF) bot[3]. Daneben kommen in Betracht die Auswahlen von Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jh. 1864[4], welche dem Nichtforscher zur Kenntnisnahme der späteren Lyriker genügen muss, und seit 1892 die von Fr. Pfaff in der Stuttgarter Nationallitteratur (92 103, 94 141), welche für noch weitere Kreise berechnet ist. Endlich als Ergänzung die

[1] Faksimile-Ausgabe der Jenaer 96 151. Textabdruck der grossen Heidelberger von Fr. Pfaff 98 111.

Carmina Burana von Schmeller 1847, welche wiederholt zum Ausgang von Untersuchungen gemacht worden sind.

Diesen stellt sich eine Reihe von Einzelausgaben und Monographien zur Seite, welche sich mit dem Text, der Heimat und dem Dialekt, der Lebensgeschichte und der Kunst einzelner Dichter beschäftigen. Hier und in besonderen Zeitschriftartikeln ist die Forschung durch urkundliche Nachweisungen der Dichter oder ihrer Familiennamen und Geschlechter nicht unwesentlich gefördert worden, vgl. 84 1087. Vorzüglich hat sich F. Grimme (87 108, 88 124, 91 107, 92 110, 94 118, 117 u. ö.) darum verdient gemacht und die Ergebnisse in einer zusammenfassenden Arbeit 97 184 zu verwerten gesucht. Teilweis vortreffliche kleinere Lebensabrisse aller bekannten Dichter sind auf Grund gesicherten Materials in der Allgemeinen Biographie veröffentlicht, wobei namentlich Burdach und Roethe thätig gewesen sind. Hier findet man auch gute Litteraturnachweise.

Die verschiedenen Kontroversen über den Kürnberger, die, seit der Mitte der 60er Jahre (zuletzt von Scherer 74 in zwei Aufsätzen) lebhaft erörtert, länger geruht hatten, wurden besonders von R. Becker im 'Altheimischen Minnegesang', dann von E. Joseph 96 169 und K. Brunner 98 126 eingehend geprüft. Hierbei kommt Kürnberg als Name des Verfassers der Strophen (er sollte nur aus MF 8, 5 gefolgert sein) wieder zu Ehren, und den zahllosen Deutungen des Ausdrucks *Kürnberges wîse* fügt Joseph noch eine neue hinzu. Er erweist aber Zusammenhang in den Strophen, so dass sich die Frauen- und Männerstrophen als Wechsel darstellen, als Dichtungen eines Sängers, nicht als Improvisationen verschiedener Männer und Frauen der höfischen Gesellschaft (Scherer). Sie als Volkslyrik anzusprechen, scheint nicht angängig, wohl aber lassen sie sich zum Teil auf volkstümliche Grundlage zurückführen. Dies schneidet tief in die unten besprochene Frage nach dem Ursprung der Lyrik ein, bei deren Behandlung stets auch der Kürnberger gestreift wird. Über das Alter gehen die Ansichten ebenfalls weit auseinander. Doch treten die, welche die Lieder bis 1150 hinaufrücken wollten, mehr und mehr zurück gegen die, welche wie Wilmanns sie „nicht für älter halten mögen als die Nachbildungen der romanischen Lyrik in Deutschland". Joseph sucht Beziehungen zu den Liedern Heinrichs VI. zu erweisen, dem er die unter seinem Namen überlieferten Gedichte ohne Ausnahme zuschreibt, und glaubt den Kürnberger dadurch

ums Jahr 1180 setzen zu können. Über die Entstehung der Strophen handelt u. a. Wilmanns 88 115.

Über die Regensburger Burggrafen schafft P. M. Mayer 84 1019 geschichtliche Klarheit, indem er nachweist, dass beide Dichter dicht vor 1185 gestorben sind.

Die Dichtungen Hergers und Spervogels, die schon ehedem von Pfeiffer unterschieden wurden, und über die Scherer (D. Studien I) und Henrici 1876 gehandelt hatten, versuchte W. Wisser 82 771 aufs neue zu scheiden, während F. Garthaus 83 1082 noch einmal vergeblich für die Einheit eintrat. J. Meier 86 1004 (vgl. 91 124) verteidigte gegen Henrici, der ihn einen Pfälzer genannt hatte, die alemannische Heimat des älteren Dichters. R. Hildebrand erörtert kurz vor seinem Tode die ganze Frage noch einmal 95 121 und spricht von des Dichters *lieben sünen*.

Während vorher die Heimat- und Abstammungsfrage für Friedrich von Hausen (Paul, Spirgatis, Clemens v. Hausen, Henrici) im Vordergrunde gestanden hatte, suchen O. Baumgarten 82 757 und R. Becker 83 1016 die Liederbücher und Chronologie näher zu bestimmen. — Die Stellung des Gutenbergers in der Geschichte der deutschen Lyrik behandelt F. Hoppe 86 992.

Veldekes Sprache, insbesondere den Reim, untersucht C. Kraus 99 65 (vgl. 97 57), um zu erweisen, dass er in seinen Epen auf das Md. und Oberd., also auf eine Schriftsprache, Rücksicht genommen, in seinen Liedern aber uneingeschränkt seinen Dialekt gebraucht habe.

Albrecht von Johannsdorf hat durch J. Hornoff 89 117 eine umfassende Monographie erhalten, in der alle einschlägigen Fragen seines Lebens und seiner Dichtung behandelt werden. Desgleichen Heinrich von Morungen durch E. Gottschau 80 875. Seine Abhängigkeit von den Troubadours, schon längst von Bartsch (Germ. II) hervorgehoben, wird bis ins einzelne dargelegt von F. Michel 80 874. Die Abhandlung wird vielfach ergänzt von R. M. Werner 81 825, der zugleich sein Dichten zeitlich näher zu umgrenzen und seinen Einfluss auf

Kritik, welche K. Schütze auf Morungen anwendet, wird von A. Bielschowsky 91 117 zurückgewiesen.

Die Erörterung der Fragen über Reinmars von Hagenau Heimat und den Bestand seiner Lieder war schon in der ersten Hälfte der 70er Jahre lebendig geworden. Besonders E. Regel in der Germania und E. Schmidt in einer eigenen Monographie (QF. 4) über Reinmar und Rugge hatten sie behandelt, K. Jauker in einem Programm 1875 und H. Paul in den Beiträgen 1876 waren gefolgt. R. Becker, der 1877 (Bibliogr. 77 297) in den kritischen und biographischen Streit eingriff und den Dichter zu einem Österreicher machen wollte (vgl. den Nachweis von Familiennamen Hagenau in Österreich 93 114), trat 82 766 für diese Ansicht noch einmal ein und sah in dem Dichter zunächst den Fortsetzer des altheimischen, von fremdem Einfluss freien Minnesangs, wogegen sich Paul 82 778 und Burdach 84 1029 wandten. Dieser hatte mit eindringender Schärfe 80 879 (vgl. 81 881) alle einschlägigen Fragen, besonders die Abhängigkeit Walthers von seinem Lehrer, in einer wertvollen Monographie behandelt.

Für die Waltherforschung ist noch immer die Ausgabe von Lachmann (1827, 5. Aufl. von Müllenhoff 1875, seitdem Neudruck) massgebend, da sie allein einen umfangreichen kritischen Apparat bietet. Sie wurde 1869 in mehrfacher Hinsicht, besonders durch eine Einleitung und einen umfassenden Kommentar in Wilmanns Waltherausgabe, ergänzt. Ihr folgte 1870 eine andere kritische von K. Simrock' und in unserer Periode die von H. Paul 82 772 (2. Aufl. 96 178), welche sich geringeren Beifalls zu erfreuen hatten. Wichtig für den Text waren die von Milchsack aufgefundenen Bruchstücke 84 1035.

Wilmanns hatte in seiner Ausgabe die Anordnung der Strophen, welche Lachmann nach den Hss. gegeben hatte, verlassen und eine chronologische Ordnung versucht, um damit ein Bild von dem künstlerischen Werdegange des Dichters zu bieten. Gewissermassen epochemachend war es, dass er in seiner 2. Auflage 83 1088 diese Gruppierung aufgab und zur Lachmannschen Reihenfolge zurückkehrte. Nicht die unzulängliche Lösung hatte ihn dazu bestimmt, sondern eine grundsätzlich veränderte Auffassung von der mittelalterlichen Lyrik, welche seitdem viel erörtert worden ist. Früher hatte er „die Lieder Walthers als wirkliche Gelegenheitsgedichte angesehen, als ein fortlaufendes Bekenntnis der eigenen Herzenserfahrung, treuer selbst als die Bekenntnisse, die Goethe in seinen Dichtungen niedergelegt hat". Jetzt erschienen sie ihm „als Erzeugnisse einer künstlerischen

Phantasie, denen wir in Ermangelung anderer Zeugnisse schlechterdings nicht ablauschen können, wieviel Anteil die eigene Herzenserfahrung daran gehabt habe".

Die Anfechtbarkeit dieser extremen Anschauungen springt in die Augen. Sie hatte sich bis zur Textausgabe, welche 1886 folgte, schon gemildert. Denn hier nennt er lediglich praktische Gründe als bestimmend für die Rückkehr zur Anordnung Lachmann und versucht selbst wieder eine chronologische Folge nach ästhetischen Erwägungen. Nicht als wenn er glaubte, dass dieser Versuch absolut der Wirklichkeit entspräche, was wohl niemand geglaubt hatte, doch in der Hoffnung „dass die gewählte Ordnung ein annähernd richtiges Bild von dem künstlerischen Leben Walthers gewährt".

Dieses Leben unseres grössten mittelalterlichen Dichters ist seit Uhland fort und fort Gegenstand der Forschung und Darstellung gewesen. Zahllose Einzeluntersuchungen haben wichtige Ergebnisse gefördert. Am bedeutsamsten war die Auffindung der Reiserechnungen Wolfgers und die Datierung der Notiz durch J. Zingerle 77 804, die, vielfach umstritten, endlich durchdrang (vgl. Zarncke 79 477, Wackernell 80 891, Höfer 93 128). Die Heimatfrage, seit den 60er Jahren im Fluss, wird immer wieder angeschnitten und fördert viele Orte und Familiennamen Vogelweide zu Tage, ohne eine Entscheidung zu ermöglichen. Neben Tirol wird Östreich von Lampel 94 189, von andern selbst Böhmen 94 187 in Anspruch genommen, was aber Schönbach 95 128 zurückweist.

Gründliche Durcharbeitung des gesamten Stoffes und Darlegung aller streitigen Punkte mit besonnener Abwägung brachte zuerst W. Wilmanns 82 775, eine gute populäre Biographie A. Schönbach 90 119, eine scharf pointierte und höchst fesselnde Darstellung des Dichterlebens K. Burdach, nachdem er ergiebige Einzeluntersuchungen in seiner Monographie über Reinmar und Walther veröffentlicht hatte. Das Lebensbild war ursprünglich für die A. D. Biographie 96 179 geschrieben und ist 1900, erweitert durch besondere Untersuchungen über Walthers erste Sprüche u. a., selbständig erschienen. Auf Grund umfassender historischer Studien ist manch neuer Gesichtspunkt zur Erklärung seiner Dichtungen und zur Auffassung seiner Persönlichkeit gewonnen. In der Frage, wie weit seine Gedichte eigenen Erleb-

lassen und bewähren werden, bleibt abzuwarten. Jedenfalls darf die Waltherforschung von diesem Werke aus mit Befriedigung auf die Ergebnisse der letzten 25 Jahre zurückblicken.

Von den auf Simrock (1833, 6. Aufl. 1876) gefolgten Übersetzern erwähnen wir u. a. A. Schröter 80 885, Br. Obermann 86 1011 und K. Kinzel 93 101.

Von den Zeitgenossen Walthers hat nur Hartmann von Aue (vgl. o. S. 263 f.) die Forschung weiter angeregt und eine selbständige Arbeit von F. Saran 90 104 hervorgerufen. Sein Versuch, nach metrischen Gesichtspunkten Anhalt für die Zeitfolge der Lieder zu gewinnen, wurde von F. Vogt 91 118 zum Teil bekämpft, zum Teil ergänzt. Acht Jahre später nahm Saran dann die Untersuchungen wieder auf und vertiefte sie auf Grund der Rhythmik 98 42, 99 (5) 26.

Textuntersuchungen über Freidank brachte W. Wilmanns 84 1021.

Von den späteren Minnesängern erschienen in Einzelausgaben: der Marner von Ph. Strauch 1876; Friedrich von Sonnenburg von O. Zingerle 78 437 (vgl. 80 880); Hugo von Monfort von K. Bartsch 80 878 und von J. Wackernell 81 822; Ulrich von Winterstetten von A. Minor 82 781; Reinmar von Zweter von G. Roethe 87, 129 (vgl. 84 1032) mit einer sehr umfangreichen Einleitung, welche viele einschneidende Fragen behandelt.

Über die Reihenfolge der Lieder Neithards handelte R. M. Meyer 83 1027. Die Frage, ob seine Lieder bäurische oder höfische Dichtungen seien, beantwortete W. Wilmanns in dem Sinne, dass er seine Thätigkeit unter den Bauern begonnen habe 85 1254, wogegen A. Schönbach gewichtige Gründe ins Feld führte 92 117. Er sieht 98 117 in seinen Liedern den natürlichen Rückschlag wider den sentimentalen und verkünstelten Überschwang des höfischen Minnesangs. Alles Einschlägige erörtert noch einmal A. Bielschowsky 91 122, die Entwicklung der parodistischen Richtung F. Schürmann 98 180. Neidhardstudien über Strophenbau und Strophenfolge brachte K. Credner 97 150, eine Ausgabe des Dichters Fr. Keinz 89 121, an die sich mehrere Untersuchungen in demselben Jahre von Manlik, Puschmann, Zoepfl u. a. 90 109 schlossen.

Den Versuch einer kritischen Ausgabe des Spruchdichters Boppe macht G. Tolle 94 116 (vgl. 87 110); den Mönch Hermann von Salzburg gab F. Arn. Mayer 96 172 heraus.

Monographien erschienen ausserdem über:

Gottfried von Neifen von G. Knod 77 808, H. Zeterling 80 876, W. Uhl 88 181 (über Echtes und Unechtes, wogegen F. Vogt 91 128), Fr. Grimme schrieb über die Geschichte des Dichters und seines Geschlechts 94 128. — Ferner über:

Frauenlob von A. Börckel 81 817; Muscatblut von A. Puls (Dialektuntersuchung) 81 828; Bruder Wernher von F. Lamey 81 888; Kristân von Fr. Grimme (Text, Leben, Verhältnis zu Morungen) 85 1247; Jakob von Warte von F. Techen (mit Text) 86 996; Steinmar von Klingnau von R. Meissner (mit Text) 86 1006; Heinrich von Laufenberg von E. R. Müller 89 120; Hans Hessenloher von A. Hartmann 91 114; Rudolf von Rotenburg von J. Wahner 92 120; Rumezlant von F. Panzer 94 124; Tannhauser von J. Siebert 94 181 (Heimat Franken 95 128); Witzlaw von Fr. Kuntze (dazu Sprachliches von W. Seelmann) 94 184; Heinrich von Mügeln von K. Helm 96 168; Ulrich von Lichtenstein von A. Schönbach 96 175; Otto von Botenlauben von Silv. Vogel (über Text, Bau des Leiches) 98 182; Klara Hätzlerin von K. Geuther (über Entstehung der Sammlung) 99 108, vgl. (9) 212.

Der späteren Lyrik ist verhältnismässig wenig Arbeit zugewandt. Hervorzuheben sind ausser den Artikeln der A. D. B. die Ausgabe des Hermann von Salzburg von F. Arn. Mayer 96 172 die Aufsätze über Muscatblut u. a.

In diesen Ausgaben und Monographien werden natürlich hier und da auch Fragen von allgemeiner Bedeutung gestreift oder eingehender besprochen. Einige von diesen haben auch eine besondere Behandlung gefunden, wie die Metrik. Dem daktylischen Rhythmus der Minnesänger, den ihnen manche ganz absprechen wollen, hat R. Weissenfels 86 986 eine eigene Schrift gewidmet, der W. Wilmanns seine Untersuchungen zur mhd. Metrik 88 115 folgen liess. Gegen ihre Herleitung des Daktylus aus dem Romanischen wandte sich Saran 98 42, vgl. 182. In einem Aufsatz über Wernhers Marienlieder handelt

dienstes aufgestellten Behauptung widerspricht A. Schönbach 96 157 und 98 117, indem er nochmals feststellt, dass nur verheirateten Frauen gedient wird. Dass die Frauenstrophen von Frauen verfasst seien, hatte schon W. Wilmanns 1881 Anzeiger 7 bestritten. Die Frage wird neu beleuchtet von F. Brachmann 87 102, eine neue Erklärung versucht Streicher 91 103; vgl. Joseph unter Kürnberg S. 291. Die Standesverhältnisse der Minnesänger erörtert A. Schulte 95 112.

Über die wichtigsten Punkte gehen die Meinungen der Forscher noch immer weit auseinander. So über die Frage nach dem Ursprung der deutschen Lyrik. Ihre Loslösung von der Epik hatte in feinsinniger Weise schon Wackernagel hervorgehoben, ein Hervorspriessen aus verlorenen oder doch nur in wenigen Resten und Spuren erhaltenen Volksliedern nahmen die meisten älteren Germanisten an (vgl. MSD[2] S. 363, II[3] 154), und Müllenhoff lehrte eine erste Entwicklung dieser ritterlichen Kunst, unabhängig von romanischen Vorbildern, an der Donau um 1150. Zuerst neu angeschnitten wurde die Frage wohl durch E. Martin 1876 in ZfdA. XX über die Carmina Burana und die Anfänge des deutschen Minnesanges, wo die lateinische Vagantenpoësie als Vorbild der deutschen Lyrik hingestellt wird. Nur die Anlehnung an schon vorhandene Muster, von denen die lateinischen natürlich viel leichter und allgemeiner zugänglich waren als die französischen, erklärt nach Martin die rasche und reiche Entfaltung des ritterlichen Minnesangs, welcher, vor 1180 kaum nachweisbar, um 1190 schon in vollster Blüte steht. Dieser Gedanke wird erst von O. Schreiber 94 110 weitergeführt, findet Zustimmung von K. Marold 96 154, entschiedenen Widerspruch aber von Wallensköld 95 109, Burdach (Reinmar und Walther), R. M. Meyer (ZfdA. XXIX) und A. Berger (ZfdPh. XIX).

In Fluss aber kam sie, als K. Burdach 81 331 aufs neue für die Existenz einer alten Volkslyrik eintrat, während W. Wilmanns (AfdA. VII) „entschieden bestritt, dass es vor dem höfischen Minnegesang eine volksmässige Liebeslyrik in Deutschland gegeben habe“, eine Ansicht, die er in seiner zweiten Waltherausgabe 1883 weiter ausführte. Er meint: „Die Liebeslyrik in ihrer persönlichen Form als eine sich fortentwickelnde und der Entwicklung fähige Kunstgattung ist nicht älter als die Erhebung der ritterlichen Gesellschaft“ (vgl. ZfdA. 29, 65; Beitr. z. Gesch. d. ä. d. Litt. IV, 89; AfdA. 24, 161). Burdach verteidigte seine Position 83 1007, indem er andere Völker zum Beweis heranzog, während R. M. Meyer 85 1248 die Existenz der Volkslyrik vor

1150 aus der Übereinstimmung der Kunstlyrik, Arn. Berger (ZfdPh. XIX) aus der Berührung mit charakteristischen Eigentümlichkeiten der Volksepik zu erweisen suchte. E. Th. Walter 89 103 wandte sich gegen diese Anschauungen und wurde von R. M. Meyer 90 94 bekämpft, und O. Streicher 91 108 wollte die Übereinstimmung der älteren Lyrik in der Diktion aus der Umgangssprache erklären. Auch R. Becker hielt es für eine unbeweisbare Hypothese, dass der „altheimische Minnesang" (1882) noch beträchtlich über Kürnberg in ältere Zeit hinausgehe, und A. Schönbach 92 117 verwarf die Annahme einer durch viele Jahrhunderte erhaltenen altgermanischen lyrischen Volksdichtung. Ob hier die extremen Ausdrücke mit Absicht gewählt sind, weiss ich nicht. Jedenfalls nahm Schönbach 98 117 einen mehr vermittelnden Standpunkt ein. Hier leugnet er nur „reiche Entfaltung einer Volkslyrik vor der ritterlichen", was wohl niemand vorher behauptet hatte, und zwar nur für Deutschland, während er sie für Frankreich annimmt und Zeugnisse für alte deutsche Volkslyrik nicht ganz leugnet, sondern nur „zu spärlich und zerstreut" nennt. Volkstümlichen Ursprung des d. Tageliedes nahm W. de Gruyter 87 99 und ähnlich G. Schläger 95 110 an.

Der Streit hat also unsere Erkenntnis in mehrfacher Hinsicht vertieft; ist es auch noch nicht zum endgültigen Abschluss gekommen, so ist doch wichtig, dass selbst ein Gegner wie Schönbach das Bestehen einer Volkslyrik vor und neben dem Kürnberger nicht ganz zu leugnen wagt.

Damit hängt aufs engste die Frage nach Alter, Umfang und Bedeutung des romanischen Einflusses zusammen. Lange galt der Satz unbestritten, dass die alten Donaudichter von Frankreich unbeeinflusst, die westlichen Lyriker von ihm abhängig und dass die Nachahmung der Fremde erst von Reinmar nach Osten gebracht sei. Ihn verteidigte noch R. Becker 82 766. Die starke Anlehnung Heinrichs von Morungen an die Troubadours erwies Ferd. Michel 80 874 (vgl. 81 885). Im grössten Gegensatz dazu befindet sich Wilmanns, der AfdA. VII sogar für den Kürnberger romanische Muster annahm, was H. Neubourg 85 1248 unterstützte, doch ohne allgemeinen Beifall

sei. Auf diesen Verkehr mit dem Westen will er die frühe Ausbildung des Rittertums daselbst zwischen 1150—1250 zurückführen und deshalb das Eindringen des Frauendienstes vor 1150 setzen.

Hier bedarf noch alles der Nachprüfung, die erst möglich wird, wenn einmal das volle Material der Nachahmung zusammengestellt ist. Es wird dann streng zwischen wirklicher Nachbildung fremder Lieder und Anlehung an solche, zwischen direkter Entlehnung einzelner Motive und der Anregung zu scheiden sein, welche auch echt deutsche und originale Dichter aus dem Anhören fremder Lieder empfangen konnten.

Damit aber steht im engsten Zusammenhange die biographische Ausdeutung und Verwertung unserer Lieder. Anfangs benutzte man sie unterschiedslos zur Konstruktion des Lebens der Dichter, indem man annahm, dass jeder Liebesgesang auf wirklichem Erlebnis beruhe. Im äussersten Gegensatz dazu wollte man später in ihnen nur Konventionelles, zur Unterhaltung der Gesellschaft Erfundenes und Nachahmung von Vorbildern sehen. Nach Schönbach 98 117 (vgl. Wilmanns AfdA. 7, 259) muss deshalb auf biographische Ausdeutung der Lieder verzichtet werden. Dagegen spricht u. a. Burdachs Auffassung von Walthers und O. Rössners 98 133 von Morungens Dichtungen. Besonnene Untersuchung der einzelnen Persönlichkeiten und sorgsame Abwägung aller Verhältnisse wird hier langsam der Wahrheit näher führen und auch vor dem Fehler bewahren, anzunehmen, dass Anlehnung an fremde Muster ohne weiteres für Unwirklichkeit, für leere Nachahmung und Erfindung spreche. Neue Gesichtspunkte für die innere Chronologie sucht, wie oben erwähnt, Burdach in seinem Walther aus ästhetischen Erwägungen, Saran 98 42 aus rhythmischen zu gewinnen. Burdach hat seinen neuen Massstab der Chronologie auch auf andere Dichter angewandt (Walther S. 32 ff.).

Was uns nun zunächst fehlt, das ist eine zusammenfassende Arbeit, welche nach dem Muster von Wilmanns Waltherausgabe in einem starken Bande Einleitungen, Texte und Kommentar mit Berücksichtigung der romanischen Entlehnungen von den vorwaltherschen und in einem gleichen von den übrigen Lyrikern, zunächst des 13. Jahrhunderts, vereinigt. Eine solche bequeme Übersicht, welche das zerstreute Material gesammelt, gesichtet und klar bearbeitet vor Augen stellte, würde eine gewaltige Anregung zu neuen Forschungen bieten. Hoffen wir, dass uns das

neue Jahrhundert auf eine solche Auferstehung der mittelalterlichen Minnesänger nicht allzu lange warten lasse.

Friedenau.

Kinzel.

Das 16. Jahrhundert[1].

1. Allgemeines.

Um das Studium der deutschen Litteratur der Reformationszeit haben sich in neuerer Zeit insbesondere zwei Männer verdient gemacht, Karl Goedeke und Wilhelm Scherer. Jener lieferte durch seinen 1859 erschienenen und 1886 wiederum erneuerten Grundriss für alle weiteren Forschungen eine unschätzbare Grundlage, die das weitschichtige bibliographische Material und die biographischen Daten mit einer knappen, sachkundigen Charakteristik vereint darbietet; auch gab er in seinem Gengenbach (1856), Everyman (1865) und den in Gemeinschaft mit Julius Tittmann edierten Deutschen Dichtern des 16. Jh. (1867—1880) reife Früchte seiner auf emsige Durchforschung des grossen Arbeitsgebietes und Nachweisung litterarischer Zusammenhänge gerichteten Thätigkeit, wenngleich sich die letztgenannte Sammlung mehr den Bedürfnissen des grossen Publikums als den Ansprüchen der gelehrten Zunft anbequemte. Diese nüchterne, historisch-deskriptive Betrachtungsweise suchte Scherer in eine komparativ-genetische umzuwandeln, als er in seiner in Gemeinschaft mit O. Lorenz unternommenen Geschichte des Elsasses (1871; 3. Aufl. 1886), im 9. und 10. Kapitel seiner Litteraturgeschichte (1884), wie in einzelnen Artikeln der Allgemeinen deutschen Biographie (seit 1875), in den Anfängen des deutschen Prosaromans (1877) und den Studien über Dramatiker (1878) mit der kühnen Energie seines Wesens das gleiche Feld in Angriff nahm. Scherer fasste die Litteraturgeschichte als einen Teil der Geschichte des gesamten geistigen Lebens auf, er suchte die allgemeinen Bedingungen der Entwicklung zu ermitteln und beim einzelnen Kunstwerke durch Vergleichung der geschicht-

lichen Ursachen und Vorbilder die persönliche Besonderheit des Verfassers anschaulich zu machen. Vielfach warf er neue Probleme auf und regte seine Schüler zu ihrer Lösung an.

Freilich, je näher man den Dingen rückte, desto mächtiger schwoll die zu bewältigende Stoffmasse an. Zunächst mussten die seltenen Werke durch zuverlässige, wortgetreue Abdrücke zugänglich gemacht werden. Neben den Publikationen des 1839 gestifteten Stuttgarter litterarischen Vereins ist hier namentlich die von Zarnckes Schüler W. Braune 1876 begonnene Reihe der Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jh. zu erwähnen, die es gegenwärtig bereits auf 172 Nummern gebracht hat, dann Kürschners Deutsche Nationallitteratur, Scherers Deutsche Drucke älterer Zeit in Nachbildungen, Sauers Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen und die mehr landschaftlichen Sonderinteressen dienenden elsässischen, schweizerischen und böhmischen Litteraturdenkmäler. Ferner ergab die fortgesetzte Katalogisierung der Handschriftenschätze öffentlicher Bibliotheken und deren systematische Durchsuchung durch einzelne Gelehrte, wie A. v. Keller 90 (21) 18 und R. Priebsch 96 4 b, auch für die Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst manches Neue. Die bedeutenderen Forschungen auf dem Gebiete der Buchdruckergeschichte, wie H. Pallmanns Sigmund Feyerabend, Charles Schmidts Répertoire bibliographique strassbourgeois, F. W. E. Roths Arbeiten und die F. H. Reuschs über den katholischen Index librorum prohibitorum 86 1061, 87 7 a, 89 11, durften so wenig unberücksichtigt bleiben wie die Veröffentlichungen der wichtigen Universitätsmatrikeln von Bologna, Erfurt, Frankfurt a. O. Greifswald, Heidelberg, Krakau, Leipzig, Marburg, Rostock, Wittenberg. Inzwischen zogen Geschichtsforscher und Kulturhistoriker da und dort versteckte und vergessene Chroniken, Selbstbiographien, Reisebeschreibungen, Briefe hervor, gingen den Spuren des aus Italien nach Deutschland verbreiteten Humanismus nach und befruchteten so auch die Arbeit der Litterarhistoriker. Namentlich aber haben seit dem Lutherjubiläum des Jahres 1883 die Theologen, protestantische wie katholische, ihre Aufmerksamkeit dem Reformationszeitalter zugewandt und durch manche Entdeckungen in das germanistische Gebiet hineingeleuchtet.

Angesichts dieser Stofffülle ist es nicht so sehr zu verwundern, dass sich für die beiden Auflagen von Pauls Grundriss der germanischen Philologie kein Gelehrter fand, der eine wissenschaftliche Gesamtdarstellung der deutschen Litteratur des 16. Jh. übernehmen wollte. Ausser Goedeke und Scherer haben

sich nur zwei Historiker dieser Aufgabe unterzogen, Johannes Janssen 88 4 und Friedrich v. Bezold 90 2. Beide gehen mehr den politischen und religiösen Strömungen, dem Kulturleben des Reformationszeitalters als einer Charakteristik der einzelnen litterarischen Persönlichkeiten nach; aber gerade weil die Litteratur dieser Periode so eng mit jenen Lebensgewalten zusammenhängt, erweist sich eine solche Betrachtungsweise förderlich. In der Ausführung freilich steht Janssen, der einen Haufen einseitig ausgewählter Kollektaneen vor uns ausschüttet, weit hinter den feinsinnigen, knappen und gleichwohl auf tiefgehenden Studien ruhenden Übersichten Bezolds zurück. — Dafür erhielt die Litteratur einzelner Landschaften gute Bearbeitungen. Die Litteraturgeschichte des Elsasses zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jh. schrieb 1879 der Strassburger Theolog Karl Schmidt, ein Kenner der Mystik und des Humanismus und zugleich ein trefflicher Bibliograph, sich leider durch den Gebrauch der französischen Sprache der unmittelbaren Wirkung selbst beraubend 85 1297; die reiche Entwicklung der Schweiz, besonders auf dem Gebiete des Dramas, führte J. Baechtold 92 (6) 5 in streng deskriptiver Haltung vor, ohne sich mit der Gliederung des gewaltigen Stoffes viel abzugeben; die minder umfangreiche, aber noch sehr wenig gekannte Litteratur Böhmens fand in R. Wolkan 90 5, 91 2, 94 4 einen sorgsamen Bibliographen, Editor und Darsteller. Knapper fasste sich R. Krauss 97 (6) 10 in seiner schwäbischen, sowie J. W. Nagl und J. Zeidler 97 (6) 9 in ihrer östreichischen Litteraturgeschichte. — Wichtig auch für den deutschen Forscher sind Ch. H. Herfords 'Litterarische Beziehungen zwischen England und Deutschland im 16. Jh.' 86 1049; denn obwohl sie hauptsächlich die Einwirkung des deutschen Kirchenliedes, der Gespräche, des Schuldramas, der Volksbücher und Satiren auf England schildern, geben sie auch für jene viele treffende und überraschende Resultate. Der Pflege der italienischen Litteratur am bairischen Hofe ging K. v. Reinhardstöttner 87 3, 88 60 mit Erfolg nach; die Stellung der Juden in der deutschen Litteratur behandelte L. Geiger 88 5.

2. Lyrik.

Den einzelnen Gattungen uns zuwendend betrachten wir

Grundlage, neben der Eugen Wolffs kleine Auswahl 93 78 nicht in Betracht kommt. Ergänzungen dazu sind von katholischer wie von evangelischer Seite geliefert worden. Die lateinische geistliche Dichtung des Mittelalters ist durch die emsige Herausgeberarbeit der Jesuiten G. M. Dreves und C. Blume (Analecta hymnica 1886—1901, 35 Bände), die deutsche namentlich durch W. Bäumker hervorgezogen und ins Licht gesetzt worden. Bäumker hatte als Nachfolger S. Meisters übernommen, zu den von Kehrein (1855—1865) aus den ältesten katholischen Gesangbüchern Vehes, Leisentritts u. a. abgedruckten Texten auch die Singweisen hinzuzufügen; doch liefert er in seinem trefflichen Werke 83 206, 86 1037, 92 58 weit mehr, nämlich eine Geschichte des katholischen Kirchenliedes, eine ausführliche Bibliographie und ein Litteraturverzeichnis. Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder hat J. Zahn 1889—1893 (6 Bände) gesammelt. Als weitere Hilfsmittel sind E. E. Kochs Geschichte des Kirchenliedes (4. Aufl. 1866—1877, 8 Bände), Albert Fischers Kirchenliederlexikon (1878; vgl. 86 1088) und J. Julians Dictionary of hymnology 93 87 anzuführen.

Unter den Streitfragen, die sich an das Kirchenlied knüpften, ist die wichtigste die nach seiner Entstehung. Phil. Wackernagel hielt es für ein Produkt der Reformation und behauptete, vor Luther seien überhaupt keine deutschen Lieder in der Kirche gesungen worden. Demgegenüber erbrachte Bäumker den Beweis, dass im 15. Jh. in verschiedenen Gegenden neben dem lateinischen liturgischen Choral (nicht statt seiner) vom Volke in der Kirche deutsche Lieder angestimmt wurden, und zwar bei dramatischen Aufführungen an den höchsten Festtagen, ferner in Verbindung mit den Sequenzen, auch vor und nach der Predigt auf Geheiss des Predigers, endlich bei Prozessionen. Luther erhob den bisher nur geduldeten deutschen Kirchengesang allmählich zum liturgischen Gesang der neuen Gemeinden und nötigte dadurch auch die katholischen Bischöfe zu mancherlei Koncessionen, obwohl bei ihnen der alte gregorianische Choral der einzig berechtigte liturgische Gesang blieb. Dass auch Luther neben der deutschen Messe für Stifter und Dome, die über einen geschulten Sängerchor verfügten, die lateinische Messe empfahl, und dass diese sich in evangelischen Gemeinden bis ins 18. Jh. erhielt, hat dann R. v. Liliencron 93 79, 98 70 nachgewiesen.

Unsere Kenntnis des geistlichen Liedes vor der Reformation ward durch verschiedene Handschriftenfunde vermehrt, so durch

R. Brandstetter 85 919, J. Neuwirth 85 920, F. W. E. Roth 93 80, M. Estermann 91 85, R. Wolkan 95 78, 79, P. Bohn 97 54, H. Riemann 97 52, P. Bergmans 95 78. Eine charakteristische Umdichtung eines weltlichen Liedes veröffentlichte J. Werner 90 53, eine neue Fassung des bekannten 'In dulci iubilo' L. Voltz 98 65. Besonders interessant sind die von W. Bäumker 95 66 samt den Melodien zum Abdruck gebrachten 79 Lieder aus dem Cistercienserstift Hohenburg.

Aus der Reformationszeit sind nicht bloss Luthers Verdienste auf diesem Gebiete, wie später dargelegt werden soll, beleuchtet worden, sondern es hat auch das Kirchenlied der Schweiz und das der böhmischen Brüder durch Th. Odinga 89 48 und R. Wolkan 91 81 eine zusammenhängende Darstellung erfahren. Dabei hat sich ergeben, dass von den in Michael Weisses Gesangbuch gesammelten Liedern der böhmischen Brüder nur ein kleiner Bruchteil, ein Zehntel, auf tschechische Originale zurückgeht. Der musikalischen Seite des evangelischen Kirchengesanges gelten die Untersuchungen über seine erste Entwicklung von Ph. Wolfrum 91 88 und F. Zelle 99 78, 00 60. — Von den Gesangbüchern des 16. Jh. liegen einige, das Zwickauer von 1525 (90 49), das Magdeburger von 1596 (88 56) und das katholische des Hecyrus 91 2, in vollständigem Neudrucke vor; andere, bisher unbekannte sind genau beschrieben worden: so auf evangelischer Seite das Wittenberger von 1526 (99 75), Strassburg 1526 (84 1099), Zürich um 1545 (97 59), Kronstadt 1554 (86 1099, 87 17, 90 167), Frankfurt um 1560 (99 76), Hof 1561 (97 56, 98 71), Strassburg 1568 (90 50), Heidelberg 1573 (90 51), Zürich 1580 (90 52), Augsburg 1581 (84 1101), Dresden 1593 (95 71), süddeutsch 1609 (88 166), Magdeburg 1621 (86 1101), die Strassburger Gesangbücher insgesamt von Hubert (00 59); auf katholischer der Hymnarius von 1524 (94 69) und die Münstrer Kirchengesänge von 1629 (96 70). — Handschriftliches Material wurde herangezogen von A. Englert 91 86, 92 211, O. Ackermann 89 45, G. Arndt 00 68, J. Bolte 93 85, Tümpel 94 225, für die Lieder der Wiedertäufer von Th. Unger 93 82, 94 65, 95 80, 97 60 und F. Menčik 97 61, für die Salzburger Katholiken von G. Westermayer 89 42, A. Hartmann 94 66; ein Flugblatt von Odinga 91 89. — Zahlreich sind die in den Blättern für Hymnologie (1883—1889) und anderwärts verstreuten Beiträge

umständen der Dichter gewidmeten Arbeiten. Die von Bertheau, Roethe, Schumann verfassten Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie wollen wir nicht einzeln aufzählen und auch sonst nur einiges herausheben. Poësien des Fürsten Magnus von Anhalt gab Hosäus 86 1091, 87 51 heraus; über die der Königin Maria von Ungarn mit Recht oder Unrecht zugeschriebenen Gedichte handelten J. Bolte 93 188 und Th. Kolde 95 115, 96 121. Die Familie des Decius oder Hovesch wies H. Lemcke in Stettin nach 87 54, 88 44, 89 28a, die Herkunft des Speratus = Paul Offer aus Röthlen bei Ellwangen entdeckte G. Bossert 86 1208, dem P. Tschackert 91 176 und Th. Kolde 99 197 in ihren biographischen Beiträgen beistimmten. Wolfgang Musculus ward von A. Erichson 97 162, Selnecker von F. Dibelius 88 164 a, Salminger von M. Radlkofer 99 179, Kantz von A. Geyer 98 58 a, Lossius von W. Görges 85 1888, Luthers Freund Johann Walther von H. Holstein 84 1124 geschildert. Eine Prudentius-Verdeutschung von Reissner zog G. Sixt 90 119, Lieder von Zwick, Blaurer, Zwingli F. Spitta 98 210, 97 58, 98 17, 98 214 hervor. Einen vollständigen Neudruck von Nicolaus Hermanns Sonntagsevangelien veranstaltete R. Wolkan 94 55; Melissus' Psalmenübertragung ward von M. H. Jellinek 96 176, Rinkarts Lieder von J. Linke 86 1174 herausgegeben. Der von Linke beigefügten Lebensbeschreibung Rinkarts folgte eine zweite von Graubner 87 115, die Einzelheiten berichtigte. Den Katholiken Vehe und Querhamer widmete N. Paulus 92 105, 93 162 besondere Studien. — Endlich ist der Einfluss des protestantischen Kirchenliedes auf das Ausland zu erwähnen. Englische Übersetzungen wiesen Ch. H. Herford 84 1107 und Mearns 86 1128, dänische J. Paludan 97 2 a, rhätoromanische F. Spitta 98 68, bulgarische F. W. Seraphin 96 71 nach.

Wer sich mit dem weltlichen Liede des 16. Jh. eingehender beschäftigen will, hat es nicht leicht sich einzuarbeiten. Zur ersten Einführung zwar genügt neben Goedekes Liederbuch aus dem 16. Jh. (1867) das ganz vortreffliche, auch mit Melodien versehene Buch R. v. Liliencrons 85 906 'Deutsches Leben im Volkslied um 1530'. Desto schwerer ist trotz Goedekes und Böhmes bibliographischer Übersichten ein Überblick über das in Liederhandschriften und Einzeldrucken verstreute Material zu gewinnen. Da ein alphabetisches Register der Liederanfänge, wie es Bartsch 86 878 einst für die gesamte altdeutsche Dichtung plante, wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, muss man sich an die umfangreiche Einzellitteratur halten. Die Heidel-

berger Sammelhandschriften lassen sich in K. Bartschs Verzeichnis 87 (21) 41 überblicken, dem von Haltaus publicierten Liederbuche der Hätzlerin hat K. Geuther 99 212 eifriges Studium gewidmet, eine Augsburger Sammlung von 1454 Bolte 90 (10) 167, die von Kebitz angelegte F. Keinz 92 110, die niederdeutsche Ebstorfer E. Schröder 90 (17) 51, die der Anna von Köln 88 (10) 277, verschiedener fürstlicher Personen 90 (10) 168, 92 (10) 382 und des Rostocker Studenten Fabricius 88 (10) 270 Bolte, die des Freiherrn von Reiffenberg A. Kopp 00 208, die Jauffener M. v. Waldberg 93 (10) 384, die in hebräischen Lettern geschriebene Eisak Wallichs F. Rosenberg 88 278, andere R. Eitner 00 207, G. Buchwald 87 227, Stötzner 95 218, R. Priebsch 96 4 b und F. W. E. Roth 93 (10) 381; 92 (10) 385 untersucht und teilweise abgedruckt, zahlreicher kleiner Funde zu geschweigen. — Von den gedruckten Liederbüchern erlebten die Bergreihen eine neue Ausgabe durch John Meier 92 (10) 388, an die sich R. Bäumers Untersuchung 95 214 anschloss, über die Drucke des Frankfurter Liederbüchleins handelten Bolte 90 169 und Wolkan 99 218, über ein verbreitetes Liederquodlibet Lübben 83 701, über die grossenteils hochdeutschen Quellen der 1883 von W. Mielck abgedruckten niederdeutschen Liederbücher A. Kopp 00 205, der auch auf die häufige Verwendung des Akrostichons in dieser Zeit aufmerksam machte 00 204; auf dänische und schwedische Übersetzungen ging Bolte 90 (10) 227 ein. Für die zumeist in diesen Sammlungen enthaltenen Volksdichtungen Entstehungszeit und Ort festzustellen, ist natürlich schwierig; immerhin könnte man an eine Chronologie der Lieder denken und an Untersuchungen über einzelne Balladen, wie sie A. Hauffen 95 (10) 319 und R. Wolkan 97 (10) 318 mit Glück unternommen haben. Vorläufig sind gerade für die Balladen noch rein philologische Aufgaben zu lösen, da das verdienstliche, reichhaltige Altdeutsche Liederbuch (1877) und der Deutsche Liederhort (1893—94) des Musikers F. M. Böhme in dieser Hinsicht manche Mängel aufweisen und hinter der dänischen Sammlung Grundtvigs und der englischen Childs zurückstehen. Dafür liefert uns für das historische Volkslied R. v. Liliencrons Sammlung (1865—69) ein treffliches Hilfsmittel, das durch

an den Verfassern solcher Lieder auf besondere Ereignisse, wie Kaspar Winzerer (A. Hartmann 90 170), M. Zollner und Veit Weber (L. Tobler 95 226, 97 216), Jörg Graff (Th. Hampe 97 48), an den Dichtern von Lobsprüchen auf einzelne Städte, wie den Wienern Schmetzl 92 155 und Weytenfelder 98 184, dem Münchner Mair 96 117, dem Tiroler Rösch 99 168, den Schweizern Gletting (Th. Odinga 91 24), Stumpf 90 165, Wirri 95 224, Bletz 00 17, den Augsburgern Heupold 95 68 und Dilbaum 95 84, 98 82, dem Kölner Haselberg 86 1077, 87 41, den Pritschmeistern Flexel 86 1072, Han 87 200, Mayer 98 188, sowie Jakob Frischlin 96 68 und Hans Kolb 85 1344 und anderen in der Allgemeinen deutschen Biographie Verzeichneten.

Erfreuliche Fortschritte hat in den letzten Jahren die Erforschung des Meistergesanges gemacht, obwohl von den Versuchen einer Gesamtdarstellung nur der letzte von Mey 00 161 mit einer bedingten Anerkennung angeführt werden kann. Die Spuren von Meistersängern sind an verschiedenen Orten weiter aufgedeckt worden: in Mainz, woher die von Bartsch 1862 im Auszuge edierte Kolmarer Handschrift stammt (P. Runge 96 189; F. W. E. Roth 96 126), Strassburg (Martin 82 760, 761, 92 118; F. Streinz 93 188), Augsburg (F. Keinz 93 142), Ulm 87 100, München 89 105, Rothenburg (Th. Hampe 93 189), Iglau (F. Streinz 94 118), Steyr (H. Widmann 86 1154; Hampe 93 189), Magdeburg 86 1153, Danzig (Bolte 95 185), vor allem aber natürlich in Nürnberg. Von einigen Handschriften in Basel und Pest gaben K. Bartsch 88 872 und A. Hartmann 94 117 Beschreibungen. Puschmanns Bericht des Meistergesanges von 1571 ward von R. Jonas 88 129, die Nürnberger Ordnung von 1616 durch E. Mummenhoff 94 151, die Melodien der Kolmarer Handschrift durch P. Runge 96 129, die Töne des Hans Sachs von seinen Biographen Ch. Schweitzer 89 149 und R. Genée 94 189 zugänglich gemacht; die Kunstausdrücke der Meistersänger erläuterte O. Plate 88 111. Einen Überblick über den Betrieb des Gesanges bei den regelmässigen Zusammenkünften ermöglichen die von K. Drescher 98 184 f. herausgegebenen Nürnberger Meistersängerprotokolle der Jahre 1555—1689, die anfangs von Hans Sachs geführt wurden. — Die einzelnen Persönlichkeiten lernt man aus dem nützlichen Verzeichnis der Meistersänger des 16. Jh. von F. Keinz 94 151 kennen, dem verschiedene eingehende Artikel G. Roethes in der Allgemeinen deutschen Biographie an die Seite zu stellen sind. Auch sind Kunz Has von E. Matthias 88 89, 89 86, Nunnenbeck, Oesterreicher, Watt von Th. Hampe 95 125, 94 151, 97 215, Hager und

Beer von Bolte 94 51, 20, 99 42, die Augsburger Rogel und Spreng von M. Radlkofer 98 155 und Keinz 93 210 in besonderen Aufsätzen charakterisiert worden. Stofflich interessante Meisterlieder verschiedener Verfasser zogen Goedeke 83 1024, Hampe 93 140, 96 125 und Bolte (93 141, 94 120 f., 96 158, 97 155; auch in den Ausgaben der Schwankbücher von Schumann, Frey und Montanus) hervor. Eine grössere, planmässige Auswahl, wie sie Goedeke einst im Sinn hatte, fehlt freilich noch. Dafür tritt uns die fruchtbare und einflussreiche Thätigkeit des Hans Sachs durch E. Goetzes und K. Dreschers 91 104, 00 175 Bemühungen immer deutlicher vor Augen. Beide geben, während sich Goedeke 84 1251 auf eine Auswahl von 159 geistlichen und weltlichen Liedern beschränkte, sämtliche Meisterlieder des Nürnberger Poëten heraus, welche Fabel- und Schwankstoffe behandeln, darunter viele, die nicht vom Dichter später zu Spruchgedichten umgewandelt wurden.

Italienischer Einfluss tritt in den Liebesliedern hervor, die der Östreicher Christoph von Schallenberg handschriftlich hinterlassen hat (J. Hurch 91 (10) 336, 92 133, 94 161), und in den von Regnart 1576—79 nach Art der Neapolitanen komponierten Texten (R. Eitner 95 219). Verschollene Renaissancedichter sind der Brabanter Jan van der Noot und der Pfälzer Theobald Hock, von denen uns der eine durch eine Biographie A. Vermeylens 99 161, der andere durch einen Neudruck M. Kochs 99 62 nähergerückt ist. Hunger und Held, die Verdeutscher von Alciatos Emblemata, wurden von M. Rubensohn 97 2 eingehend behandelt. Dem bedeutendsten Vertreter der deutschen Kunstlyrik vor Opitz, Weckherlin, ist endlich durch Hermann Fischer 94 226, 95 218 die verdiente Gesamtausgabe zu teil geworden.

3. Erzählende Dichtung.

In die erzählende Dichtung in gereimter und prosaischer Form versuchte F. Bobertag durch seine Geschichte des Romans in Deutschland (1876) und sein Narrenbuch 85 1434, die Volksbücher 87 10 und Schwänke des 16. Jahrhunderts 87 9 einzuführen, ohne jedoch strengere Ansprüche zu befriedigen, wie sie namentlich Scherer in seinen Anfängen des deutschen Prosaromans (1877) erhob. Die höfischen Kreise Südwestdeutschlands

Pfalzgräfin Mechthild 83 1061, A. Goettes Ausgabe von Püterichs Ehrenbrief 99 164 und den Füetrer gewidmeten Arbeiten R. Spillers 85 914 und A. Peters 86 1084 kennen. Kaiser Maximilians Teuerdank ist von Goedeke (1878) und W. H. Rylands 85 1418, sein Weiskunig von Alwin Schultz 88 109 neu herausgegeben und der Anteil Pfinzings 87 114 und Treitzsaurweins an diesen Werken untersucht worden. Häufiger als Marquard von Stein 93 225 und Pforr 97 166 hat Stainhöwel, dessen Verdeutschung von Boccaccio's Werk De claris mulieribus Drescher 96 180 herausgab, die Forschung beschäftigt (Ph. Strauch 93 (14) 66); von verschiedenen Seiten wurde ihm die Übersetzung des italienischen Decameron abgesprochen; den Verdeutscher, der sich selber nur als Arigo bezeichnet und auch die Fiori di virtù (F. Vogt 96 181; K. Drescher 99 17, 00 12) aus dem Italienischen übertragen hat, suchte K. Drescher 97 207, 00 11 in dem Geistlichen Heinrich Leubing aus Nordhausen nachzuweisen. Den Schweizer Verdeutschern französischer Rittergeschichten wandten J. Bächtold, K. Schorbach 97 141 und A. Bachmann 92 113, 96 64 Fleiss zu. Warbecks Magelone edierte Bolte 95 212, Wetzels Reise der Söhne Giaffers Hermann Fischer und Bolte 97 226, die nach dem Niederländischen bearbeiteten Heymonskinder F. Pfaff 87 (10) 109. Die von A. Bachmann und W. Singer 1889 aus einer Züricher Handschrift hervorgezogenen Deutschen Volksbücher beruhen teils auf älteren Ritterepen, teils sind es geistliche Legenden. Auch andere vor der Reformation Luthers erschienene Legenden wurden erneuert 87 (10) 81, 95 55, während Wenzel 92 36 Vielfelds protestantische Bearbeitungen älterer Werke beleuchtete. W. Golther gab das Siegfriedslied neu heraus 89 (10) 216, 91 (10) 375, Zimmermann Thyms Dichtung Thedel von Wallmoden 88 174 und Gödings Heinrich den Löwen 88 37.

Unter den älteren Schwankdichtungen wurden die niederdeutschen und englischen Verzweigungen des Pfaffen von Kalenberg durch E. Schröder 88 (17) 27 und W. Köppen 95 (17) 58, die des Bruder Rausch durch H. Anz 97 (17) 82, 98 (11) 32 behandelt; unter den späteren aber zog mehr als Widmann (Chr. Kolb 93 258), Albrecht 92 16a, Mahrold 97 45, Sandrub 90 186 (G. Milchsacks Neudruck 1878) und namenlose Autoren 00 195 verdientermassen Hans Sachs die Aufmerksamkeit auf sich. Erst seitdem der von A. v. Keller 1870 begonnene Abdruck der Folioausgabe von E. Goetze unter steter Hinzuziehung der Handschriften des Nürnberger Dichters (vgl. 94 151) mit dem 21. Bande 93 159 abgeschlossen und durch Hinzufügung zweier weiterer Textbände 95 142, 96 145

vervollständigt vorliegt, ist eine Ehrenschuld an diesen reichsten Dichter des 16. Jahrhunderts bezahlt. Eine umfassende wissenschaftliche Biographie aber, die über die Leistungen von Ch. Schweitzer 88 146, E. Goetze 91 102 und R. Genée 94 189 hinausgeht, wird erst möglich sein, wenn auch die eigenhändigen Gesamtregister des Hans Sachs vollständig vorliegen. Die interessantesten Spruchgedichte, von denen J. Tittmann 85 1487 eine Auslese bot, nämlich die sämtlichen Fabeln und Schwänke, machte E. Goetze 93 170, 94 187 allgemein zugänglich. Mit der Ermittlung ihrer Quellen beschäftigten sich K. Drescher 90 128, 91 104, 94 155, A. L. Stiefel 94 151, 95 149, 152, W. Golther 94 151, A. Wünsche 96 177, W. Abele 97 180, 99 177, mit der Metrik des Dichters W. Sommer 84 1257, M. Herrmann 94 151, J. Minor 95 148, 96 179, mit seinem Nachleben im 17. Jh. A. Richter 93 175.

Auch den Schwankerzählern hat die Gunst der Forscher nicht gefehlt. Über der Entstehung des Eulenspiegelbuchs, dessen ältestem erhaltenem Drucke von 1515 (85 1818) sicher mehrere frühere voraufgingen, schwebt noch Dunkel, das Chr. Walther 94 (17) 25 zu lichten bestrebt war; den Namen des Helden deutete E. Jeep 96 180 als 'Verre podicem', seine Grabschriften behandelten W. Crecelius 87 (10) 47 und E. Schröder 91 (17) 80, Stoffparallelen A. L. Stiefel 95 48 und R. Köhler 00 84. Pauli ward von der Nachrede, ein getaufter Jude zu sein, befreit 87 109, 88 144, seine in einem Villinger Frauenkloster gehaltenen Predigten ans Licht gezogen 88 114, 98 151 und das Fortleben seines Buches 'Schimpf und Ernst' verfolgt 95 181. Wickrams naturwüchsiges Erzählertalent ward von Scherer und E. Schmidt 97 230 treffend charakterisiert und seine bisher ungewissen Lebensumstände von Waldner 92 209, 95 222 erforscht. A. Barack gab die auch an lustigen Schwänken reiche Zimmerische Chronik 81 888, vgl. 93 255, F. Lichtenstein die Schwankbücher Lindeners 84 1132, Bolte die von Schumann 94 182, Frey 97 45, 98 58 und Montanus 99 158, Th. Raehse Krügers Hans Clawert (1882) heraus. Zur Kenntnis Kirchhofs 92 64, Messerschmidts 93 146, Hertzogs 99 158, Lundorfs 00 67, des Wegekörters 95 (17) 62 erschienen kleinere Beiträge. Den Verfasser des Schildbürgerbuches suchte L. Arbusow 89 172 in Ostpreussen, E. Schröder 89 176 am Oberrhein, E. Jeep 90 163, 91 156 dagegen in dem Wittenberger Universitätskommissar Hans Friedrich von Schönberg.

diesem Autor beschäftigt und uns eine gute Auswahl seiner Werke 92 40, 93 48, 95 50 geliefert hat. Die alte Streitfrage über Fischarts Geburtsort ist jetzt zu Gunsten Strassburgs entschieden 91 22, 96 48. Seine Geschichtklitterung liegt uns endlich in einem nach der Ausgabe letzter Hand (1590) veranstalteten Neudrucke A. Alslebens 87 81, 91 21 vor, der auch die Varianten der älteren Drucke verzeichnet; sein Verhältnis zu Rabelais untersuchten L. Ganghofer (1881), G. Schwarz 85 1820, J. A. Frantzen 92 41, W. Ellmer 95 52.

Ein besonders anziehendes Problem stellte der Forschung das Faustbuch. Nachdem der Text des ersten Druckes von 1587 durch W. Braune (1878; vgl. Zarncke 88 82) und W. Scherer 85 1816 zugänglich gemacht worden war, ging man der Frage nach seiner Entstehung zu Leibe, die durch W. Meyers Entdeckung von vier 1575 zu Nürnberg aufgezeichneten Fausthistorien 95 47 und G. Milchsacks Veröffentlichung einer älteren hsl. Redaktion des Faustbuches 96 89 gefördert wurde. Man erkannte, dass hier die Volkstradition über den historischen Faust, der mit Hilfe neuer Zeugnisse immer deutlicher aus der Verschleierung der Sage hervortrat 94 88, 85, 95 44, 96 40, 97 85, 98 88, durch einen mit geringem poëtischem Vermögen ausgestatteten Autor mit andersgeartetem, gelehrtem Materiale verbunden und zu einem Romane verarbeitet war. Nachdem E. Schmidt 87 (10) 48, 96 88 betont hatte, dass die von Faust so teuer erkauften übernatürlichen Geheimnisse in lächerlichem Widerspruche zu den thatsächlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen seiner Zeit standen, wurden nun auch die vom Autor benutzten, meist wörtlich ausgeschriebenen Quellen im einzelnen nachgewiesen 88 80 f., 91 19, 96 89. Die Tendenz dieses frei komponierten Romanes aber sah W. Meyer in der Darstellung der Seelenkämpfe eines wissensdurstigen Gelehrten, während Milchsack und Schmidt richtiger die antikatholische, lutherische Richtung des Verfassers betonten, der seinem Helden nicht staunenswerten Titanentrotz, sondern frechen, gottlosen Fürwitz zuschreibt.

4. Schauspiel.

Die Erforschung der dramatischen Dichtung verdanken wir namentlich den von Goedeke und Scherer ausgegangenen Anregungen. Einen Überblick über das Schauspiel der Reformationszeit gab H. Holstein 86 1180, 87 8, der zwar R. Genées Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels (1882) und J. Janssens Betrachtung des Schuldramas 94 170 weit überragt,

aber häufig die rechte Kunst zu charakterisieren vermissen lässt. Eine kleine Auswahl von Texten lieferte R. Froning 95 180; vgl. 92, 66.

Von den einzelnen im 16. Jh. wirkenden Strömungen erhielt das geistliche Drama des Mittelalters eine eingehende Beschreibung durch R. Heinzel 96 160, 97 (14) 165, während V. Michels 96 161 die Masse der älteren Fastnachtspiele scharfsinnig in landschaftliche Gruppen sonderte. Die Übersetzungen und Nachahmungen der antiken Komiker Plautus und Terenz prüften K. v. Reinhardstöttner 86 1193, O. Günther 86 1194, M. Herrmann 91 (14) 146, 93 (14) 141, (15) 186 und H. Wunderlich 93 156, während F. Straumer 88 144 eine einzelne Terenz-Übersetzung herausgab. Das unter dem Einflusse der Reformation emporblühende neulateinische Schuldrama ward studiert, wozu sich P. Bahlmanns bis 1550 reichende Bibliographie 93 (20) 47 als Hilfsmittel anbot; nicht bloss Reuchlins Komödien 88 (20) 200, sondern auch Wimpfeling 92 (20) 125, Gnapheus 91 (20) 163, Macropedius 97 (20) 53, Betuleius 95 (20) 42 und Naogeorg 91 (20) 174 feierten ihre Auferstehung in den 1891 von M. Herrmann und S. Szamatólski begründeten Lateinischen Litteraturdenkmälern des 15. und 16. Jh.; ihnen folgten Lorich 97 (20) 54, Hunnius 98 (22) 74, 99 (22) 58, Stummel 99 (22) 64 und dazu Gretser 98 (22) 70 als Vertreter des Jesuitendramas, dem J. Zeidler 88 151, 96 (20) 79, P. Bahlmann 96 (20) 78 und A. Dürrwächter 98 (22) 58a Sorgfalt widmeten. Den Wanderzügen der englischen Berufsschauspieler gingen spüreifrige Aktenforscher nach (vgl. Goedeke, Grundriss 2, 524); viele ihrer Stücke wurden von J. Tittmann (1880), W. Creizenach 89 163, J. Meissner 84 1267, F. Bischoff 99 185 und Bolte 93 191, 95 185 abgedruckt. Auch das Auftreten der minder einflussreichen französischen 87 141, 88 158 (vgl. 86 1192), italienischen 87 140 und niederländischen 95 188 Komödianten fand Beachtung.

Die vergleichende Betrachtung verschiedener dramatischer Behandlungen desselben Stoffes schärfte den Blick für die Besonderheiten der einzelnen Dichter, wenn man auch vielfach bei der blossen Konstatierung von Entlehnung und Beeinflussung stehen blieb, ohne die Entwicklung der dramatischen

98 175, der verlorene Sohn von Holstein (1880), F. Spengler 86 1182, 88 143 und P. Raché 91 123, die Moralität vom sterbenden Menschen nach Goedekes Vorgang (Everyman 1865) durch Bolte 89 (17) 75. An weltlichen Stoffen wurden zu ähnlicher Behandlung erkoren die Schauspiele von der schönen Magelone (Holstein 86 1209), vom Prinzenraub (P. Frantz 92 145), Fortunatus (P. Harms 92 146), Luther (K. Reuschel 97 190) und vom Studentenleben (Erich Schmidt 1880). — Die Verwendung der komischen Figur schilderte C. Reuling 90 156, die eingelegten Chorlieder sammelte und betrachtete R. v. Liliencron 90 158 f.

Unter den einzelnen Landschaften hat das Drama der Schweiz durch Bächtolds Litteraturgeschichte, seine Ausgabe Niclaus Manuels (1878; F. Burg 96 120) und die dreibändige Auswahl von Schauspielen 90 145, 91 110, 93 187, denen sich die von Th. Odinga und J. Oeri veröffentlichten Fastnachtspiele des jüngeren Manuel 92 107 und Stimmers 91 177 (vgl. 94 186) anreihen, die reichste Förderung erfahren. — Aus dem Elsass sind Neudrucke Garts (E. Schmidt 1880) und W. Spangenbergs (E. Martin 97 149, A. Dähnhardt 97 204, 98 176) und Aufsätze über Seitz 93 199, Rasser 94 133 und Zyrl 89 189, aus Schwaben Forschungen über das noch immer ungedruckte Künzelsauer Fronleichnamsspiel (T. Mansholt 93 188), über Donaueschinger Passionsspiele (Bolte 88 139), das schwäbische Fastnachtspiel von der Actio de sponsu (A. Kaiser 99 181), Birck (H. Holstein und E. Sievers 84 1080, 85 1301), Zihler (K. Trautmann 85 1457), Fischer (A. Holder 91 23) und der Abdruck des Endinger Judenspiels (K. v. Amira 84 1265) zu erwähnen. — In Franken regten die Nürnberger Hans Sachs, Culmann (Holstein 88 23), Probst (L. Lier 89 155) und Ayrer (E. Pistl 93 28, 96 25, Bolte und R. Köhler 00 18) zur Erforschung an. Die Fastnachtspiele des Erstgenannten wurden von Goetze herausgegeben 84 1251, 87 118; mit den vom Dichter benutzten Quellen beschäftigten sich A. L. Stiefel (91 107, 92 126, 93 173, 98 159, 99 178, 00 180) und andere (84 1255, 87 119, 89 147, 151, 91 106, 93 181). Das Schreinerspiel des Regensburgers Egl zog A. Hartmann 93 43 ans Licht. — Aus Östreich erhielten wir die Tiroler Passionsspiele in J. Wackernells trefflicher Edition 94 167, 97 (14) 166, Rabers Fastnachtspiele (O. Zingerle 86 1191), ein Drama Herzog Ferdinands II. (J. Minor 89 28; vgl. 98 43) und eine gute Monographie von F. Spengler über den Wiener Poëten Schmeltzl 84 1272. — Den Schlesier Bohemus charakterisierte derselbe Spengler 93 31. — Von den sächsischen und thüringischen Dramatikern wurden durch Neu-

drucke zugänglich gemacht Ackermann und Voith (Holstein 85 1298; Bolte 87 9; vgl. 98 179), May (K. Eichhorn 95 118), Hayneccius (Th. Raehse 1882; O. Haupt 91 26) und Rinkart (Carl Müller 84 1250; H. Rembe 85 1486; vgl. 95 188); einzelne Beiträge erschienen zu Schernberg, dem Verfasser der 'Päpstin Jutta' (R. Haage 92 158), zu Greff 94 50, Baumgart 93 80, Scharschmidt 86 1181. — In Hessen entdeckte man die Dirigierrolle des Alsfelder Passionsspiels 92 184, H. Diemar berichtete über ein hsl. Drama vom Bauernkriege 97 187, Goedeke (Grundriss 2, 522) über den Landgrafen Moritz, Ph. Losch über seinen Gehilfen Rhenanus 97 169. — Dem Rheinlande gehört die Ehekomödie Steyndorffers an, auf die Stiefel hinwies 92 208. — In Niederdeutschland gab Bolte Stücke der Brandenburger Lasius 84 1128 und Krüger 84 1126 (vgl. 97 62), A. Freybe den Mecklenburger Schlu 92 154, F. Spengler den Pommern Hollonius 91 28 heraus; H. Schwab behandelte die Leistungen des braunschweigischen Herzogs Heinrich Julius 99 59, von denen Tittmann 1880 eine Auswahl veröffentlicht hatte, John Meier den Märker Tharäus 95 196. Von den in niederdeutscher Sprache geschriebenen Spielen sehen wir hier ab und bemerken nur noch, dass die Allgemeine deutsche Biographie fast sämtliche Dramatiker des 16. Jh. aufgenommen hat.

Die kleineren Beiträge zur Theatergeschichte einzelner Städte wollen wir hier in alphabetischer Folge aufzählen. Ein Verzeichnis der Schweizer Aufführungen gab J. Bächtold in seiner Litteraturgeschichte. Umfänglichere Darstellungen lieferte für Nürnberg Th. Hampe 97 193, 00 198, für Wien A. v. Weilen 97 194, 98 169, für Frankfurt Elise Mentzel (1882), für Danzig Bolte 95 185. — Annaberg 98 168, Augsburg 87 1204, Bartfeld 85 1447, Basel 87 141, 00 188 a, Breslau 99 188, 189, Chemnitz 92 142, Chur 95 187, Essen 96 167, Frankfurt 92 (6) 6, Gebweiler 89 161, Graz 95 1446, 92 139, 143, Hamburg 86 1199, Heidelberg 98 171, Herborn 97 188, Hermannstadt 88 152, Hildesheim 88 148, Kassel 86 1200, 89 167, Kaufbeuren 86 1196, Köln 86 1205, 89 167, 97 195, Leisnig 96 65, Lübeck 88 148, Lüneburg 88 148, Luzern 85 1441, 86 1184, 93 189, Meissen 86 1198, München 84 1269, 87 140, 89 159 a, 91 118, 96 168, Münster 99 187, 00 192, Nördlingen 87 129, Nürnberg 86 1203. 90 148. Rostock 91 117. Salzburg 90 149. 92 148. Schiltach

5. Didaktik.

Bei der Betrachtung der didaktischen Litteratur scheiden wir zunächst die geistliche von der weltlichen. Nachdem der Protestant Geffcken 1855 und der Katholik Hasack 1868 (vgl. auch 89 18) recht beachtenswerte Auszüge aus der hsl. und gedruckten volkstümlichen Erbauungslitteratur vor der Reformation geliefert hatten, ist namentlich F. Falk 90 18, 91 7 den Messauslegungen, Sterbebüchern und ähnlichen, meist mit Holzschnitten gezierten Werken in bibliographischen Beschreibungen und Auszügen nachgegangen. Die katholischen Katechismen sammelte Chr. Moufang 84 1290, während R. Priebsch 96 86 einen gereimten Streit zwischen Leib und Seele hervorzog. Mit Geiler von Keisersberg beschäftigte sich L. Dacheux eingehend, der auch 1877—1882 seine ältesten Schriften herausgab; eine populäre Auswahl seiner Werke veranstaltete Phil. de Lorenzi 81 857, 82 790, 83 1059. — Auf protestantischer Seite betrachtete H. Beck 93 10 die religiöse Volkslitteratur der evangelischen Kirche in grösserem Zusammenhange, G. L. Schmidt 88 11 führte die Predigtweise der Reformationszeit in einer Anthologie vor; G. Kawerau 90 48, F. Hubert 99 68, F. Cohrs 00 5 verfolgten die Reihe der evangelischen Katechismen. Wie die neutestamentliche Allegorie vom christlichen Ritter im 16. Jh. als ein protestantisches Ideal vielfach ausgestaltet ward, zeigte Erich Schmidt 90 17, 00 4; vgl. P. Weber 00 80. Unter den volkstümlichen Predigern der Zeit nach Luther fand Mathesius in G. Loesche einen wohlvorbereiteten Biographen und Herausgeber 94 118, 95 117, 96 122, 97 154, 98 182; um Cyriacus Spangenberg machte sich H. Rembe 87 147, 88 167 in ähnlicher Weise verdient. — Die reiche Flugschriftenlitteratur der ersten Reformationsjahre, von der O. Schade 1855—1858 eine schöne Auslese und A. Baur 1872 einen charakterisierenden Überblick gab, lockte seither noch manchen Forscher an, zumal die konfessionelle Polemik sich oft der künstlerischen Form des Reimes und des Dialogs, der bisweilen zum Drama ward, bedient. So beschäftigten sich mit Huttens deutschen Schriften G. Balke 91 92, S. Szamatólski 90 47, W. Köhler 98 58, 99 66, C. Wernecke 00 55; mit Sickingen E. Kück 99 104, mit Endorf Holstein 89 27

K. Lange 91 70 in ihrer Verzweigung. — Auf der gegnerischen Seite erfuhr nächst Murner am meisten Beachtung Cochläus, dem M. Spahn 98 25 eine grosse Monographie widmete, und dessen Bockspiel Holstein 00 25 herausgab. N. Paulus 92 18 stellte gewissermassen als Arbeitsprogramm ein Verzeichnis von 122 allzu wenig bekannten katholischen Autoren des 16. Jh. auf und erforschte neben vielen anderen Walassers Leben und Schriften 95 211. Die Volksschriftsteller der Gegenreformation schilderte K. v. Reinhardstöttner 94 10 (vgl. 88 60), die Übersetzer spanischer Litteraturwerke musterte A. Schneider 98 6, den fruchtbaren Albertinus R. v. Liliencron 84 1078; Auszüge aus Tibianus gab A. Birlinger 86 1275.

Unter den weltlichen Didaktikern ist Sebastian Brant, dem wir billigerweise den ersten Platz einräumen, ein wenig in den Schatten getreten, als ob die vortrefflichen Leistungen Zarnckes und Goedekes von einem Wettkampfe zurückgeschreckt hätten. F. Bobertags Ausgabe des Narrenschiffs 91 14, der die alten Holzschnitte (dazu W. Weisbach 97 12) beigegeben sind, und L. Singers Abhandlung 96 80 bedeuten keinen sonderlichen Fortschritt. Die ausländischen Übersetzungen behandelte F. Fraustadt 94 28; unbeachtete Schriften Brants spürten Wolfram 86 1058, R. Priebsch 96 4b, K. Varrentrapp 96 29 und Ad. Schmidt 98 20 auf. Desto mehr mühte man sich um Murner. Seine Schelmenzunft (Scherer 1881, E. Matthias 90 112, G. Balke 91 92) und die Narrenbeschwörung (Goedeke 1879, Balke 91 92, M. Spanier 94 126) liegen in je drei Neudrucken vor; die Badenfahrt (E. Martin 87 102), die Mühle von Schwindelsheim (Albrecht 84 1249), die Gäuchmatt (W. Uhl 96 180), die Schriften an den deutschen Adel (E. Voss 99 60) und vom lutherischen Narren (G. Balke 91 92), seine Handzeichnungen zu Sabellicus (Martin 92 115, 93 155) sind ebenfalls zugänglich gemacht. M. Riess 90 118 untersuchte seine Quellen und Arbeitsweise, J. Popp 98 142 seine Metrik; M. Spanier 93 150 zeigte, dass die Narrenbeschwörung vor der im selben Jahre 1512 erschienenen Schelmenzunft entstanden ist, W. Kawerau 91 92 f. zeichnete Murners Stellung zur mittelalterlichen Kirche und zur Reformation; andere lieferten biographische Details. Die Vorbedingungen zu einer grösseren Monographie sind also vorhanden. — Ein solches Werk wäre auch für Fischart er-

bachs 1879, 84 1089), Rückbeil (1880), A. Englert 92 42, 94 41 und A. Hauffen verdanken, besonders die Ermittlung der von Fischart verwerteten Quellen. So zeigte uns J. Bächtold, der 1880 das dem Glückhaften Schiff von Zürich zu Grunde liegende lateinische Gedicht Gualthers nachwies, später die Vorgänger der Praktik 90 85, P. Koch 92 44 das in der Flöhhaz überarbeitete Gedicht Mathias Holtzwarts, Hauffen die Vorlagen des Podagrammischen Trostbüchleins und des Ehezuchtbüchleins 93 48 f., 94 39, während T. G. G. Valette 89 30 den Bienenkorb mit dem holländischen Werke von Marnix verglich. Eine hübsche Charakteristik des Fischartnachahmers Johannes Sommer lieferte W. Kawerau 92 197.

Für die einzelnen Richtungen und Stoffe der reichen didaktischen Litteratur in Vers und Prosa sind erfreuliche Ansätze zu zusammenfassender Behandlung gemacht worden. Das unerschöpfliche Thema der *Frauen* behandelte W. Kawerau 92 14, 93 11 für die ganze Reformationszeit und ein anonymer Lutherophilus 93 124 für Luther im besonderen; Eybs Ehebüchlein legte M. Herrmann 91 (14) 146 (vgl. 93 (14) 141), eine Satire vom Altweiberofen J. Bolte 96 66 vor. Die Lobredner und die Tadler des *Trinkens* führte Hauffen 89 6 in einem durch G. Roethe (Schertlin 91 183) und J. Meier (Nigrinus 96 186) ergänzten Artikel vor; Neudrucke erschienen von Schwarzenbergs Satire wider das Zutrinken (W. Scheel 00 196), von Wickgrams Verdeutschung des Obsopoeus 91 182 und vom Jus potandi (M. Oberbreyer 84 1097). Die *grobianische* Litteratur, die ihren Ausgang von Dedekinds lateinischem, durch Scheit übersetztem Grobianus (Neudruck von G. Milchsack 1882) nahm, aber weiter bis zu den mittelalterlichen Tischzuchten zurückreicht, ward von Ph. Strauch 88 162 und Hauffen 89 169 skizziert. Letzterer 93 12 f. ging auch auf die von den Humanisten eingeführten *ironischen Enkomien* ein, d. h. Lobreden auf verachtete Tiere, wie die von Blümlein herausgegebene maccaronische Floia 00 40, oder auf Laster und Krankheiten, wie Erasmus' Lob der Thorheit, das Seb. Franck verdeutschte (Goetzinger 84 1093). Der lutherischen *Teufellitteratur* widmete M. Osborn 93 246 eine Untersuchung, der er einen Neudruck von Musculus' Hosenteufel 94 137 folgen liess. Gedichte vom *Hausrat* stellte Th. Hampe 99 ..

96 61 und der Pest 96 62, Rosenblüts Wocheneinteilung 97 178, ein Losbuch (A. Hofmeister 93 214), Künigs Reisebuch für Pilger (K. Häbler 99 82), Lorichs Fürstenspiegel 84 1185, Bustetens Kriegsbuch (A. Birlinger 87 20), Lercheimers Schrift wider den Hexenwahn (A. Birlinger 88 61), ein Bergbüchlein 85 1800, verschiedene meteorologische Volksbücher 93 54, 94 184, 95 58, 97 20, Gesundheitsregeln 91 15, 93 215, auch die gereimten Sprüche Albrecht Dürers (O. Kübler 84 1084, K. Lange und F. Fuhse 94 80) u. a.

Unter den Fabeldichtern, zu denen auch Hans Sachs zu rechnen ist, haben Waldis und Alberus es zu einem Neudrucke ihrer Sammlungen gebracht (J. Tittmann, Waldis 1882; W. Braune 92 16). Alberus' Leben ward von F. Schnorr v. Carolsfeld 93 16 eingehend geschildert, wozu G. Freiherr Schenk zu Schweinsberg 99 14a einen genealogischen Nachtrag lieferte; einen interessanten Dialog gab E. Matthias 89 15 heraus. Auch Wolfhart Spangenbergs Ganskönig (Martin 87 149; vgl. W. Kawerau 93 205) und Tharäus' Klage der Gerste (Bolte 96 185) fanden Editoren.

Dem Sprichwörtersammler Joh. Agricola sind nach G. Kaweraus trefflicher Biographie (1881) nur vereinzelte Studien von L. Daae 87 10 und R. Windel 97 19 (vgl. 98 14) gewidmet worden. Eingehender handelte K. Pusch 94 46 über die Quellen von Seb. Francks Sprichwörtern und Schaubach 90 21 über die Sammlung Eyerings. Mit Tappe und Tunnicius beschäftigte sich L. Fränkel 94 191 f., 223.

6. Luther.

Die Lutherforschung hat zum Mittel- und Ausgangspunkt die vierhundertste Wiederkehr des Geburtstages Martin Luthers i. J. 1883. Dieser Tag gab vor allem die Veranlassung zur Begründung einer „Kritischen Gesammtausgabe" von Luthers Werken, der sogen. Weimarer Ausgabe, deren erster Band, von dem Begründer Pfarrer D. J. K. F. Knaake besorgt, im Jubeljahre erschien 84 1144. Über die früheren Gesamtausgaben, von dem i. J. 1539 erschienenen ersten Bande der Wittenberger Ausgabe an bis zur Erlanger Ausgabe, berichtet das Schriftchen. Die Erlangen-Frankfurter Gesammtausgabe von

immer mehr dem Gebrauche der deutschen Sprache zuwandte. Der Text folgt genau der Vorlage, dem ersten Druck, wenn dieser unter Luthers Augen erschienen, der Handschrift, falls diese vorhanden, wenn Luther an der Veröffentlichung nicht beteiligt war, sonst dem „relativ ältesten Druck". Alle Abweichungen der Handschriften oder späteren Drucke von dem zu Grunde gelegten Text kommen in den Variantenapparat. Dieser lässt erkennen, wie allmählich die Eigenart der Nachdrucker, aus Rücksicht auf die Verständlichkeit dem Text das Gepräge ihrer heimatlichen Sprech- und Schreibweise zu geben, dem Einfluss der wittenbergischen Druckersprache, und damit demjenigen der Sprache Luthers, wich. Damit kam, unbeschadet einiger späterer Änderungen dieser Grundsätze, zum ersten Male in einer Gesamtausgabe der Werke Luthers auch die Sprachforschung zu ihrem Recht, wie denn der Begründer der Ausgabe, der Theologe Knaake, an philologischem Blick auf diesem Gebiete manchem zünftigen Germanisten überlegen war. Grössere Sorgfalt als bisher wurde der Bibliographie zugewandt, die für eine jede Schrift sämtliche Drucke zu verzeichnen und deren Herkunft, die gerade bei Lutherdrucken besonders häufig fehlt, zu ermitteln bestrebt ist. Durch die Kenntnis dieser Herkunft wird ein Bild der Ausbreitung lutherischer Gedanken gewonnen, für welches sonst die Quellen im wesentlichen versagen, und die Geschichte der deutschen Sprache erhält dadurch ein reicheres Material zur Beobachtung der Wirkung von Luthers Sprache. Das Unternehmen war für eine Kraft natürlich zu gross, Mitarbeiter, auf die Knaake schon in der Vorrede zum ersten Bande hingewiesen hatte, traten dem Begründer zur Seite, die philologische Leitung wurde i. J. 1890 P. Pietsch übertragen 91 41. Eingehende Besprechungen, sowohl anerkennend als zum Teil nicht ohne Schärfe gegen Grundsätze oder Einzelheiten der Ausgabe, gaben u. a. G. Kawerau 85 1851, Th. Brieger und M. Lenz 85 1888, Th. Brieger 90 57, 97 67, sowie wiederholt Th. Kolde in den Gött. Gel. Anzeigen 85 1851, 87 65 und später.

Neben dieser Hauptausgabe wurde auch die zweite Auflage der Erlanger Ausgabe fortgesetzt (84 1147 u. später), in der namentlich die Bearbeitung der Briefe von und an Luther durch E. L. Enders einen ganz hervorragenden Platz einnimmt (84 1207 u. später). Der Neudruck der Walchischen Ausgabe, der in Amerika erscheint (84 1145 u. später), wird rüstig fortgesetzt. Von kleineren Ausgaben ist diejenige von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade u. a. unter dem Titel 'Luthers Werke für das

christliche Haus' 89 51, 90 59, neuerdings auch in Volksausgabe erschienen 98 78, 99 89 ff., zu erwähnen, von Schulausgaben besonders diejenige von R. Neubauer 90 60, 91 44, die bereits in zweiter Auflage erschienen ist 97 68, 00 77a.

Besonders reich war der Zeitraum an neuen Funden. Nach eigenhändigen Handschriften Luthers veröffentlichte E. Thiele Luthers Fabeln 88 68 und Sprichwörter 00 93, G. Buchwald 93 106 Luthers letzte Streitschrift gegen die Löwener a. d. J. 1546. Nachschriften, namentlich von Predigten, in fremder Hand wurden in teilweisem Abdruck sowie in Berichten bekanntgegeben von G. Buchwald aus Zwickauer 84 1196, 85 1389 ff., Heidelberger 88 77, Hamburger 90 68 und Jenaer 94 87 f., von P. Tschackert 88 76, 89 64 nach Königsberger Handschriften. Luthers Disputationen von 1535—1545 gab P. Drews heraus 95 90, 96 82. Eine ganze Reihe von Funden enthält der neunte Band der Weimarer Ausgabe 93 92. Von den Tischreden Luthers gewinnen wir ein neues Bild durch die Aufzeichnungen des Cordatus, die H. Wrampelmeyer 94 1201 herausgab, sowie diejenigen von Schlaginhaufen, die W. Preger 89 68, und diejenigen, die G. Loesche nach Nürnberger 92 87, J. Haussleiter nach Rigaer 93 108 Handschriften veröffentlichte. Analecta Lutherana veröffentlichte Th. Kolde 84 1208. Im Zusammenhang berichtete G. Buchwald über die Lutherfunde der neueren Zeit, besonders aus Zwickau (86 1128 u. später), J. Luther über Lutherfunde alter und neuer Zeit (Voss. Zeitung 1893, Sonntagsbeil. No. 46 u. 47).

Die Dichtungen Luthers gab K. Goedeke heraus 84 1165, sowie G. Schleusner 84 1287 (2. Ausg. 93 95, Forts. 93 96). Die Entstehungszeit von Luthers geistlichen Liedern behandelten E. Achelis 84 1172 und viele andere. Besonders reichhaltig ist die Litteratur über die Entstehung und Interpretation des Liedes 'Ein feste Burg'; vom musikgeschichtlichen Standpunkt behandelte es F. Zelle (95 96 u. später). Ausgaben einzelner Schriften erschienen in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 84 1186 und in Braunes Neudrucken (84 1191 u. später). Die Schmalkaldischen Artikel gab K. Zangemeister in Faksimile der Handschrift heraus 84 1190, die Septemberbibel, gleichfalls in Faksimile, W. Scherer mit einer Einleitung von J. Köstlin 84 1154, nach letzterer den Text des Markusevangeliums mit den Les-

Zeitraumes erschienenen **Biographien Martin Luthers**, von dem kurzen Abriss Melanchthons im zweiten Bande der Opera latina Lutheri (Wittenberg 1546) an bis auf Ranke u. a., gab W. Maurenbrecher (Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. 1874). „Die vier ersten Lutherbiographien“ (Melanchthon, Cochläus, Ratzeberger, Mathesius) schilderte G. L. Plitt (1876). Maurenbrecher kam zu der Ansicht, es gebe „heute noch keine einzige Arbeit über Luther, die man wirklich mit gutem Gewissen als eine wissenschaftliche Biographie empfehlen dürfte“, ja er meinte, dass nicht einmal die profan- und religionsgeschichtlichen Vorarbeiten für eine endgültige Darstellung hinreichten. Indessen trat schon im folgenden Jahre J. Köstlin mit seiner grossen zweibändigen Lutherbiographie (M. Luther, sein Leben und seine Schriften. Elberfeld 1875) hervor, in welcher dieser gründliche Lutherkenner die gesamten vorliegenden Forschungen mit seinen eigenen langjährigen Studien über Luther zum Ausdruck brachte; die 2. und 3. Auflage erschienen 1883 (84 1215), eine 4. unveränderte Auflage 1889 (89 79). Ausser dieser grossen Ausgabe verfasste Köstlin u. a. noch eine weniger umfangreiche mit Abbildungen versehene Lebensbeschreibung Luthers 84 1216. Die Mitte zwischen diesen beiden Darstellungen hielt die auf gründlichsten eigenen Studien beruhende zweibändige Lutherbiographie von Th. Kolde. Sie berücksichtigte neben den religiösen auch die politischen, socialen und wissenschaftlichen Strömungen jener Zeit und zeichnet Luther mehr als das bisher geschehen auf dem Grunde der Gesamtentwicklung seines Volkes. Das Werk begann 1884 zu erscheinen und war 1893 vollendet (84 1220, 86 1148, 89 81, 93 118, 94 95). Ad. Harnack veröffentlichte im Jubiläumsjahr seine Festrede über Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und Bildung 84 1280, 86 1148 (3. Aufl. 00 123). Unter den von profangeschichtlicher Seite stammenden Lutherbiographien ragt die von M. Lenz 84 1221 hervor (3. Aufl. 97 117). Von A. E. Berger erschien 1884 eine Einleitung in eine Lutherbiographie unter dem Obertitel 'Die Kulturaufgaben der Reformation' 94 93 und gleichzeitig das erste Heft einer Lutherbiographie (94 94 u. später), die bisher noch nicht abgeschlossen ist. Die Urteile über letztere sind verschieden (K. Burdach 96 101 f., Th. Kolde 97 112, F. Gess 98 100), das endgültige Urteil ist erst nach Vollendung des Werkes zu fällen. Die kleineren Lutherbiographien sind natürlich Legion.

Neben diesen Gesamtdarstellungen finden sich eine Anzahl Schriften, welche einzelne Seiten aus Luthers Geistes- und öffent-

lichem Leben der Forschung unterwerfen. Luther als Kirchenhistoriker behandelt E. Schäfer 96 98, 97 182, auf breiterer Grundlage W. Köhler 99 189, 00 126, Luthers Verhältnis zum Humanismus besprechen C. Werckshagen 88 102 und W. Reindell 90 89, Luthers Romfahrt A. Hausrath 94 100 und Th. Elze 99 128, Aleander und Luther in Worms A. Hausrath 97 187. Die Legende über Luthers Selbstmord wurde, nachdem schon namentlich Th. Kolde 90 98 die von P. Majunke 90 97 wiederholten Märchen zurückgewiesen hatte, selbst von katholischer Seite durch N. Paulus 96 118, 98 112, 99 117 endgültig auf ihr Nichts zurückgeführt. Über die kleineren biographischen Einzeluntersuchungen, vielfach von Wichtigkeit, giebt der Jsb. Auskunft.

Auch auf dem Gebiete der sprachlichen Lutherforschung besitzen wir eine Zusammenstellung der bis zum Jahre 1886 erschienenen Arbeiten, durch J. Luther 87 94. Die Frage nach Luthers Stellung innerhalb der Geschichte der deutschen Sprache ist oben S. 51 ff. behandelt. Hier kommen nur die Arbeiten über Luthers Sprache an sich in Betracht. Ausser der grammatischen Einleitung von Ph. Dietz in seinem Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften (1. Bd. 1870) und dem Buche von A. Lehmann (Die Syntax Luthers in seiner Übersetzung des N. T. 1873) schlossen sich die rein grammatischen Arbeiten über Luthers Sprache im wesentlichen an die Redaktion der Probebibel 84 1155, 85 1362 ff. an. Die Arbeiten K. Frommanns, des sprachlichen Mitarbeiters an der Probebibel, hätten wohl am ehesten als Material zu einer Luthergrammatik, mindestens der Bibelsprache Luthers, dienen können, aber sie blieben ausser den kleinen, in dem eingangs genannten Aufsatz erwähnten Veröffentlichungen Manuskript. Den Anfang einer systematischen Darstellung machte J. Luther mit der Sprache Luthers in der Septemberbibel 87 95, indem er eine grundsätzliche Vergleichung mit dem Mhd. und Md. durchführte, während die früheren grammatischen Arbeiten an der methodisch falschen grundsätzlichen Berücksichtigung des Nhd. gelitten hatten. Erschienen sind aber von dieser Berliner Preisschrift nur die zwei ersten Bogen als Dissertation, welche die einleitenden Abschnitte über Diphthongi-

endlich die erste umfassende Luthergrammatik von C. Franke 88 107, die auf Grund umfangreichen Quellenmaterials eine fleissige, wenn auch in der Methode und in Einzelheiten anfechtbare Darstellung der Sprache Luthers in Laut- und Formenlehre, Wortschatz, Wortbildung und Syntax gab. Seitdem ist eine Luthergrammatik noch nicht wieder geschrieben, nur Einzelfragen sind hier und da berührt. Die Aufgabe ist aber mit dem Buche von Franke nicht erledigt. Inzwischen sind auch die Ansichten über die Gestaltung einer Luthergrammatik weiter geklärt. Die Sprache Luthers hat ein verschiedenes Aussehen, je nachdem man seine Handschriften oder die Drucke seiner Schriften zu Grunde legt. Die Drucker erlaubten sich in jener Zeit eigenmächtige Änderungen des Textes, sei es, dass die Setzer ihrer ihnen eigenen, womöglich dialektisch abweichenden Sprechweise nachgaben, was um so leichter war, wenn das Manuskript vorgesprochen wurde, oder indem sie, wie das im besonderen auf die an anderen Orten wohnenden Nachdrucker zutrifft, den Text durch absichtliche Änderungen dem Leserkreise, auf den sie rechneten, lesbarer zu machen suchten. Diese Änderungen, die der handschriftliche Text erfuhr, erstreckten sich nicht nur auf die Laute, sondern auch auf Formen und Wortschatz, ja gelegentlich bis in das Gebiet der Syntax hinein. Während schon Ph. Dietz (in der Einleitung zu seinem Wörterbuch) und E. Wülcker (Germania 28, 208 ff.) dafür eingetreten waren, dass Luthers Manuskripte eine grössere Gewähr für seine Sprache gäben, huldigte Franke a. a. O. der Ansicht, dass diese Gewähr vielmehr in den Drucken zu suchen sei, soweit Luther deren Korrektur gelesen habe. Diese Ansicht suchte J. Luther (91 80, vgl. auch AfdA. 15, 331 ff.) durch Belege über die Anwendung der Umlautszeichen in wittenbergischen Drucken lutherischer Schriften bis in die letzten Jahre des Reformators zu widerlegen. Die heutige Ansicht, der P. Pietsch (Luthers Werke, Weimarer Ausg. Bd. 9. 1893; hier auch weitere Litteratur) und unabhängig von ihm J. Luther (Reformationsbibliographie 98 128) Ausdruck geben, ist die, dass wir in den Handschriften Luthers das wirkliche Bild seiner Sprache zu sehen haben, dass aber die Drucke, d. h. die wittenbergischen, diejenige Gestalt seiner Sprache zeigen, in der sie in die Welt ging, in der sie gelesen wurde und in der sie als Sprache ihren Einfluss auf die Bildung der Schriftsprache äusserte. Im besonderen schlägt J. Luther (98 128) vor, diese letztere Gestalt als die eigentliche „Schriftsprache“ Martin Luthers zu bezeichnen. Dieser Thatsache der verschiedenen Gestaltung der Sprache Luthers in

seinen Handschriften — nach dem Sermon von den guten Werken behandelte sie O. Hertel 97 150 — und in den unter seinen Augen erschienenen Drucken muss eine künftige Luthergrammatik naturgemäss Rechnung tragen. Sie muss ferner selbstverständlich auf sprachgeschichtlichem Boden stehen und die Sprache Luthers aus dem Stande der deutschen Sprache in früheren Perioden, gegebenen Falles aus einzelnen Mundarten und auch Berufssprachen — Luther sah dem gemeinen Mann „auf das Maul" — zu erklären suchen; das Nhd. darf höchstens anmerkungsweise zu weiterer Erläuterung herbeigezogen werden. Ob jemand in absehbarer Zeit an die Lösung dieser Aufgabe herantreten wird, steht dahin.— Die lexikalische Seite der Sprache Luthers ist seit dem nur bis zu dem Worte *Hals* gediehenen umfangreichen Wörterbuch von Ph. Dietz nicht wieder in Angriff genommen, nur Einzelheiten sind hier und da gegeben; die Arbeit von B. Lindmeyr 99 147 über den Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzung des Neuen Testaments gehört in das Gebiet der Geschichte der nhd. Schriftsprache.

Berlin.

Johannes Bolte (S. 300—318)
und
Johannes Luther (S. 318—324).

Englische Litteratur.

Allgemeines.

Die Fortschritte der letzten 25 Jahre auf dem Gebiete der anglicistischen Studien und Textveröffentlichungen werden wohl am besten durch eine kurze Übersicht der in dieser Zeit neu entstandenen Zeitschriften und Sammlungen auf diesem Gebiete charakterisiert. Für das im Jahre 1876 eingegangene, von Ebert und Wolf, später von Lemcke herausgegebene 'Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Litteratur' entstanden im folgenden Jahre gleich zwei, lediglich dem Englischen gewidmete Zeitschriften, die von R. Wülker und M. Trautmann redigierte Anglia und Kölbings Englische Studien, welche, obwohl anfangs scharf rivalisierend, bis heute ihr die Wissenschaft förderndes Werk fortgesetzt haben. Zwar haben die Herausgeber der ersteren — jetzt Einenkel und Flügel — mehrfach gewechselt, wie auch ihre Gestalt durch die Zugabe der 'Mitteilungen' mit 1890 eine gewisse Änderung erhalten hat, doch hat die Anglia im wesentlichen ihre frühere Art bewahrt und wird u. a. durch die ziemlich regelmässig damit verbundenen Bibliographien über die jährlichen Erscheinungen der gesamten englischen Philologie wertvoll gemacht. Die Engl. Studien, nach dem Tode ihres Begründers von J. Hoops weitergeführt, wandten sich mehr dem praktischen Unterricht im Englischen zu, ohne jedoch die wissenschaftliche Forschung zu vernachlässigen. Im Jahre 1879 trat als kritisches Organ, das jedoch gleichfalls die übrigen germ. und roman. Sprachen berücksichtigt, das von F. Neumann und O. Behaghel edierte 'Litteraturblatt' hinzu. Daneben standen anglicistischen Forschungen nach wie vor die Blätter älterer Zeitschriften, die sonst der Philologie verwandter Sprachen ge-

widmet waren, offen; so die der Zeitschrift für deutsches Altertum etc., die 'Beiträge etc.' von Paul und Braune, das von Herrig begründete Archiv für das Studium der neueren Sprachen, namentlich seitdem (1890) Zupitza und nach dessen Tode A. Brandl in dessen Redaktion eingetreten waren. Die von Vietor herausgegebenen 'Neueren Sprachen', die hauptsächlich phonetische und pädagogische Fragen behandeln, kommen an dieser Stelle weniger in Betracht.

In den andern Ländern, wo ein wissenschaftliches Studium des Englischen ergiebigere Pflege findet, sind dagegen periodische Veröffentlichungen dieser Art erst sehr allmählich ans Licht getreten. In Holland hat sogar 'Taalstudie' ihr Erscheinen seit einigen Jahren eingestellt, und England besitzt erst seit kurzem ein den neueren Sprachen ausschliesslich gewidmetes Organ, das von F. Heath herausgegebene 'Modern Quarterly of Language and Literature' 97 7. Die Vereinigten Staaten Amerikas wetteifern aber jetzt mit Deutschland in der mehr oder weniger regelmässigen Publikation einschlägiger Zeitschriften. Den Anfang machten die 'Modern Language Notes' 86 1229 und die 'Publications of the Modern Language Association', seit ihrer neuen von J. W. Bright geleiteten Serie (1893) mehr wissenschaftlichen Charakter zeigend (vgl. H. S. White Engl. Stud. 10, 328). Es folgten dann 'Studies and Notes in Philology and Literature' der Harvard University 92 8, 93 5, das 'Journal of Germanic Philology' ed. G. Karsten 97 8, die 'Yale Studies in English' ed. A. S. Cook.

Mögen die in diesen Zeitschriften und Sammlungen enthaltenen Artikel nun auch sehr verschiedenartig an Wert sein, so haben sie im ganzen genommen doch wesentlich zur Verbreitung und Vertiefung englischer Sprachforschung beigetragen. Naturgemäss konnten sie aber nicht umfangreichere Textausgaben oder ein grösseres Gebiet umfassende Untersuchungen bringen, wofür dann die Sammlungen von Texten und Sonderabhandlungen in ergiebiger Weise eintraten. Hierin steht nun unzweifelhaft England an der Spitze, dessen bereits 1864 von Furnivall gegründete und seitdem unermüdlich geleitete 'Early English Text Society' fort-

keit fortgesetzt, ausser denen noch die 'English Dialect Society' und die jüngere 'Scottish Text Society' zu nennen wären. Mag die Bedeutung der einzelnen Publikationen in philologischer Hinsicht auch ungleich sein, jedenfalls ist durch die Bemühungen dieser Gesellschaften und namentlich ihres Direktors, der auch deutsche Gelehrte zur Mitarbeit zu gewinnen wusste, eine solche Fülle an Material zu allgemeinerer Kenntnis gelangt, das ohne deren Mitwirkung und Fundierung noch lange hätte ungenützt liegen müssen.

Auch in Deutschland herrscht kein Mangel an derartigen Sammlungen, wenn sie an Umfang auch nicht der E. E. T. S. gleichkommen. Zunächst sei Greins 'Bibliothek der angelsächsischen Poësie' genannt, die seit 1883 von Wülker in neuer Bearbeitung herausgegeben wird und nunmehr 3 Bände umfasst; die 'Bibliothek der angelsächsischen Prosa', von demselben Gelehrten begonnen, hat es unter Wülkers Leitung bisher auf 5 Bände gebracht — worüber das Nähere unten an geeigneter Stelle. In den von ten Brink und Scherer unternommenen 'Quellen und Forschungen etc.' (seit 1874) ist ebenfalls manches bedeutendere anglicistische Werk erschienen. Auf einige Bände nur hat es Zupitzas 'Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben' gebracht (seit 1881), die jedoch zu den besten ihrer Art gehören. Eine nicht höhere Bändezahl hat Kölbings 'Altenglische Bibliothek' (1883—90) erreicht, die aber an Gehalt der vorbenannten nur wenig nachsteht. Noch kurz vor seinem Tode begann Kölbing ein neues Unternehmen, die 'Forschungen zur engl. Sprache und Litteratur', die eine Fortsetzung nicht zu erhalten scheinen. Im letzten Jahrzehnt sind nun von verschiedenen Universitätslehrern Sammlungen ins Leben gerufen worden, die zunächst wohl ihrem Schülerkreise als bequeme Organe zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen dienen, dann aber auch weiterhin anregend und befruchtend wirken sollen. Dahin gehören die von Varnhagen seit 1889 geleiteten 'Erlanger Beiträge zur englischen Philologie', die auch die vergleichende Litteraturgeschichte berücksichtigen; dann die von Schipper, Luick und Pogatscher herausgegebenen 'Wiener Beiträge', die Berliner 'Palaestra', deren englischen Teil Brandl ediert, die 'Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philologie', die 'Bonner Beiträge zur Anglistik' von M. Trautmann, die 'Studien zur engl. Philologie' von Morsbach, die 'Kieler Studien zur engl. Philologie' von Holthausen, die 'Marburger Studien etc.' von Vietor, die 'Anglistischen Forschungen' von J. Hoops, der gleichzeitig eine 'Eng-

lische Textbibliothek' herausgiebt. Auch die 'Litteraturhistorischen Forschungen' von Schick und Waldberg und die 'Neusprachlichen Abhandlungen', von C. Kloepper ediert, enthalten einiges, das in das gleiche Gebiet gehört (vgl. u. a. 99 15–22). Zieht man hierbei aber in Betracht, dass diese Aufzählung noch nicht alle Organe, die gelegentlich Beiträge zur englischen Philologie bringen — namentlich fehlen solche, die wesentlich die neueren Perioden der Litteratur zum Gegenstande haben, wie das Shakspere-Jahrbuch — umfasst, so könnte eher die Befürchtung von einem Zuviel als der Wunsch nach einer noch weitergehenden Forschung in uns auftauchen. Indes bürgt der Name der meisten Herausgeber dafür, dass wir in den aus ihrer Schule hervorgehenden Arbeiten etwas Gediegenes und die engl. Sprachwissenschaft Förderndes erwarten können.

Ein vollständiges Werk, das uns die Entwicklung der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart vorführt, und das wissenschaftliche Gründlichkeit mit ästhetischer Darstellung vereinigt, besitzen wir zur Zeit noch nicht. Am nächsten kommt dieser Forderung ten Brinks Geschichte der engl. Litteratur, deren I. Band bereits 1877 erschien 79 622, 81 1024, die aber erst bis zur Renaissancezeit gelangt ist. Dazu machte sich der Mangel jedes litterarischen Nachweises, der einem (nie veröffentlichten) Anhange vorbehalten war, öfters unangenehm fühlbar, dem auch die 1889 erschienene 1. Hälfte des II. Bandes 89 888, 90 248, 91 840 nicht abhalf. Einigen Ersatz hierfür bieten die vom Verf. selbst herrührenden Anmerkungen zur englischen, von H. M. Kennedy ausgeführten Übersetzung des I. Bandes 83 1298, 84 1420, die in die nach ten Brinks Tode von A. Brandl besorgten Neuauflage desselben Bandes 99 1 Aufnahme gefunden haben und durch andere Beigaben vermehrt worden sind. Die 2. Hälfte des II. Bandes, von der nur die Kapitel über die Prosa des 15. Jh., über die ältere schottische Litteratur und das ältere Drama in den Rahmen unserer Betrachtungen gehören, veröffentlichte ebenfalls A. Brandl mit teilweiser Ergänzung des vom Verf. hinterlassenen Ms. 93 845, 94 148, 96 122 und dankenswerter Hinzufügung von Anmerkungen und Register. Beide

als Grundlage des wissenschaftlichen Studiums, wiewohl durchaus wissenschaftlich dargestellt, eignet sich R. Wülkers engl. Litteraturgeschichte 96 124, 97 154, 98 1, die sich mehr an den allgemein gebildeten Leser wendet; indes werden die ziemlich eingehenden Inhaltsangaben der einzelnen Werke auch dem Studierenden, der diese nicht alle im Original lesen kann, willkommen sein. Eine eigenartige Darstellung zeichnet J. W. Courthopes Hist. of Engl. Poetry 96 127, 97 155 etc. aus, deren I. Band sich mit dem Mittelalter beschäftigt, aber erst etwa von Chaucer an wirkliches Verständnis für diese Periode beweist. Ganz unzulänglich jedoch für die vorreformatorische Zeit ist E. Engels sonst recht lesbar geschriebenes Buch 83 1299, 84 1428, 85 1628–29, 4. Aufl. 97 164, 98 8. Von dem sehr umfangreichen, philologisch jedoch ungleichartig bearbeiteten Werke H. Morleys 'English Writers' gehören der I.—IV. Band in unsern Gesichtskreis 87 801, 88 801, 89 884, 90 244, 91 842, 92 818. Desselben Autors wiederholt aufgelegte 'First Sketch of Engl. Litt.' 82 1009 wird als praktisch brauchbar empfohlen, wie auch die von ihm herausgegebene 'Cassel's Library of Engl. Litterature' 81 1086 (in 5 Bdn.) Studierenden von Nutzen sein mag, obwohl die Behandlung der älteren Zeit auch hier mancherlei zu wünschen übrig lässt. Etwa dasselbe gilt von H. Taines sonst gerühmter Litteraturgeschichte (10. Aufl. 99 2; deutsch von L. Katscher 79 628, 81 1028), während J. J. Jusserands 'Histoire littéraire du peuple anglais' 94 147, engl. Ausg. 96 125, in eingehender und sachverständiger Weise gerade die ältere Zeit bis zur Reformation betrachtet. Weit weniger brauchbar sind L. Bouchers 'Histoire de la litt. angl.' 93 858 und die 'Storia della letteratura inglese' von A. R. Levi 88 802, 99 16, mögen aber hier als Anzeichen des auch bei den romanischen Nationen wachsenden Interesses für diesen Gegenstand erwähnt werden. — Von kleineren Handbüchern wird das wiederholt aufgelegte von Stopford Brooke in seinen neuesten Bearbeitungen gelobt (deutsch von Mathias; vgl. 82 1008, 83 1805. 84 1421, 85 1632, 92 809, 93 358, 96 126, 97 156), da der Verf. u. a. erfolgreich bestrebt gewesen ist, die der Darstellung der früheren Perioden anhaftenden Mängel zu beseitigen. Das letztere kann auch von J. Bierbaums 'History of the Engl. Lang. and Litt.' 83 1800, 89 885, 90 246, 95 109, 99 11) gelten, obwohl dieses Buch nur eine nicht immer geschickte Kompilation aus verschiedenen Quellen bleibt. In mancher Hinsicht wird auch C. Weisers engl. Litteraturgeschichte empfohlen 98, 2, 99 7, ebenso Donners 'Chronological Chart etc.' 93 851, 99 10, während von älteren Handbüchern

Breitingers Grundzüge etc. 81 1428, 84 1424, 95 110, 96 128, Arnolds 97 158 und Craiks Manual 84 1425, Dobsons 80 1091, 81 1080, 97 158 und Longmans 'Handbook' 89 860, 92 846, 97 158, 98 9, letzteres von Mc. William bearbeitet, Shaws 'History of Engl. Litt.' 99 5 durch wiederholte Auflagen ihre Brauchbarkeit beweisen, ohne dass man allerdings eigene Forschung ihrer Verfasser oder Herausgeber, noch philologische Gründlichkeit darin niedergelegt zu finden erwarten darf. Nur für den Schulunterricht bestimmte Leitfäden und Werke, die sich mehr mit der neueren Zeit beschäftigen, müssen hier übergangen werden; solche, die einzelne Abschnitte der früheren Perioden eingehender behandeln, finden dagegen unten an geeigneter Stelle Erwähnung. Doch mögen noch einige Schriften, die ästhetische oder ethische Betrachtungen über Themata aus der engl. Litteratur, namentlich der älteren Zeit, anstellen, hier kurz angeführt werden; so O. Dolch 'The Love of Nature in Early Engl. Litt.' 82 1017, O. Kares 'Poësie und Moral im Wortschatz' 84 878, Ph. Schaff 'Literature and Poetry' 91 856, 92 821, Th. W. Hunt 'Ethical Teaching in Old Engl. Literature' 92 822, 94 159, Th. A. Fischer 'Studien etc.' 92 821, 93 872.

Altenglische Periode.

Zuvörderst die Bemerkung, dass die Bezeichnung 'altenglisch' für 'angelsächsisch' gerade am Anfang des uns beschäftigenden Zeitabschnittes von Zupitza in der Zs. f. d. öst. Gymnasien 1875 empfohlen und begründet wurde. Den in England und Amerika schon früher in diesem Sinne gebrauchten Ausdruck Old-English bekämpfte F. A. March (Engl. Stud. I), die Verwendung des entsprechenden deutschen C. W. Grein (Anglia I). Doch bürgerte sich 'altenglisch' in gelehrten Kreisen als historisch und wissenschaftlich zutreffender mehr und mehr ein, wiewohl noch eine Anzahl selbst hervorragender Forscher das alte 'ags.' der bequemeren Unterscheidung wegen beibehalten haben, worin ihnen das grosse Publikum — auch in England — folgt. Vgl. hierzu F. Kluge in Pauls Grundriss, I, 782.

1. Hilfsmittel zum Studium.

Eine ausführliche Zusammenstellung der bis dahin erschienenen ae. Litteratur giebt Wülkers Grundriss 85 [illegible], 86 [illegible]

läre als wissenschaftliche Darstellung dieses Gegenstandes bietet J. Earles 'Anglo-Saxon Litterature' 84 1427. In ausführlicherer Weise, mit eingestreuten Proben und Übersetzungen, behandelt Stopford Brooke die ae. Poësie 92 809, 93 858 etc. (die Neubearbeitung 98 6, 99 4), doch ebenfalls mehr in ästhetischer als in philologischer Hinsicht. Beides vereinigt ten Brinks Abschnitt in Pauls Grundriss über Altenglische Litteratur 92 808, 94 151, dessen Vollendung leider durch den Tod des Verf. verhindert wurde. Die Abhandlung untersucht die Überlieferung der alten Volksepen, deren Metrik und Stil, die darin vorhandenen Reste alter Mythen und Sagen, bricht jedoch mit dem Kampf bei Finnsburg ab. Nur ein beschränktes Gebiet durchforscht W. Keller 97 98 (vgl. Engl. St. 29, 3), der uns ein anschauliches Bild der schriftstellerischen Thätigkeit in Worcester im 10. u. 11. Jh. entwirft. Hieran schliessen wir einige Schriften, die sich mit ästhetischen Erörterungen über die ae. Poësie beschäftigen: R. Merbots 'Ästhetische Studien etc.' 83 1817, 84 1429, 85 1658; H. Merbachs 'Das Meer in der Dichtung der Angelsachsen' 86 1481, und W. Bodes Abhandlung über die Kenninger 86 1482, von denen namentlich die beiden letzteren Geschick und Gründlichkeit beweisen. Die ae. Prosa behandeln die Untersuchungen J. W. Tuppers über 'Tropes and Figures' 98 (14) 118 und A. S. Cooks 'Biblical Quotations' 98 (15) 65 (vgl. Engl. St. 28, 3). An der letzteren ist das wertvollste die Einleitung, welche zum ersten Male gründlich über die ae. Bibelübersetzungen oder -glossen handelt, und das — allerdings nicht ganz vollständige — Wörterbuch, während die Citate selbst von geringerer Bedeutung sind. Vgl. auch oben S. 330.

Von ae. Wörterbüchern fällt in unsere Periode das Ags. Glossar H. Leos 79 571, das jetzt als vollständig veraltet bezeichnet werden muss. Auch Fr. Groschopps 'Kleines ags. Wörterbuch' 83 1198, nach Greins Sprachschatz bearbeitet, ein nur für die Lektüre der Dichter bestimmtes Hilfsmittel, das von Harrison und Baskervill als Grundlage ihres 'Poetical Anglo-Saxon Dictionary' benützt und um einige Zugaben (Etymologie, Grammatik etc.) vermehrt wurde 86 1877, entspricht nicht dem Standpunkt der Forschung unserer Zeit. In England erfuhr Bosworths altes 'Anglo-Saxon Dictionary' noch mehrfach unveränderte Abdrücke 86 186, während Northcote Toller bereits seine Neubearbeitung 82 914, 83 1192 etc. begonnen hatte, die langsam fortschreitend vor kurzem ihren Abschluss erreicht hat 98 (14) 29. Wurden in den ersten Heften dem Verf. mancherlei Lücken,

Fehler in der Lautbezeichnung und andere Mängel vorgeworfen, so nahm die Arbeit doch allmählich an Zuverlässigkeit und sorgfältigerer Ausführung zu, so dass, wenn das versprochene Ergänzungsheft, das namentlich die den ersten Lieferungen gemachten Vorwürfe beseitigen soll, vorliegt, das Ganze ein wertvolles Nachschlagewerk sein wird. Ein nützliches Handbuch ist ferner das 'Concise Anglo-Saxon Dictionary for the Use of Students' von Clark Hall 94 17, 95 10, von dem nunmehr 99 82 auch eine billigere Ausgabe erschienen ist. Vortrefflich ist H. Sweets 'Student's Dictionary of Anglo-Saxon' 97 84, 98 88, bei dem nur die Angabe von Belegstellen vermisst wird. Dankenswerte Nachträge zu diesen Wörterbüchern lieferte — ausser den Recensenten — Swaen 99 49. Aus den Beiträgen, die die zahlreichen Einzelartikel im Jahresbericht unter dem Titel 'Wortforschung' enthalten, seien noch einige umfangreiche Abhandlungen über diesen Gegenstand hervorgehoben: über ae. Pflanzennamen von J. Earle 81 955, von J. Hoops 89 439, 90 409; über ae. Eigennamen von A. Hruschka 84 1841, 85 1647, 86 1405, 87 216, von H. Hellwig 93 259, von W. G. Searle 98 (14) 47, 99 (14) 79 (ein in philologischer Hinsicht mangelhaftes Buch), von J. Bright 99 (15) 48. Ferner schrieb Mac Gillivray über den Einfluss des Christentums auf den Wortschatz des Altenglischen 99 47 (noch unvollständig), F. M. Padelford über Ae. musikalische Ausdrücke 99 48, wozu Engl. St. 29, 2 zu vergleichen ist. Glossare zu einzelnen Schriftwerken sind teils S. 95 erwähnt worden, teils werden sie bei der Besprechung dieser genannt werden.

Zu den bereits S. 99 kurz angeführten ae. Übungsbüchern und Chrestomathien bedarf es noch einiger Ergänzungen. An erster Stelle wäre wohl Zupitzas bekanntes Büchlein zu nennen, das sowohl ae. wie me. Texte nebst Wörterbuch umfasst. 1874 erschienen, hat es eine Reihe von Auflagen erlebt, 2.: 81 1082, 82 1018; 3.: 84 1480; 4.: 89 404; 5.: 97 178, 98 81 (die 5., jetzt 6. von J. Schipper besorgt), die jedesmal sorgfältig durchgesehen und in geeigneter Weise vermehrt sind, und ist von MacLean 86 1488, 87 812, 93 877, 94 168 englisch bearbeitet worden. Während Zupitzas Übungsbuch mehr zum Gebrauche bei Vorlesungen bestimmt ist, wollte K. Körner in seiner 'Einleitung in das Studium des Ags.' 79 598, 80 1097, 81 1084 mehr dem Privatstudium dienen, weshalb er eine grammatische

79 657, 80 1096, die nur Prosastücke enthalten, deren Wahl und Behandlung jedoch mancherlei Bedenken erwecken. Trefflich dagegen ist die Zusammenstellung der Texte und die Einrichtung in Kluges Ags. Lesebuch 88 819, 89 408, 90 259, das in zweiter Auflage vorliegt, 97 176, 98 84, und sich durch ein nützliches Glossar auszeichnet. In England wurde früher J. Earle's 'Book for the Beginner in Anglo-Sexon' 79 594, 81 1085, 85 1641 vielfach benutzt, scheint aber jetzt durch Sweets Lehrbücher: zwei 'Anglo-Saxon Readers' (79 656 etc., 82 1021 etc., 7th Ed. s. 94 166; 'Second Anglo-Saxon Reader, archaic and dialectical' 87 807, 88 821 etc.), dazu als Vorstufe 'Anglo-Saxon Primer II' (82 1022, 84 1482, 86 1484 etc., 8th Ed. 97 177) und 'First Steps in Anglo-Saxon' (97 96, 98 86, 99 107) verdrängt zu werden, von denen allerdings das letztere ziemlich unbedeutend ist. Die Beigabe einer kurzen Grammatik, von Anmerkungen und Glossar machen diese Bücher auch für das Selbststudium geeignet. Weniger befriedigt in wissenschaftlicher Hinsicht Clarke Robinson's 'Introduction to Early English Litt.' 85 1684, 86 1476. — Dagegen hat Amerika einige recht brauchbare Hilfsbücher dieser Art hervorgebracht; vgl. F. Klaeber 97 184: J. Brights 'Anglo-Saxon Reader' 92 826, 93 875, nebst Grammatik 95 75; A. S. Cooks 'First Book in Old English' 94 167, 95 121, dem der Verf. 'Exercises' folgen liess 95 76, 98 (14) 77; C. A. Smiths 'O.E. Grammar and Exercise Book' (nebst Texten) 97 97; Baskervill & Harrisons 'Anglo-Saxon Prose Reader' 98 85, 99 89.

Da die Fortschritte in der Behandlung der ae. Grammatik bereits S. 89 ff. in sehr ergiebiger Weise dargestellt sind, erübrigt es nur noch, die für die einzelnen Autoren oder Schriftwerke gemachten Sonderuntersuchungen an den betreffenden Stellen der besseren Übersicht wegen zu notieren.

Dasselbe gilt von der ae. Metrik (s. S. 158 ff.), insofern ihr Allitterationsvers denselben Gesetzen folgt wie der der anderen germ. Sprachen. Indessen sind noch einige Schriften nachzutragen, die sich auch mit der weiteren Entwicklung des englischen Verses beschäftigen. Das bedeutendste Werk auf diesem Gebiet, wenn auch weniger wegen originaler Forschung, so doch wegen umfassender Darstellung, ist J. Schippers Englische Metrik (I. 81 1016, 82 1008, 83 1291; II. 88 295, 89 875), die sich in Bezug auf den ae. Vers der Zweihebungstheorie anschloss, worin sie bei Trautmann, Wissmann und Einenkel aber auf lebhaften Widerspruch stiess. Doch da die hieraus hervorgehende Polemik mehr den früh-me. Vers betrifft, wird besser erst später hierauf eingegangen, ebenso auf die metrischen Kapitel von Schipper und

K. Luick in Pauls Grundriss. Dagegen ist an dieser Stelle ten Brinks feinsinnige Darlegung über den ae. Vers in demselben Werke 92 808 und Schippers aus seinem grösseren Werke verkürzter Grundriss der engl. Metrik 95 98, 96 116 zu erwähnen, in dem der Verf. in der Auffassung des Allitterationsverses ganz E. Sievers folgte. M. Kaluza trat dagegen 93 (3) 115, 94 136 etc. wieder für die alte Vierhebungstheorie ein, worin er jedoch wohl nur bei wenigen, wie bei E. Martin und M. Trautmann, eine Unterstützung fand (vgl. 94 188). Frühere strophische Gliederung des ae. Volksepos suchte H. Möller 83 1328, 84 1487 nachzuweisen, ohne jedoch überzeugende Gründe hierfür vorzubringen. Nennen wir noch die von W. Skeat besorgte Neuausgabe von E. Guests 'History of Engl. Rhythms' 83 1290, 84 1417, die freilich dem gegenwärtigen Stand der Forschung nicht gerecht wird, so würde nur noch erübrigen, später die metrischen Sonderuntersuchungen zu einzelnen Dichtungen wie über die me. Verslehre anzuführen.

2. Altenglische Denkmäler.

A. Prosa.

Obwohl die ae. Glossen ohne litterarischen Wert sind, und ihre Bedeutung für die Grammatik und Wortforschung schon oben (S. 90, 93—94) in grossen Umrissen hinreichend gewürdigt ist, so wird eine gedrängte Übersicht über die in den letzten Jahrzehnten auf diesem Gebiete erfolgten Veröffentlichungen, die zum Teil gerade die ältesten Sprachproben des Englischen darstellen, hier keineswegs überflüssig sein. Umfassendere Publikationen dieser Art sind die des Epinaler Glossars von H. Sweet 84 1478, 85 1671, der dann eine Sammlung der übrigen Glossare nebst anderen Texten aus der Zeit vor Alfred unter dem Titel 'The Oldest English Texts' in sehr dankenswerter Weise herausgab, 86 1582, 87 806, 88 820, von denen er einen Teil in seinen 'Second Anglo-Saxon Reader' (s. o. S. 333) aufnahm. Ferner veranstaltete R. Wülker, nachdem er vorher schon einige Glossen im II. Bd. der Anglia (vgl. hierzu Kölbing 80 1041) mitgeteilt hatte, eine Neuausgabe von Th. Wrights 'Anglo-Saxon and Old English Vocabularies' 84 1474, 85 1672, die leider durch viele Druckfehler entstellt ist. Eine sehr sorgfältige Ausgabe

unbekannt gebliebener Stücke verdient gemacht hatte (87 858, 89 442–443, 90 397, 401, 92 378), 'Old English Glosses, chiefly unpublished' (Oxford 1900). Wertvolle Beiträge in verschiedenen Zeitschriften lieferten ferner Zupitza in der ZfdA. Bd. XXI u. XXII (Kentische Glossen), 87 852–853, 88 866–867, 89 440; A. Holder Germ. XXIII (Boulogner Glossen), El. Steinmeyer 89 441 (vgl. dazu W. Stokes 90 402), H. Logeman 90 393–395, 309; Kollationen und Erläuterungen lieferten E. Hausknecht 83 1849 (Brüsseler Glossen), F. Kluge 84 1475, 86 1584, E. M. Thompson 86 1283, Sievers 90 396, A. J. Cook 90 400, F. Holthausen 92 371. Zweifelhaften Wertes sind die Beiträge O. Schlutters 96 182, 97 36, 288 u. 285, 98 (14) 86; vgl. 99 (14) 51–52, (15) 88. Eine Untersuchung der Sprache und des Dialekts der ältesten Glossen veranstaltete F. Dieter 86 1581, 87 855 (vgl. M. Kolkwitz 95 166); die verwandtschaftlichen Beziehungen einiger dieser Glossare erörterten derselbe 88 859 und H. Lübke 90 398, 91 390.

Auch die altenglischen Runeninschriften — über die am besten E. Sievers in Pauls Grundriss I, 238 ff. unterrichtet — gehören z. T. zu den ältesten Sprachdenkmälern. Den wertvollsten Beitrag der letzten Zeit zur Deutung eines Teils derselben bietet W. Vietors Abhandlung über die nordhumbrischen Runensteine 94 211, 95 152, 96 179–181 (Kontroverse mit G. Hempl), 97 284 usw. Über einzelne Runen, Runennamen und Runenreihen schrieben W. Skeat 91 209, H. Logeman 91 210, F. Holthausen 97 70, Th. v. Grienberger 98 (4) 115. Vgl. auch oben S. 95.

Jüngeren Datums sind die Übersetzungen der Evangelien, deren von Kemble und Hardwick begonnene Herausgabe W. Skeat fortsetzte. So erschien 1878 das Johannesevangelium 79 642, und zwar, wie auch bei den vorhergehenden Bänden, die Version des Durham-Book (Lindisfarne Gospels), die des Rushworth Ms., wie zwei westsächsische Texte, in parallelen Kolumnen nebeneinander; später eine Neuausgabe des Matthäus in derselben Gestalt 87 851, 88 858; vgl. auch 90 386. Eine für Studienzwecke nützliche Ausgabe des Lukasevangeliums in westsächsischer Gestalt verdanken wir J. Bright 92 368, 93 428, 94 205; privatim für Vorlesungen liess Zupitza Stücke aus Markus und Lukas abdrucken 82 1051; Bruchstücke eines Johannesevangeliums veröffentlichte A. Napier 91 386. Die Untersuchungen von E. M. Lea über die Sprache im nordh. Markusevangelium, wie auch A. S. Cooks Glossar sind bereits S. 95 erwähnt, ebenso die über den im mercischen Dialekt geschriebene Teil der Rushworthglossen von Svensson, Otten, E. M. Brown u. a. auf S. 94, wozu auch

K. D. Bülbrings Aufsatz 99(14)$_{112}$ zu vergleichen ist. Über U. Lindelöfs Glossar zum nordhumbr. Teile dieser Evangelien s. 97$_{87}$, 98(15)$_{67}$ und vgl. oben S. 95. Bezüglich der Verfasserschaft der westsächsischen Evangelien stellte A. Drake 94$_{207}$, 97$_{280}$ fest, dass Matthäus und Johannes einerseits und Marcus und Lucas andererseits enger zusammengehören, während R. Handke 96$_{174}$ dem lateinische Originale derselben nachforschte. Eine Untersuchung über den Gebrauch der Modi in diesen Denkmälern stellte A. N. Henshaw an 94$_{206}$, 95$_{164}$, während A. M. Harris ein Glossar zu denselben anfertigte 99$_{85}$.

Kollationen zum D u r h a m R i t u a l teilte W. Skeat mit 80$_{1106}$; der grammatischen Untersuchungen über dieses Schriftwerk von H. Lindelöf ist bereits früher (S. 95) gedacht worden, desgl. der sprachlichen Erörterungen über den in der Vespasian-Hs. erhaltenen sog. kentischen P s a l t e r von R. Zeuner auf S. 90, wo auch erwähnt wird, dass man dessen Dialekt nunmehr als mercisch erkannt hat. Den Wortschatz dieses Denkmals hat Zeuner zu veröffentlichen begonnen 90$_{410}$, 91$_{891}$. Den sog. Pariser Psalter, sowohl den prosaischen wie den poëtischen Teil, hat G. Tanger kollationiert 84$_{1477}$; den ersteren möchte J. Wichmann 88$_{858}$ König Älfred zuschreiben, wogegen aber J. O. Bruce 95$_{168}$ Bedenken erhob. Der Canterbury Psalter Eadwines ist nach einer späteren Hs. von F. Harsley ediert worden 89$_{488}$.

Wenden wir uns nun von den geistlichen zu den weltlichen Denkmälern der frühesten Zeit, so sind vor allem die U r k u n d e n zu nennen, die zwar zumeist lateinisch geschrieben, doch vom 8. Jh. an auch englisch abgefasst zu werden beginnen. Zu der älteren Sammlung im 'Codex diplomaticus' von Kemble veranstaltete J. Aronius kritische Studien 84$_{1810}$, die jedoch den Gegenstand nur von der historisch-juristischen Seite behandeln und die Unzulänglichkeit jener Ausgabe in dieser Hinsicht darthun. Sprachlich nutzte ihn A. Hruschka in seiner vorhin (S. 332) citierten Untersuchung über ae. Namen aus. Eine Neubearbeitung dieser Urkundenausgabe entnahm W. de Gray Birch 84$_{806}$, 85$_{879}$, 86$_{1264}$ im 'Cartularium Saxonicum', ohne jedoch die Ansprüche einer strengeren Kritik zu befriedigen. Die ältesten Originalurkunden aus der Zeit vor Älfred nahm dann Sweet in sein schon wiederholt citiertes Buch 'The Oldest Engl. Texts'

ein sorgfältiger Textabdruck mit reichhaltigen Anmerkungen sprachlicher (ae. u. lat.) und kulturhistorischer Art verbindet. Einzelne ae. Urkunden veröffentlichten F. Vetter Germ. XXII, F. H. Stratmann 84 1484, W. de Gray Birch 82 1052, 87 857, 89 487 u. a.; die Sprache der kentischen Urkunden untersuchte R. Wolff 95 171.

Bezüglich der Gesetze der Angelsachsen verdanken wir am meisten den fleissigen Forschungen F. Liebermanns: eine Hss.-Untersuchung 86 1529, Abhandlungen über die Consiliatio Cnuti (lat.) 93 163, und Pseudo-Cnuts Constitutiones (lat.) etc. 96 177, eine Ausgabe der Leges Edwardi Confessoris (lat.) 96 176, 97 281, namentlich aber die 'Gesetze der Angelsachsen' 97 282, 99 87. Auszüge zum Gebrauch für Studierende veröffentlichte A. S. Cook 81 1054. Über Alfreds Gesetze s. u. S. 339.

Als erste Versuche selbständiger Schriftstellerei sind die Annalen oder Sachsenchronik zu betrachten, die sich in einigen Teilen bis zu einer vollendeten historischen Darstellung erhebt. Als bedeutendste Leistung unter den Veröffentlichungen auf diesem Gebiet ist die von Ch. Plummer veranstaltete Neubearbeitung von J. Earles 1865 erschienenem Buche 'Two of the Saxon Chronicles' etc. im Paralleldruck zu betrachten. Der I. Teil, welcher eine Beschreibung des Hss., den Text und ein sorgfältiges Glossar enthält, ist lobend 91 385, 92 864, 93 421 angeführt, der II. Teil, Einleitung, Anmerkungen und Index umfassend, 99 81. Auszüge aus den sog. Winchester- u. Peterborough-Chroniken mit Anmerkungen und Glossar edierte J. F. Davis 90 380, 92 865; eine Übersetzung, die Zeit von 781—1001 betreffend, von W. H. Low wird 90 383 citiert. Indes waren wichtige Beiträge auch schon vorher erschienen: so veröffentlichte Zupitza ein Fragment im I. Bd. der Anglia; P. J. Cosijn verglich die sog. Parker-Hs. mit denen von Alfreds Cura Pastoralis 79 602; H. Sweet schied die poëtischen Teile aus der Chronik 79 648, worüber im folgenden Abschnitt des näheren berichtet werden wird. Den ziemlich oberflächlichen Bemerkungen über die Hss. von H. Howorth (81 1050, 82 1048, 83 1844) folgte eine eingehendere Untersuchung des Abhängigkeitsverhältnisses derjenigen der sog. Winchester-Annalen von Kupferschmidt im XIII. Band. der Engl. Stud. (S. 165 ff.), welchen Gegenstand K. Horst noch einmal aufnahm; vgl. 96 171a—172, 97 228, 98 66. Einzelne Notizen über Hss., zur Worterklärung usw. veröffentlichten Ch. Plummer 90 381, 92 185, 96 173, O. F. Emerson 92 866, J. M. Hart 99 82, F. Liebermann 99 83. Sprachliche Untersuchungen über den späteren Teil der 'Peterborough Chronicle' veranstalteten O. P. Behm 84 1481, 85 1679 und

H. Meyer 90 382, 98 (14) 81, über die Wortstellung im Parker-MS. E Kube 87 856.

Als hervorragendste Gestalt unter den Prosaschriftstellern Altenglands erblicken wir König Alfred, dessen Werken auch in dem verflossenen Vierteljahrhundert die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, wiewohl noch eine kritische Gesamtausgabe zu wünschen bleibt. Was seine Persönlichkeit betrifft, so ist zu bemerken, dass J. Ramsay 98 24 das Jahr 900 als Datum seines Todes wahrscheinlich zu machen suchte. Des Königs Darstellung in der Poësie verfolgte J. L. Arnold 98 22. Zahlreich sind die Untersuchungen über seine Sprache, unter denen die Arbeiten von P. J. Cosijn und E. Wülfing die bedeutsamsten sind. Da ihrer jedoch wie auch der Abhandlungen von A. Hüllweck, A. Philipsen, Ph. Lenz, A. Harstrick usw. bereits vorhin, S. 90 und 121 f., in ausführlicherer Weise gedacht ist, wenden wir uns gleich zur Betrachtung der einzelnen Schriften Alfreds. Das Verhältnis seiner Übersetzung der 'Cura pastoralis' zu ihrer Quelle beleuchteten A. Dewitz und G. Wack 89 428, 429, während L. Gieschen die Unterschiede der verschiedenen Schreiber des Hatton. MS. untersuchte 88 855. Über den Gebrauch des Konjunktivs in diesem Denkmal handelte W. Fleischhauer 86 1520, 87 888; eine Notiz F. A. Blackburns s. 96 169. Vom Orosius veranstaltete H. Sweet eine Textausgabe 84 1470, woraus er verschiedene Abschnitte in seinen 'Second Anglo-Saxon Primer' 86 1484 übernahm. Das Verhältnis dieser Schrift zu ihrer Quelle erörterte H. Schilling 86 1517, grammatische Fragen A. S. Cook 85 1674 (Vowel-Length), K. Bock 87 889, 92 357 (Pron. u. Num.) und A. Lehmann 91 381, 93 412 (Genet.); eine Bemerkung Wülfings s. 93 413. — Eine treffliche Neuausgabe des Boëthius veranstaltete W. J. Sedgefield 99 75 (vgl. Engl. Stud. 28, 1), worin er auch die vorangegangenen Untersuchungen über diese Schrift berücksichtigte, namentlich auch über die Frage der Echtheit der stabreimenden Übersetzung der Metren, die M. Hartmann 82 1042 und O. Zimmermann 83 1845, 84 1469 König Alfred zusprechen möchten, während A. Leicht 83 1846, 84 1468 nicht unerhebliche Bedenken hiergegen geltend machte. Ohne neue Argumente wird man jedoch diesen Punkt

99 56 und E. Wülfing 96 168. — Die Gesetze Alfreds (vgl. oben S. 337) wurden von M. H. Turk 93 162, 94 197, 95 165 sorgfältig nach den Hss. herausgegeben ('The Legal Code of Ælfred the Great'), nachdem er die Einleitung hierzu bereits vorher als Dissertation hatte erscheinen lassen 91 142. Die Lautlehre dieses Denkmals untersuchte O. Priese 83 1847, 84 1471. — Ob man die ae. Übersetzung der Historia ecclesiastica Bedas mit Recht Alfred zuschreiben könne, ist von Th. Miller in seiner Neuausgabe dieses Werkes 91 380, 92 359 (vgl. auch dessen Abhandlung über 'Place Names in the English Bede' 96 60, 97 71) und von M. Deutschbein 00 90 durch den Nachweis in Frage gestellt worden, dass diese Schrift in merc. Dialekte verfasst sei (vgl. oben S. 94). Dieser Auffassung trat jedoch J. Schipper 97 219, 99 74 in einer Sonderschrift entgegen, indem er trotz dieser sprachlichen Eigentümlichkeit die Verfasserschaft des Königs wahrscheinlich zu machen suchte, wie er auch in der von ihm für Grein-Wülkers Bibliothek veranstalteten Ausgabe dieses Werks 97 218, 98 33, 99 41 es Alfred zuschrieb. Einige Excerpte aus Beda teilte Zupitza 86 1518 mit; vgl. ferner die Abhandlung A. Schmidts 89 480 und eine Notiz von G. Hempl 96 166. — Was das lateinische Original angeht, so sind eine neue (4.) Auflage der Ausgabe des 3. und 4. Buches von Mayor & Lumby 92 49 und die Textausgabe von A. Holder 82 1205 (2. Aufl. 90 52) zu erwähnen. Eine populäre Beschreibung des Lebens und der Thätigkeit des berühmten Kirchenschriftstellers veröffentlichte G. F. Browne 80 1017. Über die lateinischen Citate in seinen Schriften s. M. Manitius 87 349; über ae. Glossen zur Hist. ecclest. s. Zupitza 87 353. — Als echt ist nun auch wohl die Übersetzung der Soliloquien Augustins zu betrachten, wofür bereits R. Wülker im IV. Bd. von Paul-Braunes Beitr. eintrat. Einen neuen Textabdruck dieser 'Blooms' (= Flores soliloquiorum) gab W. Hulme 93 411 heraus (Verbesserungen dazu s. 94 148), worauf er eine Untersuchung über die Sprache derselben veröffentlichte 95 170. Für die Verfasserschaft Alfreds sprechen ferner die Ergebnisse der sprachlichen Vergleichungen von G. F. Hubbard 94 199 und E. Wülfing 94 200, wogegen die ae. Prosapsalmen, wie schon vorhin auf S. 336 erwähnt, ihn schwerlich zum Autor haben dürften. Auf seine Veranlassung wird jedoch die Übersetzung der Dialoge Gregors durch

Ausgabe hatte Hecht eine Abhandlung über die Sprache dieses Denkmals vorausgehen lassen 99 84; zu vergleichen ist auch die Dissertation H. Johnsons 85 1678.

Wenden wir uns nun zu einigen Schriften geistlichen Inhalts, die grösstenteils aus der Zeit nach Alfred stammen. Nachrichten über ae. Messbücher machte E. Warren 82 1043, 86 1533. 'De Consuetudine Monachorum' veröffentlichte A. Schröer 86 1528, die ae. Übertragung welcher Schrift E. Breck 87 845 Ælfric zuschreiben wollte, die aber nach Zupitza, welcher 90 885 das Fragment einer 'Regularis concordia' mitteilte, eher Æthelwold zugehört (vgl. dazu S. Logemans Text 90 884, dem später 92 867 Einleitung und Noten folgten). Die ae. Übertragung von Alcuins 'De Virtutibus et Vitiis liber' gab B. Assmann heraus 88 856, die der 'ags.' Prosabearbeitungen der Benediktinerregel A. Schröer in Grein-Wülkers Bibliothek 85 1673, 90 878, wozu G. Caro die Varianten des Durham-MS. nachtrug 97 226; vgl. auch F. Liebermanns Nachweis 99 79. H. Logeman edierte die ae. Interlinearversion derselben zugleich mit dem lateinischen Texte 88 857, 90 879. Über die Geschichte und Texte der Benediktinerreform handelt F. Tupper 93 419. Über die me. Version der Benediktinerregel s. u.

Von den sog. Blickling Homilies wurde die von R. Morris veranstaltete Ausgabe vollendet 81 1051, 82 1044, zu der Zupitza 82 1045 und F. Holthausen 92 868 u. 94 210 kritische Bemerkungen lieferten; die Syntax untersuchte J. Flamme 86 1526. Dass der selbständige Wert dieser Predigten bis dahin überschätzt war, zeigten die Untersuchungen M. Försters, der die lateinischen Quellen derselben nachwies 93 420, 99 80. Die alte. Heiligenleben, die häufig zum Gegenstand von Homilien dienten, behandelte am gründlichsten F. Liebermann 89 488, 90 408, 92 874; eine Anzahl von solchen Texten (vgl. auch Ælfric) gab B. Assmann in Grein-Wülkers Bibl. 89 401, 90 405 heraus. Von den Lebensbeschreibungen einzelner Heiliger veröffentlichte R. Wülker die des St. Neot 79 654, die er Ælfric zuschreiben möchte, A. Napier die auf Beda beruhende Homilie über den hl. Chad (Ceadda) 87 850, welcher Gelehrte auch die dem 12. Jh.

Die Sprache des späteren 'Sermo in festis St. Mariae' stellte H. A. Vance 94 309, 95 169, doch ohne bemerkenswerte Ergebnisse, dar. Kleinere religiöse Stücke, namentlich Gebete, veröffentlichten Zupitza im I. Bd. der Anglia, ferner 90 390, 92 369, B. Assmann 88 361–362, H. Logeman 88 363, 90 389, A. Napier 88 364, F. Holthausen 90 388, A. S. Cook 92 370. Hieran schliesst sich allerhand Aberglauben, wie Zaubersprüche und Segen; solche Stücke teilten mit: B. Assmann 87 358, A. Napier 90 404, Zupitza 92 377, R. Priebsch 96 184, 199, F. Holthausen 97 287, F. Liebermann 99 86.

Einen Neudruck von Recepten unter dem Titel 'Peri didaxeon' nebst dem lateinischen Texte gab M. Löweneck heraus 96 198, 98 69; von der Abhandlung über Pflanzennamen von J. Hoops ist bereits oben (S. 332) die Rede gewesen. — Mehr wissenschaftlichen Charakter hat Byrhtferðs 'Handbōc', aus dem F. Kluge zum ersten Male Excerpte abdruckte 86 1527; über das Leben und die Schriften des Verf.s handelte ausführlich K. M. Classen 96 171, 97 227. Einen kurzen Lapidar veröffentlichte R. v. Fleischhauer 90 407.

Erwähnen wir im Anschluss hieran einige andere kleinere Denkmäler, meist der späteren Zeit angehörig, die teils neu aufgefunden, teils in berichtigter Form wieder abgedruckt wurden. Hier wären die Kollation A. Holders zum Bericht über die Wunder des Orients (Anglia I) und der von W. M. Baskervill neu edierte Brief Alexanders an Aristoteles 81 1056 zu nennen; ferner Bruchstücke von Übersetzungen aus den Schriften Isidors, von F. Holthausen 88 365 und A. Napier 96 178 mitgeteilt, welch letzterer auch das Fragment einer Genealogie der wests. Könige bekannt machte 96 175. Auch inhaltlich interessant sind der Rest eines ae. Briefes und die Zeichensprache für Klöster, die F. Kluge 84 1482, 86 1537, 88 360 zum ersten Male veröffentlichte; über das Prosagespräch Adrian und Ritheus s. M. Försters Mitteilung 96 164.

Umfangreicher sind das Nicodemusevangelium, von W. Hulme 98 68 nach den zwei Hss. in Paralleltexten neu herausgegeben, und der Apollonius von Tyrus, mit dem Zupitza sich längere Zeit beschäftigte (s. Anglia I; 86 1525), und dessen Text Napier aus seinem Nachlasse abdruckte 96 70; über sonstige Bearbeitungen dieses im MA. so beliebten Romans handelten S. Singer 95 (10) 70, A. H. Smyth (Shakspeares Pericles) 99 76

den Kirchenschriftstellern nebst der ae. Interlinearversion gab E. W. Rhodes heraus 89 484, 90 408, nachdem bereits F. Kluge einige für den Sprachforscher interessante Mitteilungen daraus gemacht hatte 85 1514.

Wir hätten nunmehr noch die Schriften zweier hervorragender Geistlicher zu betrachten: die Ælfrics und Wulfstans. Eine dankenswerte, wenn auch wenig Neues bringende Übersicht über des ersteren Leben und Wirken verfasste C. L. White 98 62. Von Ælfrics Schriften gab W. Skeat die 'Lives of Saints' heraus 81 1052, 84 1478, 90 876, Fragmente daraus A. Napier 87 844 und G. Herzfeld 91 383, während J. H. Ott die Quellen derselben untersuchte 92 860. Dasselbe that für die 'Homiliae catholicae' M. Förster 92 861, 93 416, 95 161. Eine Auswahl der Homilien edierte H. Sweet 86 1521, 2. Aufl. 97 222. Von den homiletischen Bearbeitungen der Bücher des Alten Testaments erschienen das Buch der Richter von Grein 79 652, Esther, Hiob und Judith von B. Assmann nebst kritischen Untersuchungen veröffentlicht 86 1521–1523, 87 848. Die Grammatik Ælfrics gab J. Zupitza in trefflicher Weise heraus 81 1058, 82 1047, wozu F. Liebermanns Bemerkungen 94 202 nachzutragen sind. Die Übersetzung von Alcuins 'Interrogationes Sigeuulfi in Genesin' wies G. E. Mac Lean Ælfric zu und besprach die Hss., von denen er eine zum Abdruck brachte 83 1351, 84 1479; eine kritische Ausgabe stellte erst F. Mitchell 88 847 her; vgl. auch A. Tessmanns Abhandlung 91 382. O. Zimmermann behandelte die Frage, welche von den beiden Fassungen des Traktats über die siebenfältige Gabe des heiligen Geistes Ælfric zuzuschreiben sei 88 848. Über das 'Colloquium' sind die Beiträge von Zupitza 87 846, 88 866 und E. Schroeder 97 224 nachzusehen. Als Verfasser der Schrift 'De temporibus', von der E. Steinmeyer 80 1108 Bruchstücke mitteilte, suchte A. Reum Ælfric nachzuweisen 88 849. Fragmente von desselben 'De initio creaturae' machte A. Napier bekannt 93 414. — Über das Vokabular s. oben S. 334, über die Ælfric wohl irrig zugeschriebene 'Consuetudo Monachorum' S. 340. — Zahlreich sind die grammatischen Untersuchungen über Ælfrics Schriften; die Lautlehre behandelt Fr. Fischer 89 482, das Verb A. S. Cook 87 848 und B. Wells 88 850–851, C. Brühl 92 862, M. Braunschweiger 90 877, G. Schwerdtfeger 93 417, die Syntax B. Schrader 87 847, 88 [illegible], Th. Wohlfahrt 86 [illegible], P. Th. Kühn 90 [illegible]. Mit der

veröffentlichten A. J. Wyatt und H. Johnson 91 884. — Um Wulfstans Homilien hat sich besonders A. Napier durch seine Untersuchungen über die Echtheit derselben, wie auch durch eine kritische Textausgabe verdient gemacht, 82 1050, 83 1352, 84 1480, 85 1677. Eine dieser Predigten wollte E. Einenkel als Gedicht nachweisen 85 1676; eine syntaktische Abhandlung über dieselben schrieb Mohrbutter 86 1585, während R. Priebsch 99 92 den Quellen, J. P. Kinard 98 72 ausserdem auch dem Stile nachforschte. Endlich sind die Bemerkungen F. J. Mathers 92 876 und F. Liebermanns 99 98 über die Homilien zu erwähnen.

Gross-Lichterfelde.

John Koch.

B. Dichtung.

Gegen Ende der fünfziger Jahre erfuhr das Studium der altenglischen Dichtung durch das Erscheinen von C. W. M. Greins 'Bibliothek der angelsächsischen Poësie' eine mächtige Anregung. Das weit zerstreute und zum Teil schwer zugängliche Quellenmaterial war in diesem Werk zum ersten Male vollständig und in kritisch bearbeiteten Texten vereinigt, die gegenüber den älteren Ausgaben durchgängig einen bedeutenden Fortschritt bezeichneten. Durch ein treffliches, mit vollständigem Stellennachweis versehenes Glossar (1861—64) wurde das Verständnis dieser Texte wesentlich erleichtert. Da Greins Bearbeitung indessen nicht auf einer Nachprüfung der Handschriften beruhte und die Denkmäler der altenglischen Poësie zumeist nur in überaus verderbter Gestalt überliefert sind, bot sich für die Herstellung von möglichst authentischen Texten, die der Forschung eine zuverlässige Grundlage gewähren, noch ein breites Feld der Bethätigung. Eine stattliche Zahl von Besserungen zu seiner Ausgabe veröffentlichte Grein selbst Germania 10, 416 ff. E. Sievers verglich die in der sog. Cædmonhandschrift, dem Codex Junius XI der Bodleiana, enthaltenen Denkmäler und ein paar andere Handschriften mit Greins Text und teilte die Abweichungen ZfdA. 15 (1872) 456 ff. mit. Die Ergebnisse einer Vergleichung des Codex Exoniensis mit der Ausgabe Thorpes veröffentlichte J. Schipper Germania 19 (1874) 327 ff.

Eine Neubearbeitung der Bibliothek Greins nach neuen Lesungen der Handschriften unternahm R. P. Wülker. Der erste Band 81 1088, 82 1026, 83 1323, 84 1486 enthielt den Beowulf in

diplomatischem Abdruck und hergestelltem Text und die kleineren Gedichte nichtgeistlichen Inhalts. Der zweite Band 89 400, 94 165, 95 119 brachte die Dichtungen der Handschrift zu Vercelli und der sog. Cædmonhandschrift zu Oxford und einige andere Stücke. Für den Codex Vercellensis konnte Wülker eine wertvolle Kollation A. Napiers 88 344 in den Nachträgen zu diesem Bande (S. 563 ff.) noch zu Rate ziehen. Der dritte und letzte Band, den Br. Assmann 97 164, 98 32, 99 40 besorgte, enthält, ebenfalls nach neuer Vergleichung mit dem Original, den Inhalt der Handschrift zu Exeter, soweit er in den vorhergehenden Bänden noch nicht veröffentlicht war, die Metra des Boëthius, Salomo und Saturn und die Psalmen.

Den Texten Wülkers und Assmanns ist ein ausführlicher kritischer Apparat beigegeben, in welchem die Besserungsvorschläge und Konjekturen der älteren Forscher der Hauptsache nach angegeben sind. Die Texte sind konservativ und in möglichst engem Anschluss an die handschriftliche Überlieferung behandelt und bieten der weiteren Forschung eine sehr dankenswerte Handhabe. Auf den Versuch, die von Sievers gefundenen metrischen Gesetze (85 1058 usw.) systematisch für die Textgestaltung auszunutzen, wird verzichtet, obwohl die Besserungen, die sich Sievers selbst zu einer Fülle von Stellen auf Grund seiner Metrik ergaben, benutzt sind.

Sievers' Untersuchungen über den Allitterationsvers wiesen auch der Textkritik neue Wege. Sie brachten wertvolle Aufschlüsse über die Gestalt, welche im Gegensatz zur Überlieferung Wörter und Formen der Dichtungen ursprünglich gehabt haben müssen, und zeigten, wie die Nichtberücksichtigung der rhythmischen Regeln zu unhaltbaren Konjekturen führte. Die Kritik, welche bestrebt ist, einen der Urschrift möglichst nahekommenden Text herzustellen, wird von den Lehren, die Sievers über den Bau des Allitterationsverses gegeben hat, ausgehen müssen.

Zu den genannten Werken, die die Gesamtheit der auf uns gekommenen poëtischen Erzeugnisse der Angelsachsen umfassen, gesellen sich noch ein paar Sammelwerke, wie die Sonderausgabe des Codex Vercellensis in getreuer Nachbildung des Manuskripts von Wülker 95 120 (vgl. auch Cook 89 426, Wülker 94 165), die Ausgabe der Handschrift von Exeter von I. Gollancz (Part 1:

[1]83 319, 89 408, 90 259; [2]97 176, 98 84, 99 4, J. W. Bright 92 326, A. S. Cook 94 167, 95 121, sich um die Herstellung einzelner poëtischer Texte verdient machten. Was die Textkritik im übrigen hinsichtlich der altenglischen poëtischen Denkmäler leistete, wird bei Behandlung der einzelnen Dichtungen Berücksichtigung finden.

Litterarhistorische Darstellungen, die von der altenglischen Poësie und ihrer Entwicklung ein Gesamtbild entwerfen, entstanden in dem Zeitraum, den wir hier behandeln, in nicht geringer Zahl. Nur die wertvolleren Erscheinungen dieser Art seien in Kürze charakterisiert. H. Morley im ersten Bande seines breit angelegten Werkes 'English Writers' (1867) behandelte auch die Poësie der Angelsachsen, doch ohne für diese Periode ausreichende philologische Kenntnis zu besitzen und ohne die Ergebnisse der deutschen Forschung zu berücksichtigen. Auch in der Neuauflage 87 301, 88 301 (Band 1: Old Celtic Literature, Beowulf, Band 2: From Cædmon to the Conquest) stand das für die Verbreitung der altenglischen Studien in England nützliche Werk nicht ganz auf der Höhe der Forschung. Wissenschaftlich exakter, doch nur in grossen Zügen die Hauptsachen berührend, entwarf H. Sweet in der von Hazlitt besorgten Ausgabe von Th. Wartons 'History of English Poetry' (Band 2, 1871) eine Skizze von der Dichtung der Angelsachsen. Weitaus die beste Darstellung, mit trefflicher Charakteristik der altenglischen Dichtung im allgemeinen, sowie feiner Kennzeichnung der individuellen Züge der Einzelwerke, enthält indessen B. ten Brinks 'Geschichte der englischen Litteratur' ([1]1877). In der 1899 erschienenen Neuauflage brachte A. Brandl das Werk in Einklang mit der seitdem fortgeschrittenen Forschung und fügte dem Werk die von ten Brink der englischen Übersetzung der ersten Auflage beigesteuerten Anmerkungen, sowie das treffliche Fragment über die altenglische Poësie 92 308 bei, das — zuerst in Pauls Grundriss erschienen — ausführlicher als in der Litteraturgeschichte die Eigenart der Dichtung in feiner Charakteristik zur Darstellung bringt. Ein treffliches und für den Forscher unentbehrliches Nachschlagewerk ist Wülkers 'Grundriss zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur' 85 1638, 86 1475, 87 272, worin der Verfasser das bis zum Jahre 1884 über den Gegenstand Hervorgebrachte in Kürze erörterte und in fördernder Weise auch sein eignes Urteil über viele Einzelheiten abgab. Eine für einen weiteren Leserkreis berechnete Darstellung der altenglischen Dichtung enthält des nämlichen Verfassers 'Ge-

schichte der englischen Litteratur' 96 124, 97 154, 98 1. Im übrigen seien von deutschen Schriften über den Gegenstand noch Greins und Th. Müllers Übersichten in ihren Grammatiken (80 1071, 83 1260), Eberts gründliche und mit ausführlichen Inhaltsangaben versehene Darstellung in seiner 'Allgemeinen Geschichte der Litteratur des Mittelalters' 87 (6) 4, (16) 298 und Körtings zur ersten Orientierung über die Litteratur nützlicher Grundriss [1]87 294, [2]99 6, 00 2 genannt. Eine kurze Charakteristik der altenglischen Dichtung entwarf neuerdings auch Cosijn 99 19. Unter den englischen Autoren sind neben Morley und Sweet noch J. Earle 84 1427 und Stopford A. Brooke zu erwähnen, dessen Darstellungen der altenglischen Litteratur 92 809, 93 858, 94 182, 98 6 mit edler Begeisterung für den Gegenstand verfasst sind. Die sonst in den Gesamtdarstellungen der englischen Litteraturgeschichte enthaltenenen Abrisse über die Poësie der Periode kommen für die Forschung wenig oder gar nicht in Betracht.

Dagegen verdienen noch eine Reihe anregender und fördernder Abhandlungen und Schriften Beachtung, die einzelne Fragen der altenglischen Dichtung im besonderen oder im Zusammenhang mit umfassenderen Untersuchungen aus dem Gesamtgebiet der altgermanischen Poësie behandeln. Dazu gehören die Arbeiten über die geistliche Dichtung der Angelsachsen von F. Hammerich 'De episk-kristelige Oldkvad hos de gotiske folk' 1873 (übersetzt von Michelsen 1874), und Wülker 'Über die Entstehung der altenglischen christlichen Dichtung' 93 859, H. Möllers Schrift über das altenglische Volksepos 83 1323, 84 1437, die ästhetischen und stilistischen Studien von Merbot 84 1429, 85 1688, Merbach 85 1689, 86 1481, Bode 86 1482, 87 805, A. H. Tolman 89 898, J. Kail 89 899, Sarrazin 92 810 u. s., endlich — das weitere Gebiet der altgermanischen Dichtung umfassend — die feinsinnige Arbeit R. Heinzels über den Stil der altgermanischen Poësie (Strassburg 1875), R. M. Meyers Schrift über die formelhaften Elemente 89 (6) 25, 90 (6) 20 und W. P. Kers vergleichende Charakteristiken des mittelalterlichen Epos 97 170, 98 (15) 15, 99 22.

Was die Einzelforschung betrifft, der wir uns im folgenden zuwenden, so gelangte sie bei den geringen Anhaltspunkten, welche die Überlieferung über die Verfasser, über Zeit und Ort der Entstehung gewährt, vielfach zur Aufstellung von mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothesen, die ihre Vertreter zum

über das Erreichbare und zu Beweisende weit hinausgingen, so pflegten sie doch der Wissenschaft nützliche Dienste zu leisten, indem sie unsere Erkenntnis in manchen Einzelheiten erweiterten. Durch die in den letzten Jahren sich mehr und mehr vertiefende Einsicht in grammatischen und metrischen Dingen traten endlich hinsichtlich mancher Denkmäler an die Stelle weit auseinander gehender Hypothesen fester gegründete Ansichten über Zeit und Ort der Entstehung, über ihre Stellung im Entwicklungsgange und über die sonst damit verknüpften Fragen.

1. Epische, an die Heldensage geknüpfte Dichtung[1].

Was die Angelsachen an germanischen Sagen besassen, besteht nach G. Binz, der in Ergänzung eines Aufsatzes von O. Haack 92 187 über die Verbreitung der Heldensage in England dankenswerte Aufklärung brachte 95 46 (vgl. auch Kluge 95 47), im wesentlichen aus Stoffen, die noch in der kontinentalen Zeit der Angelsachsen ihre epische Ausbildung erhalten hatten. Bis zum 11. Jh. blieben nach ihm diese Sagen im Volke lebendig. Nur geringe Reste indessen sind in dichterischer Gestalt überliefert.

Seiner Grundlage nach das älteste Denkmal, das die ae. Litteratur besitzt, ist der mit dem Namen des berichtenden Sängers genannte 'Widsith'. Müllenhoff war der erste, der über die Bedeutung des Inhalts für die Sagengeschichte und über die Komposition dieses eigenartigen Erzeugnisses der altenglischen Muse tiefer dringende Untersuchungen anstellte (Nordalbingische Studien [1845] 1, 148 ff. ZfdA. 11, 275 ff.). Er schied eine beträchtliche Zahl von jüngeren Einschiebseln aus, hielt aber eine vollständige Herstellung des ursprünglichen Liedes für unmöglich. Nach H. Möller, der in seiner Studie über das altenglische Volksepos 83 1823 sich auch mit diesem Gedicht eingehend beschäftigte, ist der Widsith kein einheitliches Lied, sondern ein Cyklus von Liedern, die durch einen späteren Redaktor vereinigt und mit Anfang- und Schlussworten versehen wurden. Auch ten Brink (Pauls Grundriss [1]2 I, 510 ff. und danach Litteraturgeschichte [2] S. 465 ff.) unterschied ausser der Einleitung (Vers 1—9) mindestens drei ursprünglich selbständige Dichtungen. Der älteste Teil, ein poëtischer Fürstenkatalog, der bis in die Mitte des 6. Jh. hinaufreichte, wäre

[1] Die im folgenden beobachtete Einteilung des Stoffes schliesst sich der Anordnung in ten Brinks Litteraturgeschichte (2. Aufl. herausgegeben von A. Brandl) genau an.



später durch Zusätze erweitert und mit einem anderen Gedicht, das aus einer Kontamination eines ähnlichen Verzeichnisses, des Eormanric-katalogs, mit einem Liede zum Preise der Ealhhild hervorgegangen wäre, im 8. Jh. zum Widsithliede verbunden worden. Von den im Gedicht erwähnten Völkerschaften handelte auch Bojunga 92 354, von der Verbreitung der in der Dichtung berührten Sagengestalten Binz 95 160.

Was das Beowulfepos angeht, das von jeher im Vordergrund des Interesses stand, so vermeinte man frühzeitig zu erkennen, dass das Gedicht nicht als einheitliches, aus einem Gusse entstandenes Werk anzusehen wäre. Der erste, welcher die Ansicht aussprach, das Epos wäre aus einzelnen Liedern hervorgegangen, die man später zu einem Ganzen vereinigte, war L. Ettmüller (Beowulf, stabreimend übersetzt, Zürich 1840; S. 63 f.). Ausscheidung und Herstellung der ursprünglichen Lieder hielt er jedoch für unmöglich, und nur die späteren christlichen Einschiebsel, die nach seiner Meinung in der uns erhaltenen Bearbeitung ein westsächsischer Mönch hinzufügte, hielt er für ausscheidbar (Carmen de Beovulfi Gautarum regis rebus praeclare gestis atque interitu. Turici 1875). Was Ettmüller wohl mit Recht als über die Grenzen des Möglichen hinausgehend erachtete, glaubte K. Müllenhoff durch eine scharfsinnig eindringende Prüfung des Inhalts, der Widersprüche, Unebenheiten und stilistischen Unterschiede erreichen zu können. (Die innere Geschichte des Beowulfs, ZfdA. 14, 193 ff. und daraus abgedruckt in den Beowulfuntersuchungen 89 411, 90 344, 91 368, 92 331). Er sonderte nicht nur zwei alte Lieder aus, die den Grundstock des Epos bilden, Beowulfs Kampf mit Grendel und des Helden Kampf mit dem Drachen, sondern suchte auch über die fortsetzende, interpolierende und zusammenfassende Thätigkeit der späteren Redaktoren Klarheit zu schaffen.

Müllenhoffs Anschauungen über die Entstehung des Beowulfepos fanden auf der einen Seite ebenso eifrig Anerkennung und Weiterführung, wie ihre Richtigkeit auf der anderen Seite bestritten wurde. Eine Bearbeitung alter Lieder — durch einen einzigen poëtisch begabten Dichter — suchte auch A. Köhler

mit Grendels Mutter eine zweite Fassung des alten Grendelliedes erblickte, eine Version, in welcher Grendel von dem Helden auf dem Meeresgrunde aufgesucht und besiegt ward. Nahm Schneider an, dass in der Schilderung des Kampfes mit Grendel und seiner Mutter zwei aus derselben Urquelle geflossene Darstellungen miteinander verschmolzen seien, so suchte B. ten Brink auf Grund einer umfassenderen und tieferen kritischen Untersuchung 88 328, 89 409, 90 345, 91 364 darzuthun, dass in dem gesamten Epos zwei voneinander verschiedene Fassungen, von denen die ältere um das Jahr 690, die jüngere um 710 in Mercien niedergeschrieben wäre, von einem Redaktor 'zu einem grösseren Ganzen ineinander verwoben wurden, indem er die ältere Aufzeichnung seinem Texte zu Grunde legte, die jüngere daneben so viel wie möglich ausbeutete'. Wenig später hätte ein Interpolator darauf den Text durch eine Zahl theologischer Abschweifungen bereichert. Die im Epos kontaminierten Versionen gehen auch nach ten Brink auf zwei ältere Lieder zurück, Beowulfs Drachenkampf, der nach ihm in Bernicien im ersten Viertel des 7. Jh. entstand, und Beowulfs Ausfahrt, welche seit etwa 625 sich in Deira gebildet habe. Den Ansichten seines Lehrers folgend, glaubte G. Sonnefeld 93 384 aus gewissen Unterschieden in der Anwendung formelhafter Elemente und sonst in Stil und Wortschatz auf das Vorhandensein älterer und jüngerer Bestandteile und ein Entstehen dieser Teile an gesonderten Orten schliessen zu können. Auch H. Möller in einer eingehenden Nachprüfung (Engl. Stud. 13, 247—315) findet die Lehre ten Brinks, dass dem Gesamtordner des Gedichts zwei vollständige, voneinander abweichende Beowulfversionen vorlagen, vollkommen bestätigt; doch meint er im Gegensatz zu diesem Gelehrten, dass die beiden Versionen nicht nach Wortlaut und Gedankengang vollständig verschiedene Fassungen gewesen seien, sondern dass sie sich verhielten wie etwa die Versionen A oder B und C des Nibelungenliedes, dass zahlreiche Partien, Zeilen und Worte zwar verschieden gewesen seien, der Grundstock des Ganzen aber, der nach Möller strophische Form hatte, übereinstimmte. Der Ordner habe das Bestreben gehabt, das Beowulfepos so vollständig wie möglich zu geben, daher beide ihm bekannten Versionen herangezogen und die Varianten, die sie aufwiesen, mit aufgenommen. Auch durch sprachliche Verschiedenheiten machten sich im Epos die beiden Versionen noch kenntlich.

Die Bemühungen, den Ursprung der Hauptbestandteile des Beowulf aus alten Liedern zu erweisen, haben zu sicheren und

allseitig als richtig anerkannten Ergebnissen nicht geführt, obschon, wie wir sahen, einige unserer begabtesten Forscher ihre beste Kraft daran setzten, diesen Nachweis zu erbringen. Die Richtigkeit der Aufstellungen Müllenhoffs bezweifelten u. a. Hornburg (Die Komposition des Beowulf, Metz 1877; auch 84 1442), K. Schemann 82 1029 und T. Rönning 83 1884, 84 1443, ersterer aus sprachlichen, die letzteren vornehmlich aus sachlichen Gründen für die Einheitlichkeit des Gedichts eintretend. Die Möglichkeit, dass der Beowulf aus alten Liedern hervorging, stellten M. H. Jellinek und C. Kraus 91 862 zwar nicht in Abrede, aber sie leugneten im Anschluss an R. Heinzel AfdA. 15, 153 ff., dass irgendwelche Widersprüche in sachlicher Beziehung ein absolutes Kriterium für verschiedene Verfasser wären, und suchten darzuthun, dass man zur Annahme von sachlichen Widersprüchen im Beowulf meistens, vielleicht immer, durch unrichtige Interpretation der betreffenden Stellen gelangt wäre. Auch eine angebliche Inkoncinnität, auf die kurz vorher A. Schröer 91 862 hingewiesen hatte, beseitigten sie durch abweichende Interpretation. Einzelne Lieder herauszuschälen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Nur in einer Hinsicht könnte man überzeugende Schlüsse auf frühere Bearbeitungen ziehen; das sog. zweite Abenteuer schiene allerdings aus einer älteren Darstellung, nach der Beowulf mit Grendel im Wasser kämpfte, hervorgegangen zu sein. — Geht die Mehrzahl der deutschen und englischen Forscher, unter ihnen Müllenhoff, ten Brink, Möller, Koegel, ebenso Kemble, Sweet u. a., von der Ansicht aus, dass die Sagen von Beowulf, wie sie uns in dem Epos entgegentreten, angelsächsischem Boden entsprossen sind, so schliesst sich G. Sarrazin (85 1647, 86 1490, 1492, 1498, 87 828, 88 829, 89 410, 90 852, 91 866, 92 884, 95 127, 96 151, 97 186, 188, 189) der Meinung der meisten skandinavischen Gelehrten, wie Grundtvig, Bugge, Jessen, Rönning, an, nach denen die Beowulfsagen und -mythen skandinavischen Ursprungs sind und bei den Angelsachen nur die uns erhaltene dichterische Gestaltung erfuhren. Aber Sarrazin geht über die Lehre seiner Vorgänger in seinen Ansichten weit hinaus. Er glaubt nicht nur den Schauplatz des Grendelkampfes bestimmen zu können, sondern auch den Dichter des dem Beowulfliede angeblich zu Grunde

aus dem Gedächtnis niedergeschrieben habe, indem er durch moralisierende und theologisierende Zusätze die Dichtung „seiner veränderten Anschauungsweise anzupassen und seine Neubearbeitung vor sich zu rechtfertigen“ suchte.

So dankenswert und förderlich Sarrazins Untersuchungen über die poëtische Diktion, die Parallelstellen und stilistischen Übereinstimmungen in den altenglischen Dichtungen, die er zum Beweise der zuletzt genannten Hypothese anstellte, auch sind, die Fülle seiner kühnen Aufstellungen zu erweisen oder einigermassen wahrscheinlich zu machen, ist ihm nicht gelungen. In dieser Hinsicht dürfte in der Anschauung der Forscher völlige Übereinstimmung herrschen. Nur die bereits von anderen Gelehrten vertretene, von Bugge 86 1494, 87 822 mit guten Gründen verfochtene Anschauung, dass die dem Beowulfepos zu Grunde liegenden Sagen und Mythen ursprünglich skandinavischer Tradition entstammen, wusste er durch Herbeibringung neuer Parallelen aus dem Nordischen zu stützen, worin ihm auch Vigfússon, Sturlunga saga 1878, H. Gering 79 640, J. Garnett 81 1044 voraufgegangen waren. Auch E. Sievers, der Sarrazins Hypothese, dass sich der Beowulf durch altnordischen Einfluss im Wortschatz und in der Phraseologie als Übersetzung aus dem Skandinavischen erwiese, mit triftigen Gründen entgegentrat 86 1489, 1491, stimmte in jener Hinsicht Sarrazin und Bugge bei 95 182.

Der Frage nach den *geschichtlichen Elementen* und den ethnographischen Verhältnissen im Beowulf wandte sich früh das Interesse der Forscher zu. Die Identität des dänischen Königs Hygelac mit dem bei Gregor von Tours erwähnten Chochilaicus, der in das Gebiet der Hattuarier (Hetware) am Niederrhein eindringt und von den Franken getötet wird, hatte bereits Grundtvig festgestellt. Das Verhältnis des im Beowulfepos über das Schicksal Hygelacs Berichteten zu den übrigen Überlieferungen machte Müllenhoff zum Gegenstand eindringender Prüfung.

Vielfach bemüht war man auch um die Ermittelung der Völkerverhältnisse im Beowulf, ohne dass man bis jetzt auch nur in den Hauptpunkten zu fest begründeten, allgemein anerkannten Ergebnissen gelangt ist. Kemble, der in der Einleitung zu seiner Ausgabe (1833) sich zuerst eingehend über die Bedeutung der im Beowulf genannten Völkerschaften und ihre Sitze Rechenschaft abzulegen suchte, hielt Beowulf für einen Angeln aus Jütland oder Schleswig und meinte, die Angeln hätten sich auch Geaten genannt. Leo identificierte die Geaten mit den

Jüten und machte geltend, dass auch in der Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte die Jutae des lateinischen Originals zweimal mit Geatas übersetzt werden. Diese Auffassung suchte P. Fahlbeck 84_{1444}, 86_{1495} zu stützen, indem er zeigte, dass die örtlichen Verhältnisse in Westergötland, welches die Mehrzahl der Forscher als Heimat Beowulfs ansahen, nicht zu den Angaben im Gedichte passten, nach dem die Geaten von den Sweonen durch die See getrennt waren. S. Bugge 86_{1494}, 87_{822} und Symons (Pauls Grundriss ^{1}2 I, S. 22) pflichteten ihm bei. Die entgegengesetzte Ansicht, nach der die Geaten in Skandinavien ihren Sitz hatten, vertrat Grein in seinem Aufsatz über die historischen Verhältnisse des Beowulfliedes (Eberts Jahrbuch 4, 260 ff.). Ihm schlossen sich L. Ettmüller (Carmen de Beovulfi rebus gestis etc., 1875), H. Dederich (Historische und geographische Studien zum Beowulfsliede, 1877), T. Rönning 83_{1884}, 84_{1448}, K. Müllenhoff 89_{411}, G. Sarrazin 88_{829} u. sonst, ten Brink 89_{409} und H. Möller (Engl. Studien 13, 313) an. Was für und gegen die Identificierung der Geatas mit den Gauten spricht, erwog auch R. Heinzel (AfdA. 15, 153 ff. 16, 268). — Müllenhoff in den Beowulfuntersuchungen 89_{411}, 90_{844} usw. handelte nicht nur von den Geaten, sondern auch über die anderen in Beowulf und sonst in der angelsächsischen Sage berührten Völkerschaften und stellte das Bild wieder her, das die Angelsachsen von den geographischen Verhältnissen Germaniens vom Kontinente nach England mitbrachten und worin noch einzelne Völker sich in Wohnsitzen befinden, die sie vor der Völkerwanderung einnahmen. Bei der Grundanschauung, von der Müllenhoff ausging, dass die Beowulfsagen national englisch wären, vermochte er die Schwierigkeit nicht zu erklären, dass darin ein stammfremdes Volk, die Dänen, gefeiert, während die Angeln und Sachsen nicht erwähnt wurden. Koegel 94 (6) $_{4}$ glaubte diese Schwierigkeit dadurch lösen zu können, dass er den Namen 'Dene' für eine Kollektivbezeichnung der ingväonischen Stämme auffasste.

Wie in den angegebenen Punkten so bedeuteten Müllenhoffs in die Tiefe dringende sagengeschichtliche Untersuchungen auch sonst einen wesentlichen Fortschritt in unserer Erkenntnis. In trefflicher Weise erörterte er das Verhältnis der Überlieferung im Beowulf zu dem, was die skandinavischen Quellen über die ältesten Könige und die älteste Geschichte

Stammvater der ältesten Dänenkönige Scyld und nicht Sceaf war, der bei den angelsächsischen Historikern erst aus dem patronymisch umgedeuteten Scyld Scefing der Sage gefolgert, und auf den darauf die ursprünglich auf Scyld bezügliche Sage von seiner geheimnisvollen Ankunft übertragen worden sei. Diese Anschauung teilte auch G. Sarrazin (Beowulfstudien S. 40), ingleichen E. Sievers, nach dem (Beowulf und Saxo 95 182) 'die im Beowulf vorliegende und für die ursprüngliche englische Sage vorauszusetzende ganze Reihe Heremod — Scyld — Beowa (Beowulf) — Healfdene — Hrođgar Halga — Hrođulf auch in der dänischen Sage ausgebildet und die an diese Figuren geknüpften Sagen derartig liedmässig gefestigt waren, dass noch in den Liedern, die Saxo benutzte, selbst in Kleinigkeiten Übereinstimmungen mit dem Beowulf hervortreten'. Auch für Heremod, der nach Müllenhoff nur ein episch ausgebildeter 'Charaktertypus' ist, findet er in Saxos Überlieferung die identische Person, die dort allerdings einen abweichenden Namen trägt. Möller trat endlich auch G. Binz bei in seinen lehrreichen Abhandlungen über die Verbreitung der germanischen Sagenstoffe in England 95 187, während Koegel (Littgesch. S. 104 ff.) in einer erneuten Prüfung der Genealogien und Henning 97 190 die Existenz Sceafs verfochten. Neben diesen um die Sagengeschichte verdienten Forschern ist endlich noch H. Suchier (Beitr. 4, 500 ff.) zu nennen, welcher die ursprüngliche Gestalt der bereits von Müllenhoff eingehend behandelten Sage von Offa und Thryđo festzustellen sich bemühte und sie mit verwandten Sagen aus anderen Litteraturen verglich. Das auf den Beowulf bezügliche geschichtliche wie sagengeschichtliche Material stellte M. Förster 00 62 zum Gebrauch bei Vorlesungen zusammen.

Über die m y t h i s c h e Grundlage der Beowulfsagen hatten bereits J. Grimm, der Grendel mit Loki zusammenstellte, Kemble, Ettmüller, Simrock und Uhland einander widersprechende Ansichten geäussert und für die Namen Beowulf und Grendel Erklärungen gesucht. Sinnreich deutete Müllenhoff das Wettschwimmen Beowulfs mit Breca und den Grendel- und Drachenmythus (ZfdA. 7, 410 ff.; 89 411), doch erhob Heinzel ZfdA. 34, 264 nicht unbegründete Einwände. In dem Helden sah Müllenhoff die Gottheit Ing, die dem nordischen Freyr aus dem menschenfreundlichen Vanengeschlechte entspräche. N. Müllers Arbeit über die Mythen im Beowulf (Leipzig 1878) bezeichnete kaum einen Fortschritt. Auch L. Laistner in den Nebelsagen 1879 behandelte den Beowulfmythus, an Uhlands Erklärung (Schriften zur Ge-

schichte der Dichtung und Sage 8, 479 ff.) anknüpfend, wonach Grendels Unthaten die Plagen einer versumpften und verpesteten Meeresbucht bezeichneten. In Beowulf sah er einen Windheros und Nebelverscheucher. Mannhardt hingegen hielt Beowulf für einen Thorshelden, während Sarrazin (Beowulfstudien S. 49 ff. 97 189) als Grundlage der Sage einen Baldermythus und in dem Eintreten Beowulfs für Hroðgar die Grundzüge des Dioskurenmythus erkennt. Anders urteilten E. H. Meyer (ZfVk. 1, 101), Symons (Paul Grundriss [1]II, 21 ff.), und Mogk (ebda. 1, 1042), nach denen die Sage selbständig aus einem Dämonenmythus sich herausbildete. Mit der griechischen Demeter verglich R. Koegel 93 388 den Helden des Beowulfepos. Nach ihm symbolisiert die Tötung Grendels die Eindeichung und Nutzbarmachung des Marschlandes. In der Heaðobardenepisode wollte F. Detter 95 184 das älteste Zeugnis des Ragnarǫkmythus erkennen, und Niedner 98 (19) 52 endlich in seinem Aufsatz über die Dioskuren im Beowulf stellte die Episode von Herebeald und Hæðcyn zum Baldermythus.

Zur Ergänzung der im Vorhergehenden genannten Arbeiten sind noch eine Reihe von mehr oder weniger fördernden Beiträgen zur Kulturgeschichte und Altertumskunde und zum Stil des Beowulf zu nennen. Über Lage und Konstruktion der Halle Heorot handelte eine Untersuchung M. Heynes (Paderborn 1864), an die sich ein Aufsatz Sarrazins schliesst, der in der Hirschhalle ein Thinghaus sieht 97 188. Die Waffen im Beowulf machte H. Lehmann zum Gegenstand der Untersuchung 85 1648, 86 1496, 87 826, die germanischen Altertümer A. Köhler Germania 13 (1868) 129 ff., das christliche Element im Beowulf Blackburn 97 198. — K. Schemann untersuchte die Synonyma mit Rücksicht auf Komposition und Poëtik des Gedichts 82 1029, Fr. Schulz verglich die Sprachformen des Hildebrandsliedes mit dem Beowulf 82 606, A. Hoffmann den bildlichen Ausdruck im Epos mit der Edda 83 1832. Über die epischen Formeln im Gedicht handelte A. Banning 86 1497, über den Stil auch G. Sonnefeld 93 884 und Kistenmacher 99 54.

Auf Anklänge einer irischen Sage an Beowulf endlich wies A. S. Cook hin 99 55, auf eine japanische Parallele F. J. Powell 00 66.

Eine sehr emsige und erspriessliche Thätigkeit wandte sich

bleibende Text* von Kemble gefolgt, an den sich der Däne Schaldemose (1847) eng anschloss, während B. Thorpes Beowulf (1855) auf neuer Lesung der Handschrift und selbständiger Arbeit und Auffassung beruhte. Diese älteren Bearbeitungen, aber auch was Grundtvig, Conybeare, Leo, Ettmüller, Bouterwek, Dietrich u. a. zur Besserung des Textes beigetragen hatten, benutzte Grein für seinen Beowulftext (Bibliothek 1857, Sonderausgabe 1867). Mit Greins Text und der 1863 zuerst erschienenen Ausgabe von M. Heyne, die das Verständnis des Gedichts durch ein ausführliches Wörterbuch und eingehende Erklärungen erleichterte, war der Forschung eine treffliche Handhabe geboten. In den folgenden Auflagen seiner Ausgabe machte sich Heyne die textkritische Arbeit von Holtzmann, Rieger, Bugge, und die Kollation E. Kölbings Archiv 56 (1876) 91 ff. zu Nutze. Auf einer erneuten Vergleichung mit der Handschrift beruhte Wülkers diplomatischer Abdruck und kritisch bearbeiteter Text in seiner Neuausgabe von Greins Bibliothek (1881—1883). Eine photolithographische Nachbildung der Handschrift veröffentlichte J. Zupitza für die Early English Text Society 83 1825, 84 1489. Der beigegebene Text bezeichnete wenigstens in einigen Einzelheiten einen Fortschritt gegenüber den älteren Lesungen. Einen diplomatischen Abdruck und zugleich einen bearbeiteten Text mit Anmerkungen und Wörterbuch lieferte auch A. Holder 81 1040, 82 1027, 84 1440, 94 174, dazu Wortschatz und Stellennachweis 95 180, 96 150, 97 191. Der brauchbare, die Resultate der textkritischen Forschung recht ergiebig benutzende berichtigte Text mit Wörterbuch erschien 1899 in zweiter Auflage. Von der Heyneschen Ausgabe erschien 88 397, 89 409, 98 89, 99 46, 00 68 eine Neubearbeitung von A. Socin, der sich bemühte, den Text dem Standpunkt der neueren Forschung anzupassen. Die in Amerika zuerst 1883 erschienene Ausgabe von J. A. Harrison und R. Sharp 84 1488, 85 1645 beruhte auf der Heyneschen Arbeit, in England gab A. J. Wyatt das Gedicht heraus 94 176, 95 181, ^{2}98 40, 99 47. — Ein Text, der die Überlieferung nach metrischen Grundsätzen, wie sie Sievers gelehrt hat, kritisch durcharbeitet, steht noch aus; doch ist eine derartige erwünschte Ausgabe von F. Holthausen zu erwarten.

Um die Herstellung und Erklärung des Beowulftextes

95 188, Krüger 84 1445, 85 1646, Kittredge 87 825, Corson 88 881, Miller 89 418, Schröer 90 846, E. Joseph 90 847, Davison und Mc. Clumpha 90 848, J. Zupitza 90 849, Cook 93 889, 94 178, Bright 94 179, 95 185, Pogatscher 94 180, 95 186, Kölbing 96 152, Konrath 97 187, Arnold 98 41, Trautmann 98 42, 99 58, Holthausen Idg. Forsch. 4, 384 ff., 98 45, 99 53, 00 69, Litbl. 1900, 60 ff. 64 u. s. Klaeber 00 67, 68.

Hinsichtlich des Bruchstücks vom Kampfe zu Finnsburg standen die Fragen über den Zusammenhang mit den im Beowulf vom Friesenkönig Finn erzählten Begebenheiten und über die Beschaffenheit und den Umfang des Gedichts, aus dem das Fragment stammt, im Vordergrunde des Interesses. Nach Grein (Eberts Jahrb. 4, 269 ff.) gehört der Inhalt des Fragments an den Anfang der im Beowulf geschilderten Begebenheiten und berichtet von dem Kampfe, in welchem Hnæf fiel. Ihm traten Bugge 87 822 (Beitr. 12, 20 ff.) und ten Brink bei, die beide zur Erklärung des Bruchstücks reichlich beitrugen. Möller hingegen 83 1828 und mit ihm Schilling 86 1508, 87 881, Koegel 94 (6) 4 u. a. verlegten das im Bruchstück Geschilderte zwischen Vers 1145 und 1146 des Beowulf, d. h. nach dem Friedensschluss zwischen Finn und Hengest, und gelangten damit zu abweichenden Deutungen im einzelnen. Eine sowohl von Bugge als von Möller in manchen Punkten sich unterscheidende Auffassung suchte endlich M. H. Jellinek 91 874 zu begründen. Möller, nach dem die Finnepisode im Beowulf aus zwei Liedern hervorging, während das Bruchstück ein Teil eines dritten Liedes ist, sieht in den Ostsachsen die Pfleger der Finnsage. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte ten Brink, der gleichfalls der Meinung war, dass die Sage sich bei den Ostsachsen entwickelte, fortpflanzte und daselbst in der zweiten Hälfte des 10. Jh. zur Niederschrift gelangte. Über den Ursprung und die Verbreitung der Sage sind auch die Bemerkungen von Symons (Pauls Grundriss [1]2 I, S. 10), Siebs (ebenda S. 496) und Binz 95 145 beachtenswert.

Die Walderebruchstücke, die C. C. Werlauff 1860 in der Kopenhagener Bibliothek aufgefunden hatte, wurden durch die von G. Stephens in demselben Jahre veranstaltete Ausgabe zuerst bekannt. Anknüpfend an diese Ausgabe gab (ZfdA. 12. 264 ff.) Müllenhoff unterstützt von Dietrich einen neuen verbesserten Text

Müllenhoffs grundlegender Text fand in Einzelheiten durch Rieger (Lesebuch 1861), Bugge (Tidskrift for Phil., Bd. 8), Wülker, dem für seine Ausgabe in der 'Bibliothek' eine Kollation Edzardis zur Verfügung stand, E. Kölbing, der das Ergebnis einer neuen Vergleichung mit der Handschrift 82 1084 veröffentlichte, und Cosijn 95 168 Besserung und Berichtigung. Eine neue Ausgabe der Fragmente mit trefflichem Faksimile der Handschrift und einem nach metrischen Grundsätzen bearbeiteten Text, der in manchen Einzelheiten fördert, danken wir F. Holthausen 99 72, 00 87. Diese Ausgabe veranlasste endlich Trautmann 00 88, Bonner Beitr. 11 (1901) zu einer Reihe kritischer Bemerkungen. Für eine Umstellung der Fragmente, die in der ersten Ausgabe vollkommen willkürlich angeordnet waren und deren Stellung in den folgenden Ausgaben übernommen wurde, traten J. Fischer 86 1518 und F. Dieter 87 386, 88 845 ein. Der letztere bemühte sich, die Notwendigkeit der Umstellung des näheren zu begründen und das Verhältnis der altenglischen Überlieferung zu Ekkehard und die ursprüngliche Gestalt der alemannischen Fassung zu ermitteln. Auch R. Heinzel in seiner bedeutsamen Abhandlung über die Waltersage 88 (10) 121 berührte die Stellung des altenglischen Gedichts innerhalb der übrigen Fassungen und wollte in der Version, welche die þiđrekssaga und die mittelhochdeutschen Bruchstücke darbieten, die Urgestalt der Sage erkennen. Dieser Auffassung trat indessen B. Symons entgegen, dessen Ausführungen über die Waltersage, Pauls Grundriss [1]2 I, S. 57 ff., einzelne selbständige Gesichtspunkte darbieten. Über das Verhältnis des Waltharius zum Waldere handelte neuerdings auch Koegel (Littgesch. 235 ff.), der zu Unrecht meinte, das Gedicht sei auf Grund eines althochdeutschen Originals verfasst, das noch in einzelnen ahd. Sprachelementen hindurchklänge, und H. Althoff 99 71. Die Verbreitung der Waltersage in England berührt Binz in dem mehrfach angeführten Aufsatz 95 159.

2. Ältere geistliche Dichtung.

Mit Cædmon[1], von dessen wunderbarer Berufung zum Poëten Beda im vierten Buche der Kirchengeschichte berichtet, wenden wir uns der geistlichen Dichtung zu. — Ob einzelne von den uns erhaltenen Erzeugnissen der ae. Litteratur, insbesondere ob die in der Handschrift Junius XI. der Bodleiana überlieferten Dichtungen in ihrer Gesamtheit oder zum Teil dem Dichter

[1] Über den Namen vgl. Wülker 91 369 und A. S. Cook 91 336.

Cædmon zuzuschreiben seien, ist eine Frage, welche seit G. Hickes, d. h. seit Anfang des 18. Jh., die Wissenschaft vielfach beschäftigte.

Selbst die Echtheit des Hymnus, den Beda in lateinischer Fassung wiedergiebt, ward von Conybeare angezweifelt, und auch B. Thorpe hielt die in der ae. Bedaübersetzung erhaltene Fassung des Hymnus für eine blosse Übertragung der lateinischen Wiedergabe Bedas. Die Zweifel, welche im Anschluss an diese Forscher Wülker Beitr. 3 (1876), 348 ff. gegen die Echtheit erhob, wurden indessen von J. Zupitza ZfdA. 22 (1878), 210 ff. und ten Brink Littgesch.[2] S. 480 ff. widerlegt und darauf von Wülker selbst als nicht stichhaltig erkannt (Grundriss S. 119 f.). Von dem Text, der in der ursprünglichen, nordhumbrischen Gestalt u. a. von Zupitza in seinem Übungsbuch, von Sweet in den Oldest English Texts und Kluge im Lesebuch herausgegeben wurde, veröffentlichte Napier eine bisher unbekannte Version aus dem Ende des 11. Jh. 89 414.

Aus der Verschiedenheit des poëtischen Wertes, des Stiles und der Sprache der in der Handschrift Junius überlieferten Dichtungen hatten bereits Bouterwek, der 1851—54 eine Sonderausgabe derselben veranstaltete, Ettmüller und Dietrich geschlossen, dass sie weder ein zusammenhängendes Werk wären, noch von einem einzigen Dichter herrührten. M. Rieger erkannte, dass der auf die Genesis folgende Teil aus drei Gedichten besteht, die, wie er annahm, wahrscheinlich von verschiedenen Verfassern sind. E. Götzinger (Göttingen 1862) suchte die Mehrheit der Verfasser aus Abweichungen in der Darstellung, in der Behandlung der Quellen und auch aus grammatischen und stilistischen Unterschieden zu begründen, ten Brink charakterisierte fein die Verschiedenheiten der Stilart in den einzelnen Dichtungen (Littgesch.[1] S. 49 ff., [2]45 ff.), und auch H. Balg 82 1085 nahm für die einzelnen Gedichte verschiedene Verfasser an, ja, er glaubte nicht weniger als sieben Dichter und Interpolatoren nachweisen zu können. Zwar hat es auch nicht an Vertretern der entgegengesetzten Anschauung gefehlt — so war R. S. Watson in seiner für einen weiteren Leserkreis bestimmten Schrift 'Cædmon, the first English Poet' (1885) geneigt, in den drei ersten Gedichten der Handschrift stark überarbeitete und

schiedener Verfasser für die einzelnen Gedichte, zu der F. Graz auch aus metrischen Gründen gelangte 94 187, darf als ein sicheres Ergebnis der Forschung bezeichnet werden.

Von den sonstigen, die sog. Cædmonschen Dichtungen in ihrer Gesamtheit betreffenden Arbeiten sind die Kollationen von Sievers, ZfdA. 15 (1872), 456 ff. und Stoddard 87 328, der auch eine genaue Beschreibung der Handschrift giebt, und J. Lawrence 90 354 zu erwähnen. F. Graz 94 187, 96 118, 97 195 behandelte die Metrik nach Kaluzas Muster.

Den bedeutsamsten Fortschritt in unserer Kenntnis der Genesis, mit der wir uns den Dichtungen des Codex Junius im einzelnen zuwenden, bezeichnet Sievers' Abhandlung über den 'Heliand und die angelsächsische Genesis' (1875), worin er den Beweis erbrachte, dass die Genesis kein einheitliches Werk ist und dass die Verse 235—851, einer anderen, aus dem Altsächsischen übertragenen Dichtung entnommen, in das altenglische Epos eingeschaltet wurden. Das altsächsische Original dieses Einschiebsels, das seinerseits wieder durch Stücke, die nicht aus dem Altsächsischen stammen, interpoliert ist, hielt er für ein Werk des Helianddichters. Allein Zangemeisters wertvoller Fund 94 (17) 9, der u. a. die Verse 790—820 der altenglischen Genesis in altsächsischer Urschrift enthielt, zeigte, dass das Werk eines Nachahmers des Heliand zu Grunde lag (Sievers 94 (17) 18). Die Frage nach den Quellen der Genesis behandelten Hammerich (S. 346), Sievers und eingehend Ebert 82 1086, 87 293, der auch für den älteren Teil die von ten Brink für nicht unmöglich erklärte Verfasserschaft Cædmons leugnete, da der Dichter einerseits seine Quellen gelesen haben müsste und andererseits, wie er meinte, die Dichtung Cædmons nur in lyrisch-didaktischer Art gedacht werden könnte. Auch E. Hönncher verbreitete sich über die Vorlagen der Genesis, der im wesentlichen die Vulgata zu Grunde läge 85 1654, 1655. A. Heinze 89 415 wandte sich gegen Ebert, der die Vermutung ausgesprochen hatte, dass der der von Sievers erkannten Interpolation voraufgehende Teil von einem andern Autor sein könnte als der Schluss, und handelte über die Art, in welcher der Verfasser seinen Stoff den Angelsachsen mundgerecht zu machen suchte. Weitere Interpolationen wollte H. Jovy 99 65, 00 82 nachweisen und Entstehungszeit und Dialekt der ursprünglichen Genesisdichtung ermitteln, die nach ihm jünger als der Beowulf, aber älter als Cynewulf ist. Über Eigenheiten des poëtischen Stils in der Genesis handelten Merrill und McClumpha 90 257, über die germanischen Altertümer in dem

Gedicht Rau 90 858 und Ferrell 93 898, 94 188. Um Text und Erklärung machten sich ausser den bereits genannten Autoren Muller 86 1505, Holthausen Idg. Forsch. 4 (1884), 379 ff., Bright 94 189, Hempl 94 190, Bradley 94 191, Cosijn 94 192, 95 146 und Graz 96 154 verdient.

In der Exodus vermeinten Götzinger, Balg, Strobl, Groth, Ziegler und Graz spätere Einschübe zu erkennen. Strobl wandte Germania 20 (1875) 292 ff. die Liedertheorie auf das Epos an und zerlegte es in einzelne Gedichte, die ihrerseits wieder Interpolationen erfahren hätten, während Graz die Exodus aus metrischen Gründen für kein einheitliches Ganzes erklärte. Dagegen vertrat Ebert 82 1087 die Meinung, dass selbst die sechste, sonst allgemein als Einschiebsel angesehene Fitte ein alter Bestandteil der Dichtung wäre. Auch Mürkens, der neuerdings die Exodus in einer Sonderuntersuchung behandelte 98 56, 99 64, 00 81, hält die Dichtung für ein einheitliches Erzeugnis, freilich mit Ausnahme des eben erwähnten Teiles, in dem er ein selbständiges Gedicht erkennt. Als Heimat bezeichnet er im Gegensatz zu einer früher von Sievers geäusserten Vermutung, nach der eine sprachliche Eigenheit des Gedichts auf kentischen Ursprung weise, wohl mit Recht Nordhumberland, wo es ums Jahr 700 entstanden sei. — Zusammen mit dem Daniel gab Th. W. Hunt das Gedicht nach Greins Text in einer Sonderausgabe für amerikanische Studierende heraus 84 1457, [2]88 332. Um Reinigung und Deutung des Textes bemühten sich von den älteren Forschern Kemble, Bouterwek, Dietrich, Grein und Körner, von den jüngeren ausser den bereits erwähnten Gelehrten Konrath 88 333, Kluge 88 319, 97 176, Cosijn 95 144, Mürkens 98 56 und Laurence 98 57.

Dass auch die poëtische Paraphrase des Buches Daniel Interpolationen enthielte, suchte H. Balg 82 1085 wahrscheinlich zu machen, indem er vor allem die Verse 280 ff., das Azariaslied, welches zum Teil nahezu wörtlich, zum Teil in abweichender Fassung in der Exeterhandschrift noch einmal überliefert ist, für eine Einschaltung erklärte. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangten O. Hofer 89 416 und G. Steiner 89 417, 90 855. Zur Feststellung des Wortlauts und des Sinnes einzelner Stellen steuerten Holthausen Idg. Forsch. 4 (1894), 381 f., Graz 95 188, Cosijn 95 128, 189, Napier 97 203, Bradley 97 204 und Fulton 00 80 bei.

Über die unter dem Namen 'Crist und Satan' gehenden,

S. 55 ff.) besitzen wir Proben in der poëtischen Behandlung des 51. Psalms, dessen kentischen Ursprung Dietrich erkannte, und in einzelnen Hymnen und Gebeten, um deren Verständnis sich neben Grein, Dietrich und Rieger besonders Sievers (ZfdA. 15, 465 ff.), Wülker 85 1638, Kluge 88 819, 97 176, Cosijn 95 149 und Holthausen (Anglia Beibl. 5, 195 ff., Idg. Forsch. 4, 385 f.) verdient machten. Unter den Dichtungen didaktischer Art fand eines der Gedichte vom Jüngsten Gericht durch J. Rawson Lumby eine Sonderausgabe (E. E. T. S. 1876). A. Brandl berichtigte unter Benutzung einer Kollation von G. Schleich den Wortlaut und handelte über Stil und Verhältnis zur Quelle. Weiteres zur Textkritik steuerten J. Höser 89 427 und F. Holthausen (Anglia Beibl. 5, 197) bei. Dass in einer Wulfstan zugeschriebenen Predigt ein Teil des Gedichtes benutzt ward, zeigte A. Napier 82 1050. Über die Anschauungen der Angelsachsen vom jüngsten Tage im allgemeinen, wie sie in den selbständigen Gedichten, die diesem Gegenstand gewidmet sind, und sonst gelegentlich in anderen Dichtungen zu Tage treten, sowie über die Quellen, aus denen die Autoren schöpften, handelte Deering 90 378, 92 848. Die Verbreitung und Gestaltung des Stoffes, der uns in der Rede der Seele an den Leichnam und den verwandten Dichtungen des späteren Mittelalters entgegentritt, machten Varnhagen 79 672, 80 1104, Linow 90 365, J. D. Bruce 90 366 und O. Kunze 92 888 zum Gegenstand der Untersuchung. Kleinert 80 1104 verfolgte den Stoff durch die gesamten europäischen Litteraturen. Von einer mit dem Gegenstande des Gedichts sich berührenden altenglischen Predigt, die Thorpe fälschlich für die Quelle des Gedichts hielt, handelte J. Zupitza 93 410. Christi Höllenfahrt, von dem der schwungvolle und gedankenreiche Anfang allein erhalten ist, wurde von Thorpe, Dietrich und Grein dem Dichter Cynewulf zugeschrieben. Auch ten Brink stellte das Gedicht unter die Werke Cynewulfs, für dessen Verfasserschaft Kirkland 86 1506, 87 882 stilistische und andere Gründe ins Feld führte. Die Unmöglichkeit, das Gedicht für Cynewulf in Anspruch nehmen, zeigte indessen J. Cramer 96 159, der wie schon vorher Holthausen (Idg. Forsch. 4, 384) zugleich um die Reinigung und Deutung des Textes und im Anschluss an Kirkland um die Ermittelung der Quellen sich bemühte.

Die Forschung, die mit der altenglischen Rätselpoësie sich beschäftigt, hängt mit der 'Cynewulffrage' eng zusammen und wird in den folgenden, von Cynewulf handelnden Abschnitten noch mehrfach zu berühren sein. Von den älteren Forschern

drang F. Dietrich am tiefsten in die Probleme, die sich an die altenglischen Rätsel knüpfen. Er nahm zwar Leos Lösung des sog. ersten Rätsels als 'Cynewulf' an und bezog auch das 86. lateinische und 89. Rätsel auf diesen Dichter, allein er widersprach der Ansicht, dass alle im Exeterbuche enthaltenen Gedichte dieser Gattung von einem und demselben Dichter herrührten. Er zeigte die Abhängigkeit einzelner Stücke von den lateinischen Rätseln des Symphosius und Aldhelm und gab für eine grosse Zahl der Rätsel Erklärung und Lösung. Den Nachweis weiterer Abhängigkeit von der lateinischen Rätseldichtung, besonders von Tatwine und Eusebius, erbrachte A. Ebert in seiner wertvollen Charakteristik der altenglischen Rätselpoësie (Berichte der Sächs. Gesellschaft der Wiss. 1877, 20 ff.).

Die Forschungen Dietrichs und Eberts bestätigend, aber tiefer in die Einzelheiten dringend, behandelte A. Prehn 84 1460, 85 1662 noch einmal das Verhältnis der Rätsel zu den Quellen. Seit Leos Auslegung des sog. ersten Rätsels und Dietrichs Deutung des letzten hatte als Verfasser eines grossen Teiles derselben allgemein Cynewulf gegolten, als M. Trautmann 84 1459, 85 1663 die Unmöglichkeit jener Auslegungen zeigte und damit das Hauptargument, das für die Autorschaft Cynewulfs geltend gemacht wurde, als nicht stichhaltig erwies. Als Lösungswort für die beiden genannten Stücke bezeichnete er 'das Rätsel', wogegen R. Nuck 87 829 berechtigte Bedenken erhob, während K. Hicketier 88 837 mit Unrecht für Leos Lösung des ersten Stückes von neuem eintrat. Aus stilistischen und metrischen Übereinstimmungen mit den echten Werken des Dichters glaubte G. Herzfeld 90 861, 91 870, 92 846 Cynewulfs Verfasserschaft für sämtliche Rätsel mit Ausnahme des ersten Stückes wahrscheinlich machen zu können. Doch E. Sievers 90 859 (vgl. auch Cook 92 847) zeigte, dass die Sprache dieser Dichtungen auf eine vor Cynewulf liegende Zeit wiese. Inzwischen hatte H. Bradley 88 801 (vgl. auch 93 408) erkannt, dass das in den Ausgaben als erstes Rätsel bezeichnete Gedicht überhaupt kein Rätsel ist und es für einen fragmentarisch überlieferten dramatischen Monolog, ein Seitenstück zur 'Klage der Frau', erklärt. Nach Gollancz (Athenæum 1896 I S. 254) sind die in dem Bruchstück auftretenden Eadwacer und Wulf Gestalten aus der Heldensage. — Über die

Idg. Forsch. 4, 386 f., Bradley 93 408, 97 214, Skeat 97 214 und J. A. Walz 98 59 bei. Eine Sonderausgabe der Rätsel bereitet M. Trautmann vor, der dieser Dichtungsart eindringende Untersuchungen widmete 94 194, 195, 95 156 und zu dem Ergebnis gelangt, dass die altenglischen Rätsel verschiedenen Zeiten und Dichtern entstammen und nur bei sehr wenigen sich die Frage aufwerfen lasse, ob sie von Cynewulf verfasst seien.

Die viel besprochene Vision vom Heiligen Kreuz, für welche Haigh, Stephens und Hammerich die Autorschaft Cædmons vermuteten, wurde von Dietrich für Cynewulf in Anspruch genommen. Rieger und ten Brink, der im Epiloge zur Elene deutliche Anspielungen auf das Gedicht vom Kreuz zu finden vermeinte (AfdA. 5, 53—70), stimmten ihm bei, während Wülker (Anglia 1, 501 ff., Grundriss 194 ff.) Bedenken erhob. Ebenso trat Ebert 85 1666 der Annahme von Cynewulfs Verfasserschaft mit sachlichen und stilistischen Gründen entgegen. Am schwersten ins Gewicht fallen für die Verfasserfrage aber Sievers' sprachliche Argumente (Anglia 13, 21), nach denen der Text nicht von dem Dichter herrühren kann, sondern vor Cynewulf gelegt werden muss, welcher Ansicht auch Bugge 89 (12) 171 (Studier, S. 467), Trautmann (Kynewulf S. 40) und Brandl (ten Brink, Littgesch.[2] S. 60) ist, während Cook 90 79, 858 für eine bedeutend spätere Zeit eintrat. — Die Inschrift des Kreuzes zu Ruthwell, das seit Hickes (1703) die Forscher beschäftigte, wurde von G. Stephens gesondert (1866) und in den Old Northern Runic Monuments (1867—1868), von Zupitza im Übungsbuche, von Kluge zugleich mit dem Texte des Vercellibuches in seinem Lesebuch und nach eigner Lesung mit Faksimile und reichem Apparat von W. Viëtor 95 152 herausgegeben. — An die Inschrift auf dem Kreuze zu Ruthwell erinnern die beiden Langzeilen des Brüsseler Kreuzes, welches durch H. Logemans Ausgabe 91 876, 92 852 allgemein bekannt wurde und u. a. auch bei Kluge gedruckt ist.

Die drei im Exetercodex erhaltenen Stücke eines altenglischen Physiologus, deren Zusammengehörigkeit Dietrich erkannte, untersuchte A. Ebert 83 1841 hinsichtlich ihres Verhältnisses zu der noch nicht aufgefundenen lateinischen Vorlage. Er vertrat die Ansicht, dass die erhaltenen altenglischen Abschnitte Fragment eines vollständigen Physiologus wären, der ausser den drei dort behandelten Tieren noch viele andere besprach.

Sokoll 99 69, 00 84, der die Gestalt der lat. Quelle und das Verhältnis des altenglischen Bruchstücks zu ihr noch einmal zum Gegenstand der Untersuchung machte, pflichtete ihm bei.

In dem wunderbaren Vogel des letzten Stückes, der bisher als Rebhuhn gedeutet worden war, erkennt er den Charadrius. Für den Dichter des Tierbuchs hält er den Verfasser des Phoenix, nach seiner Meinung: Cynewulf.

Mit der Voraussetzung, dass auch der Phoenix ein Werk dieses Dichters sei, folgte Sokoll den Ansichten Dietrichs und H. Gäblers 80 1101, der hauptsächlich aus der Ähnlichkeit der Behandlung der Quellen mit den echten Werken des Dichters seine Schlüsse zog. Dagegen verneinte Ebert 87 298 ebenso wie M. Cremer 88 340, dass Cynewulf Verfasser des Phoenix wäre, und E. Fulton 96 161 wies erhebliche Gründe stilistischer und sprachlicher Art gegen Cynewulfs Autorschaft auf, die auch Trautmann schwankend machten (Kynewulf, der Bischof und Dichter, S. 117 ff.). — Dass die Sage vom Phoenix auch in späterer Zeit auf englischem Boden verbreitet war, zeigte Kluge 85 1667, 86 1509. Auch F. Schöll in seiner Abhandlung über die Geschichte der Sage in den Litteraturen des Altertums und Mittelalters (Vom Vogel Phoenix, Heidelberg 1890) nahm auf ihre Verbreitung in England Bezug. — Zur Herstellung eines genauen Textes steuerten M. Bradshaw in ihrer Studie über die Metrik 95 154, Bright (Anglo-Saxon Reader, 1892), Blackburn 95 155, J. M. Hart und A. S. Cook 99 67 f. bei.

Seitdem Kemble (1840) erkannt hatte, dass in drei ae. Dichtungen sich ihr Verfasser durch Runenzeichen als Cynewulf bezeichnete[1], hat die Frage über die Persönlichkeit und Heimat des Dichters und über die Werke, die ihm zuzuschreiben seien, die Litterarhistoriker beinah unausgesetzt beschäftigt. Von den älteren Forschern fanden Dietrich, Leo und Grein mit ihren zum Teil sehr weitgehenden Ergebnissen und Schlüssen am meisten Anklang und Zustimmung. Dietrich erklärte die sieben ersten Abschnitte des Exetercodex, die man bisher für gesonderte Gedichte gehalten hatte, für eine einzige, von Cynewulf verfasste Dichtung über das dreifache Kommen Christi. Er stimmte H. Leo bei, der als Lösung des sog. ersten Rätsels den Namen des Dichters erkannt zu haben meinte, und schrieb neben vielen anderen der erhaltenen poëtischen Erzeugnisse auch die Mehrzahl

bei (De Cruce Ruthwellensi 1865, S. 11 ff.) und erklärte es für wahrscheinlich, dass der Dichter mit dem 737—780 amtierenden Bischof von Lindisfarena Ee identisch wäre. Ihm schloss sich Grein an, der dem Dichter noch eine weitere Zahl altenglischer Gedichte beilegte und aus diesen ein romantisches Bild von dem Leben des Bischofs und Dichters entwarf (Ags. Gramm. 80$_{1071}$). M. Rieger (ZfdPh. 1 [1869], 217) suchte neue Gründe für die nordhumbrische Herkunft des Dichters geltend zu machen, bestritt aber die Identität des Bischofs mit dem Dichter Cynewulf. Auch Sweet in seinem Abriss der angelsächsischen Litteraturgeschichte in Wartons History (1871), Fr. Hammerich (De episk-kristelige Oldkvad hos de gotiske folk 1873, übersetzt von Michelsen, Gütersloh 1874) und ten Brink in der Litteraturgeschichte ([1]1877) erklärten Cynewulf für einen Nordhumbrier, der mit dem Bischof nicht identisch wäre. In der Beilegung einzelner der erhaltenen Dichtungen wichen sie von ihren Vorgängern und untereinander ab. Noch skeptischer gegenüber den Anschauungen der älteren Forscher verhielt sich R. Wülker in seinem Aufsatz über den Dichter (Anglia 1, 483 ff.), den er in seinem Grundriss (1885) S. 157 ff. und Jsb. 98$_{50}$ ergänzte und gegen einzelne Einwände ten Brinks (Littgesch. [1]1, 64—75; [2]490—493, AfdA. 5 (1879), 60 ff.) verteidigte. Nach ihm ist der Dichter weder der Bischof von Lindisfarena Ee, noch überhaupt ein Nordhumbrier. Ebensowenig sei das Traumgesicht vom Heiligen Kreuz — Ebert stimmte ihm hierin bei 85$_{1666}$ —, ein Werk Cynewulfs, dem ausser der Elene, Juliane, dem Crist und den Rätseln kein Werk mit einiger Sicherheit beigelegt werden könne.

Eine erhebliche Umgestaltung des Bildes von dem Leben und Wirken des Dichters veranlasste M. Trautmanns Nachweis 84$_{1459}$, 85$_{1668}$, dass Leos Lösung des sog. ersten Rätsels unhaltbar wäre und auch das letzte nicht mit Dietrich als 'Fahrender Sänger' gelöst werden könnte. Nicht minder bedeutsam für die Cynewulfforschung musste Sievers Untersuchung über die Rhythmik des Allitterationsverses 85$_{1058}$ werden, indem sie zu den geringen Anhaltspunkten, die sich für die Autorschaft der einzelnen ae. Dichtungen ergeben, eine Reihe sprachlicher und metrischer Argumente hinzufügte und die anglische Herkunft Cynewulfs sicher stellte. War von F. Charitius, Anglia 2 (1876),

von P. Lefèvre 83 1342 und O. D'ham 85 1659 das Gedicht vollständig diesem Dichter zugeschrieben worden, so gaben die von Sievers und im Anschluss an ihn von M. Cremer 88 340 und F. J. Mather 92 339 aufgedeckten Verschiedenheiten zwischen dem ersten Teil des Guđlac und den sichern Werken Cynewulfs den Ausschlag. Hatte Fritzsche 79 645 sich bestrebt, für die Andreasdichtung die Gründe aufzusuchen, die gegen die Verfasserschaft Cynewulfs sprachen, und F. Ramhorst 86 1514 a diejenigen Eigenheiten hervorgehoben, die mit Cynewulfs Art übereinstimmten, so wies Sievers und die genannten Forscher auch hier sprachliche Unterschiede nach, die bei der Frage um die Verfasserschaft nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

In der Academy vom 8. September 1888 berichtete A. Napier über seine Entdeckung eines poëtischen Fragments, in welchem sich Cynewulf in Runen als Autor zu erkennen giebt 88 335. Napier, der 88 344 eine Herstellung des verderbten Textes unternahm, hielt die Stelle für den Schluss des Gedichtes von den Schicksalen der Apostel. Hierin stimmten ihm Wülker 88 336 und G. Sarrazin 89 428 bei. Während jener aber in der Thatsache, dass die Fata Apostolorum von Cynewulf herrührten, einen neuen Grund sah, ihm den Andreas abzusprechen, hielt es Sarrazin mit H. Sweet für wahrscheinlich, dass die Fata Apostolorum überhaupt nicht als ein selbständiges Gedicht, sondern als der Schluss des Andreas anzusehen wären, den er wie den Beowulf und andere ae. Gedichte für Cynewulf in Anspruch nahm. Die Ansicht, dass die Fata mit den Runenstellen der Ausgang des Andreas wären, wurde auch von Trautmann verfochten und mit nicht geringem Scharfsinn zu begründen versucht 95 125, 126, 97 196. Was aber den Andreas von den echten Werken Cynewulfs trennt, vor allem die von Sievers aufgedeckten sprachlichen Abweichungen (Beitr. 12, 465; Anglia 13, 15; Agm. Metrik S. 121) vermochte Trautmanns Argumentation nicht hinwegzuräumen. Für die Selbständigkeit des Gedichtes von den Aposteln mit dem Runenschluss trat A. Brandl (Arch. 100, 330 ff.) ein, der es für einen Reisesegen hält. Ellen C. Buttenwieser 98 33 warf die Frage über die Autorschaft des Andreas noch einmal auf und entschied sie im Gegensatz zu

Anglia Beibl. 9, 161 ff., E. Schroeder AfdA. 44, 255, Fr. Kluge Cbl. 1900, 820, F. Holthausen Litbl. 1900, 132).

Eine weitere Streitfrage betrifft die von Dietrich für ein einheitliches Werk erklärte Dichtung vom Dreifachen Kommen Christi. Trautmann stellte — Anglia Beibl. 5, 93, Jsb. 96 156, 97 196 — die Einheitlichkeit des Crist in Abrede und meinte, dass der erste Teil (Christi Geburt) und der dritte Teil (das Jüngste Gericht) wegen sprachlischer und metrischer Differenzen nicht von Cynewulf geschrieben sein könnten, dass diesem nur der zweite Abschnitt, die Himmelfahrt, beigelegt werden dürfte. A. Blackburn 96 157 und Bourauel verneinten ebenfalls die Einheitlichkeit des Crist, während andere Forscher, wie Wülker, Gollancz, Cook bei der Anschauung Dietrichs verharren.

Auch auf die Frage nach der Persönlichkeit und Heimat des Dichters kam Trautmann in der mehrfach erwähnten Schrift 97 196 zurück, indem er die von Dietrich und Grein vertretene Ansicht wieder aufnahm, dass Cynewulf ein Nordhumbrier und der Bischof von Lindisfarena Ee und der Dichter eins wären. Den Beweis für diese Annahme blieb Trautmann freilich schuldig, doch zeigte er, dass eine Reihe altenglischer Gedichte, die der eine oder der andere Gelehrte dem Dichter zugewiesen hatte, nicht von Cynewulf sein könnte, dessen Autorschaft nur noch für Guđlacs Tod, das Tierbuch und vielleicht den Phoenix in Betracht käme. Seine Beweisführung hinsichtlich dieser Gedichte verliert freilich an Kraft, weil er darin ohne weiteres mit dem Andreas als einem echten Werke des Dichters rechnet. Gegen Trautmanns Ansicht von der Heimat des Dichters wandte sich auch A. S. Cook in seiner Ausgabe des Crist 99 61, den er im Gegensatz zu Trautmann für eine einheitliche Dichtung ansieht. In Übereinstimmung mit Wülker, der die Frage nach der Heimat des Dichters 94 188 noch einmal behandelt hatte, hält er ihn für einen Mercier, der nach ihm zwischen 750 bis 825 gelebt hat und wohl der Priester oder Mönch gewesen sei, von dem berichtet wird, dass er 803 auf der Synode zu Clovesho anwesend war. Die Abfassungszeit der Elene liegt nach seiner Meinung zu Anfang des 9. Jh. 92 842. Dass der Bischof von Lindesfarena Ee und der Dichter nicht ein und dieselbe Person waren, zeigte jüngst auch F. Liebermann 00 71.

Die Gedichte Cynewulfs wurden ausser in den genannten Sammelwerken auch mehrfach in Einzelausgaben herausgegeben, die der Textberichtigung und Erklärung im einzelnen mehr oder weniger dienten. Die drei Teile des Crist, um dessen Text-

herstellung sich neben Thorpe und Grein auch Schipper (Germania 19, 329 ff.) Verdienste erwarb, gab I. Gollancz nach einer neuen Vergleichung mit dem Exeterbuche heraus 92 340, 93 394. Eine neue Ausgabe unter Zugrundelegung der letzteren und der von Assmann in Grein-Wülkers Bibliothek veranstaltete A. S. Cook, dessen Hauptverdienst in der Aufdeckung der Quellen der drei Teile besteht (vgl. auch 89 418). Um den Text bemühten sich ausser Cook (vgl. auch 97 199, 200) und den genannten Forschern auch Holthausen (Idg. Forsch. 4, 384) und Bright 97 201. — Über die Quelle der Juliane handelten Glöde 88 338 und Garnett 99 60, über das Verhältnis zur mittelenglischen Legende O. Backhaus 00 77; zum Texte vgl. Holthausen Idg. Forsch. 4, 386. — Von der Elene veranstaltete J. Zupitza eine treffliche Sonderausgabe, für deren erste Auflage (1877) er eine Vergleichung mit der Handschrift von P. Knöll, für die zweite von R. Wülker 84 1461, für die dritte von A. Napier 88 339 benutzen konnte. Die vierte Auflage, besorgt von A. Herrmann 99 62, 00 75, bezeichnete keinen Fortschritt.

Ch. W. Kent behandelte die Altertümer in der Elene 87 317 und gab, auf Zupitza fussend, die Dichtung von neuem heraus 89 421, 90 365, 92 348. Mit den Quellen beschäftigte sich O. Glöde 86 1500, um die Textgestaltung bemühten sich auch Cosijn 91 365 (Aanteekeningen, S. 32), Swaen 94 184, Emerson 99 68 und Holthausen 00 76. —

Um das Verständnis des neuentdeckten Schlusses der Fata Apostolorum machten sich ausser dem Entdecker Napier 88 344 besonders Sievers 90 359 und Trautmann 97 196 verdient, der wie Cosijn 90 360 auch zur Erklärung der übrigen schwierigen Runenstellen in Cynewulfs Dichtungen beitrug 97 196, 98 52, 99 59.

Unter den Forschern, die zur Kenntnis der Stilart und des Verses in Cynewulfs Schriften beisteuerten, sind noch Jansen 84 1468, 85 1664, Frucht 87 330, Cremer 88 340 und Simons 98 33, 99 58, 00 79 zu nennen; die germanischen Altertümer behandelte M. B. Price 97 197.

Was sich aus den Untersuchungen über Autorschaft und Komposition der Legende vom Heiligen Gudlac und über den

91 $_{361}$, Holthausen 90 $_{848}$, Wack 92 $_{268}$, Cook 93 $_{889}$, Holthausen Idg. Forsch. 4, 385, Trautmann 95 $_{126}$, 96 $_{149}$, 97 $_{196}$, Cosijn 96 $_{148}$, Buttenwieser 98 $_{88}$, Roost 99 $_{44}$, 00 $_{61}$. Über die lateinische Vorlage des Andreas handelten J. Zupitza 86 $_{1515}$ und M. Förster, Arch. 91, 202 f., über die Altertümer Ch. W. Kent 87 $_{817}$.

3. Lyrik, Gnomische Dichtung.

Unter den wenigen altenglischen Dichtungen lyrischer Art (ten Brink-Brandl S. 70 ff.) hatte das durch seine strophische Form und seine Anspielungen auf Gestalten und Geschehnisse der Heldensage ausgezeichnete Gedicht 'Des Sängers Trost' oder 'Deors Klage' frühzeitig das Interesse der Forscher erregt. Von dem Verhältnis der Wielandsage in dem Gedicht zur Überlieferung der Edda handelte schon W. Grimm in der Deutschen Heldensage, und Müllenhoff besprach die Dichtung ausführlich nach Form und Inhalt (ZfdA. 11, 272 ff., 12, 261 Anm.). Über die strophische Form des Gedichts handelte auch H. Möller 83 $_{1828}$, über die darin berührten Sagen J. W. Tupper 95 $_{140}$ und G. Binz 95 $_{141}$. Zum Verständnis und zur Textbesserung steuerten neben Grein und Schipper an den angeführten Orten auch Wülker (Kleinere ags. Dichtungen, 1882, Bibliothek, Bd. 1, 278, Grundriss S. 334) und Kluge 97 $_{176}$ bei.

. Ein zweites in engem Zusammenhange mit der Heldensage stehendes Gedicht lyrischen Charakters ist die 'Klage um Wulf', die früher als erstes Rätsel geltenden, fragmentarisch überlieferten Verse. Von den Wandlungen in den Ansichten über diese Dichtung war in der Besprechung der Rätsel und der Schriften Cynewulfs bereits Gelegenheit zu berichten. I. Gollancz (Athenæum 1896, I, 254) identificierte den im Gedicht auftretenden Eadwacer mit Odoaker und Wulf mit dem Wolf-Dietrich der Sage. Um Deutung und Herstellung des Textes bemühten sich ausser Trautmann 84 $_{1459}$, 85 $_{1668}$, Nuck 87 $_{829}$, Hicketier 88 $_{887}$, Herzfeld 90 $_{861}$ auch Holthaus Angl. Anz. 7, 120, Holthausen 92 $_{845}$, Litbl. 10, 448, Bradley 93 $_{408}$ und Bülbring Litbl. 12, 157 f.

Von den Stücken lyrischer Art, für die eine Beziehung zur Heldensage nicht hervortritt, wurden der in der Mehrzahl der Lesebücher abgedruckte 'Wanderer' und der 'Seefahrer' von Rieger nach Überlieferung und Inhalt untersucht (ZfdPh. 1, 324 ff.). Er wollte die Gedichte, worin ihm wohl nur Sarrazin (Beowulfstudien S. 171 f.) zustimmte, Cynewulf beilegen. Dass neben den von Sarrazin hervorgehobenen Ähnlichkeiten in der Stilart mit Cynewulf auch Unterschiedliches zu beobachten ist, zeigte

u. a. Trautmann (Kynewulf, S. 37 ff.). Inwieweit die beiden Gedichte auf das altgermanische Leben Licht werfen, erörterte C. Ferrell 94 196. Zur Erklärung und Textgestaltung trugen Zupitza 91 879, Kluge 97 176 und Bright 98 61 bei.

Den 'Seefahrer' erklärte Rieger für einen Dialog zwischen einem der See kundigen Alten mit einem Jüngling. Dialogische Form des ersten Teiles des Gedichts, doch mit anderer Verteilung der Reden, nahm auch Kluge an, nach dem der Schluss des Gedichts (V. 64 ff.) von seinem Aufzeichner im Exetercodex verfasst oder stark interpoliert wäre, wozu öfters behandelte Themata homiletischer Natur ihm den Stoff geliefert hätten (Engl. Stud. 6, 122 und Jsb. 86 1511). Nach E. Hönncher 86 1512 dagegen gehört die zweite Hälfte des Gedichts einem ganz anderen Gedichte an, das von dem Schreiber dem ersten Teile beigefügt ward. In der Einteilung des Dialogs stimmt er wie Wülker (Grundriss S. 210) der Anschauung Riegers bei.

Das als 'Ruine' bezeichnete Fragment, nach Grein auf die Trümmer einer Burg bezüglich, wurde von H. Leo 1865 und unabhängig von ihm von J. Earle 84 1466 auf die zerstörte Stadt Bath bezogen. Wülker, der Anglia 2, 374 ff. für dieses Gedicht die Resultate einer erneuten Prüfung der Handschrift veröffentlichte, trat dieser Auffassung bei. Die Erklärung einzelner Stellen machten sich J. H. Kirkland 87 383 und Hicketier 88 346, der das Gedicht ohne Grund für ein Rätsel zu halten geneigt war, zur Aufgabe.

Die 'Klage der Frau' wurde von Grein für ein Bruchstück eines grösseren, der Genovefasage angehörigen Gedichts und auch von Trautmann 93 393 für ein Fragment aus einer längeren erzählenden Dichtung gehalten, derselben Dichtung, aus der auch das 'Botschaft des Gemahls' betitelte Gedicht entnommen wäre. Dagegen halten Wülker (Grundriss S. 226), welcher das Gedicht auch Anglia 2, 381 ff. und in den 'Kleineren ags. Dichtungen' (1882) edierte, und ebenso Röder, der in seiner Schrift über die Familie bei den Angelsachsen 99 56 die Dichtung eingehend erörtert, und mit ihnen wohl die Mehrzahl der Forscher die beiden Stücke für selbständige Erzeugnisse. Auch Hicketier

Die altenglische Spruchdichtung, wie sie in den Sammlungen der Cottonhandschrift und des Exeterbuches erhalten ist, wurde von Rieger ZfdPh. 1 (1869), 331 ff. und Strobl 87 334, nach dem die Sprüche in denselben Kreisen entstanden, welche den alten Heldensang pflegten, eingehend charakterisiert. Auch H. Müller 93 397 behandelte die altenglische Spruchpoësie. Eine Auswahl aus dem, was ausser den genannten Sammlungen in einigen der Hauptwerke der altenglischen Litteratur an Spruchweisheit sich findet, stellte L. Kellner 97 217 zusammen.

Unter den der Gnomik verwandten Erzeugnissen, in denen der Dichter „ein bestimmtes Thema in reicher Exemplifikation“ behandelt, fanden die Gedichte von den Gaben und den Schicksalen der Menschen durch Rieger in der mehrfach erwähnten Abhandlung eingehende Würdigung. Grein und Rieger hielten Cynewulf für den Verfasser, was Wülker im Grundriss (S. 196 ff.) und Trautmann (Kynewulf S. 31) als unbegründet erwiesen. Zum Verständnis der 'Lehren des Vaters' trug J. Bright 95 157 bei. Das für die Runenkunde wertvolle und durch seinen Hinweis auf die alte Stammesgottheit der niederdeutschen Völker interessante Runenlied fand sogar in Frankreich einen Herausgeber und Erklärer (Botkine, 1879). Um den Text machten sich Sievers (Beitr. 10, 519; Anglia 13, 4) und Kluge (Lesebuch [2]149 ff.) verdient. — Die Zaubersprüche endlich, die Grein nicht in die Bibliothek aufgenommen hatte, wurden von O. Cockayne in den 'Leechdoms, Wortcunning, and Starcraft' (1864) und von Wülker (Kleinere ags. Dichtungen, 1882) herausgegeben. Inwieweit sich germanisches Heidentum in den Sprüchen wiederspiegelt, wurde von J. Grimm (Deutsche Mythologie, zuerst 1835) und nachher mehrfach von Mythologen und Litterarhistorikern behandelt. Originale Ansichten über die altenglische Flurbesegnung und sonst über die Zaubersprüche äusserte Koegel 94 (6) 4 (Littgesch. S. 39 ff., 78 ff.). Von neueren Forschern förderten das Verständnis dieser Gattung weiterhin besonders J. Zupitza, der Text und Sinn des altenglischen Bienensegens (Anglia 1, 190 ff.) feststellte und einen zuerst von W. de Gray Birch 1878 aus einer Londoner Handschrift des 12. Jh. edierten Zauberspruch gegen Geschwulst erklärte 87 (10) 217. Auch die selbständigen Bemerkungen Wülkers über die Zaubersprüche im Grundriss (347 ff.) sind hervorzuheben.

4. Jüngere geistliche und weltliche Dichtung.

Der metrischen Übersetzung der poëtischen Teile des Boëthius und des jüngeren Teiles der altenglischen Genesis (S. 359), mit denen wir uns der zweiten, wenig schöpferischen Periode der altenglischen Litteratur zuwenden, wurde bereits im Vorhergehenden gedacht. Das durch seinen poëtischen Wert hervorragende Fragment von der Judith, das ältere Forscher Cædmon zuschrieben, ward auch noch von ten Brink ([1]S. 59), Wülker (Grundriss S. 140 f.) und Ebert 87 298 in die Blütezeit der geistlichen Poësie, in die Zeit Cædmons oder Cynewulfs verlegt. Sarrazin (Beowulfstudien S. 162 ff.) und Neumann 92 349, 93 401, 95 151 hielten den letzteren selbst für den Verfasser, obschon bereits Groth 84 1455 aus sprachlichen Gründen, Kluge aus dem Gebrauche des Reims 84 1419 und endlich Luick 86 1507 auf Grund einer eingehenden, nach Sievers' Vorbild angestellten metrischen Untersuchung eine späte Entstehungszeit geltend machten. A. S. Cook, der eine Unterrichtszwecken dienende, mit Einleitung und Kommentar versehene Sonderausgabe des Gedichts veranstaltete 88 348, 89 424, 90 368, 93 408, (auch 90 369), glaubte das Jahr 856 als Entstehungszeit des Gedichts nachweisen zu können, das als ein Epinikion nach der Befreiung von den Dänen und zugleich als Epithalamion zu Ehren der Judith, der Tochter Karls des Kahlen, die in diesem Jahre König Æđelwulfs Gemahlin ward, gedichtet worden sei. Die Unmöglichkeit dieser Annahme that indessen J. Foster 92 350, 93 402, 96 160 dar, der in einer ausführlichen, alle einschlägigen Fragen erschöpfend behandelnden Untersuchung sehr wahrscheinlich machte, dass die Dichtung auf anglischem, vermutlich mercischem Boden in den ersten Jahrzehnten des zehnten Jh. entstand. Ausser den erwähnten Autoren trugen zum Verständnis der Judith bei Zupitza, Übungsbuch[5] 97 178, Köppel 93 404, Kluge, Lesebuch[2] 97 176, und auch Brinker, der von den germanischen Altertümern in dem Gedicht handelte 98 58, 99 66.

In dem altenglischen Reimlied erkannte Rieger eine Nachahmung altnordischer Kunst und verlegte das Gedicht in das zehnte Jh. Zur Erklärung und Herstellung des Textes lieferte Sievers einen wertvollen Beitrag 86 1510.

Die Einheitlichkeit der von Grein als 'Christ und Satan' bezeichneten, von Wülker (Bibliothek[2] II, 52 ff.) 'Klagen der

Gedicht 'Die gefallenen Engel' aus, mit dem nach des letzteren Meinung zwei nur fragmentarisch erhaltene Erzeugnisse der geistlichen Poësie 'Christi Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt und jüngstes Gericht' und 'Christus, von Satan versucht', verknüpft wurden. Anderer Ansicht ist Groschopp, der 83 1888 die einzelnen Teile für Bruchstücke einer grösseren Dichtung hält, die roh zu einem Ganzen verbunden worden seien. Während ten Brink und mit ihm u. a. Wülker (Grundriss S. 131) die Entstehung in die nachcynewulfische Zeit verlegte, glaubte Groschopp — mit nicht ausreichender Begründung — auf ein hohes Alter des von ihm angenommenen Originals schliessen zu dürfen. Mit dem Gedicht von Christ und Satan beschäftigt sich auch eine Dissertation von A. Kühn 84 1467; zur Textkritik trugen F. Holthausen Idg. Forsch. 4, 382 f. und F. Graz 95 188 einiges bei.

Über die Stellung des zum Teil in zwei Handschriften überlieferten Gedichts von *Salomon und Saturn* zu verwandten Dichtungen des Mittelalters verbreiteten sich W. Schaumberg Beitr. 2 (1876), 1 ff. und Fr. Vogt 80 917. Ausser ihnen trugen besonders Hammerich (S. 346), ten Brink (Littgesch.[2] 105 ff.) und Wülker (Grundriss S. 365 ff.) zur Charakteristik des Gedichts bei, das, wie ten Brink hervorhob, sich wohl aus zwei ursprünglich unabhängigen Dialogen zusammensetzt. Die Ergebnisse einer Nachprüfung der älteren Texte mit den Handschriften teilten Sweet (Anglia 1, 150 ff.) und Schipper (Germania 22, 50 ff.) mit; auch Holthausen war um die Reinigung des Textes bemüht 00 86.

Das Verhältnis des in der Pariser Handschrift erhaltenen Bruchstücks einer *metrischen Psalmenübersetzung* zur lateinischen Quelle untersuchte J. D. Bruce 93 409. Die Entstehungszeit des Denkmals, über welche die Ansichten der Forscher — wir nennen Dietrich, ten Brink, Wülker — auseinandergingen, suchte Helen Bartleft 97 242, 99 70 auf Grund sprachlicher und metrischer Eigenheiten zu bestimmen. Sie setzt den Psalter, der — wie schon Bouterwek gezeigt hatte — ursprünglich alle Psalmen umfasst haben muss, in die Mitte des 10. Jh., zu welcher Zeit er auf anglischem Boden entstanden sei.

Die *historische Poësie*, wie sie uns in Byrhtnoðs Tod und in den Gedichten der Annalen entgegentritt, kennzeichnete nach Form und Inhalt D. Abegg 94 [illegible] 95 [illegible] 96 [illegible] 98 [illegible] Die

in ihren Entwicklungsgang, und auch die mehrfach aufgeworfene Frage, inwieweit gewisse Stellen der Annalen und der Historia des Heinrich von Huntingdon auf alten historischen Liedern beruhen, lässt sich nach ihm mit einiger Sicherheit nicht beantworten.

Über das bedeutendste Erzeugnis dieser Art, über Komposition und Inhalt von Byrhtnođs Tod, hatte O. Zernial bereits 82 1646 gehandelt. Über die Persönlichkeit des Dichters, über die Frage, ob Geistlicher oder Recke, ob Augenzeuge des Kampfes oder nicht, waren die Ansichten der älteren Forscher (Conybeare, Ettmüller, Rieger) und der jüngeren Autoren (Sweet, ten Brink, Körner, Zernial) geteilt. Nach F. Liebermann, der über die im Gedicht dargestellten historischen Verhältnisse sowohl wie über Abfassungszeit, Herkunft und Überlieferung dankenswerte Aufschlüsse gab 98 48, rückte auch das Problem der Verfasserschaft in ein neues Licht (Arch. 101, 20 f.). Pädagogischen Zwecken soll die Sonderausgabe des Gedichts von Ch. L. Crow 97 208, 98 49 dienen, die auch das Lied von Æđelstans Sieg bei Brunanburh mit Wörterbuch und Anmerkungen enthält. Um die Textgestaltung dieses Gedichts und der übrigen in der Sachsenchronik überlieferten Lieder durch Vergleichung mit den Handschriften machten sich Sievers ZfdA. 15 (1872) 456 ff. und Wülker verdient; von kritischen Ausgaben seien die von Zupitza im Übungsbuch [5]97 178 (Brunanburh) und Kluge [2]97 176 Brunanburh, Byrhtnođ) genannt.

Zum Menologium endlich, das ten Brink ([2]S. 110) in das Ende des 10. Jh. verlegte, sind Sievers' Kollation ZfdA. 15, 456 ff. und Cosijns Konjekturen 95 188 zu erwähnen.

Charlottenburg.

Ferdinand Dieter.

Mittelenglische Litteratur.

1. Allgemeines (Hilfsmittel zum Studium des Me.).

Die in den letzten 25 Jahren im Studium der me. Denkmäler gemachten Fortschritte zeigen sich mehr in der Vertiefung als in der Verbreitung unserer bisherigen Kenntnisse. Zwar sind in dieser Periode auch manche neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete gemacht worden, im wesentlichen bewegen sich aber die wissenschaftlichen Untersuchungen in der Richtung, dass

bisher unbekannte und unbeachtete Handschriften veröffentlicht und mit den schon publicierten auf ihre Bedeutung hin geprüft wurden; dass man den Dialekt, die Heimat, die Person des Verfassers, seine Sprache und Metrik, seine Quellen und die Entstehungszeit des Denkmals zu ergründen strebte. Wenn dabei auch die Erforschung der Sprachgeschichte den grössten Vorteil davontrug, so sind die hierdurch gewonnenen Ergebnisse doch auch für die Litteraturgeschichte von erheblicher Wichtigkeit geworden, indem sie uns in den Stand setzen, den einzelnen Schriftwerken eine bestimmtere Stelle nach Zeit, Ort und Entwicklungsgang anzuweisen. Sodann hat man aber auch begonnen, den Geistesprodukten des 15. Jh. trotz ihrer ästhetischen Minderwertigkeit eine erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken, da sich in ihnen der bisher nicht genugsam beachtete Übergang des Mittelenglischen zur neuenglischen Sprachperiode, zur gemeinsamen Schriftsprache erkennbar macht.

Ehe wir jedoch auf die einzelnen Denkmäler näher eingehen, müssen wir noch einen Blick auf die zum Studium derselben dienlichen Hilfsmittel, welche das Gesamtgebiet mehr oder weniger vollständig umfassen, werfen. Von den den meisten Specialausgaben beigegebenen Glossaren zunächst abgesehen, ist von den das Me. allein behandelnden Wörterbüchern zunächst die 3. Auflage des von F. H. Stratmann verfassten 79 578 zu nennen, dem wenige Jahre darauf ein Supplement folgte 82 916. Abermals neu aufgelegt wurde dies Werk nach dem Tode des Verfassers von H. Bradley 91 188, 92 168, doch trotz mancher Besserungen vermisst man auch hier noch u. a. eine hinreichende Berücksichtigung des romanischen Sprachelements und des Wortschatzes der jüngeren Zeit. Eine in mancher Hinsicht gründlichere, wenn auch hinsichtlich der behandelten Denkmäler beschränktere Arbeit ist das Wörterbuch E. Mätzners, das, zunächst als II. Teil seiner „Altenglischen Sprachproben“ angelegt, auch weitergehende Bedürfnisse befriedigt, wiewohl es die Litteratur des 15. Jh. ausschliesst (vgl. 79 575, 80 949, 82 915, 83 1820, 84 1518, 88 188, 89 267, 91 184). Leider ist das treffliche Werk, das nach dem Tode des Verfassers von H. Bieling 97 25 in gleichem Sinne fortgesetzt wird, bisher noch nicht zum Abschlusse gelangt. Recht brauchbar, doch ebenfalls unvollständig ist das ‘Concise Dictionary of Middle English’ von A. L. Mayhew und W. Skeat 88 187, 89 266, 90 148 etc., da es im wesentlichen nur die in der Clarendon Press erschienenen Denkmäler berücksichtigt, wenn es teilweise auch die Sprache des 16. Jh. in Betracht

zieht[1]. Mag nun wohl in manchen Fällen das grosse 'Oxford Dictionary' von J. Murray und H. Bradley (s. S. 131) die bei den genannten fehlende Auskunft ersetzen, so bleibt doch ein die ganze me. Periode umfassendes Lexikon noch ein Desideratum.

Über die Metrik der me. Versarten haben wir aus der Anfangszeit der uns beschäftigenden Periode kein umfassendes Specialwerk; vielmehr war man auf Darstellungen der gesamten englischen Metrik oder auf Abhandlungen über einzelne Versformen angewiesen. Zu den ersteren gehört die von W. Skeat besorgte Neuausgabe von E. Guest's History of Engl. Rhythms und J. Schippers 'Engl. Metrik' (s. oben S. 333 f.), die zu einer lebhaften Kontroverse über die Beschaffenheit des früh-me. Verses Veranlassung gab. Schon früher hatte M. Trautmann 79 621 den Vers Laȝamons für denselben erklärt, wie es nach Lachmann der Otfrids ist. Da Schipper aber die Tonfähigkeit der Flexions- und Ableitungssilben leugnete, ergriff Trautmann von neuem das Wort, um gleichzeitig für die religiösen Dichtungen derselben Periode die Gültigkeit der Lachmannschen Versregeln nachzuweisen 83 1298, 85 1622, 86 1472; vgl. auch 95 105. Ihm zur Seite standen Th. Wissmann 82 1004 und E. Einenkel 83 1294, 86 1471; vgl. 95 104, denen sich später noch E. Menthel 85 1624, 87 289 anschloss, welcher den Otfridischen Vers auch noch in jüngeren Denkmälern erkennen wollte. Schippers Erwiderungen s. 83 1292, 85 1628, 86 1478. Ebenso rief eine andere eigentümliche Versform, die allitterierende Langzeile des 14. und des folgenden Jh., eine Reihe von Untersuchungen hervor; so von F. Rosenthal (Anglia I), später von K. Luick 89 876, 90 242, der darin die Weiterbildung der ae. Langzeile erblickt; von M. Kaluza 91 336, der einige hierher gehörige Dichtungen strophisch gliedern will; von J. Lawrence, der in seinem Buch über den 'Allitterative Verse' 93 339, 94 139, 95 102 auch ein interessante Beobachtungen enthaltendes Kapitel der in Rede stehenden Stabzeile widmet. Ebenso wären über die Allitteration im Me. ein paar Aufsätze von Douglas Lithgow 93 368, 98 (14) 122 zu vergleichen. — Über die Schweifreimstrophe und ihre örtliche Verbreitung handelte O. Wilda 87 287, über die Geschichte des kurzen Reimpaars Ch. L. Crow 92 300, 93 488.

Den wesentlichsten Fortschritt in der Darstellung der me.

(epischen wie lyrischen) entwickelten Versarten des Me. untersucht, letzterer die 'fremden Metra', d. h. die dem Lat. und Afrz. entlehnten Formen, behandelt. Auf diesen selben Gegenstand geht auch Ch. M. Lewis in einer Dissertation über die 'Foreign Sources of Engl. Versification' näher ein 98 (14) 119, 99 (14) 166. Teils auf den Anschauungen von E. Sievers und K. Luick, teils auf seinen eigenen, vorhin angedeuteten Ausführungen fussend, fasst J. Schipper in seinem 'Grundriss der engl. Metrik' 95 98, 96 116 die wesentlichsten Ergebnisse der neueren Forschung auch über den me. Versbau zusammen, einem aus seinem erstgenannten Werke erheblich verkürzten, zur Einführung in den Gegenstand aber völlig ausreichendem Buche, das, wenn es in einzelnen Punkten auch noch der Berichtigung bedarf, doch als Grundlage zu allen ferneren Untersuchungen empfohlen werden kann. Indem wir auch an dieser Stelle auf G. T. Tamson's Schrift über 'Word Stress' 98 (14) 118, 99 (14) 165, die die Erforschung der Wortbetonung auf Beobachtungen über einige allitterierende Gedichte der me. Zeit basiert, aufmerksam machen, verweisen wir bezüglich anderer wichtiger metrischer Untersuchungen über den Vers einzelner Denkmäler auf einen späteren Abschnitt.

Als eine Litteraturgeschichte, welche allein die me. Periode behandelt, wäre nur A. Brandls kurzgefasste, doch gründliche Darstellung in Pauls 'Grundriss' 91 848, 94 155 zu nennen, deren Anordnung nach den Mundarten der einzelner Denkmäler in mancher Hinsicht nützlich sein mag, in anderen jedoch die stoffliche Übersicht erschwert. Zum eingehenden Studium dieses Gegenstandes wird man daher zu Werken, die die Gesamtlitteratur umfassen, greifen müssen, vor allem zu ten Brinks Geschichte der englischen Litteratur, deren I. Bd. in seinem 2. und 3. Buche die ältere und deren II. Bd. die jüngere me. Zeit in trefflicher Ausführung veranschaulicht. Eingehendere Bemerkungen über dieses hervorragende Werk, wie auch über Körtings Grundriss und die Litteraturgeschichten von Wülker, Engel, Courthope, Morley, Taine, Jusserand u. a. sind in dem 'Allgemeines' überschriebenenen Abschnitt (s. o. S. 328 ff.) nachzusehen.

Zunächst erwähnen wir Schriften vermischten Inhalts, die aber auch mehr oder weniger in unser gegenwärtiges Gebiet schlagen: zunächst E. Kölbings bereits 1876 erschienene Beiträge zur vgl. Gesch. der romantischen Poësie etc.; dann J. W. Hales' 'Folia Litteraria' 93 865; andere s. o. S. 330. Mit der Entwicklung des Romans von den ältesten Erzählern an beschäftigen sich W. Raleigh 94 158, 95 114 und E. Simonds 95 112. Ein anregendes und gedankenreiches Werk über Heldendichtung und romantische Epik ist das von W. P. Ker 97 170, 98 15, 99 22; die Blüte dieser letzteren und die Anfänge der allegorischen Dichtung stellt G. Saintsbury geistreich dar 97 172. Die Volkspoësie von ihren ersten nachweisbaren Anfängen (Balladen, Märchen, Sprüche etc.) führt uns A. Brandl in Pauls 'Grundriss' 92 818 in knapper übersichtlicher Darstellung vor Augen. Eine ausführliche Zusammenstellung der frühen Bearbeitungen der äsopischen Fabel nebst Abhandlungen darüber bietet uns G. C. Keidel 97 171, 98 17.

Eine umfassende Darstellung des me. Dramas allein besitzen wir nicht, vielmehr reichen die einschlägigen Werke bis in das 16. Jh. hinein und gehen noch darüber hinaus. Von älteren Geschichten erschien in neuer Auflage die immer noch geschätzte von J. P. Collier (1879). Neueren Datums ist die von A. W. Ward (1875, 2. Aufl. 99 18), ein namentlich für die spätere Zeit recht brauchbares, wenn auch etwas nüchtern dargestelltes Werk. Genialer angelegt, doch wegen vielfacher Exkurse schwer lesbar und wenig übersichtlich ist das Buch J. L. Kleins, als 12. u. 13. Bd. seiner umfangreichen Geschichte des Dramas 1876 erschienen (vgl. E. St. I). Hübsch geschrieben, wenn auch wenig erschöpfend ist J. J. Jusserands 'Théâtre en Angleterre' (1878, 2. Aufl. 81 1081). Auch der I. Bd. von W. Creizenachs trefflicher Gesch. des neueren Dramas 94 (6) 25, 96 140 berücksichtigt das ältere engl. Drama in ansprechender Weise. Von kleineren Abhandlungen und Aufsätzen, die sich in allgemeiner Form mit diesem Gegenstande beschäftigen, führen wir an R. Genées über Mirakelspiele und Moralitäten 79 632; A. Rovenhagens Programmabhandlung über ae. Dramen 79 631, 80 1095; A. Soergels Dissertation über Maskenspiele 82 1016, 83 1818; Ch. Davidsons Studien über Mysterien 93 868, 94 216. In mehr

Mit der schottischen Litteratur dieser Periode beschäftigen sich J. M. Ross 84 1428, J. Veitsch 87 804, J. C. Shairp 88 818, Eyre-Todd 92 880, W. H. Browne 97 179, 98 80, und T. F. Henderson 98 26, 99 85, von denen namentlich letzteres Werk gerühmt wird.

Als wertvolles Nachschlagebuch über die Romanzenlitteratur sei H. L. D. Wards Catalogue der entsprechenden Mss. des Britischen Museums citiert 84 1772, 94 164; dazu R. Wülkers Zusammenstellung 86 1561 und E. Kölbings Inhaltsangabe von vier Romanzen-Mss. 83 1872. Weniger wissenschaftlichen Wert besitzt Allibones Dictionary of Engl. Litt. etc., zu dem J. F. Kirk ein Supplement lieferte 91 841, 92 801, kann jedoch mit Nutzen gebraucht werden, während ein ähnliches Werk von R. F. Sharp 98(15) 11 noch mancher Verbesserungen bedarf. Auf 'References' zu den geistlichen Spielen beschränkt sich F. Stoddard 88 812 u. 401, berücksichtigt jedoch auch die einschlägige Litteratur der anderen Völker. Eine vollständige Bibliographie des engl. Dramas haben K. L. Bates und L. B. Godfrey zusammengestellt 97 169.

Als wichtige Hilfsmittel zum Studium der me. Litteratur sind nun auch eine Reihe von Chrestomathien und Sammlungen anzuführen, davon als eins, das in umfangreicher Weise ausschliesslich die uns beschäftigende Periode behandelt, das 'Altenglische Lesebuch' nebst Glossar von R. Wülker 79 708, 81 1038, 82 1019. Zur ersten Einführung kann auch H. Sweet's 'First Middle English Primer' dienen 85 1643, 86 1486, 96 97 u. 145, der Auszüge aus Orrm und Ancren Riwle enthält, dessen 2. Teil jedoch besser bei 'Chaucer' erwähnt wird. Ebenso bietet J. Zupitzas wiederholt aufgelegtes Alt- und me. Übungsbuch eine hinreichende Anzahl hierhergehöriger Texte (s. oben S. 332). Von englischen Werken der Art seien vor allem die 'Specimens' von W. Skeat u. R. Morris genannt (neue Auflage 82 1023–1024, 83 1819, 84 1433, 85 1642; vgl. hierzu A. Egges und W. H. Brownes Notes 87 818, 92 829); weniger brauchbar sind die bereits S. 328 citierten Sammlungen H. Morleys, dürftig, namentlich für die ältere Periode, Th. Arnolds Collection 82 1025. Lediglich Proben aus den älteren Spielen giebt A. W. Pollard 90 271, 91 419 (über die 2., nur oberflächlich verbesserte Aufl. s. 95 186), dessen Werk zwar gesckickt zusammengestellt, philologisch jedoch mangelhaft bearbeitet ist. Mehr

Aufmerksamkeit geschenkt; so in W. Mintos 'Manual' 81 1087, in G. Saintsburys 'Specimens of Prose Style' 86 1487, die allerdings erst mit Malory beginnen, und in H. Craiks 'English Prose' 93 878, 94 170 etc., dessen I., von mehreren Gelehrten bearbeiteter Bd. das 14.—16. Jh. umfasst und als nützlich empfohlen wird. Auch E. Arbers 'English Garner' (neue Aufl. s. 97 181) gehört zum Teil hierher, obwohl die meisten der von ihm neugedruckten, schwer zugänglichen Schriften in eine spätere Zeit fallen. Eine Auswahl aus älteren schottischen Dichtern veröffenlichte W. H. Browne 98 80, 99 88.

Mittelenglische Denkmäler.

A. Frühmittelenglische Periode (12. Jh. bis ca. 1250).

Beginnen wir mit der religiösen Litteratur der Übergangszeit vom Ae. zum Me. Zu den von R. Morris herausgegebenen Homilien-Sammlungen machte F. H. Stratmann textkritische Bemerkungen 79 702, 80 1118, 81 1061, später auch F. Holthausen 91 894. Eine sprachliche Untersuchung eines Teils derselben veröffentlichte O. Cohn 80 1079, während A. Krüger Sprache und Dialekt der einer anderen Hs. entnommenen Homilien erforschte 85 1699, 86 1548. Mit dem Nachweis der Quellen einiger der von Morris edierten Predigten wie auch anderer religiöser Stücke (s. u.) beschäftigte sich W. Vollhardt 88 870, 89 446, eine beifällig aufgenommene Arbeit. Eine spätere Sammlung, die des Vernon Ms., teilte K. Horstmann im Archiv (57) mit. Die Sprache der mittelkentischen Evangelien untersuchte M. Reimann 83 1858, 84 1488, 85 1681.

Eine Abhandlung über die Bearbeitungen des in der älteren englischen Litteratur so beliebten Streites zwischen Leib und Seele in den verschiedenen Sprachen schrieb G. Kleinert 80 1109; über die englischen Versionen insbesondere H. Varnhagen 79 672. Die dem 12. Jh. angehörigen me. Fragmente veröffentlichte dann E. Haufe 80 1106, 81 1057, die R. Buchholz später 90 268, 91 395 mit eingehenderen Untersuchungen herausgab und über deren Sprache und Versbau Heesch 85 1682 handelte. Eine jüngere Fassung ('Disputisoun' etc.) edierte W. Linow 90

zu diesen Dichtungen lieferten auch J. D. Bruce 90 266, F. Holthausen 91 396 und F. J. Mather 92 389. Die Winteney-Version der Benediktinerregel veröffentlichte zum ersten Male A. Schröer 88 368, 89 444, 91 392 mit dem lat. Texte, Anmerkungen etc., wozu E. Kölbings Kollation 91 398 zu vergleichen ist. Von der späteren nördlichen Version in Versen teilte K. Böddeker eine Hs. mit und untersuchte deren Sprache 79 679—680; s. hierzu die Bemerkungen F. Holthausens 91 482.

Wenden wir uns zur weltlichen lehrhaften Litteratur. Die ältere Übersetzung der Distichen Catos wurde auf Grund von neuen Kollationen der Hss. textkritisch und sprachlich untersucht von J. Nehab 79 655, die jüngere Bearbeitung in Versen edierte zum ersten Male O. Goldberg 84 1495—96, nachdem er die sonstige Verbreitung des Originals in der mittelalterlichen Litteratur verfolgt hatte. Nachträge und Nachweise von ferneren Hss. lieferten Kölbing 86 1554, J. Zupitza 93 499 und A. Napier 95 195. — Eine dem 11.—12. Jh. angehörige Sammlung von Recepten (Leechdoms) druckte M. Loweneck 96 198 nebst lat. Texte ab; medicinische Excerpte und Schriften aus dem 14.—15. Jh. veröffentlichten F. Holthausen 96 201, 97 304—5 und F. Heinrich 96 266, 97 310.

Die Sprache der Sprichwörter Alfreds untersuchte E. Gropp 79 606; erläuternde und textkritische Bemerkungen hierzu lieferten J. Zupitza 80 1114 und F. Holthausen 92 400. Ersterer versuchte dann mit Hilfe einer lat. Quelle die ursprünglichen Bestandteile herauszuschälen 93 444. Die Eigentümlichkeiten einer neuentdeckten Hs. besprachen W. Skeat und T. G. Foster 97 238, 98 78.

Die dieser Periode eigentümliche geistliche Poësie beginnt wohl mit Godric, der fast unbeachtet geblieben war, bis J. Zupitza auf ihn aufmerksam machte 88 369, 93 426, seine Lebensbeschreibung mitteilte und die von ihm herrührenden Hymnen wiederherzustellen suchte. Vom berühmten 'Poëma morale' veranstaltete H. Lewin eine kritische Ausgabe 81 1053, 82 1054, 83 1854; vgl. dazu ten Brinks Bem. 83 1861; berichtigende Bemerkungen zu verschiedenen Hss. dieses Gedichts machte J. Zupitza 79 664, 81 1059. — Das Orrmulum wurde neu ediert von R. Holt 79 660, 80 1116, doch ohne dass diese Ausgabe einen

Orrms Bruder (ZfdA. XXII). Zahlreicher sind aber die Abhandlungen über Orrms Sprache und eigentümliche Orthographie. Da die Ergebnisse dieser im Zusammenhange an anderer Stelle (S. 103 f.) erörtert sind, mag hier eine Aufzählung der Verfasser genügen: K. Callenberg (Archiv 57; vgl. Laȝamon), R. Sachse 82 1956, 83 1856, F. A. Blackburn 82 1057, M. Trautmann 84 1485, 85 1683, 96 185, H. Effer 85 1684, A. Napier 90 204, 93 427, E. E. Hale 93 428, F. Weyel 96 186, G. G. McKnight 99 (15) 94. Die nordischen Lehnwörter im Orrmulum untersuchte E. Brate 84 1486, 85 1683a, das französische Element F. Kluge 95 172.

Den kentischen Prosatraktat, 'Vices and Virtues' betitelt, gab F. Holthausen heraus 88 871, 89 445; über Sprache und Heimat desselben handelte G. Schmidt 99 99. Zu dem im selben Dialekt geschriebenen Gedichte 'Long Life' teilte J. Zupitza eine R. Morris noch unbekannte Hs. mit (Angl. I); fernere Bemerkungen dazu machte H. Varnhagen 79 681.

In der weltlichen Dichtung dieser Zeit nimmt Laȝamon die Hauptstelle ein, und so finden wir auch mehrere Abhandlungen über sein Werk. Den Vers untersuchte besonders M. Trautmann 79 681, doch sind hiermit auch die im vorangehenden Abschnitt über Metrik angeführten anderen Darstellungen dieses Gegenstandes zu vergleichen. Das Hss.-Verhältnis prüfte aufs neue und wohl mit abschliessendem Ergebnis A. Zessack 88 886; einzelne Textverbesserungen lieferten F. H. Stratmann 80 1118, 81 1061, 82 1055, grammatische Untersuchungen K. Callenberg (Arch. 57; vgl. Orrm) und E. W. Bowen 94 218. Für die Quellenfrage ist G. Heegers Abhandlung über die Trojanersage bei den Briten 86 1589, 89 465 von Wichtigkeit. Auch die Aufsätze H. Zimmers zur Arthursage 91 440 sind hierbei zu berücksichtigen. Spruch und Bild im Laȝamon stellte K. Regel (Angl. I) dar, kulturgeschichtliche Verhältnisse im Vergleich mit Wace H. Krautwald 88 884, 89 464 und M. Kolbe 91 489.

'The Song of Wade', worauf Chaucer im Troilus anspielt, fanden A. N. Jannaris und M. R. James 96 200 als Bruchstück in einer Homilien-Hs. aus derselben Zeit. Zu 'Owl and

füglich mit der Höllenvision des St. Paulus beginnen, da eine Prosaredaktion derselben Legende noch in das vorige Jh. fällt. Eine spätere Version veröffentlichte K. Horstmann im 62. Bd. des Archivs. Wichtig ist aber die Forschung nach den Quellen aller me. Bearbeitungen und solcher in anderen antiken und modernen Litteraturen, die H. Brandes anstellte 83_{1868}, 85_{1296}; noch umfassender ist die Abhandlung über die 'Mediæval Visions of Heaven and Hell' von E. J. Becker 99_{95} (Engl. Stud. 28, 438). Eine spätere Prosabearbeitung teilte E. Kölbing mit 95_{184}, textkritische Bemerkungen zur Vernon-Version F. Holthausen 92_{469}.

Von den südenglischen Heiligenleben dieser Zeit und dem ihnen der Form nach verwandten Traktat 'Hali Meidenhad' hatte man früher angenommen, dass sie von einem Verfasser herrührten. E. Einenkel 81_{1060}, $82_{1059-1060}$, 83_{1857} wies dagegen nach, dass dies nur bei 'Juliana' und 'Margareta' der Fall sei, dass 'Katharina' und der genannte Traktat aber von zwei verschiedenen Autoren herrührten. Von der Erörterung der metrischen Beschaffenheit dieser Denkmäler ist bereits früher (S. 376) die Rede gewesen; textkritische Bemerkungen lieferte F. H. Stratmann 79_{702}, 80_{1118}, 81_{1061}, eine eingehende Untersuchung der Sprache und Heimat der 'Katharinengruppe' H. Stodte 96_{188}. Von dieser älteren Katharinenlegende veranstaltete E. Einenkel eine kritische Ausgabe 84_{1487}, 85_{1685}, 86_{1542}; jüngere Bearbeitungen veröffentlichten K. Horstmann 86_{1609} (Caxton), 93_{497} (Capgrave) und H. Knust 89_{528}, 90_{279}, 91_{411}, letzterer in Verbindung mit einer Abhandlung über die Geschichte dieser Legende und der der Maria Aegyptiaca (s. u.). Die Quelle der Julianenlegende und ihr Verhältnis zu Cynewulfs Bearbeitung (s. S. 368) untersuchte O. Backhaus 99_{96}; einen Nachweis über die angezweifelte Existenz der Heiligen lieferte J. W. Pearce 92_{878}. Jüngere Versionen der Margaretenlegende veröffentlichte K. Horstmann; vgl. 81_{1067}, 88_{485}; s. auch 86_{1602}; Untersuchungen über vier me. Bearbeitungen E. Krahl 89_{448}, 91_{412}; Mitteilungen über solche in anderen Sprachen F. Spencer 89_{449} und F. Holthausen 93_{485}. Zu Hali Meidenhad ist nur eine Notiz von J. Murray 89_{447} nachzutragen.

Zu den prosaischen Erbauungsschriften übergehend, hätten

Bemerkungen Stratmanns s. 79 702. Einige Abschnitte druckte H. Sweet in seinem 'First ME.-Primer' ab 85 1648, 86 1486, wozu namentlich E. Kölbings an ersterer Stelle citierte Bemerkungen zu vergleichen sind. Vom lat. Original dieser Schrift handelte E. E. Bramlette 93 440. Eine kritische Ausgabe ist leider durch den Tod Kölbings bisher nicht zu stande gekommen. — Bezüglich dreier an unseren 'Louerd' gerichteten Prosagebete vermutet E. Einenkel eine Frau als Verfasserin 82 1061, vielleicht eine der Jungfrauen, die in der 'Ancren Riwle' erwähnt sind. Mit dem Nachweis der lat. und frz. Quellen dieser wie auch einiger anderer Stücke ähnlichen Inhalts beschäftigte sich W. Vollhardt 88 870, mit dem Originale der Homilie 'Sawles warde' auch M. Konrath 90 264, woraus hervorgeht, dass diese geistlichen Schriften nicht etwa, wie früher vermutet, auf älteren englischen beruhen. Zur poëtischen 'Ureisun of ure lefdi' vgl. auch E. Kölbing Engl. Stud. I, 169.

Eine Untersuchung über Quelle und Handschriftenverhältnis der älteren 'Assumptio Mariae' schrieb F. Gierth 81 1064, 83 1364, doch ist die von ihm versprochene Textausgabe bisher ausgeblieben. Kollation und textkritische Bemerkungen von E. Kölbing s. 79 701, 84 1500. Eine jüngere Version in Schweifreimstrophe veröffentlichte M. Schwarz 85 1698 und verband hiermit einen Vergleich dieser Bearbeitung mit der älteren und Bemerkungen über sonstige Hss.; auch O. Retzlaffs Aufsatz 88 874 ist hierbei in Betracht zu ziehen. Hieran schliessen wir die religiöse Lyrik dieser Periode, namentlich die Marienlieder, wozu wir verschiedene Mitteilungen und textkritische Beiträge M. Jacoby 90 267, F. Lauchert 91 402, A. Napier 91 401, 92 883, 98 86, J. Zupitza 91 403 ff., F. Holthausen 92 884 ff., E. Kölbing 92 885, M. P. Reeves und G. L. Kittredge 94 212–213, J. Hall 95 174, F. Furnivall 96 187 u. a. verdanken.

Von R. Morris' Ausgabe der Genesis und Exodus wurde eine neue Auflage 83 1358 veranstaltet. A. Fritsche suchte für beide einen Verfasser nachzuweisen 82 1058. Textkritische Bemerkungen lieferten F. H. Stratmann 79 702, E. Kölbing 80 1115, 81 1061, 92 880 und F. Holthausen 92 881, 93 429, 99 97.

Für das 'Bestiary' sind die allgemeinen Untersuchungen

B. II. Periode: ca. 1250 bis ca. 1350.

Den Anfang bildet füglich die englische Proklamation Heinrichs III. vom Jahre 1258, von der W. Skeat auf eine zweite, bisher unbeachtet gebliebene Hs. aufmerksam machte, wozu A. Hall ein paar Erklärungen gab 82 1062, 83 1859.

Von den Romanzen, deren Helden mehr oder weniger germ. Ursprung haben, erwähnen wir zuerst King Horn, über den namentlich Th. Wissmann eingehende Untersuchungen angestellt, wie er auch eine kritische Ausgabe veranstaltet hat (Engl. Stud. I, 351; s. Jsb. 81 1062–1068, 82 1068, 83 1860), die neben manchen Vorzügen auch manche Mängel, z. B. in metrischer Hinsicht, bietet. Textkritische Notizen veröffentlichte Stratmann 80 1118; vgl. auch ten Brinks und Kölbings Bemerkungen 83 1861–1862, ferner die G. Tamsons 97 289.

Über die Sprache und Form der jüngeren Fassung 'Horn Childe and Maiden Rimnild' schrieb J. Caro 86 1547, der später 90 298 auch den Text nebst Anmerkungen usw. veröffentlichte; vgl. dazu F. Holthausen 91 456. Das Verhältnis des ersteren zum agn. Horn erörterte J. Mettlich 90 289 a, 91 442, der nachzuweisen versuchte, dass die frz. Fassung nicht aus der me. hergeleitet sei, wie Wissmann annahm.

Vom 'Havelok' besitzen wir noch keine gute kritische Ausgabe, doch lieferten textkritische und erklärende Bemerkungen J. Zupitza (ZfdA. 19, Angl. I; s. ferner 84 1488), Stratmann (Engl. Stud. I, 423; 82 1055), Hupe (Angl. XIII), E. Kölbing 92 401, 93 446 und F. Holthausen 93 445, 95 189. Den Helden des Gedichts als historische Persönlichkeit wies G. Storm nach 80 1117, worauf P. Wohlfeil 91 448 (vgl. hierzu auch I. Gollancz' Notiz 96 202) nochmals einging und seiner Abhandlung darüber sprachliche Betrachtungen beifügte. Sprache und Stil untersuchte L. Hohmann 86 1546, die Rhythmik G. Wittenbrink 91 444, nachdem er eine Anzahl textkritischer Bemerkungen vorausgeschickt hatte. Das Datum des Gedichts setzt J. W. Hales auf 1296—1300 an 89 468.

Hieran schliessen wir den 'Guy von Warwick', obwohl eine ältere heimische Überlieferung der Sage nicht nachzuweisen ist. Die Texte der verschiedenen Versionen edierte für die EETS. J. Zupitza (I. 1875—1876, II. s. 85 1689, 88 898, 91 455) mit wertvollen Erläuterungen und sprachlichen Beobachtungen. Hierzu die Bemerkungen von E. Kölbing 86 1550, 89 472. Das Alter und die Geschichte der Sage untersuchte A. Tanner 79 264, das Handschriftenverhältnis der französischen Bearbeitung O. Winne-

berger 89 470, das Verhältnis der englischen Fassungen zu letzteren M. Weyrauch 99 105, der auf Grund dieses Vergleichs zu einigen Textverbesserungen bei Zupitza gelangt. Von der sog. Prosaversion wies W. P. Reeves 96 270 nach, dass sie eine Kompilation von H. Morley sei. Über den 'Guy' Lydgates s. u. — Nur in einzelnen Zügen berührt sich mit der besprochenen Romanze eine religiöse Dichtung, die unter dem Titel 'Speculum Gy de Warewyke' von Georgiana L. Morrill zum ersten Male vollständig herausgegeben ist 98 88 a, 99 101 (vgl. Engl. Stud. 28). Etwa gleichzeitig druckte Horstmann eine Hs. des Gedichts in seinen 'Yorkshire Writers' 96 198 ab.

Eine mit reichhaltigem Kommentar usw. ausgestattete kritische Ausgabe des 'Bevis of Hamton' verdanken wir E. Kölbing 87 860, 88 892, 94 220, nachdem er schon vorher eine Kollation der Hss. veröffentlicht hatte 79 684. Die Sprache und den Stil des Gedichtes untersuchte K. Schmirgel 86 1548, der auch zur Ausgabe Kölbings einen Beitrag lieferte. Über die Allitteration im Bevis handelte E. Kölbing 94 221, über die keltischen Versionen J. N. Robinson 98 77.

Von den Romanzen, die auf französischen Ursprung zurückgehen, ist eine der ältesten die von Amis und Amiloun, mit der sich eingehend ebenfalls E. Kölbing beschäftigte, der zunächst Untersuchungen über die Quelle 79 685, (vgl. 82 1066: nicht die afrz. chanson de geste!) veranstaltete, worauf er eine kritische Ausgabe folgen liess 85 1688, 86 1549, 87 859, die allgemein Anerkennung fand. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Guy bemerkte derselbe 86 1550. In gleicher Weise edierte Kölbing den 'Sir Tristrem' 83 1869, 84 1489, nachdem er eine gründliche Untersuchung der nordischen und englischen Versionen dieser Sage vorangeschickt hatte 79 378, 80 741 u. 1182. Weitere Bemerkungen dazu von demselben s. 89 472. Eine andere, von G. McNeill für die Schottische Textgesellschaft hergestellte Ausgabe (wobei überdies die Bezeichnung dieses Denkmals als eines schottischen mindestens bedenklich erscheinen muss) bedeutet keinen erheblichen Fortschritt gegenüber der Kölbings 86 1421, 87 862 (nicht —). Von Abhandlungen über die Gestalt der Sage in anderen

Hälfte des 13. bis Anfang des 14. Jh. im Englischen bearbeitet wurden, sind mehrere Beiträge zu verzeichnen: zu 'Dame Siriz' eine Kollation von E. Kölbing 82 1067 und eine Quellenuntersuchung von W. Elsner 85 (10) 28 a, (16) 367; zu 'Floriz und Blancheflur' Verbesserungen von J. Zupitza Angl. I, 473, Kölbing 79 701 und Stratmann 80 1118; eine sehr gründliche kritische Ausgabe von E. Hausknecht 85 1687, 86 1551.

Vom 'Lay le Freine' veröffentlichte H. Varnhagen einen verbesserten Textabdruck mit Anmerkungen 80 1110; fernere Erklärungen dazu J. Zupitza 86 1563. Von 'Sir Orfeo' edierte O. Zielke, nachdem er eine sprachliche Untersuchung vorangeschickt hatte 79 667, den Text mit Varianten, doch ohne eine kritische Herstellung desselben zu versuchen 80 1130, 81 1068, 82 1069; dem Ursprung der Fabel, namentlich den keltischen Elementen darin, forschte G. L. Kittredge 86 1565 nach, während W. Hertz eine treffliche Übersetzung nebst Erläuterungen in seinem 'Spielmannsbuch' 86 1564 herausgab. Auch Zupitzas Bemerkungen hierzu 86 1563 sind zu vergleichen.

Vom 'King of Tars' veröffentlichte F. Krause 87 861 eine Textausgabe nebst Einleitung, sprachlichen und metrischen Untersuchungen usw., Bemerkungen zum Gedicht F. Holthausen 92 411. Die Überlieferung und Quelle der verschiedenen me. Fassungen der 'Seven Sages' erörterte P. Petras 86 1562, 87 866 (vgl. auch 83 1866: Kollation von Kölbing); doch während er verschiedenen Ursprung derselben annahm, suchte K. Campbell 98 76 und 99 106 ein gemeinsames frz. Original wahrscheinlich zu machen. Auf bis dahin unbekannt gebliebene Hss. verwiesen H. Varnhagen 98 129 und A. Napier 99 107. Die Version in Wynkyn de Wordes Druck erneuerte G. A. Gomme 86 1557, deren Quelle M. Murks untersuchte 93 492.

Um die zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jh. entstandenen grossen Legendensammlungen hat sich besonders K. Horstmann verdient gemacht, der auch die Mss. der religiösen Litteratur der späteren Zeit mit vielem Fleisse veröffentlicht hat, ohne allerdings wirklich kritische Ausgaben zu stande zu bringen, s. 79 666, 81 1066—1067, 82 1070—1071, 83 1865, 85 1701, 88 875, 89 450, 452, 454 usw. Über die Sprache des südengl. Legendars — soweit es bis dahin vorlag — handelte F. Mohr 89 451, über Stil und Heimat desselben W. Schmidt 93 480. Nachrichten über das Stowe Ms. der Legenden giebt E. Stiehler 85 1698. Über die Überlieferung und Entstehungezeit des nordengl. Legendars

schrieb O. Retzlaff 88 874, doch ist die versprochene Fortsetzung bisher unterblieben.

Von neuen Ausgaben einzelner Legenden erwähnen wir zuerst die von St. Gregor, bei der F. Schulz (1876) die Auchinleck-Hs., K. Horstmann (Arch. 55 u. 57; vgl. 79 701) die beiden andern Mss. zu Grunde legte; erstere mit Anmerkungen, Glossar usw., letztere mit sprachlichen und metrischen Bemerkungen. Sprache, Stil und Poëtik der erstgenannten Fassung untersuchte K. Holtermann 83 1867, während O. Neussell 86 1558 das Verhältnis der verschiedenen Bearbeitungen auch in den anderen Sprachen eingehender erörterte. An diese Legende schliesst sich das spätere 'Trentall St. Gregorii', herausgegeben von A. Kaufmann 89 458, 90 282, 91 425, 93 487, leider nicht abschliessend. — Die verschiedenen Versionen der Alexiuslegende wurden von K. Horstmann (Arch. Bd. 51, 56 u. 59) und von F. J. Furnivall (EETS. Nr. 69, 1878) mitgeteilt, von denen J. Schipper kritische Ausgaben nebst eingehenden sprachlichen und anderen Bemerkungen veranstaltete (I.: s. 79 668, 80 1138, II.: 87 888). Das Verhältnis zu den frz. Fassungen berührte etwas oberflächlich G. Kötting 90 2779. Vom 'Canticum de Creatione' veröffentlichte Horstmann, Anglia I, den Text; die Darstellung der sprachlichen und metrischen Verhältnisse versuchte F. Bachmann 91 420. Zur Quellenuntersuchung der Eustachiuslegende lieferte H. Varnhagen einige Beiträge 80 1129 u. 1288, 81 1210. Vom 'Barlaam und Josaphat' gab Horstmann gesondert eine Prosaversion heraus 79 671; Bemerkungen zur metrischen Form der Legende lieferte F. Holthausen 91 480; Ursprung und Verzweigung in den anderen Litteraturen behandelten E. Braunholtz 84 599 und J. Jacobs 96 190, der auch ein paar spätere engl. Versionen mitteilte. Zur Brandanlegende sind die Schriften von G. Schirmer 88 876, 91 409, J. de Goeje 90 878, 91 409, A. Nutt und K. Meyer 96 189, 97 178 (nicht 168) zu vergleichen, die auf orientalische und altirische Sagenmotive verweisen. Von 'St. Patrick' gab Horstmann die ältere Version a. a. O. heraus, Kölbing (Engl. Stud. I, 57 ff.) zwei fernere Texte — deren jüngerer 'Owayne Myles' zum Helden hat — nebst Erörterungen über Quelle, Sprache und Alter der Dichtung; einen anderen Text teilte

abdruck s. 86 1602 (Commonplace Book). Die Vision des Tundalus edierte nach 4 Hss., mit Einleitung und Anmerkungen, A. Wagner 93 488, 94 215, nachdem er bereits früher 82 729 eine Abhandlung über den lat. u. mhd. Tundalus veröffentlicht hatte. Einen Nachtrag dazu s. 98 89.

Die Ausgabe verschiedener Fassungen der Cäcilienlegende von B. E. Lovewell 98 87, 99 98 bringt für die Wissenschaft nichts Neues. Über Chaucers Bearbeitung s. u. Die Magdalenenlegende in ihrer ältesten Fassung untersuchte O. Knörk 90 280 in Bezug auf Hss., Quelle, Heimat und Sprache; Zupitza veröffentlichte eine spätere Prosaversion nebst der vermuteten lat. Quelle 93 528 (doch vgl. 95 288). Die jüngere 'Lamentation of Mary Magdalene' edierte B. M. Skeat mit kritischer Einleitung 97 298. Den Vernontext der heil. Eufrosyne gab Horstmann (Engl. Stud. I, 303 ff.) heraus; derselbe auch die 'Kindheit Jesu' in den ae. Legenden; einen Nachtrag dazu s. 85 1701. Das Hssverhältnis behandelte H. Landshoff 89 457, 90 281; Bemerkungen zu den einzelnen Stellen verdanken wir R. Köhler 79 669, E. Kölbing 79 670 und F. Holthausen 91 407; die frz. Quelle wies P. Meyer 91 408 nach. Von der Theophilussage handelte Kölbing in den schon citierten 'Beiträgen zur vergl. Gesch. usw.'; dann veröffentlichte er die jüngere engl. Fassung derselben in den Engl. Stud. I, 16 ff. Die dem 16. Jh. angehörige Bearbeitung des W. Forrest gab F. Ludorff 84 1410 mit Bemerkungen über die sonstigen Versionen, darunter auch die früheren engl., heraus. Zu der von Horstmann (Angl. I) edierten Legende vom heil. Coelestin lieferte F. Holthausen einige kritische Bemerkungen 91 414.

Hieran schliessen wir zunächst die übrigen Erbauungsschriften der Periode. Zum älteren versificierten Psalter hat E. Wende eine zwar knappe, aber gründliche Untersuchung der Überlieferung und Sprache verfasst 84 1497. Kölbing veröffentlichte den L. Psalm nach dem Auchinleck MS. 85 1692; hierzu Konjekturen von Zupitza 91 405. Eine spätere Prosabearbeitung publicierte K. Bülbring für die EETS. 91 488, eine R. Rolle zugeschriebene s. u. Vom 'Cursor Mundi', der von R. Morris herausgegeben wurde (EETS. 1876 ff.; s. 90 269, 92 890, 93 481), untersuchte H. Hupe das Hssverhältnis 86 [illegible], 88 [illegible], doch nicht ohne

suchung von Haenisch 93 481. Über den Vers s. die schon citierte Abhandlung von Crow 92 891; eine sonstige Bemerkung von A. S. Cook 92 812.

Beiträge zur Erklärung und Textkritik von Dan Michels 'Ayenbite' lieferten H. Varnhagen 79 662 und R. Evers 88 877, Verbesserungen F. H. Stratmann 79 702, die Untersuchung der lat. Quelle M. Konrath 90 284, dessen Beiträge zur Erklärung und Textkritik des William von Schorham 79 688, 80 1126 ebenfalls viel Treffliches enthalten; zu denselben Dichtungen sind auch die Bemerkungen Varnhagens 81 1065 und Kölbings 95 174 zu vergleichen. Zu Richard Rolle de Hampoles Hauptwerk 'Pricke of Conscience' liegen eingehende Hss.-Untersuchungen von Percy Andreae 88 879, 91 421 und K. Bülbring 91 422–23, 96 191 vor. Der 'Psalter' wurde von H. A. Bramley 86 1557, freilich wenig kritisch, ediert; vgl. dazu die Untersuchungen H. Middendorfs 88 878. Eine neue Ausgabe der kleinen religiösen Gedichte und Traktate verdanken wir K. Horstmann in den 'Yorkshire Writers' 95 176, 96 192–93, 97 247, der auch mehrere unsichere Stücke darin aufgenommen hat. Zwei fernere Werke, 'Speculum vitae' in Reimpaaren und 'Medidatio de passione Domini' in Prosa, werden in einer Hs. dem R. Rolle zugeschrieben. J. Ullmann stellte sich nun die Aufgabe, zu untersuchen, ob diese Angabe berechtigt sei 84 1492. Er kommt zum Schlusse, dass das Gedicht (von dem er nur den Eingang mitteilt) thatsächlich dem genannten Verfasser zukomme; wahrscheinlich sei dies auch vom Prosatraktat (den er vollständig abdruckt). Kollationen hierzu veröffentlichte Zupitza 90 286–87, sonstige Bemerkungen F. Holthausen 92 893–94. Andererseits legte G. Kribel dar, dass die Lamentatio S. Bernardi nicht von diesem Autor stamme 84 1493 (vgl. dazu Zupitza 91 424); dasselbe zeigte M. Adler bezüglich der Busspsalmen 86 1558 (einen Nachtrag von M. Kaluza dazu s. 87 885). Eine Bemerkung zu der Ausgabe der 'Prose Treatises' von Perry machte Kölbing 80 1128. Die spätere Übersetzung eines Traktats R. Rolles von Misyn s. u.' — Vom 'Lay Folk's Mass Book' veranstaltete Th. F. Simmons eine Ausgabe mit gründlichem Kommentar 79 665, 80 1101, woran wir gleich

judicium' 79 296 gab Varnhagen Nachträge in Bezug auf me. Hss. 80 1112 (vgl. auch 86 1601); textkritische Bemerkungen dazu Kölbing 93 488 und Holthausen 95 178. Von den 'Boten des Todes' veröffentlichten K. Horstmann 88 881 und M. Kaluza 91 427 verschiedene Texte; Bemerkungen darüber Holthausen 91 428; von den 'Feinden des Menschen' teilte Kölbing einen Text mit 86 1652; dazu Notizen von demselben 93 484 und von Holthausen 92 886. Aus dem berühmten Vernon Ms. publicierte K. Horstmann ferner das 'Proprium Sanctorum', eine Sammlung von Zusatzhomilien in Reimpaaren 88 880; ebenso das 'Testamentum Christi' 88 882 zugleich nach einer Harl. Hs. Verschiedene kleinere Stücke aus dem Vernon Ms. edierten Horstmann 84 1494, 85 1696, 88 880—82 etc. und Varnhagen 85 1697, dieser mit den Lesarten der Simeon-Hs., worauf ersterer die Gedichte als 'Minor Poems' zum Teil als Abdruck schon früher veröffentlichte, zum Teil aber auch ganz neu herausgab 92 892. Vom Traktat 'Spiritus Guidonis' veranstaltete G. Schleich eine kritische Ausgabe nebst Quellennachweis etc. 97 285, 98 88, 99 100. Eine fromme Erzählung in Versen 'The Eremyte and the Outlaw' edierte M. Kaluza 91 481; den Ursprung derselben wies G. L. Kittredge nach 94 814. Hierher gehören auch einige religiöse Stücke aus dem Auchinleck Ms., die Kölbing veröffentlichte 85 1692; vgl. dazu Zupitzas Konjekturen 91 405.

Zur religiösen Dichtung können wir auch das älteste vorhandene geistliche Spiel 'The Harrowing of Hell' rechnen. Eine neue kritische Ausgabe desselben verdanken wir H. Varnhagen 99 158, der die seines Vorgängers E. Mall einer sorgfältigen Revision unterzog. Über den Reim dieses Denkmals handelte, wie schon früher citiert, Ch. Crow 92 882.

Gehen wir nunmehr zur historischen Dichtung über, so ist von Robert von Gloucesters Reimchronik zunächst die treffliche Ausgabe von W. A. Wright zu erwähnen 87 869, 88 886, 89 89; vgl. dazu die Auseinandersetzung des Verfassers mit W. H. Cooke über die Herkunft Roberts 88 887. Den Quellen der Chronik forschten W. Ellmer 86 1659, 87 870 und K. Brossmann 87 871 nach, welche beiden Abhandlungen sich zum Teil ergänzen. Die Lautlehre untersuchte in gründlicher Weise F. Pabst 90 290, 91 445, das Hssverhältnis und den Stil H. Strohmeyer 91 446—47, 92 402, 93 447, der drei Verfasser der Chronik nachwies, von denen Robert der zweite war. Auszüge aus dem Werke finden sich in W. A. Huttons 'Simon de Montfort' 88 888. — Der erste Teil der Chronik Robert Mannyngs, den Hearne

übergangen hatte, wurde zweimal ediert: nach dem Lambeth Ms. allein von A. Zetsche 86 1560, der auch Quelle, Sprache und Metrik untersuchte 87 878; nach demselben und dem Temple Ms. von F. J. Furnivall 87 872, 89 91 mit Einleitung, Glossar und Reimindex. Ein Bruchstück einer dritten Hs. teilte E. Kölbing mit 92 404. Die Quellen der Chronik untersuchten O. Preussner 91 449, 93 449 und M. Thümmig 91 450, 93 450, deren Ergebnisse jedoch nicht durchweg sichere sind. Bemerkungen zur Biographie des Verfassers von J. W. Hales und G. F. Warner s. 87 874–875; zur Textkritik von Preussner 92 408 und H. Bradley 98 74. — Dass Robert Mannyng auch Verfasser des ‘Meditations on the Supper of Our Lord’ sei, suchte G. Hellmers 85 1690 nachzuweisen. — Über eine dem Thomas Castelford zugeschriebene, über 40 000 Verse umfassende Chronik berichtete M. L. Perrin 90 291, 91 448, der dieses bisher ungedruckte Werk für die EETS. herauszugeben gedenkt. — Von einer anderen kürzeren Reimchronik in Versen, die zum Teil schon von Ritson gedruckt ist, handelt R. Sternberg 92 408, 93 448 und untersucht das Verhältnis der ihm bekannten Hss. und die Quellenfrage. Von einer etwas späteren Prosachronik berichtet W. Bülbring 91 533. Hierher dürfen wir auch die halb historische, halb sagenhafte Romanze von Richard Löwenherz rechnen, von der Kölbing zwei ungedruckte Fragmente veröffentlichte 84 1499; textkritische Bemerkungen desselben s. 89 472 und 92 412. Nach den Quellen des Gedichts forschte F. Jentsch 91 458, 93 451; eine litterarhistorische Abhandlung G. H. Needlers über König Richard 90 294, 91 457 ist wenig bedeutend.

Für die Lyrik ist vor allem die im Cod. Harl. 2253 enthaltene Sammlung, die K. Böddeker nebst Grammatik und Glossar herausgab 79 674, 80 1118 (vgl. Varnhagen 80 1109), ihres Inhaltes wegen bedeutsam. Eine gründliche Untersuchung der Sprache und Metrik der darin enthaltenen Gedichte veranstaltete Schlüter 84 1504, der dann auch Schlüsse auf die Verfasserschaft derselben zog; zu einzelnen erschienen auch später noch Nachträge, so von Holthausen 93 458. Kölbing edierte aus dem Auchinleck Ms. ‘Lob der Frauen’ und ‘Penniworth of

eine nicht zum Vorteil veränderte Neuausgabe (s. 84 1507). Das Lied von der 'Magna charta' übertrug Th. Vatke nicht ungeschickt ins Deutsche 84 1506. Laurence Minots Lieder wurden zweimal ediert: von W. Scholle, nebst sprachlichen und metrischen Untersuchungen etc. 84 1505, 85 1706, an welcher Ausgabe die Kritik nur wenig auszusetzen hatte, und von J. Hall 87 876, 89 464, der in seiner Einleitung auch Neues zur Biographie des Dichters beibrachte und noch einige Stücke verwandten Inhalts hinzufügte. Eine neue Auflage des letzteren Buches s. 97 241; eine Abhandlung von M. Dangel 88 889. Ein allitterierendes Tendenzgedicht 'The Parlement of the Three Ages' nebst einem Anhang 'Winnere & Wastoure' wurde von I. Gollancz 98 78 ediert.

Zur didaktischen Poësie übergehend, nennen wir 'Vaters Lehren', von R. Fischer 89 460, 90 288, 91 426, 92 415 nach drei Texten herausgegeben. Hieran schliesst sich inhaltlich 'Gutweib und Tochter', ein Stück, das W. Skeat als Anhang zur Ausgabe von Barbours Bruce mitteilte 94 228.

Von den Sprichwörtern Hendings, die sich auch in Böddekers schon citierten Buche befinden, teilte Varnhagen zwei bis dahin ungedruckte Hss. mit 81 1065, wozu G. Schleich eine Kollation veröffentlichte 82 1072; kleine Bemerkungen dazu von Zupitza s. 80 1114, von Kittredge 86 1545. Ebenso führte Varnhagen unbekannte Hss. der Sprüche des heil. Bernhard an 79 673, 80 1109, Zupitza engl. und lat. Sprüche aus Hss. des 13.—15. Jh. (Angl. I; 89 455).

Mehr zur religiösen Lehrdichtung als zur erzählenden Poësie gehören 'Ipotis', über dessen Hss. H. Gruber Untersuchungen anstellte 87 886, 89 459 (vgl. auch 95 177), und Robert von Sizilien, von dem R. Nuck die erste kritische Ausgabe 87 884 veranstaltete; dazu Bemerkungen von Kölbing 89 472.

Mit der Besprechung der Romanzendichtung des 14. Jh. überschreiten wir zwar zum Teil die engeren Grenzen der Periodeneinteilung, hoffen jedoch eine grössere Übersichtlichkeit zu erreichen, zumal die Datierung verschiedener einschlägiger Gedichte noch eine unsichere ist, und manche Stücke, die nur in jüngerer Fassung erhalten sind, auf ein höheres Alter hindeuten.

Die Herausgabe der dem Sagenkreise Karls des Grossen angehörigen Romanzen verdanken wir zum grössten Teil Sidney J. Herrtage, dessen sonst fleissig bearbeiteten Einleitungen allerdings eine gründliche sprachliche und metrische Untersuchung vermissen lassen; s. 79 675, 80 1119, 81 1097, 1105—6, 83 1408. Zu der

ältesten engl. Dichtung dieser Gruppe 'Sir Otuell of Spayne' ist eine Abhandlung über die allgemeine Verbreitung der Otinelsage von H. Treutler 81 1070, 82 1064 zu vergleichen. Weitere Bemerkungen über das Gedicht von Kölbing s. 82 1065, von J. Gragger 96 208. Mit dieser Romanze verwandt ist 'Vernagu', über welches Verhältnis W. Wächter 86 1611 Untersuchungen angestellt hat, wobei er auch auf den Dialekt und die Textkritik eingeht; s. ferner die Bemerkungen von F. Holthausen 98 (15) 75. — Eine genauere Bestimmung des Dialekts des Ferumbras, als Herrtage sie gegeben, versuchte Broder Carstens 84 1508, 85 1704, doch nicht mit allseitig befriedigendem Ergebnis. C. Reichel verglich die engl. Fassung der Romanze mit der romanischen 92 419 (s. auch E. Hausknechts Vermutung 84 1508) und lieferte Beiträge zur Textkritik 93 459, wie vorher schon F. Holthausen 92 420. Über die Sprache und die Quellen des mit dem Ferumbras verwandten Sowdan of Babylon handelte E. Hausknecht 79 678, 80 1125, der dann eine sorgfältige Ausgabe des Gedichts für die EETS. 81 1099, 83 1898 folgen liess. Auch hierzu lieferte Holthausen Bemerkungen 92 464. Prolegomena zum 'Rolandsliede' schrieb G. Schleich 79 676, 80 1128, der daran noch weitere interessante Beiträge 81 1098 schloss. Das Verhältnis zum französischen Rolandsliede erörterte C. Wichmann 89 519. Zu der von Herrtage (s. o.) veranstalteten Ausgabe der 'Seege of Melayne' sind die Kollationen von Kölbing 82 1104 und Bülbring 89 479 zu berücksichtigen; ebenso B. Dannenbergs Untersuchung über Sprache und Metrik 90 804. Wenn wir die Besprechung der dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jh. angehörigen Karlromane besser auf später verschieben, wollen wir doch eine mit diesem Sagenkreise in Berührung stehende Romanze von der 'Florence of Rome' hier noch erwähnen. Dem Zusammenhang der verschiedenen Fassungen derselben spürte R. Wenzel 90 802, 92 428 nach; einen genauen Abdruck der Hs. veröffentlichte W. Vietor 93 462, woran A. Knobbe eine Untersuchung der Sprache, des Verses und der Heimat knüpfte 99 110.

Zur Arthursage liegt eine Anzahl von Abhandlungen über ihre Entwicklung und Verbreitung oder über die Gestalt

Dichtungen bietet dagegen R. Wülker 96 142. Bretonische Einflüsse auf die Sage verfolgte H. Zimmer 91 441; W. Wüllenweber 89 466 und H. Littledale 93 529 untersuchten das Verhältnis Tennysons zu seinen me. Vorlagen. Von der ältesten me. Dichtung dieses Kreises, Arthur und Merlin, veranstaltete E. Kölbing 90 292, 91 458, 92 410, 95 190 eine treffliche Ausgabe. Jüdische Quellen hierzu wollte M. Gaster 91 454 wahrscheinlich machen. Ein viel späterer Prosaroman von Merlin, den H. B. Wheatley ziemlich mangelhaft ediert hatte (besser Part. IV — 99 154 — mit Beiträgen von W. E. Mead, D. W. Nush und J. S. Glennie über die Merlinsage etc.), war zum Teil von Kölbing in genannter Ausgabe kritisch besprochen worden. Die Fortsetzung dieser Untersuchung lieferten G. Richter 94 279 und G. Stecher (Engl. Stud. 28, 1). Zur ältesten, von Furnivall citierten Arthurdichtung machte O. Sommer eine Verbesserung 90 308. Die hervorragendste Bearbeitung der 'Morte Arthur', die Huchown zugeschrieben wird, behandeln wir später im Zusammenhange mit den anderen schottischen Dichtern; ebenso die Prosaversion Malorys an der ihr angemessenen Stelle. Doch erwähnen wir gleich hier die strophische Fassung desselben Gegenstandes, deren Sprache und Metrik P. Seyferth 94 278 und 95 221 untersuchte und nachwies, dass der Verfasser dieser nicht, wie Sommer vermutete, der des Ipomedon (s. u.) sein könne. — Zur Quellenfrage des 'Avowing of Arthur' brachte G. L. Kittredge einen kleinen Beitrag 94 278. Von den 'Aunters of Arthur at the Tern-Wathelan' liess F. J. Amours 92 424 einen Neudruck erscheinen. Das Hssverhältnis, die Metrik und die Autorenfrage (nicht Huchown!) untersuchte sorgfältig H. Lübke 83 1890; auf eine von diesem noch nicht gekannte Hs. machte K. Bülbring aufmerksam 91 471. — Von 'Ywain and Gawain' veranstaltete G. Schleich eine kritische Ausgabe 87 865, 88 894, worauf der Verfasser noch eine Kollation 88 895 und eine Quellenuntersuchung folgen liess 89 478, 90 295, 91 460; vgl. dazu die Bemerkungen Holthausens 91 461 und Kölbings 97 242; die Vermutung J. L. Westons über eine fernere Quelle 98 79 ist dagegen mit Bedenken aufzunehmen.

Die schöne allitterierende Dichtung 'Sir Gawayne and the Green Knight', die zeitlich und litterarisch in die nächste Epoche gehört, mag wegen stofflicher Verwandtschaft gleichwohl hier ihre Stelle finden. Das Verhältnis zum sog. Perceval untersuchte Martha C. Thomas 83 1871, 84 1501, Abhandlungen über die Sprache verfassten Fr. Schwahn 85 1707 und Fr. Knigge 85 1708,

86 1574. Über die allitterierenden Sprachformeln in diesen und in verwandten Gedichten schrieb J. Fuhrmann 86 1573, 88 297, B. Kuhnke über die allitt. Langzeile im Sir Gawayn 99 109. Zur Erklärung und Textkritik lieferten W. Skeat 92 417, T. G. Foster 97 245 und A. Napier 97 246 Beiträge. Eine populäre Darstellung des Gedichtes und seiner Bedeutung versuchte Jessie Weston 98 80, 99 108. — Die Frage, welche Gedichte sonst dem Verfasser des Gawain zuzuschreiben seien, behandelte M. Trautmann in seiner Habilitationsschrift (1876; vgl. auch 82 1070); dann wieder Knigge (s. o.), der wie Trautmann auch die Legende vom heil. Erkenwald dahinrechnen möchte; H. Bradley vermutete sogar 88 398, dass ihm auch die 'Wars of Alexander' (s. u.) zukommen. Von den demselben Dichter sicher angehörigen Stücken hat jedoch nur die 'Perle' eingehendere Behandlung erfahren; eine Lautuntersuchung veranstaltete W. Fick 85 1709, 86 1572, eine über das Metrum C. S. Northup 97 244; eine hübsche Ausgabe mit moderner Übersetzung verdanken wir I. Gollancz 91 429, dessen Vermutung, Chaucers Freund Strode sei der Autor, jedoch Bedenken erregt. Bemerkungen zur Erklärung und Textkritik erschienen von H. Bradley, I. Gollancz 90 285 und von F. Holthausen 93 456. — 'The Marriage of Sir Gawain' führen auf irischen Ursprung Wh. Stokes und A. Nutt zurück 92 466–467.

Mit dem Gawain steht inhaltlich in Verbindung 'Libeaus Desconus', zu welcher Romanze Kölbing (Engl. Stud. I, 121 ff.) einen Beitrag bezüglich der Überlieferung und Sprache brachte. Eine kritische Ausgabe verdanken wir M. Kaluza 90 297, 91 462, 92 418, 93 458, 95 191, der dem Verfasser des Gedichts auch den Octavian zuschrieb, wie G. Sarrazin in seiner Octavianausgabe (s. u.), welcher ebenfalls (vgl. 95 192) es wahrscheinlich zu machen suchte, dass auch der 'Launval' (s. u.) von demselben Autor, Thomas Chestre, herstamme, worin er manche Zustimmung fand (s. K. Münster 86 1567). Einen Vergleich mit der frz., ital. und mhd. Bearbeitung (s. auch R. Bethges Untersuchung zu Wirnt v. Gravenberg 83 1870) stellte M. Mennung 90 298, 91 463 an, welchen Gegenstand dann nochmals eingehender W. H. Schofield 95 198 behandelte, der auch die späteren Dichtungen, die dasselbe Motiv haben, verfolgte.

Über die Gralsage im allgemeinen, insbesondere über den me. Perceval handeln A. Nutt in seinen 'Studies' 88 296. 89 475.

s. 90 (10) 75, 76–77, 91 (16) 472. Über Sprache, Metrik und syntaktische Erscheinungen im Perceval stellte J. Ellinger Untersuchungen an 89 476, 93 464, 94 222; eine Hsskollation von G. Schleich s. 88 397, der darauf eine solche zu 'Sir Degrevant' folgen lässt. Die Romanze vom 'Chevelere Assigne' (Schwanenritter), welche ebenfalls in diesen Sagenkreis gehört, behandelte A. Krüger 86 1597, der eine lat. Quelle nachzuweisen und den Dialekt des Gedichtes zu bestimmen suchte; s. auch 98 125.

Von den verschiedenen me. Bearbeitungen der Alexandersage ist die gereimte die älteste, zu der in neuerer Zeit jedoch nur kleinere Beiträge von K. Bülbring (ein Bruchstück 89 469; vgl. 91 452) und E. Kölbing (textkrit. u. a. Bemerkungen: 89 472, 92 409) zu vergleichen sind. Von den Bruchstücken der älteren allitterierenden Version wies M. Trautmann in der schon citierten Habilitationsschrift nach, dass sie Teile einer grösseren Dichtung seien. Vom zweiten dieser veranstaltete W. Skeat eine Neuausgabe mit Einleitung und Anmerkungen (EETS., 1878). Vom jüngeren allitterierenden Gedicht, 'The Wars of Alexander' betitelt, veröffentlichte Skeat ebenfalls eine neue Ausgabe 87 881, nachdem J. H. Hessels 80 1122 eine bis dahin nicht benutzte Dubliner Hs. desselben eingehender besprochen hatte. Die wenig überzeugende Vermutung H. Bradleys, dass der Dichter dieser 'Wars' mit dem des Gawain identisch sei, ist schon erwähnt worden. Eine anerkennend beurteilte Untersuchung über die Hss., Sprache, Metrik und Quelle des Gedichts veranstaltete J. B. Hennemann 89 480, 90 388. Über das schott. Alexandergedicht s. u.

Von den verschiedenen Fassungen der beliebten Trojasage (vgl. dazu Heegers, oben bei Laȝamon citierte und W. Greifs Abhdlg. 87 (10) 89) gehören zwei in den vorliegenden Abschnitt: die südliche, reimende oder 'Seege of Troye' genannt, die spätere, nördliche allitterierende oder 'Destruction of Troy'. Über die Quelle und Sprache der ersteren handelte A. Zietsch 84 1587, 85 1788, der auch zwei Hss. derselben abdruckte 84 1588; das Harl. Ms. allein edierte C. H. Wager 99 145; E. Granz zeigte dann 88 428, 92 422, dass der 'Seege' dieselbe franz. Quelle vorgelegen habe wie Konrad von Würzburg. Auch W. Fick 93 460 verfasste eine Abhandlung über diese Version. Die Sprache und Quelle der 'Destruction' untersuchten W. Bock 83 1889 und H. Brandes 85 1789, der unter anderem die Dichtung Huchown zuschreiben möchte. — Über die von Lydgate, Barbour und Caxton bebearbeitete Trojasage s. u.

Das Hssverhältnis und die Quellenfrage der allitt. Version der 'Seege of Jerusalem' erörterte F. Kopka 87 882; auf eine diesem unbekannte Hs. machte Bülbring aufmerksam 91 469. Die Veröffentlichung eines Textes unternahm G. Steffler 91 468, 92 421, freilich mit wenig zuverlässigem Ergebnis.

Wenden wir uns nun zu den Romanzen, die keinem der grossen Sagenkreise angehören. Das Verhältnis des me. 'William of Palerne' zu seiner franz. Quelle untersuchte M. Kaluza 81 1071 und fügte seiner Abhandlung einige textkritische Bemerkungen hinzu; vgl. dazu auch die Stratmanns 87 1061. Sprache und Dialekt behandelte A. Schüddekopf 86 1571, 87 877, die Syntax des einfachen Satzes E. Pitschel 90 296. Das Fragment einer Prosaversion teilte E. W. Nicholson 93 589 mit. Die beiden von einander unabhängigen Versionen des 'Octavian of Rome' gab G. Sarrazin heraus 85 1705, 86 1566, 87 411, eine Arbeit, die bis auf die Lösung der Autorenfrage (der Dichter der ersten Version wird mit dem des Libeaus Desconnus identificiert; vgl. Kaluza 93 457) meist Anerkennung fand. Die Quelle und Hss. der zweiten (nördlichen) Bearbeitung wurden von R. Eule 89 478 genauer, mit zum Teil von Sarrazin abweichendem Resultat untersucht. Eine verkützte Textausgabe von J. Connybeare und E. M. Goldsmid ist 82 1068 erwähnt.

Den 'Launfal' des Thomas Chestre nebst dem frz. Texte der Marie de France (der allerdings nicht die direkte Quelle des ersteren sein kann) edierte L. Erling 85 1749; eine Untersuchung des Stils, der Metrik und des Dialekts des ersteren veranstaltete K. Münster 86 1567, der in der Autorenfrage die Ansicht Sarrazins (s. o.) vertrat. A. Kolls bemühte sich dann, die Quellen dieser (strophischen) wie auch der gereimten Version, die beide auf dasselbe Original zurückgehen, darzulegen 86 1568, 88 429, übersah aber die Existenz einer ferneren Hs., die darauf G. L. Kittredge nebst Erörterungen und dem Nachweis einer späteren schott. Fassung veröffentlichte 89 518; dazu eine Berichtigung und Kollation Zupitzas 91 525, 92 465. Auch W. H. Schofields 'Lay of Guingamor' 97 240 ist zu diesem Stoffe zu vergleichen. — Eine kritische Ausgabe der drei Versionen des Ipo-

erörtert 86 1599; textkritische Bemerkungen namentlich zur Version A. (in Schweifreimstrophe), deren Überlieferung am mangelhaftesten ist, lieferten Zupitza 90 299, E. Koeppel 91 464, M. Kaluza (89 471) Kittredge 91 465; syntaktische Beobachtungen L. Kellner 93 461. Die Abhandlung P. Seyferths 94 272, die darlegte, dass der Verf. dieses Gedichtes nicht auch der der 'Morte Arthur' sein könne, ist schon erwähnt worden.

Der umfassenden und gründlichen Ausgabe des 'Sir Gowther' von K. Breul 85 1745, 86 1598, 88 480 ging eine Dissertation desselben Verf. voran, die im wesentlichen nur einen Text und Lesarten enthält 83 1892, 84 1586. Vom Athelston veröffentlichte Zupitza einen genauen Textabdruck nebst ausführlichem Kommentar und sprachlichen Untersuchungen 89 515, 91 467 (wozu Engl. Stud. XIII, 331 zu ergänzen ist). Zum Sir Isumbras (vgl. auch O. Octavian) ist nur die Mitteilung bezw. Kollation einiger Fragmente von Kölbing 79 677 und Zupitza 92 425, 93 468 zu erwähnen [1]. Von dem dieser Dichtung inhaltlich nahestehenden Eglamour teilte J. Hall einige Bruchstücke aus einem Drucke des 16. Jh. mit 95 194; Untersuchungen über das Gedicht veröffentlichte A. Zielke 89 474, 90 801, worin auch die nahe Verwandtschaft des 'Eglamour' mit 'Sir Torrent of Portugal' berührt wird. Er leugnet, wie E. Adam in seiner Ausgabe der letzteren Romanze 88 488, 89 521, 90 882 (vgl. desselben Abhandlung über Dialekt und Quelle des Torrent, 87 412), die Richtigkeit von Halliwells Vermutung, dass 'Torrent' aus 'Eglamour' entlehnt sei, für welches Verhältnis dann G. Schleich wieder eintritt 94 224. Textkritische Bemerkungen zu 'Sir Torrent' von Zupitza s. 91 527 und Holthausen 95 222, eine Kollation von E. Kölbing 84 1500. Zu 'Emare' ist nur eine Kollation von Kölbing 91 466 zu verzeichnen. Die inhaltlich einige Ähnlichkeiten bietende Erzählung von der Florence von Rom ist schon vorher erwähnt. Fragmente einer me. Fassung des Apollonius von Tyrus (vgl. S. 341) teilte A. H. Smyth mit 98 86 a. Über die Geschichte der im 'Sir Amadas' enthaltenen Sage stellte M. Hippe eingehende Untersuchungen an 88 427 (s. auch 91 470), womit die Abhandlung von H. Dutz 94 161 'Dank der Toten' zu vergleichen ist.

C. III. Periode: ca. 1350—1400.

Die Besprechung der Blütezeit der me. Litteratur, wie wir füglich die zweite Hälfte des 14. Jh. nennen können, beginnen wir mit Peter Langlands 'Vision of Piers the Plowman'. Die für die Clarendon Press hergestellte verkürzte Ausgabe W. Skeat's erschien zum ersten Male 1877 (3 d Ed. 82 1075), der IV., Noten und Glossar enthaltende Teil seiner vollständigen Ausgabe für die EETS. in demselben Jahre (vgl. 80 1181) und 1884 (s. 85 1710); worauf er abermals die Dichtung, jetzt nach den drei Redaktionen in Paralleltexten, nebst 'Richard the Redeles' für die Clarendon Press edierte 86 1576, 87 878. Auch eine neue Auflage der Ausgabe Th. Wright's wurde veranstaltet 97 248; einen Teil des B.-Textes veröffentlichte J. F. Davis 96 204. Dass trotz der gründlichen Erläuterungen Skeat's noch manches zu untersuchen blieb, war bei der Schwierigkeit des Autors nicht anders zu erwarten. Zum Texte selbst lieferten Beiträge E. Kölbing 81 1072 und E. Teichmann 92 418; das Hss.-verhältnis, den Dialekt, die Entstehungszeit und die Persönlichkeit des Dichters behandelte eingehend R. Kron 86 1577. Über letzteren Gegenstand sind ebenfalls die Aufsätze von E. M. Hopkins 94 226, 95 178, 98 82, worin auch die Weltanschauung und poëtische Ausdruckweise Langlands dargestellt wird, und A. E. Jacks Vortrag 99 (14) 5 zu vergleichen. Über die Verbalflexion dieses Denkmals schrieb E. Teichmann 87 879, über die Syntax des Verbs W. Wandschneider 87 880. Eine Inhaltsübersicht gab E. D. Hanscom 94 227; E. Günther entwarf ein kulturgeschichtliches Bild Englands auf Grund dieser Dichtung 89 198; J. Jusserand betrachtete in gedankenreicher Weise den Mysticismus Langlands 93 454 (engl. Übersetzung 94 225); Kate Warren suchte durch eine Übertragung in moderner Prosa das Verständnis des Piers Plowman zu fördern 95 181 (2. Aufl. 99 102). Kleinere Bemerkungen s. 95 180 (Bellezza) und 98 83, 84 (Brandl, H. W. Shute).

Da von den volkstümlichen und anonymen Autoren dieser Periode, insbesondere vom sog. Gawaindichter, bereits die Rede gewesen ist, gehen wir sogleich zu den bedeutendsten Prosaschriftstellern über. — John Wiclifs, des grossen Reformators, Hauptbedeutung ist nun wohl mehr auf dem Gebiete der Theologie als auf dem der Litteratur zu suchen. Dennoch werden auch wir seine Stellung in der Kirche wie seine geistlichen Schriften in lat. Sprache nicht unberücksichtigt lassen dürfen, um ein

kationen, von denen namentlich das Jubiläumsjahr 1884 eine grosse Zahl hervorrief, nicht näher zu beschäftigen brauchen. Neuere Werke und Abhandlungen, die nur das Leben und Wirken Wiclifs vor Augen führen, sind die von W. Chapman 83 1886, F. D. Matthew 84 1528, W. Vattier 87 (20) 168, L. Sergeant 93 441, 94 217 usw.; namentlich empfohlen wird R. Buddensiegs engl. und dtsch. Schrift 84 1527, 85 1728, 86 1871. Kleinere Notizen über den Geburtsort, Schreibung des Namens usw. s. 84 1581–1582 (Matthew, R. S. Poole), 92 897 (Sergeant u. a.). Wiclifs Stellung in der Geschichte untersuchte M. Burrows 82 1078, 85 1720, sein Verhältnis zu seinen Vorläufern G. Lechler (engl. Übers. 85 1718; vgl. 86 1870), zu Hus J. Loserth 84 1525–1526; vgl. 92 899; den Zustand Englands zu seiner Zeit G. M. Trevelyan 99 27 u. 104. Von Ausgaben seiner englischen Werke nennen wir den Wiederabdruck des von Forshall und Madden edierten 'New Testament' 80 1149; die der bis dahin ungedruckten Schriften, von F. D. Matthew besorgt 81 1098, von denen einige ihm allerdings mit Unrecht zugeschrieben sein mögen; ferner den Abdruck seines Neuen Testaments in 'Hexapla' neben anderen wichtigen engl. Bibelübersetzungen in parallelen Spalten 81 1095; die 'Select English Works' von Th. Arnold 91 487. Ausgaben von Wiclifs lat. Traktaten und Predigten veranstalteten, hauptsächlich als Veröffentlichungen der 'Wiclif Society' (vgl. 82 1079), R. Buddensieg 80 1148, 81 1094, 82 1077, 84 1529–1530, J. Loserth 85 1716, 86 1872–1873, 88 883, 90 1289, 91 485, R. S. Poole 90 288 u. a.; s. 87 (20) 158–168, 91 484 u. 486 usw. Mitteilungen über einzelne Hss. machten T. W. Jackson 85 1727 und J. Loserth 89 463 (vgl. ib. (20) 97–99). Philologisch interessanter sind jedoch die sprachlichen Untersuchungen von H. Fischer 80 1088, E. Gassner 91 488, der die Entwicklung der engl. Schriftsprache auf Grund der Bibelübersetzungen Wiclifs und Purveys darzustellen unternahm; von F. Grimm 92 898, der den Gebrauch der Präpositionen bei diesen Autoren behandelte, und W. Skeat 96 194, 97 252, der den Dialekt der Bibelübersetzung erörterte.

Von der Reisebeschreibung, die unter den Namen des Sir John Maundeville geht, sind einige neue Ausgaben zu nennen: ein modernisierter Abdruck 86 1578, eine unbedeutende Edition von J. Ashton 87 417, 88 890 und eine von G. F. Warner 91 584, 92 483, der eine von den früher publicierten abweichende Version (Egerton MS.) zu Grunde legte und einen frz. Text und Anmerkungen hinzufügte. An einer wirklich kritischen Ausgabe fehlt es also noch. Die Verhältnisse der verschiedenen Be-

arbeitungen (ital., lat., frz. u. engl.) zu einander untersuchte J. Vogels 83 1887, 86 1579, 91 535, nach welchem die eine, kürzere Version auf ein lat. Original, die längere auf ein französisches zurückgeht. Hiermit hängt die Frage nach der Persönlichkeit Maundevilles zusammen, in Bezug auf welche schon früher Zweifel laut geworden waren (s. Mätzner Spr.-Pr. I, 2). Nach den neueren Forschungen (s. 'Mandeville' in der Encyclop. Britt. 83 1098, E. B. Nicholsons Artikel 83 1887, 84 1523, die Aufsätze von Bovenschen 88 891 und von H. Cordier 92 488) scheint es in der That, dass das Original frz. (vgl. auch P. Toynbee 92 482) und grösstenteils aus verschiedenen Quellen kompiliert war, dessen Verf. ein Lütticher Arzt, Johann von Burgund, gewesen sein soll. Die Vermutungen Monteguts 93 524 über den Autor und sein Werk mögen geistvoll sein, doch fehlt ihnen die wissenschaftliche Begründung. — Von John Trevisas Übersetzung des Polychronicon Ranulph Higdens hat J. R. Lumby seine bändereiche Ausgabe, zugleich mit der des lat. Originals beendet, s. 87 72. Sonst sind über diesen Autor nur wenige Notizen anzuführen: ein paar textkritische Bemerkungen von F. H. Stratmann 82 1055 und der Nachweis Nicholsons, dass Batmanns Buch über Barthelmew auf Trevisa beruhe 84 1524. — Über die Sprache der von L. Toulmin Smith herausgegebenen 'English Gilds' (EETS. 1870) schrieb E. Schultz eine für die Kunde des Norfolker Dialekts wichtige Abhandlung 91 476.

Zur höfischen Dichtkunst übergehend, hätten wir einige wichtige Veröffentlichungen über die Werke John Gowers zu erwähnen. Von seinen französischen Schriften edierte E. Stengel die Balladen 86 1580, 87 892, woran E. Koeppel 94 287 die Untersuchung knüpfte, wie weit Chaucer von denselben beeinflusst worden sei. Dann machte G. C. Macaulay 95 213 die bedeutsame Entdeckung, dass das 'Speculum meditantis', welches man bisher für verloren gehalten hatte, und zwar in einer Hs. unter dem Titel 'Mirour de l'Omme' erhalten sei. Eine Ausgabe dieses Werkes veranstaltete derselbe nebst den anderen frz. Dichtungen Gowers im I. Bd. seiner vollständigen Gowerausgabe 99 128 [1]. Von den lat. Schriften des Dichters sind keine

other Pieces' 96 288 (s. u.), wiedergegeben; zu vergleichen ist auch M. Försters Mitteilung 99 137. Von dem Hauptwerke des Dichters, der 'Confessio Amantis', ist zwar eine Neuausgabe unter dem Titel 'Tales of the Seven Deadly Sins' von H. Morley 89 508 erschienen, ist jedoch mehr für populäre Zwecke bestimmt und bedeutet daher keinen Fortschritt gegenüber der Paulis. Ebensowenig befriedigen die versuchten Textbesserungen der 'Readings in Gower' von M. W. Easton 95 214, 96 240. Dagegen sind einige Einzelschriften und kürzere Artikel anzuführen, die zur weiteren Förderung des Verständnisses dieser Dichtung dienen. Die Schwierigkeiten, welche die verschiedenen Fassungen des Prologs und des Epilogs bezüglich der Datierung bieten, suchten J. W. Hales 82 1080 und K. Meyer 89 502, 90 321 zu lösen, welch letzterer damit eine Erörterung des Verhältnisses Gowers zu Chaucer und König Richard II. verband. Die Beziehungen der 'Confessio' zu Chaucers 'Legend of Good Women' behandelte M. Bech 82 1090. Mit der Sprache dieses Werkes in Bezug auf die Entwicklung der engl. Schriftsprache beschäftigte sich K. Fahrenberg 92 448, mit der Allitteration P. Höfer 91 507; einen Beitrag zur Lexikographie dieses Denkmals lieferte G. Tiete 89 504. Kleinere Bemerkungen zur Grammatik und Metrik trugen bei E. B. Nicholson 81 1074, W. Skeat 92 449, A. L. Mayhew 93 494 u. a.; die Entdeckung eines (unvollständigen) Caxtonschen Druckes dieser Dichtung meldete J. H. Round 85 1751. Von einzelnen Stücken veröffentlichte E. Flügel die Sage von Pyramus und Thisbe (Angl. XII), womit die Untersuchung G. Harts 92 316 über die Verbreitung dieses Motivs in der englischen und anderen Litteraturen zu vergleichen ist. Über die auch von Gower bearbeitete Geschichte von Appius und Virginia ist die Abhandlung von O. Rumbauer 90 318, 92 447 einzusehen. Die beste Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Gowerforschung bietet ein Vortrag von H. Spies, 99 129, der umgearbeitet in den Engl. Stud. 28 (2) vorliegt, und der eine dankenswerte Aufzählung sämtlicher Hss. der 'Confessio' nebst Bemerkungen über die bei der Herstellung einer kritischen Ausgabe (die bisher erschienenen Teile von Macaulays Edition können als solche im strengen Sinne nicht gelten) zu befolgenden Grundsätze enthält.

K. Horstmann (Angl. I) und F. J. Amours einen Abdruck, letzterer für die Scott. Text Soc. nebst Anmerkungen und Glossar, veranstalteten 92 395, 97 248. Eine kritische Ausgabe veröffent lichte H. Köster 95 183, 96 195; über die Hss., den Dialekt, die Metrik, den Autor usw. handelten G. Brade 92 396, 95 182 und T. G. Harrison 93 439. Bemerkungen über weitere Bearbeitungen des Gegenstandes machte F. Holthausen 97 248. Vermutlich ist Huchown auch der Verf. einer Bearbeitung der 'Morte Arthur', über deren Quellen (Gottfr. v. Monmouth, Laȝamon usw.) B. Branscheid 86 1575 eine Untersuchung vornahm (vgl. oben S. 395), und für deren Echtheit er und T. P. Harrison (s. o.) eintraten. H. Brandes möchte ihm sogar auch eine Version der Trojadichtung zuweisen 85 1739; vgl. 00 138–141.

Von den verschiedenen John Barbour zugeschriebenen Werken gehört ihm mit Sicherheit nur der 'Bruce' zu, den zuletzt W. Skeat herausgegeben hat. In der für die EETS. veranstalteten Ausgabe fallen noch Parts III (1877) und IV (Einleitung, Inhaltsübersicht usw., 89 481) in die uns beschäftigende Zeit; ausserdem edierte derselbe den Bruce noch für die Scott. Text Soc., s. 94 229, 96 205. Erläuterungsschriften hierzu sind: E. Regels 'Inquiry into the Phonetic Peculiarities of B.'s Bruce' (1877); die Untersuchungen H. Henschels über die Flexion in diesem Denkmal 86 1424, womit die einen grösseren Kreis von Autoren umfassenden Arbeiten O. Hahns 87 289, 88 249, 89 581, 93 276 zu vergleichen sind; die von M. Kolkwitz über das Satzgefüge im Bruce und in Henrys Wallace 93 465. Von den Charakteren der besprochenen Dichtung suchte J. Baudisch 87 391, 88 399 ein anschauliches Bild zu entwerfen. Ausser dieser historischen Dichtung schrieb K. Horstmann Barbour auch noch eine Sammlung altschottischer Legenden und der Fragmente eines Trojanerkrieges in der von ihm besorgten Ausgabe beider zu 81 1078, 82 1076, 83 1388, 84 1510, von denen die ersteren später nochmals vor W. M. Metcalfe mit Anmerkungen und Glossar für die Scott. Text Soc. ediert wurden, s. 90 328, 91 516, 92 463, 96 206, 97 301 (vgl. auch desselben Neuausgabe von Pinkertons Scotch Saints 91 517). Nachdem schon verschiedene Recensenten von Horstmanns Ausgabe ihren Zweifel darüber geäussert, ob der Verfasser des Bruce mit dem der

trat dagegen für J. Barbours Autorschaft der Legenden ein 97 302 f.; s. auch 98 (15) 85 und 00 142–148.

Hierher rechnen wir wohl am besten den Verf. der auf dem Grenzgebiet zwischen England und Schottland und um die Scheide des 14. und 15. Jh. entstandenen Visionsromanze, welche dem Thomas von Erceldoune zugeschrieben wird, die A. Brandl 81 1096, 82 1103, 83 1891 mit sorgfältigen historischen, sprachlichen und metrischen Untersuchungen herausgab. Fernere Bemerkungen von F. Holthausen s. 91 475.

Zum nächsten Abschnitt, den wir allein Chaucer widmen, leiten zwei auch schriftstellerisch thätige Zeitgenossen über, mit denen der Dichter in persönlichen Beziehungen stand und deren überlieferte Schriften noch ins 14. Jh. gehören. Der eine ist Thomas Usk, der 1388 hingerichtet wurde, und der vermöge der geschickten Deutung eines Acrostichons durch H. Bradley 97 308–309 (vgl. Skeats Versuch 93 256) nunmehr als Verfasser des 'Testament of Love', das bis auf Hertzberg als ein Werk Chaucers galt, feststeht. Eine neue Ausgabe dieses Prosatraktats findet sich in Skeats 'Chaucerian Pieces' 96 288. Der andere ist Henry Scogan, an den der Dichter bekanntlich eine seiner Episteln richtete, dessen 'Moral Ballad' ebenfalls bei Skeat, l. c., abgedruckt ist. Dem Versuch A. Brandls (Pauls Grdr., II[1], 684), ihn auch als Verfasser des 'Court of Love' (vgl. Skeat 91 508 und 96 288) darzustellen, trat G. L. Kittredge 92 450 entgegen, der auch biographische Nachrichten über Skogan hinzufügte.

D. Chaucer.

Während des hier in Betracht kommenden Zeitabschnittes sind wesentliche Fortschritte in der kritischen Herausgabe der Werke des Dichters wie auch in der Untersuchung seiner Lebensverhältnisse, seiner Sprache und Verskunst gemacht worden. Den Engländern, namentlich dem rührigen Leiter der Chaucer-Society, F. J. Furnivall, und W. W. Skeat, verdanken wir die Veröffentlichung wertvollen Materials an Texten und Erläuterungen, den Deutschen dagegen, vor allen ten Brink, später auch Zupitza, mehr die wissenschaftliche Verarbeitung dieses Materials. Demnächst beteiligten sich auch Amerikaner mehr oder weniger erfolgreich an diesen Arbeiten, während Vertreter anderer Nationen sich nur vereinzelt hierum bemühen. Doch beginnt diese Periode der neueren Forschungen nicht erst mit dem von uns als Aus-

Chaucer-Society, in Deutschland mit der trefflichen Biographie und Übersetzang Hertzbergs und den kritischen Untersuchungen ten Brinks über die Chronologie und Echtheit der einzelnen Dichtungen (1870).

Von den Publikationen der ersteren war bis dahin in der I. Serie der grösste Teil des Six-Text Print der Canterbury Tales erschienen und mit dem Abdruck der vorhandenen MSS. der Minor Poems begonnen worden. In der II. Serie war Alexander J. Ellis 'Early English Pronunciation' (vgl. S. 109 u. 130) nahezu vollendet, wie die grundlegenden Vorreden Furnivalls, mehrere Essays verschiedener Autoren und die 'Originals and Analogues, &c.' zu einigen der C. T. bereits fertig vorlagen.

Die wichtigsten der in den Jahren 1876—1884 veröffentlichten Texte, Abhandlungen, Erläuterungsschriften usw. der Chaucer-Society wurden eingehend von J. Koch besprochen (s. 79 695, 80 1134, 81 1075, 82 1081, 1089, 84 1511, 85 1798), der bei aller Anerkennung für den Wert dieser Publikationen im allgemeinen doch die Unbedeutendheit mancher Beiträge und die öfters sich bemerkbar machende zu grosse Breite in den Reproduktionen darlegt, namentlich aber darauf hinausgeht, die Hssverhältnisse der Minor Poems und zum Teil auch des Troilus zu untersuchen. Von den späteren Veröffentlichungen dieser Gesellschaft — s. 85 1729, 86 1581—1583, 87 303—306, 88 402—404, 89 482—483, 90 305—308, 94 239—240, 251, 95 208, 98 (14) 90—92, 101 — sind besonders die 'Specimens of all the Accessible Unprinted Manuscripts of the C. T.', die die Pardoner's Tale mit ihren Einleitungen enthalten, hervorzuheben, da J. Zupitza (Parts I—III; vgl. 91 496) hierin zum ersten Male das Verhältnis sämtlicher Hss. der C. T. in einem an Abweichungen reichen Abschnitt der Dichtung gründlich erörtert, welche Untersuchungen nach dem Tode dieses Gelehrten von J. Koch (Parts IV u. V) fortgesetzt worden sind. Andere Arbeiten von Bedeutung in dieser Sammlung werden noch bei der Besprechung der einzelnen Schriften Erwähnung finden.

Auf Grund dieses umfangreichen Materials hätte man er-

grossen Fortschritt gegenüber ihren Vorgängerinnen, doch mehr wegen der erläuternden Beigaben als wegen des Textes, der durch ein mehr eklektisches als wissenschaftliches Verfahren hergestellt ist. Der von demselben Verfasser im Jahre 1895 herausgegebene 'Student's Chaucer' 95 198 enthält nur den Text und ein kurzes Glossar. Ebensowenig befriedigt die von Pollard, Heath, Liddell und McCormick veranstaltete Globe-Edition 97 258, 98 98, 99 111, wenn sie auch in Bezug auf Reichhaltigkeit und Billigkeit den Vorzug vor der letzteren verdient (s. besonders Kochs „Kritische Bemerkungen“ usw., Engl. Stud. XXVII, 1), da auch hier in den meisten Texten eine strenge kritische Methode zu vermissen ist. In noch höherem Masse trifft dieser Vorwurf die bereits 1879 veröffentlichte Ausgabe der 'Poetical Works' von A. Gilman 80 1146, und auch die von F. S. Ellis besorgte, künstlerisch ausgestattete 96 208 beansprucht keinen philologischen Wert, da darin nur die von jedem einzelnen Gedicht für die beste gehaltene Hs. einfach abgedruckt wird. Hiermit im Zusammenhange mag auch A. von Dürings Übersetzung aller unzweifelhaft echten Dichtungen Chaucers erwähnt werden, die, auf 5 Bände berechnet, jedoch nur bis zum III. gelangt ist 84 1519, 85 1785, 86 1598, 88 407, d. h. nur das Haus der Fama, die Legende von guten Weibern, das Parlament der Vögel (I) und die Cant.-Geschichten (II—III) umfasst. Die Übertragung ist meist geschickt, und die beigefügten Abhandlungen und Anmerkungen zeugen vom wissenschaftlichen Geiste des Verfassers, wenn sie auch wenig Neues bringen.

Was das Leben und Wirken des Dichters angeht, so giebt uns A. W. Ward in seiner 1879 erschienenen, 1895 neu aufgelegten Monographie 80 1147, 81 1086, 96 209 ein anschauliches Bild von den Zeitverhältnissen, dem Lebensgang und den Schriften des Dichters. Von grösserer Bedeutung ist das IV. Buch in ten Brinks Litteraturgeschichte (s. 34 ff.; vgl. 89 388, 90 348, 91 340), das manches Eigenartige bringt, dem man jedoch kaum in allen Fällen zustimmen wird. Mehr populär gehalten ist der lesenswerte Aufsatz J. Schippers in der Österreichischen Rundschau 83 1378. T. R. Lounsburys 'Studies in Chaucer' 91 477, 92 426 wird Reichhaltigkeit des Inhalts nachgerühmt, doch Weitschweifigkeit der Darstellung vorgeworfen. Ferner ist O. Jespersens

Zu den bis dahin bekannten Nachrichten über das Leben des Dichters bringen neuaufgefundene Dokumente manche willkommene Ergänzung. Zumeist sind diese in den Life-Records der Ch.-Soc. (II. Ser. 12, 14, 21; vgl. 87 896) von W. D. Selby, F. J. Furnivall und E. A. Bond veröffentlicht und betreffen die Stellung des jungen Chaucer als Page und Valet, teils seine spätere amtliche Thätigkeit und sonstige Vorfälle aus seinem Leben, teils auch seine Eltern und Verwandten. Doch auch an anderen Orten, so im Athenæum und der Academy, finden sich derartige Notizen und Erörterungen (s. 81 1076–1079, 82 1097–1098, 86 1590, 87 898–899, 88 408–410, 89 484, 92 427, 96 810, 97 256–258 etc.); hier sucht W. Rye, doch mit wenig überzeugenden Gründen, die Stadt Lynn in Norfolk als Heimat Chaucers nachzuweisen; dort beschäftigt sich J. W. Hales mit der Frage, ob Thomas Chaucer ein Sohn des Dichters sei, R. R. Sharpe mit dem 'raptus' der Cecilia Chaumpaigne usw. Eine Übersicht über die bis dahin bekannten, den Dichter betreffenden biographischen Notizen, doch ohne Berücksichtigung der neueren deutschen Forschung, giebt A. W. Pollard 93 466. — Bezüglich des Aufenthalts Chaucers in Italien erhalten wir eine neue Nachricht durch F. J. Mather 96 211, wonach die erste Reise von nur kurzer Dauer war. Doch setzt Pollard die 'ital. Periode' gewiss zu spät an 92 480, wenn er sie von der zweiten Reise an datieren will; vgl. auch A. Spont 93 470. Über die Beziehungen Chaucers zu den einzelnen ital. Dichtern s. die folg. Abschnitte. — Eine lebhafte Kontroverse rief der Versuch hervor, den Namen Chaucer von *chaufecire* abzuleiten 99 118, woran sich u. a. W. Skeat, Rye und Sharpe beteiligen. Vermischte Daten, das Leben des Dichters betreffend, behandelt dann E. Flügel in der Anglia 98 95.

Eine willkommene Zusammenfassung und teilweise Vermehrung der bisher bekannten Dokumente über den Dichter und seine Familie veröffentlichte R. E. G. Kirk im IV. Teile der 'Life Records' (Ch. S., II. Ser., 32). Nicht ohne Interesse ist auch M. H. Spielmanns Abhandlung über die noch erhaltenen Portraits Chaucers nebst Abbildungen, die zunächst als Vortrag zur 500jährigen Feier seines Todestags, dann in den Publikationen der Ch. S. (II S., 31) erschienen ist; vgl. 00 145–147.

der einzelnen Dichtungen wird jedoch am besten bei der Besprechung dieser eingegangen.

Mit der Echtheit der Chaucer zugeschriebenen Dichtungen in ihrer Gesamtheit beschäftigt sich W. W. Skeat in seinem 1900 (Oxford) erschienenen 'Chaucer Canon', ohne für die deutschen Anglisten, die mit den Forschungen ten Brinks vertraut sind, etwas wesentlich Neues zu bringen, während für viele Landsleute des Verf. eine strengere Scheidung zwischen sicheren und zweifelhaften Werken wohl noch ein Bedürfnis war. Auf einige darin erörterte Punkte wird an geeigneten Stellen zurückzukommen sein (vgl. auch 94 231).

Als Abhandlungen, die sämtliche Werke des Dichters betreffen, seien hier ferner angeführt: W. Häckel, Das Sprichwort bei Ch. 90 310, 91 488, 93 475–476 (Nachträge von Andrae u. a. s. 94 235); E. Ballerstedt, Über Ch.s Naturschilderungen 91 485; F. Klaeber, Das Bild bei Ch., zuerst als Dissertation, dann vollständiger in Buchform erschienen 92 483, 93 474, 94 234, und H. Lange, Die Versicherungen bei Ch. 92 484, 95 201.

Über Sprache und Vers Chaucers finden sich für den Anfänger hinreichende Bemerkungen in den meisten Ausgaben, so im VI. Bde. der grossen Ausgabe Skeats, der auch eine Studie über 'Chaucer's Use of the Kentish Dialect' 94 233 veröffentlichte. Eine sehr gründliche Arbeit über die Aussprache Chaucers ist die wiederholt citierte von A. Ellis. Indes ist die Fülle des Inhalts so gross, das leicht die Übersicht verloren geht, und so wird dem Studierenden u. a. H. Sweets 'Second ME. Primer' 87 315, 88 323 trotz mancher Mängel in der Textbehandlung durch die phonetische Umschrift verschiedener Stücke von Nutzen sein. Vgl. auch G. Hempls Büchlein 93 472. Wertlos ist dagegen R. F. Weymouths Abhandlung über 'Here' und 'There' (s. Anglia II, 187). Das bedeutsamste Werk ist jedoch ten Brinks 'Chaucers Sprache und Verskunst', das die Grundlage für die Darstellung der Laut- und Flexionslehre wie für die Metrik des Dichters bildet; vgl. oben S. 104 f. Willkommene Ergänzungen hierzu bieten die Einzeluntersuchungen J. Manlys über die Sprache der Leg. G. W. 93 485 und besonders die von G. L. Kittredge über die des Troilus 94 239. Für die Syntax enthalten dagegen E. Einenkels 'Streifzüge' (s. oben S. 123 ff.) wertvolle Beiträge zur Sprache Chaucers. Daneben mögen die Schriften von Fr. Heussler (Stellung v. Subj. u. Präd. im Melibeus und der Parson's T., Wesel 1888, Progr.), A. Gräf 88 415, 93 478 über den Gebrauch verschiedener Tempora und von H. J. Whiton 98 100

über die Konjunktionen im Troilus, soweit ein Urteil darüber zusteht, manch Nützliches enthalten; vgl. auch 99 116.

Als brauchbare Unterlage zur Untersuchung der Verskunst unseres Dichters seien zunächst die Ryme-Indices der Ch.-Soc. (I. Ser., 45—47 von Cromie, 78, 79 von J. Marshall und L. Porter [88 402, 90 306], 84 von W. W. Skeat) angeführt. Dann ist auch auf die betreffenden Abschnitte in J. Schippers Grundriss der engl. Metrik (s. oben S. 377) zu verweisen, obwohl er dem Dichter in der Behandlung des Versbaues grössere Freiheiten zugestehen will als ten Brink, dessen Anschauungen durch die tüchtige Untersuchung O. Bischoffs 97 259, 98 97 über zweisilbige Senkung und epische Cäsur, die bei Ch. nicht vorkommen, Bestätigung finden. Von Interesse ist auch M. Freudenbergers Abhandlung über das Fehlen des Auftakts usw. 91 484, 92 485. Mit der Allitteration bei Ch. beschäftigen sich F. Lindner (vgl. Anglia II, 539) McClumpha 88 414, und Petzold (Marburg 1889) mit dem kurzen Reimpaar Ch. Crow 92 440, 93 488 und F. Heath 96 215, während E. Hampel 98 98 die Silbenmessung im fünftaktigen Verse behandelt.

Auch in der Erforschung der Quellen zu den Schriften Chaucers und der Nachweisung der Entlehneng einzelner Stellen hat sich in dem zu besprechenden Zeitraum eine rührige Thätigkeit gezeigt. Vor allem seien hier die Beiträge Furnivalls in den von der Ch.-Soc. veröffentlichten 'Originals and Analogues, &c.' (II. Ser., 10 u. 15) genannt, deren Fortsetzung die 'Eastern Analogues' von W. A. Clouston 87 395, 88 403 bilden, die, obwohl interessantes Material enthaltend, nicht als erschöpfend zu betrachten sind 91 479. H. v. Wlislocki 89 496 machte auf Parallelen zu einigen Cant.-Gesch. in rumänischen und slawischen Überlieferungen aufmerksam, während P. Bellezza 95 200, 96 314 auf das Studium italienischer Quellen verwies. Ferner verdanken wir schätzenswerte Nachweise J. H. Ramsay 83 1385, E. Koeppel 90 317, W. W. Skeat, P. Toynbee u. a., die jedoch genauer bei der Besprechung der betreffenden Stücke anzuführen sind.

Beginnen wir mit dem Hauptwerk des Dichters, den Canter-

später von W. W. Skeat besorgten 81 1090–1091, 82 1083, 90 312, 91 497–499, 94 248, 98 107 als zweckentsprechend hervorgehoben zu werden, während andere — s. 81 1089 und 82 1084 (Willoughby), 81 1092, 82 1085, 95 211 (Watt), 96 227 (Corson), 97 268, 99 122 (Wyatt) — weniger Beifall gefunden haben; auch die 1899 erschienene von F. J. Mather (Engl. Stud. 29, 116) bedeutet keinen erheblichen Fortschritt gegenüber der früheren. Dagegen ist die Ausgabe des Prologs von J. Zupitza 82 1086, 83 1374, 2. Aufl. 96 228, 99 121 mit Varianten für Vorlesungen wie auch desselben Varianten zu einigen Erzählungen 80 1145, die allerdings nur privatim gedruckt sind, sehr wohl brauchbar.

Von den Hss. der C. T. ist bereits vorhin bei Besprechung der Veröffentlichungen der Ch.-S. die Rede gewesen; wie allgemein anerkannt, zeigte sich im Six-Text Print das Ellesmere-MS. als das beste, so dass es alle neueren Herausgeber zur Basis ihrer Texte wählten. Indes war der genaue, von Furnivall besorgte Abdruck des Harl. MS. 86 1581, 90 309, das früheren Editoren (Wright, Morris) zur Grundlage gedient hatte, doch ein Erfordernis geworden, da keiner von ihnen es zuverlässig reproduciert hatte. Die von Halfmann veröffentlichte Kollation mit dem Pariser Codex 98 94 (vgl. Engl. Stud. 29, 116) ist dagegen wenig sorgfältig durchgeführt worden. Sonstige Bemerkungen über MSS. der C. T. s. 94 245 (Furnivall) und 99 127 (Förster).

Das Datum der C. T., insbesondere des Prologs, ist auch neuerdings wiederholt zu ergründen versucht worden, und wenn auch absolute Einstimmigkeit noch nicht erreicht ist, so liegen doch die vorgeschlagenen Jahreszahlen (Ehrhart 90 313: 1388, Skeat 92 431: 1387, Koch 92 423: 1385—1386, Hales 93 433: 1384—1388) nicht weit voneinander entfernt (vgl. auch 80 1141). Ebenso ist der Weg, der die Pilger nach Canterbury führte, wiederholt durch Erörterungen und durch Pläne dargestellt worden (s. 89 432), zuletzt von H. Littlehales 98 101. Bezüglich der Zeit, die die Reise beanspruchte, s. auch Furnivalls Bemerkungen 96 229. Über das Skelett der C. T. schrieb H. Bradshaw 89 495, über die Anordnung einzelner Erzählungen G. Shipley 95 212, 96 230. Endlich sei eine französische Übersetzung der C. T. von Ch. Simond 89 494 erwähnt, die das auch in Frankreich wachsende Interesse für unseren Dichter darthut.

Wenn wir mit dem General Prologue beginnen, so sind zu verschiedenen Stellen desselben teils sprachliche, teils sachliche Erläuterungen zu notieren. Eingehendere kulturgeschichtliche Abhandlungen erschienen über den 'Pardoner' von J. J.

Jusserand 85 1789 und über 'The Shipman and his Barge' von P. Karkeek 80 1027, 85 1729. Wiederholt wird die Stellung der 'Nun Chaplain' und der drei Priester in der Begleitung der Äbtissin erörtert, s. besonders Furnivalls Aufsatz Ch.-S., II. S., 16 und Anglia II, 538; ferner 80 1187, 81 1079, 90 314, 94 246–247; ebenso der letzteren Schwur bei 'St. Loy' 80 1188, 91 500, 92 445, 94 283. Sonstige Bemerkungen verschiedener Autoren sind kurz registriert 79 701, 80 1189, 82 1096, 83 1382, 86 1585 u. 1588, 88 417, 90 315, 93 489, 94 249, 96 282, 97 264–266, 269, 98 102.

Mit dem Verhältnis der Knightes Tale zu Boccaccios Teseide und dem ursprünglichen Palamon & Arcite beschäftigt sich J. Koch (Engl. Stud. I, 249; vgl. Anglia II, 189 u. 79 694), später teilweise auch Th. Bierfreund 91 501, dessen Arbeit jedoch, soweit sie Chaucer betrifft, wissenschaftlich wertlos ist. Dasselbe gilt in noch höherem Masse von der Abhandlung K. Wihlidals 82 1087, 83 1378, 85 1781. Neuerdings behandelte das obige Thema G. Hempl, s. Mod. Lang. Notes 13 (99 (14) 5). Erklärungen zu einzelnen Stellen bringen W. W. Skeat u. a. s. 86 1585, 89 497–499, 98 103–104.

Die Untersuchungen über die Milleres Tale betreffen grösstenteils die Quelle und die sonstige Verbreitung der Erzählung, wozu R. Köhler 79 698, L. Pröscholdt 84 1515, H. Varnhagen 84 1516, v. Wlislocki 89 496, L. Fränkel 93 430 und E. Kölbing 98 105 interessante Beiträge liefern. Die Hymne des in der Erzählung auftretenden 'Clerk of Oxenford' veröffentlichte Furnivall 82 1093, 86 1581; s. auch 90 267, während kleinere Bemerkungen verschiedener Autoren 80 588, 87 401, 92 446 und 99 128 nachgesehen werden können.

Die Überlieferungen des Stoffes der Reeves Tale behandelte H. Varnhagen 86 1584; fernere Notizen zu dieser Erzählung s. 89 496 und 94 249. Ebenso haben wir Quellenuntersuchungen zur Man of Law's Tale von Furnivall (Ch.-S., II. S., 15; vgl. Anglia II, 535), T. R. Lounsbury 90 316 und E. Lücke 91 502 und zur Prioresses Tale gleichfalls von Furnivall (Ch.-S., II. S., 10 u. 15; vgl. Anglia II, 537), von Skeat 94 252, von A. Jessopp und M. R. James 97 267, die die Legende des William von Norwich veröffentlichten. Den 'Sir Topas' als Parodie auf die Ritterromanzen darzustellen, unternahm J. Bennewitz 79 692, 81 1080; eine gründlichere Behandlung dieses Gegenstandes gab dann E. Kölbing 99 ... Über den 'Melibeus' handelt ausser

Tale hat dagegen wiederholt Anlass zu Quellenuntersuchungen gegeben; so schreiben darüber Furnivall, Ch.-S., II. S , 10, Skeat 86 1581 und K. O. Petersen 98 94 a, 99 125; vgl. ferner 87 402 und 96 284 (Chanticlers Song). Bezüglich der Doctores Tale macht O. Rumbauer die interessante Entdeckung, dass Chaucer hier dem Roman von der Rose, nicht Livius gefolgt sei 90 818, 92 447. Der eingehenden Untersuchungen J. Zupitzas und J. Kochs über die handschriftliche Überlieferung der Pardoneres Tale ist bereits früher gedacht worden, ebenso des Aufsatzes von J. J. Jusserand über den 'Pardoner'. Mitteilungen über die vermutliche Quelle dieser Erzählung lieferten Furnivall (Ch.-S., II. S., 10) und später W. A. Clouston in den schon citierten 'Eastern Analogues'; auf eine Entlehnung aus Maximianus machte G. L. Kittredge 88 416 aufmerksam.

Bezüglich der Frau von Bath ist der Prolog mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen; so in einen Aufsatz von W. W. Wolcombe (Ch.-S., II. S., 16; vgl. Anglia II, 544) und in einzelnen Bemerkungen Skeats 90 819, 93 491, 96 281, P. Toynbees 91 482, F. Bolls 98 106, die zumeist der Quelle gewisser Anspielungen nachspüren, wie auch A. Schade in seiner Abhandlung — s. 97 277, 98 109, 99 126 — über das Verhältnis A. Popes zu Chaucer in seiner Nachbildung jenes Prologs auf diese Beziehungen eingeht; s. jetzt auch W. E. Meads Artikel in 'Harvard Studies' XVI, 3. Über den Ursprung und die Verbreitung des der eigentlichen Erzählung zu Grunde liegenden Sagenmotivs sind die Forschungen Cloustons in den schon erwähnten 'Analogues', von Wh. Stokes und A. Nutt zum 'Mariage of Sir Gawain' 92 466–467, neuerdings auch das umfassendere Werk von G. H. Maynadier (Wife of Bath's Tale, etc. 1901) und F. Görbings Aufsatz, Anglia 23, 4, nachzusehen. Für die Somonours Tale ist nur auf Furnivalls Mitteilung einer ähnlichen Erzählung in den schon mehrfach citierten 'Originals' usw. (Ch.-S., II. S., 10) zu verweisen, woselbst sich auch die Quelle zur Clerkes Tale (Petrarcas lat. Übersetzung der Griseldis nebst Boccaccios Original) abgedruckt findet; vgl. auch 88 408 und die Schrift von Fr. v. Westenholz 88(10)64; eine Notiz Buchheims s. 94 250. A. a O. sind dann verschiedene Parallelen zur Merchantes Tale vereinigt, wie auch sonst mehrere Beiträge zur Erforschung des Originals dieser Geschichte oder einzelner Anspielungen darin zu verzeichnen sind; so ein Aufsatz H. Varnhagens 85 1780, einer E. Koeppels (über Albertanus Brixiensis) 91 481, M. H. Schofields 93 492 und A. Schades bereits citierter über Popes

Verhältnis zu Chaucer; endlich sei noch eine Notiz P. Toynbees 91 482 ähnlicher Art. genannt.

Von der Squieres Tale sind ein paar Ausgaben zum Schulgebrauch zu nennen 83 1876, 99 124 (von Pollard); dann auch A. Brandls Versuch 88 418, historische Anspielungen in dieser Dichtung nachzuweisen, dessen Unhaltbarkeit jedoch von G. L. Kittredge 89 500 dargethan wurde. Einzelne Bemerkungen verdanken wir F. Holthausen 91 508, J. Manly 96 283 (über Marco Polo und die Sq.s Tale) und E. Kölbing 97 269; die Herausgabe der Fortsetzung dieses Stückes von John Lane besorgte Furnivall 88 404, 90 307, wozu W. A. Clouston einen Kommentar über die magischen Elemente in der Sq.s T. usw. hinzufügte.

Die von Furnivall für die Ch.-S. (II. S., 10) edierten verschiedenen Bearbeitungen der Cäcilien-Legende untersuchte E. Kölbing (Engl. Stud. I, 215 ff.) in Bezug auf ihr Verhältnis zu Chaucers 'Seconde Nonnes Tale'. Auch W. W. Skeat 89 501 behandelte die Quellenfrage, jedoch ohne die Arbeit Kölbings zu kennen, während F. Holthausen 91 487 Nachträge und Berichtigungen zu beiden brachte. Die Entstehungszeit der Chaucerschen Bearbeitung möchte E. Koeppel 91 480, 92 429 nach dem Troilus ansetzen, während ten Brink (s. letztes Citat) die Abfassung am Anfang der ital. Periode verteidigte.

Aus der Persones Tale will H. Simon (Ch.-S., II. S., 16) den Nachweis führen, dass Chaucer ein Wicliffit gewesen, und dass die Stellen dieses Traktats, welche dagegen sprechen, spätere Interpolationen seien. Obwohl J. Koch (Anglia II, 540) diese Vermutungen zurückwies, versuchte W. Eilers bei seinem Vergleich der Pars. T. mit ihrer Quelle (Frère Lorens) nochmals 82 1088, 83 1877, 85 1729, doch kaum mit besserem Erfolge, das Vorhandensein unechter Stellen darin wahrscheinlich zu machen. Hierzu vgl. man auch E. Koeppels Aufsätze 90 317, 91 504 und ein paar Bemerkungen M. Liddells 96 218 u. 285, der allerdings die 'Retractation' am Ende dieser Erzählung für unecht hält und auf eine zweite Quelle aufmerksam macht. Neuerdings haben Liddell (English Miscellany, Oxford 1901) und Kate Petersen (Boston 1901) noch andere Quellen zum Vergleich herangezogen.

Wenden wir uns nunmehr zu dem nächstgrössten epischen Gedicht, zu Troilus and Criseyde, dessen gründlicheres Studium eigentlich erst mit dem Jahre 1875 beginnt, wo W. M.

öffentlichen anfing. Über den II. Teil dieser Zusammenstellung s. 86 1588; über den von Furnivall besorgten Paralleldruck anderer Hss. 82 1089, 84 1511, 88 402, 98 90—91. Eine Untersuchung über sämtliche Hss. des Troilus nebst grammatischen und metrischen Bemerkungen von McCormick ist bereits für das Jahr 1896 angekündigt, aber bisher nicht erschienen; indes hat dieser Gelehrte kurz das Ergebnis seiner Vergleichung in der Einleitung des vorhin erwähnten Globe-Chaucer mitgeteilt. Die Abhandlungen über die Sprache dieses Gedichts von G. L. Kittredge und H. J. Whiton wie auch Skeats Ryme-index sind gleichfalls schon angeführt worden (S. 409—410). Eine lesbare populäre Darstellung des Troilus nebst eingestreuten metrischen Übertragungen veröffentlichte J. Schipper 84 1518, eine Studie über die Darstellungsart des Dichters Th. Price 96 228, eine Untersuchung des Verhältnisses von Shaksperes zu Chaucers Troilus E. Stache 93 479. Als weitere Quelle neben dem 'Filostrato' vermutete E. Koeppel das ital. Gedicht 'La intelligenza' 94 241, während G. C. Macaulay 95 205, ausser anderen Bemerkungen, nachweist, dass Ch. nicht Guido von Colonna, sondern Benoit mitbenutzt habe, worauf J. W. Broatch 98 99 nochmals eingeht. Kürzere Notizen über das Gedicht sind citiert 84 1517 (über Lollius), 89 488, 90 811, 93 469 u. 480, letztere von Skeat.

Da die Chaucer-Society alle übrigen Dichtungen unter dem gemeinsamen Titel 'Minor Poems' zusammenfasst, müssen wir denselben wegen ihrer Hss.-Veröffentlichungen zunächst auch gebrauchen, obwohl eine Scheidung zwischen den kürzeren epischen und den lyrischen Gedichten vorzuziehen wäre. Auch Skeat trennt in seiner Specialausgabe nur die Legende von guten Frauen von den übrigen ab. Von den Paralleltexten der Ch.-S. und J. Kochs Untersuchung über dieselben ist bereits die Rede gewesen, doch bleibt noch eine Zusammenstellung hierüber von E. Flügel 99 118 zu erwähnen. Über die verdienstliche, in der Textbehandlung freilich sehr ungleiche Ausgabe Skeats s. 89 486, 91 491 u. 506, 93 481, 2. Auflage 96 224. Einen, wenn auch nicht durchweg gelungenen Versuch einer kritischen Ausgabe einiger lyrischen Gedichte machte J. Koch 83 1875, 84 1512, der schon vorher eine Auswahl metrisch übertragen und mit erklärenden Bemerkungen veröffentlicht hatte 80 1141, 81 1084, 83 1884; auch A. Würzner 80 1140, 81 1083 hat solche, teils in Prosa, vereinzelt in Versen übersetzt und kurz erläutert. Endlich seien noch die 'Selections' von J. B. Bilderbeck 95 197 angeführt.

Über das vermutlich älteste epische Gedicht, das 'Boke of

the Duchesse', handelt die Dissertation M. Langes 83 1879, 84 1518, die sowohl das Hssverhältnis und einzelne Lesarten wie auch die Quellen erörtert, ohne jedoch wesentlich Neues zu bringen. Mit der letzteren Frage beschäftigt sich auch ein Aufsatz F. Klaebers 97 260, der auf bisher noch nicht allgemein bekannte Einflüsse aufmerksam macht ('Canticum' und Boëthius). Ein paar dunkle Ausdrücke, die im Gedicht vorkommen, besprechen J. W. Hales, H. Bradley u. a. 82 1094–1095, 89 487, 95 206, von denen besonders *Eclympasteire* viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Wie aber der letztgenannte Autor zeigt, hat Chaucer diesen Froissart entlehnt.

Das Datum und die historischen Anspielungen im 'Parlament of Foules' untersucht J. Koch in der schon citierten Abhandlung im I. Bd. der Engl. Stud., der auch eine metrische Übersetzung des Gedichtes in dem gleichfalls genannten Büchlein veröffentlichte. Eine Übertragung lieferte ebenfalls A. v. Düring (s. o.). Andere Autoren beschäftigen sich mit der Forschung nach den verschiedenen Quellen des Dichters; so J. W. Hales 82 1091, der Alanus ab Insulis anführt (doch auch schon J. Koch, l. c.), und E. Koeppel 93 471, der noch weitere Einflüsse desselben nachweist und ausserdem 91 480 auf Boccaccios 'Amorosa visione' hindeutet. Lounsbury 90 816 citiert Claudian für eine gewisse Strophe, während W. Seelmann 92 489 allgemein über Vogelsprachen handelt.

Eine Sonderausgabe des 'Hous of Fame' veranstaltete H. Willert 91 492, nachdem er bereits früher Vorstudien hierzu veröffentlicht hatte 84 1514, 85 1784; ebenso liegt eine solche Ausgabe von W. W. Skeat vor 93 482. Sprachliche Untersuchungen über das Gedicht verfasste H. C. Ford 99 119, während die von Chaucer benutzten Quellen von Rambeau (Dante 80 1148), F. Holthausen (Theodulus 93 484), J. W. Bright (Val. Maximus), E. Koeppel und C. G. Child (Boccaccios Amorosa visione 93 471, 95 207) nachgewiesen wurden, womit sich zum Teil auch A. C. Garretts Aufsatz 97 261 beschäftigte. Inwieweit Pope das H. F. nachgeahmt hat, untersuchte E. Uhlemann 83 1881; Erläuterungen einzelner Stellen lieferten J. Hales, W. Skeat und J. Bright 87 [illegible]

Neues hinzuzufügen. Eine grammatische Übersicht der in der Legende vorkommenden Formen usw. stellte J. M. Manly 93 485 zusammen, während M. Bech 82 1090 eingehend den Quellen des Gedichtes nachforschte. Ausser den Zusätzen, die Skeat hierzu in seiner Ausgabe machte, ist namentlich der Beitrag von C. G. Child 96 225 (Boccaccios De genealogia deorum) zu beachten. Bezüglich des in doppelter Gestalt überlieferten Prologs suchte ten Brink 92 429 nachzuweisen, dass die Form desselben in der Gg.-Hs. nicht, wie bis dahin geglaubt, die ältere, sondern die jüngere Fassung darstelle, worin ihm E. Koeppel (l. c.) zustimmte. Dagegen wendete sich aber J. Koch (vgl. 92 428), dessen Ansicht neuerdings durch E. Legouis (Quel fut le premier composé des deux prologues de la Légende des Femmes Exemplaires? — Le Havre 1900) eine Stütze fand, wie sich auch die neueren Herausgeber zu ihr bekennen. Kleinere Bemerkungen zur Legende lieferten P. Toynbee 91 482 (Valerius), W. Skeat 91 495 (Deschamps) und J. W. Hales 97 262 ('Agaton'). Eine Übersetzung der Dichtung findet sich ebenfalls bei A. v. Düring im I. Bde.

Zu den lyrischen Gedichten (vgl. S. 415 'Minor Poems') sind folgende Beiträge zu verzeichnen: ten Brinks kritische Ausgabe von 'Pité' (Ch.-S., II. S., 9; s. auch 88 817); Bemerkungen von P. Toynbee, W. Skeat und W. A. Wright 89 485 zur Quelle des 'ABC'; die Untersuchung des Datums des 'Mars' von J. Koch und H. Thurein 86 1587, 87 400; der Nachweis einer Quelle des 'Former Age' von W. Skeat 90 820; Vermutungen über den Ursprung des Namens 'Anelida' von F. Liebermann (vgl. 93 481), von E. B. Cowell 94 238 und E. Koeppel 94 241; die eingehenden Erörterungen über das Verhältnis Chaucers in seiner 'Venus' zu Oton de Granson von A. Piaget 91 505; Bemerkungen über des Dichters 'Virelays' von W. Skeat 93 493.

Endlich erwähnen wir noch die Bemühungen des letztgenannten rührigen Forschers, in verschiedenen Hss. zerstreute lyrische Gedichte als Eigentum Chaucers zu reklamieren (s. 88 412, 89 490, 91 506, 94 253–254), die er dann, so weit wie möglich, in seine Ausgaben aufgenommen hat, worin ihm, zum Teil allerdings zweifelnd, die Globe-Edition folgte. Bei einigen lässt sich die Echtheit mit mehr oder weniger Sicherheit nachweisen, andere sind aber entschieden abzulehnen (vgl. 92 428, 95 196 und Engl. Stud. 27, 60).

Von den Prosaschriften Chaucers, von welchen W. P. Ker Proben in Henry Craiks English Prose 93 279 veröffentlicht

'Boëthius' zu erwähnen, von dem Furnivall eine neue Textausgabe für die Ch.-Soc. veranstaltete 87 893, für welche auch die ältere Ausgabe von R. Morris neu abgedruckt wurde 87 894. Einen Aufsatz über den Einfluss der 'Consolatio' auf die ältere engl. Litteratur veröffentlichte H. F. Stewart 91 490. Mit der Textkritik von Chaucers Übersetzung beschäftigte sich L. Kellner (Vergleichung mit Caxton 91 489), während W. Skeat auf das vermutliche lat. Original Chaucers aufmerksam machte 91 488. Von ein paar bisher nicht benutzten Hss. berichtete M. Liddell 96 221–222, von dem auch die Textausgabe der Globe-Ed. nebst Nachweis einer französischen Quelle (J. de Meung?) herrührt 95 204. Eine vollständige Publikation dieser vom selben Verf. stellt die Ch.-Soc. in Aussicht. M. Liddell ist auch der Herausgeber des Astrolabiums in der genannten Edition, welcher Beitrag hier insofern Erwähnung verdient, da er eine bis dahin unbekannte Quelle (Sacrobosco) berücksichtigt.

Bestandteile einer als Ganzes verlornen, aber vom Dichter selbst bezeugten Prosaschrift, der Übersetzung von Innocenz' De contemptu mundi, suchte E. Koeppel mit viel Wahrscheinlichkeit in verschiedenen Erzählungen der C. T. nachzuweisen 90 817.

Wenden wir uns nunmehr zu den zweifelhaften Werken Chaucers, d. h. zu solchen, deren Echtheit mit mehr oder weniger Recht angefochten wird, worüber besonders W. Skeats 'Chaucer Canon' (s. o.) nachzusehen ist. Da ist zuerst der Romaunt of the Rose wohl das am meisten umstrittene Stück. Dass unser Dichter das berühmte afrz. Werk übersetzt hat, steht allerdings fest; fraglich ist es aber, ob das nur in einer späteren Hs. überlieferte Fragment von ihm verfasst ist. Sehen wir von einer unbedeutenden Dissertation von A. Klint 80 1185, 81 1081 und von ein paar Notizen von A. E. Brae 81 1088 und von J. W. Hales (Verhältnis zum Original betr., 82 1092) ab, so beginnt der eigentliche Kampf mit einer Veröffentlichung W. Skeats 85 1729, in der er durch Untersuchung des Reim- und Wortschatzes darlegt, dass der R. R. nicht von Ch. herrühren könne. Diese Ausführungen suchte W. Fick 85 1782, 86 1592 (Replik und Duplik) zu entkräften. In ähnlichem Sinne wie dieser sprachen sich A. Cook und F. Lindner 87 404–405 aus, welch letzterer dann das Fragment in zwei Teile zerlegte, von denen der erste vielleicht von Ch. verfasst sei

(— V. 1705) mindestens er Ch. zuerkennt. Hierauf folgte M. Kaluzas neue Ausgabe des Romans mit frz. Paralleltext 93 477 und eine sehr gründliche Untersuchung 93 478, in der der Verf. die Echtheit des ersten und dritten Fragments auf Grund von Vers und Sprache zu beweisen suchte, worin ihm verschiedene Recensenten beipflichteten, während Skeat seine Zustimmung nur auf das erste Fragment beschränkte 94 238. Andererseits erhob sich verschiedentlich Widerspruch gegen die Versuche, das Ganze oder Teile des R. R. als echt zu erweisen. So wandte sich G. L. Kittredge 92 436 gegen T. R. Lounsburys Behauptung (s. 91 477, 92 426), dass alle Fragmente von Chaucer herrührten (wogegen sogar Skeat — 92 438 — protestierte), und will selbst das erste Bruchstück nur mit Bedenken als Chaucerisch gelten lassen. J. Koch (s. 92 428 und Engl. Stud. 27, 61 ff.) legte das Unsichere der Beweisführung Skeats und Kaluzas dar, wie auch W. Hagedorn 92 455, 93 501 Zweifel gegen die Verfasserschaft Chaucers vorbrachte. Während Kaluza sich wiederholt gegen Angriffe auf seine Aufstellungen zu wehren hatte 94 238, 96 219, 97 286 (K. Luick), suchte W. Skeat neues Material für den Beweis der Echtheit des Fragmentes A herbeizuschaffen, indem er Andeutungen hierauf in Stellen aus Lydgates 'Black Knight' 96 218 und dem 'Kings Quair' 99 184 erkennen wollte. Nachdem auch Louise Pound 96 217 mit einem freilich nicht sehr erheblichen Beitrag für Chaucers Autorschaft eingetreten, stellte W. Skeat in seinem bereits citierten 'Chaucer Canon' die wichtigsten Beweismittel hierfür noch einmal zusammen, ohne jedoch neue überzeugende Gründe hierfür vorzubringen. — Indem wir noch einige kleinere Artikel über den Rosenroman, die weniger mit der eben erörterten Kontroverse zu thun haben, von M. Kaluza 89 509, E. Koeppel 91 480, 98 15, 110 und E. Flügel 96 216, kurz erwähnen und darauf hinweisen, dass die von E. Sieper publicierten Échecs amoureux 98 113, 99 188 auch auf den engl. R. R. Bezügliches enthalten, gehen wir zu denjenigen Dichtungen über, deren Unechtheit erst noch zu erweisen war, da namentlich englische Herausgeber und Litterarhistoriker sie noch als Chaucersche behandelten.

Mit der 'Tale of Gamelyn' beschäftigt sich in diesem Sinne F. Lindner 79 590—591, während eine neue Ausgabe dieses

zuschreiben sei; Kington Oliphant 85 1729 wies nach — was ten Brink allerdings bereits 15 Jahre vorher gethan —, dass Flower & Leaf, Court of Love und Chaucer's Dream erst in späterer Zeit entstanden sein können, — Gedichte, deren Unechtheit auch von Ch. McClumpha 89 507 u. 510 und W. Skeat 89 506 u. 508, 91 508 zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wurde. Letzterer legte auch dar, dass der 'Black Knight', 'Assembly of Ladies' (von derselben Dame wie Fl. & L. gedichtet?) 'Cuckoo & Nightingale' etc. nicht Chaucer zum Verfasser haben können 88 412 u. 485, 92 459, 94 281; M. Liddell that dasselbe bezüglich des Gedichts 'Prosperity' (96 216). Mit der Sprache von Chaucer's Dream beschäftigte sich W. Hagedorn 92 455, auf eine zweite Hs. verwies Zupitza 94 258. Eine Sammlung dieser und anderer Stücke, die einst fälschlich unserem Dichter zugeschrieben worden, die aber doch nicht ohne litterarisches Interesse sind, gab W. Skeat mit dem erforderlichen Kommentar heraus 96 288–289, 97 278, der die Gründe für die Ausschliessung der als unecht erkannten Gedichte nochmals in dem wiederholt citierten 'Chaucer Canon' zusammenfasste. — Die 'Tale of Beryn', die angebliche Fortsetzung der C. T., wurde neu von Furnivall und W. Stone nebst einer Quellenuntersuchung von W. A. Clouston für die Ch.-S. herausgegeben 89 482, woran sich im nächsten Jahre die Veröffentlichung der Fortsetzung der 'Squieres Tale' von J. Lane (S. 414) schloss.

Es erübrigt noch, das Verhältnis Chaucers zu seinen Zeitgenossen und die Einwirkung auf seine Nachahmer ins Auge zu fassen. Seine Beziehungen zu J. Gower erörterte K. Meyer 90 321, der es wahrscheinlich machte, dass die Widmung der 'Confessio amantis' an Chaucer erst nach dem Tode dieses weggelassen wurde. Die Benutzung einiger franz. Balladen Gowers seitens unseres Dichters wies E. Koeppel nach 94 287, während J. C. Ramsay den Einfluss von Wiclifs Bibelübersetzung auf Stellen der C. T. darlegte 83 1885. Dass Chaucer im Anfang des B. D. Froissart gefolgt sei, suchten H. Bradley 95 206 und G. L. Kittredge 99 115 zu erweisen; eine an unseren Dichter gerichtete Ballade von E. Deschamps besprach P. Toynbee

jedoch noch die wiederum von Verschiedenen diskutierte Frage, ob Chaucer Petrarca persönlich kennen gelernt habe, was Jusserand und Bromly behaupten, Bellezza und Baddeley verneinen, F. J. Mather für unsicher hält; s. 96 212, 97 257, 98 96.

Den Einfluss Chaucers auf König Jakob I. erörtert mit nur teilweise sicheren Ergebnissen Henry Wood 79 694 a, 80 1142, 81 1085; W. Skeat 99 218 möchte den Schottenkönig sogar zum Verf. des Fragmentes B des Romans von der Rose machen. Dass unser Dichter auch auf G. Douglas eingewirkt habe, zeigte P. Lange 83 1880, die Beeinflussung des 'Blind Harry' durch ihn W. Skeat 97 278. Die Untersuchung E. Staches über das Verhältnis von Shakesperes zu Chaucers Troilus ist bereits citiert worden (S. 415); Reminiscenzen in anderen Dichtungen des ersteren wies G. Sarrazin 97 274 nach. Wie Spencer den heroischen Vers Chaucers behandelte, erörterte E. Legouis 96 287; über Dryden und Speghts Chaucer schrieb F. J. Tupper 97 276. Die Nachahmungen Popes wurden von E. Uhlemann (Temple of Glass; s. 83 1881) und A. Schade (s. o. S. 416) untersucht. Gering scheinen dagegen die von E. Kölbing 95 208 beigebrachten Anklänge in Byrons Werken. Endlich sei noch die von Miss Spurgeon besorgte Ausgabe des Kommentars von R. Brathwait zu den Erzählungen des Müllers und der Frau von Bath (Ch.-S., II. S., 33) genannt.

Werfen wir einen Blick auf die hier kurz zusammengefassten Ergebnisse der Chaucerforschung in den letzten 25 Jahren zurück, so wird man ohne weiteres gestehen müssen, dass noch zu keiner Zeit so erhebliche Fortschritte darin gemacht worden sind. Doch befinden wir uns noch keineswegs am Ziele. Zwar sind die dokumentarischen Nachrichten über das Leben des Dichters jetzt, nachdem der IV. Teil der 'Life Records' (s. o. S. 408) erschienen ist, so weit gesammelt und gesichtet, dass wesentliche Zusätze kaum zu erwarten sind; zwar sind auch wohl sämtliche bekannten Hss. der 'Minor Poems' gedruckt und manch wichtige Untersuchung über Quellen, Sprache, Vers und sonstige Beziehungen angestellt worden, allein, ehe nicht noch mehr handschriftliches Material für die C. T. und den Troilus zugänglich gemacht worden ist, wird eine definitive kritische Ausgabe Chaucers nicht in Angriff genommen werden können (vgl. [illegible] J. Kochs Vor-

E. IV. Periode: Das fünfzehnte Jahrhundert.

Die ersten Jahrzehnte des 15. Jh. standen in litterarischer Hinsicht noch unter dem Einflusse Chaucers. Zu den unmittelbaren Schülern des grossen Dichters gehörte Thomas Hoccleve, dessen Werke von F. J. Furnivall herausgegeben werden: die 'Minor Poems' 92 451 und 'The Regement of Princes' 98 114, nebst 14 kleineren Gedichten aus dem Egerton MS., die der Herausgeber auch für echt hält; beide mit biographischer und litterarischer Einleitung und Glossar. Die Ballade an Sir John Oldcastle war schon vorher mit Anmerkungen von Lucy Toulmin-Smith veröffentlicht worden 82 1101; der 'Letter of Cupide' von E. Arber in seinem 'English Garner, IV' 83 1102 und von W. Skeat in den 'Chaucerian Pieces' 96 288; vgl. dazu Skeats Bemerkung 87 408. Drei 'chansons' edierte I. Gollancz 92 452, der auch die übrigen 'Minor Poems' aus derselben Hs. (Ashburnham) herausgeben wird. Dass 'Mother of God' nicht Chaucer, sondern Hoccleve zuzuschreiben sei, machte zuerst J. Koch wahrscheinlich (s. o. S. 420). Ebenso reklamierte W. Skeat das Gedicht über die Ritter vom 'Garter' für unseren Dichter 88 421. Die Quellen zum 'Regement of Princes' untersuchte Fr. Aster 88 420, den syntaktischen Gebrauch des Infinitivs in demselben Gedicht E. Buchtenkirch 89 505, die Sprache und Reime des Dichters E. Vollmer 98 115.

Die Werke eines anderen hervorragenden Schülers Chaucers, John Lydgates, sind bisher noch nicht einheitlich herausgegeben worden, wiewohl sich ihm in neuerer Zeit das Interesse der Anglisten lebhafter zugewandt hat. Notizen zur Biographie des Dichters veröffentlichten Zupitza 80 1150 und G. Fiedler 94 256, Mitteilung über eine Hs. vermischten Inhalts R. Steele 94 255. Die Legende von Albon und Amphabel gab K. Horstmann heraus 82 1103, ebenso den versificierten Kalender 88 419, den 'Isopus' nach einer Hs. P. Sauerstein 86 1594, wozu Zupitza wichtige Nachträge 90 328 lieferte. Vom 'Temple of Glas' veranstaltete J. Schick eine sehr gründliche Ausgabe 92 458, 93 495, die u. a. auch die Metrik, Sprache und Chronologie der Werke Lydgates berücksichtigt, nachdem Sch. eine Dissertation über die Prolegomena zu dieser Ausgabe vorausgeschickt hatte 90 322

'Fabula duorum Mercatorum' G. Schleich aus dem Nachlasse Zupitzas 97 282, 98 112, der vorher schon die Hss. der 'Fabula' besprochen hatte 91 510, 95 215; 'The Pilgrimage of the Life of Man' F. J. Furnivall nach 3 Hss. 99 181; 'Horse, Goose, and Sheep' M. Degenhart 99 183. Vom 'Guy of Warwick' veröffentlichte F. N. Robinson eine Hs. nebst Kollation einer anderen 97 284. Ausserdem sind kleinere Stücke wiedergegeben im Lay Folks' Mass Book 80 1121 und im 'Common Place Book' 86 1602. Zu anderen Dichtungen liegen mehr oder weniger eingehende Untersuchungen vor; so über die Quellen der 'Story of Thebes' 84 1585, 85 1786 (s. hierzu auch Kölbings Mitteilung 86 1596) und des 'Fall of Princes' von E. Koeppel 85 1787, 86 1595, der ebenfalls in seiner Recension von E. Gattingers Erörterungen über die kleineren Gedichte (Lyrik) Lydgates wertvolle Ergänzungen lieferte 96 241, 97 279. Zu der hierbei berührten Frage der Echtheit der einzelnen Stücke sind auch W. Skeats und S. Lees Bemerkungen 91 511, 93 496 zu beachten. Den bis dahin Lydgate zugeschriebenen 'London Lickpenny' edierte E. P. Hammond mit dem Nachweise der Unechtheit 98 117. Über 'Reason und Sensuality' handelte J. Schick 97 281; den Einfluss der frz. 'Échecs amoureux' auf dieses Gedicht hob E. Sieper hervor (S. 419). Zum Datum der 'Siege of Troy' s. Skeats Notiz 92 454; zur Quelle des 'Chorl and Bird' G. Schleichs Ausführungen 97 283, der auch ein Rondel aus dem Jahre 1432 Lydgate zuschreiben möchte 96 247. Endlich citieren wir 'Lydgate's Mumming at Hertford' von E. P. Hammond 99 182.

Zu den jüngeren Nachahmern Chaucers gehört König Jakob I. von Schottland (vgl. den schon citierten Aufsatz Woods 80 1142), dessen Leben und Wirken J. J. Jusserand in seinem 'Roman d'un roi d'Écosse' anschaulich schilderte (94 259, engl. Ausg. 97 288); zum Datum der Gefangennahme vgl. J. H. Wylie 97 290. Die erste zuverlässige Ausgabe seines 'Kingis Quair' mit eingehenden sprachlichen Untersuchungen verdanken wir W. Skeat 84 1864; eine mehr populäre mit modernisierter Schreibung besorgte W. Mackean 86 1425, 87 407. Eine Untersuchung über die Sprache und Abfassungszeit nebst textkritischen Bemerkungen veranstaltete W. Wischmann 87 406, 88 422; eine Notiz über den Schreiber der Hs. des K. Q. s. 99 185 (G. Neilson und A. H. Millar). Einen Versuch, König Jakob dies Werk abzusprechen, machte J. T. T. Brown 96 245, 97 289, doch wurden die von ihm vorgebrachten Gründe als wenig überzeugend von den meisten Recensenten abgelehnt; vgl. auch die

96 246 citierte Korrespondenz. Die Bemühung Skeats, König Jakob auch zum Verfasser des sog. Fragments B des Rosenromans zu machen 99 184, ist bereits erwähnt worden. — Hollands Howlat s. u. S. 430.

Es mögen nun einige unbedeutendere Dichter, Verfasser lyrischer und didaktischer Gedichte, folgen. Biographische Notizen über Clanvowe brachten W. Skeat und M. Liddell 96 244, ersterer auch einen Abdruck seines 'Cuckow and Nyghtingale' 96 288. Eine kritische Ausgabe dieses Gedichtes nebst Untersuchungen über Sprache und Vers veranstaltete E. Vollmer 97 287, 98 116, 99 186. — Über Benedikt Burghs Leben und Wirken schrieb M. Förster 98 119; vgl. dazu 99 187. Seine 'Secrees of Philosoffers' veröffentlichte nebst Nachrichten aus seinem Leben schon vorher R. Steele 94 257 (vgl. Lydgate); zu seinen 'Disticha Catonis' s. Zupitzas Mitteilungen 94 499. Einen Beitrag zu John Waltons Boëthiusübersetzung lieferte M. Liddell, indem er ein fälschlich Chaucer zugeschriebenes Gedicht (Prosperity; vgl. Skeat 96 288) als Teil derselben nachwies 95 216. Textbeschaffenheit, Metrik, Sprache und Quelle von Richard Ros' 'Belle dame sans mercy' (Abdruck bei Skeat 96 288) untersuchte H. Gröhler 86 1608. Von den me. Übersetzungen seiner Gedichte gehören Charles d'Orléans selbst nur wenige an, wie G. Bullrich 93 500 nachzuweisen suchte; die Lautverhältnisse derselben stellte K. Münster dar 94 263. E. Hausknecht teilte noch einige kleinere Gedichte des Herzogs mit 95 214; vgl. ferner über die Übersetzung die Abhandlung P. Sauersteins 99 140. — G. Ashbys Trostgedichte veröffentlichte M. Förster 97 292; eine vollständige Ausgabe seiner Poësien veranstaltete M. Bateson 99 141. — Als Datum des Gedichts 'Craft of Lovers' machte W. Skeat das Jahr 1448 wahrscheinlich 88 425.

Fügen wir hier einige geistliche Dichter hinzu, bei denen sich der Einfluss Chaucers wenigstens in der Form noch sichtbar machte. Da ist John Capgrave, dessen Katharinenlegende Horstmann mit einer Einleitung von Furnivall, die über Leben und Werke des Autors, einige sprachliche Eigentümlichkeiten etc. orientiert, wenig kritisch herausgab 93 497. Das Verhältnis Capgraves zur

dazu als Programmabhandlung vorausgeschickt hatte 83 1898, 84 1543, 85 1740, ohne jedoch auf den Dialekt des Denkmals genügend einzugehen. Diesen Mangel ersetzten in ausgiebiger Weise A. Hoofes Lautuntersuchungen 85 1741; eine eingehendere Forschung nach den Quellen stellte G. Willenberg an 88 424, 89 512. Bokenams 'Mapula Angliæ' in Prosa wurde ebenfalls von Horstmann ediert 86 1601. Nennen wir noch den freilich in der Darstellungsart wie auch in der Lebenszeit jüngeren Jakob Ryman, dessen Hymnen und Gesänge zuerst von Zupitza entdeckt und mit ausführlichen Anmerkungen versehen herausgegeben worden sind 89 524, 92 470, 94 276 (wo 92 in 93 zu ändern ist), 95 225, 96 257 (vgl. dazu A. Cooks Bemerkungen 94 277), und Laurentius Wade als Verfasser einer Legende von Thomas Becket, die Horstmann in gewohnter Art veröffentlicht hat 80 1152.

Von anonymen geistlichen Dichtungen dieser Periode führen wir die etwas frühere Bearbeitung einer Legende desselben Heiligen an, in die politische Weissagungen verflochten sind (s. Brandl 99 149); dann die Legenden der hl. Editha und hl. Ethelreda, die beide von Horstmann aufs neue ediert worden sind 84 1544, 85 1742; vgl. 81 1067. Obwohl litterarisch unbedeutend, sind diese Stücke als frühe Denkmäler des Wiltshiredialektes interessant, in welchem Sinne sie auch von W. Heuser 87 414 und R. Fischer 88 441 eingehender durchforscht sind. Das Vorhandensein von zwei Verfassern der 'Editha', das der erstere nachzuweisen suchte, wird jedoch vom letzteren in Abrede gestellt. Eine im Norden entstandene Legende des hl. Cuthbert wurde von J. T. Fowler sorgfältig für die Surtees Society veröffentlicht 91 519, 93 510, dazu als Einleitung das Leben des Heiligen aus dem südl. Legendar (s. o. S. 387). Über die Überlieferung eines Gedichtes 'Jakob und seine Söhne' machte Zupitza nähere Mitteilungen 95 220. Unter dem Titel 'Salomon's Book of Wisdom' gab Furnivall (1879, EETS. 69) eine Versificierung der Sprüche nebst Berichten über israëlitische Könige und einige Propheten heraus. 'Zwei me. Gedichte aus der Hölle', das zweite davon der sog. 'Unzüchtige Falmouth Squire', wurden neu gedruckt und, von kritischen Untersuchungen begleitet, von Anne Leonard veröffentlicht 91 518, 92 468. Einen verwandten Stoff behandelt die Erzählung von der 'Unzüchtigen Tochter' (Incestuous Daughter), die von Horstmann neu publiciert 88 437, in Bezug auf Sprache, Metrik usw. von O. Thum durchforscht wurde 93 509, nachdem Zupitza auf die Übereinstimmung der Fabel mit einem an. Text. 89 523 aufmerksam gemacht hatte. Eine Reihe geistlicher Er-

zählungen und Legenden, etwa um dieselbe Zeit entstanden, teilte aus verschiedenen Hss. Horstmann mit 88 434–440; vgl. auch S. 383 u. 389. Über die me. Übersetzung des 'Speculum humanae salvationis' handelte O. Brix 99 150. Ein Gedicht in eigentümlicher strophischer Form über die Bitterkeit des Todes machte H. Varnhagen bekannt 84 1508; vgl. dazu F. Holthausen 99 151. Kleinere Beiträge zur geistlichen Lyrik lieferten ferner K. Bülbring 91 520, Zupitza 91 521–522, J. Kail 95 224, F. J. Furnivall 96 187 u. a. Insbesondere sind einige Veröffentlichungen über Carols zu erwähnen, so die Ausgaben von A. H. Bullen 86 1488 und J. A. F. Maitland 91 530, die freilich ebenso in das Gebiet der weltlichen Lyrik gehören, aber z. B. mit den Weihnachtsliedern in die geistliche Dichtung übergehen; über solche vgl. K. Breul 91 523 und Holthausen 94 524, 95 226. Sonstige Mitteilungen zur weltlichen Lyrik s. 91 531 (Zupitza), 94 271 (Reeves und Kittredge), 97 250 (Furnivall).

Die weitere Entwicklung des Dramas ('Harrowing of Hell' s. S. 391) bringen wir an dieser Stelle, da die Überlieferung der meisten Spiele, obwohl die Anfänge bis ins 14. Jh. hinunterreichen, in das 15. fällt. Über die Verhältnisse der Kollektivmisterien zu einander hat A. Hohlfeldt eine eingehende Untersuchung veranstaltet 88 400, derzufolge ihrem Kerne nach die ältesten die Chester- und Coventryspiele sind, wenn die erhaltenen Fassungen der ersteren auch durch die Towneleyspiele beeinflusst wurden, die ihrerseits wieder auf den Yorkspielen beruhen. Diese letzteren wurden zuerst durch Lucy Toulmin-Smith bekannt gemacht 82 1106 und später veröffentlicht 85 1746, 86 1604, 87 387. So dankenswert diese Ausgabe auch war, so blieben doch noch manche Fragen, besonders hinsichtlich der Sprache und des Textes zu lösen. Beiträge hierzu lieferten O. Herttrich 86 1605, der den Dialekt und das Verhältnis zu den Towneleyspielen untersuchte, P. Kamann 87 388, der den Quellen nachforschte, F. Holthausen 90 275, 91 417, 98 139, H. E. Coblentz 95 185 und K. Luick 99 159, die sich hauptsächlich mit der Textkritik beschäftigten. Fragmente dieser Spiele teilte W. Skeat mit 90 274; einige derselben nahm J. M. Manly in seine schon früher citierte Sammlung auf 98 140. Eine neue Ausgabe der Towneleymisterien veranstaltete G. England mit einer Einleitung von A. W. Pollard 97 320, 98 141; einzelne Stücke wie auch solche aus den Conventry-

ausgabe, besorgt von H. Deimling mit Beiträgen von A. W. Pollard 92 477, vor, nachdem ersterer bereits vorher den Wert der verschiedenen Hss. erörtert hatte 90 273, 91 415. Die Frage nach den Vorlagen der fünf ersten Chesterspiele behandelte H. Ungemach, allerdings mit nur teilweise gesicherten Ergebnissen 90 273, 91 416. Ein Fragment erwähnte Furnivall 83 1399; textkritische Bemerkungen von E. Kölbing s. 95 187. Zu den sog. Coventryspielen ist nur eine Abhandlung über deren Sprache und Heimat von M. Kramer zu citieren 92 475; zum Spiel der Weber weisen C. Davidson und A. Hohlfeldt die Abhängigkeit von dem entsprechenden Stücke der York-Plays und dessen Beziehung zu den anderen Kollektivmisterien nach 92 476. Eine Neuausgabe der sog. Digby Misteries verdanken wir Furnivall 83 1400 (einen neuen Abdruck s. 96 196), zu der eine Notiz Zupitzas 83 1401 zu erwähnen ist. Mit einer eingehenden Betrachtung des Inhalts, der Sprache und Metrik dieser Stücke beschäftigte sich K. Schmidt 84 1546, 86 1606.

Von den Einzelmisterien wurde ein Spiel von Abraham und Isaak von Lucy Toulmin-Smith in einem Sammelcodex (Commonplace Book, s. 86 1602), auch Book of Brome genannt, der neben vermischten Notizen auch einige andere poëtische Stücke (s. o.) enthält, entdeckt und veröffentlicht 85 1747; vgl. ebd. 1748. Einen neuen Abdruck besorgte Manly 98 145. Das Verhältnis dieses Spiels zu einem der Chester-Misteries erörterte A. Hohlfeld 90 276. Eine Erklärung der eigentümlichen metrischen Form des Brome-Isaak versuchte H. Varnhagen 99 160. Ein anderes, schon von Collier mitgeteiltes Spiel desselben Inhalts gab R. Brotanek aus der Dubliner Hs. nebst Einleitung und Anmerkungen heraus 98 146 und wies als seine Heimat Northampton nach. Das Noahspiel von Newcastle edierte F. Holthausen mit dem nötigen kritischen Apparat 97 322, 98 147; R. Brotanek versuchte, dasselbe in seinem ursprünglichen Dialekt wiederherzustellen 98 148; vgl. Engl. Stud. 28, 1.

Von den Moralitäten und Mirakeln sind einige Neudrucke in den schon vorher (S. 379) citierten Sammlungen von Pollard ('Castell of Perseverance' 90 329), Manly ('Mankind' 98 153, 'Sacrament' 98 149 etc.) und Brandl ('Mankind', 'Nature', etc. 98 153—154) zu nennen. Erklärende Bemerkungen zum Spiel vom Sakrament lieferte J. Holthausen 91 418, 92 478. Wichtiger ist aber die erste, von J. Mills nebst Übersetzung, Einleitung und Noten besorgte Ausgabe von 'Pride of Life' 92 479, welches Stück dann auch Brandl in seine 'Quellen des weltl. Dramas' (S. 379)

aufnahm. 'Everyman' wurde von H. Logeman zugleich mit einer ndl. Moralität 'Elckerlijk' ediert 92 480, die an manchen Stellen zur Erklärung oder Ergänzung des engl. Textes dienen kann. Fernere Notizen hierzu von Holthausen und Kölbing s. 94 275 und 95 188; vgl. ausserdem 97 828. Einige 'Robin Hood Plays' sind gleichfalls von Manly reproduciert, s. 98 151.

Kehren wir zur epischen Dichtung des 15. Jh. zurück, so finden wir schon an der Grenze derselben die Romanze vom 'Erl of Tolous', von der G. Lüdtke eine kritische Ausgabe veranstaltete 82 1105, 83 1894, nachdem er die Untersuchung des Hssverhältnisses als Dissertation vorausgeschickt hatte 81 1100; eine Bemerkung Kölbings hierzu s. 84 1498. Als Quelle der Romanze von Partenay erkannte W. Hattendorf eine afrz. Melusine 88 481; das Verhältnis der beiden Versionen des Partonopeus zu einander und zu ihren Vorlagen erörterte F. Weingärtner 88 482. Den Generydes in der strophischen Fassung edierte W. A. Wright 79 697; die Unterschiede dieser von der Version in Reimpaaren besprach O. Zirwer 89 511, der auch, wie Kölbing und Holthausen, textkritische Nachträge brachte 92 456—457, 99 146. Die me. Bearbeitungen der Erzählung von Ghismonda und Guiscardo verglich Zupitza 83 1895, der auch handschriftliche und sprachliche Untersuchungen daran knüpfte 85 1750. Die reimende Übertragung der Gralsage durch Lonelich veröffentlichte Furnivall für die EETS. 1874—1878.

Auch der populären Balladendichtung, deren Überlieferung allerdings meist erst in die späteren Jahrhunderte fällt, ist gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden; so sind frühere Sammlungen in neuem Gewande erschienen: Ritsons Ancient Songs & Ballads gab W. C. Hazlitt heraus (1877), Percys Reliques &c. J. V. Pritchard (Bohn's Library), H. B. Wheatley (1876—1877) und Cowden Clarke (1877). Eine wirklich zuverlässige Ausgabe dieses wichtigen Werkes verdanken wir A. Schröer 89 241, 90 (10) 229, 91 172, 93 189, 94 169. Von neueren Sammlungen ist die umfangreichste die von F. J. Child 'English and Scotch Popular Ballads', die 82 957 angekündigt wurde, und deren 10. Bd. 98 (16) 107 angezeigt ist. Von den einzelnen, stets sorgfältig bearbeiteten Teilen kommen für unsere Periode namentlich der V. und VI. in Betracht, die u. a. die Hood-Balladen und die Lieder von Chevy Chase und Otterburne enthalten. 88 (10) [illegible], 89 [illegible]

Die übrigen Veröffentlichungen dieser Art hier aufzuzählen würde zu weit führen, zumal ihr wissenschaftlicher Wert meist gering ist; doch nennen wir hier Bells 'Early Ballads and Songs' (1889), W. Allinghams und Kath. L. Bates' Ballad Books 92 148 und 93 192, F. B. Gummeres Auswahl 96 259 (vgl. auch 98 (16) 110 b), A. F. Mitchells 'Gude and Godlie Ballatis' 97 299. Allgemein über schottische Balladendichtung handelte G. Eyre Todd 93 195 (vgl. auch ebd. 196–200, 91 178 ff. usw.), über formhaltige und typische Elemente in derselben A. Wirth 98 (16) 111, über litterarische Kritik der Roxburgh- und Bagford-Balladen F. Kühner (ebd. 112); sonstige Beiträge zur Kritik dieser Dichtungsart steuerten A. Brandl und E. Schmidt (ebd. 113–114) bei. Zu einzelnen Balladen übergehend, erwähnen wir einen Artikel von J. W. Hales über Robin Hood in der Encyclop. Britt. 87 (10) 56 und litterarische Notizen zu den Dichtungen über diesen Volkshelden von L. Fränkel 92 468; sonstige Bemerkungen über ihn und die Sagenüberlieferung s. 86 1859 (D. Fitzgerald), 89 469 (Bülbring), 91 529 (Kittredge). Von der Schlacht bei Otterburne ist eine gelungene deutsche Übersetzung zu citieren 81 1102; die Quelle der Ballade von König Johann und dem Abt von Canterbury erörterte B. Hoenig 93 190. Zur Erklärung einiger dunkler Wörter in verschiedenen Balladen sind F. J. Childs und W. H. Brownes Bemerkungen einzusehen 96 260, zu 'Death & Liffe' die Verbesserungen F. Y. Powells 83 1396.

Zur Lehrdichtung oder vielmehr Versificierung lehrhafter Traktate usw. erwähnen wir W. Hertzbergs hübsche Übersetzung des 'Libell of Englishe Policye' 79 696, 81 1103 und den Nachweis einer bis dahin unbekannten Hs. von W. Macray 93 511. Vom 'Palladius on Husbondrie' gab S. Herrtage den zweiten Teil (I. ed. Barton Lodge), Noten, Glossar usw. enthaltend, heraus 79 698, kritischer M. Liddell 96 248, 97 291. Nachrichten über Hss. lieferten H. J. Moule 88 423 und M. Förster 98 118. Die Quelle, Sprache und Heimat des Gedichts untersuchte K. Struever 87 409. Ein Neudruck der volkstümlich-politischen Dichtung Jack Upland findet sich bei Skeat 96 288; kritisch ediert wurde das Boke of Curtesye von K. Breul 85 1744; das aus dem lat. 'Stans puer' usw. übertragene me. Gedicht ähnlichen Inhalts untersuchte F. Burhenne 89 513, 90 325, der die Verfasserschaft Lydgates bezweifelte. Mitteilungen über eine me. Übersetzung von Boccaccios 'De claris mulieribus' verdanken wir Zupitza 92 458. Die gereimten Sportabhandlungen der Dame Juliana Berners

oder Barnes sind verschiedentlich ediert worden: 'The Boke of St. Albans' von W. Blades 81 985, 'The Treatyse of Fysshynge wyth an Angle' (Neudruck 80 1152) nach einer älteren Hs. von Th. Satchell 84 1862; Nachricht von Versen über Jagdtiere gab Bülbring 91 582.

Zur Schwanklitteratur mehr als zu den Romanzen gehört Sir Cleges, dessen Hss., Metrik, Dialekt und Quelle A. Treichel 96 253 besprach. Zum Märchen vom Tanz des Mönches im Dornbusch, worüber J. Bolte eine Untersuchung veranstaltet hatte 92 (15) 16a, lieferte J. Zupitza einige Beiträge aus der älteren engl. Litteratur (93 512, 'Iak and his Step dame'; 95 228). Einige Parallelen zu 'How the Plowman learned his Paternoster' wies R. Köhler nach 79 687; solche zu 'The Wright's Chaste Wife' W. A. Clouston 87 418; textkritische Bemerkungen dazu lieferte Holthausen 96 254. Zur Satire über die 'Black-smiths' s. H. Lindberg 98 126; zum Streitgedicht der 'Carpenter's Tools' s. die Abhandlung von M. Müller 99 148. Einige Strophen über den Maibaum und über einen 'Galawnt' teilte Furnivall mit 80 1124, 96 258; 'Sprichwörter der Weisheit' Zupitza 93 508, zwei Rätsel H. Hofmann 99 152.

Auch Schottland nahm hervorragenden Anteil an der Litteratur des 15. Jh. Von Andrew von Wyntowns Urchronik liess D. Laing 1879 eine neue Ausgabe erscheinen. Das St. Andrews Ms. derselben besprach W. A. Craigie 98 127; die Flexion darin stellte R. H. Hudnall dar 98 128. W. A. Craigie untersuchte auch die Quelle und das Datum des 'Ballet of the Nine Nobles' 98 120. Der 'Wallace' des Blind Harry oder Henry the Minstrel's wurde ebenfalls neu herausgegeben von J. Moir, s. 89 517, der im III. Teile Einleitung, Anmerkungen und Glossar folgen liess; darauf von Ch. Rogers 93 513. Eine Studie über das Satzgefüge bei diesem Dichter von M. Kolkwitz ist bereits bei Barbour 93 514 citiert worden. Hollands allegorisch-satirisches Buch von der Eule (Howlat) wurde von F. J. Amours in den Publikationen der Scott. Text Soc. aufs neue nach Laing, doch mit Kollation der Hs., veröffentlicht 92 473, 97 248, während A. Diebler in seiner Ausgabe desselben 93 515, 94 260 die Hs. selbst zu Grunde legte. Ersterer fügte Noten und Glossar, letzterer Studien über den Bau des Gedichtes usw. bei. Untersuchungen über Quelle, Abfassungszeit, Sprache und Metrik des Eulenbuchs veranstaltete J. Gutmann 92 473; sonstige Bemerkungen dazu

Einleitung neu heraus 79 694, da die früheren Drucke schwer zugänglich sind; ein abermaliger Abdruck findet sich in der oben citierten Publikation von F. J. Amours 92 471; eine sprachliche Untersuchung lieferte O. Noltemeyer 90 331. Aus derselben Veranlassung wie Trautmann edierte O. Lengert 'Roswall and Lillian' 92 474, G. Reichel 'Sir Eger, Sir Grime, and Sir Gray-Steel' 93 516, beide mit eingehender Erörterung der Überlieferung und erläuternden Bemerkungen, ersterer auch mit Glossar. Über das schottische Alexanderbuch von 1438 und Sir Gilbert Hays 'Buik of Alexander' handelten A. Herrmanns gründliche Arbeiten 93 518, 96 252, 98 128. Aus dem Karlssagenkreise gehört 'Rauf Coilyear' hierher, der von S. Herrtage 83 1408 herausgegeben und von M. Tonndorf in litterarischer, sprachlicher und metrischer Hinsicht untersucht wurde 93 517. Auch die erst Anfang des 16. Jh. entstandene Romanze Clariodus kann wegen ihres Charakters hier aufgezählt werden, zumal F. J. Curtis in seiner sprachlichen Untersuchung über dieselbe 94 268 auch die früheren schottischen Denkmäler zum Vergleich heranzieht. 'The three Priests of Peebles' übertrug Cl. Br. Gunn in den neuschott. Dialekt 94 274.

Unter den schottischen Lehrgedichten erhielten Henrisones Fabeln eine neue Ausgabe mit Einleitung und Varianten von A. Diebler 86 1428; sein 'Testament of Cressid' wurde von Skeat in den 'Chaucerian Pieces' 96 288 wieder abgedruckt. 'Ratis Raving', worüber A. Bertram eine sprachliche und metrische Studie veröffentlichte 96 256, 97 307, wurde von J. T. T. Brown 97 306 dem schottischen Vikar David Rate nebst einer Anzahl didaktischer und religiöser Gedichte, allerdings ohne eingehenden Beweis, zugeschrieben. — Die grossen schottischen Dichter, die zwar noch im 15. Jh. geboren sind, deren schriftstellerische Thätigkeit aber hauptsächlich in das folgende fällt, könnten nur insofern zur me. (mittelschott.) Periode gerechnet werden, als sich in ihren Werken gelegentlich sprachliche und metrische Eigentümlichkeiten vorfinden, die an die frühere Zeit erinnern. Wir erwähnen daher nur kurz William Dunbar, dessen Leben und Werke nebst einem Abriss über die zeitgenössischen Dichter J. Schipper anschaulich darstellte 84 1866, 85 1562, 86 1426, 88 446. Eine Ausgabe seiner Werke veranstaltete J. Small 84 1865, 86 1427, 89 514, 90 326, 91 518, 93 504, die jedoch der von Schipper besorgten an kritischem Werte [illegible] 92 460–61, 93 502, [illegible] Haliburton

die Schrift O. Smeatons über den Dichter 98 248 und H. B. Baildons Untersuchung über seine Reime 99 142. Zu A. Barclays 'Schyp of folys' s. die Abhandlungen von F. Fraustadt über die Quellen 94 265 und von V. Dalheimer über die Sprache 99 148. Die Echtheit des Gedichts 'King Hart', das bisher Gawin Douglas zugeschrieben wurde, bezweifelten F. Horneber 93 505, 94 267 und H. Gerken 98 (14) 90, (15) 240. Über Sir David Lyndesays Leben und Werke sind die Abhandlungen von G. Knauff 86 1429 und H. Aschenberg 91 515 anzuführen; über den Gebrauch des Sprichworts bei ihm die von J. Kissel 93 506.

Die Prosa tritt im 15. Jh. allmählich an Umfang und Bedeutung hervor. Von den hier zu besprechenden religiösen Schriften dieser Art kann man letzteres allerdings weniger behaupten, da sie vorzugsweise Übersetzungen sind. Wir nennen zunächst eine Anzahl von Prosalegenden, die ebenfalls Horstmann veröffentlicht hat; s. 80 1151, 85 1700–1. Zu der vom hl. Antonius 81 1101 vgl. die textkritischen Bemerkungen von Holthausen 91 539; zu den von den 'Three Kings of Cologne' 87 415 die Mitteilung Bülbrings 91 588. Die Übertragung zweier Traktate Richard Rolles durch Richard Misyn, herausgegeben von R. Harvey 95 280, ist schon erwähnt worden. Hierzu kämen noch drei engl. Übersetzungen von 'De imitatione Christi' aus dem 15. Jh., von J. K. Ingram ediert 93 448; ebenfalls drei der 'Secreta Secretorum', von R. Steele, mit Glossar von T. Henderson, herausgegeben 99 158 (vgl. 93 525); 'The Book of Quinte Essence', von Furnivall besorgt 89 531, der auch Mitteilungen über 'Fons Jacobi' machte 92 484, welchen Traktat dann A. Brandeis 1900 für die EETS. ediert hat. Von Horstmann wieder haben wir den Abdruck eines 'Orologium Sapientiae' 87 416, der 'Questiones bytwene the maister of Oxenforde & his Clerke' 85 1702 und der 'Ratschläge für eine Orientreise' 85 1703, womit die von E. G. Duff veranstaltete Reproduktion der 'Information for Pilgrims' usw. 93 540 zu vergleichen ist; von K. Bülbring Mitteilungen über eine Predigt und über Priesterregeln 91 586–87, von J. Zupitza 'Prosaformeln' 93 522. Rich. Whytfords 'Martiloge' edierten F. Procter und E. S. Dewick 96 272 (vgl. 93 541). Clement Maydestons Tracts Chr. Wordsworth

Reginald Pecock, ist nur ein Artikel von Ch. Wager zu erwähnen, der sein Verhältnis zu Wiclifs Bibel untersuchte 94 278; s. auch 00 187—188.

Zur weltlichen Prosa übergehend, würden wir als einen ihrer bedeutendsten Vertreter Sir John Fortescue zu nennen haben, dessen 'Gouernance of England' Ch. Plummer mit Varianten, Einleitung und Glossar herausgab 86 1607; eine Verdeutschung dieses Werkes veröffentlichte W. Parow 97 312, ebenso eine der Schrift 'De laudibus legum Angliæ' vom selben Verfasser 98 181. Von Chroniken ist eine 'English Conquest of Ireland' in Paralleltexten nach zwei Hss. von Furnivall 95 229 ediert worden; von einer andern machte K. Bülbring Mitteilung 91 588. Kulturhistorisch und zum Teil auch sprachlich interessant sind einige Urkunden, so die 'Fifty Earliest Wills', von Furnivall herausgegeben 83 1897, 84 1589; vgl. auch 84 1540—41; von demselben auch Gerichtsakten, die freilich erst dem 16. Jh. angehören, die aber auch für frühere Zeit merkwürdige Züge bieten, z. B. 'Child Marriages' (s. 95 241). A. Ackermann untersuchte die Sprache der ältesten schottischen Urkunden 98 180. Besonders wichtig in socialer wie in linguistischer Hinsicht sind die 'Paston Letters', deren Sprache R. Blume 82 1107, 84 1545, allerdings ohne eingehende Berücksichtigung der Lautlehre, behandelte. Eine neue Ausgabe, um 400 bisher ungedruckte Briefe vermehrt, veranstaltete J. Gairdner 96 264; vgl. ib. 265 u. 00 199. Ebenfalls Briefe aus derselben Periode enthalten die von Th. Arnold edierten 'Memorials of St. Edmunds Abbey', ausserdem einige versificierte Stücke historischen Inhalts 96 248. J. Gairdner veröffentlichte auch eine Bearbeitung der 'Spousals of the Princess Mary in 1508' 96 271. Kochbücher aus dem 15. Jh. gaben heraus Mrs. A. Napier 82 884 und Th. Austen 88 448, 89 217 u. 529. Mitteilungen über engl. Jagdbücher in Hss. des 15.—17. Jh. machte H. Werth 89 527; vgl. oben Juliana Berners. Endlich sei hier noch das 'Catholicon Anglicum', ein engl.-lat. Wörterbuch vom Jahre 1483, das S. Herrtage mit einer Vorrede von H. Wheatley veröffentlichte 81 1104, 82 1109, wegen seiner sprachgeschichtlichen und lexikalischen Bedeutung erwähnt.

Wenden wir uns nun zu den Prosaschriften, die von grösserem litterarischem Interesse sind, so nennen wir zuerst die me. Versionen der 'Gesta Romanorum', von S. Herrtage mit Vergleichung der verschiedenen Überlieferungen, Noten und Glossar ediert 79 688, 80 1120. Eine modern-englische Übersetzung aus dem Lateinischen lieferte Ch. Swan, die von W. Hooper neu

durchgesehen wurde (1877). Den Roman vom König Ponthus und der schönen Sidonie gab zum ersten Male nach der einzigen Hs. F. J. Mather heraus 97 311; ebenso A. K. Donald die 'Melusine' 95 287, F. Furnivall 'The Three Kings' Sons' 95 288. Dem Karlssagenkreis gehört die treffliche Übersetzung des 'Huon of Burdeux' durch Lord Berners an, die allerdings erst 1534 erschien, inhaltlich aber mehr in unser Gebiet fällt, neu herausgegeben von S. L. Lee 83 1402, 84 1549, 85 1758, 88 445 für die EETS. Die von demselben Lord Berners angefertigte Übertragung der Chronik Froissarts wurde von G. C. Macaulay erneuert 95 289. Den Roman von den vier Haimonskindern s. unten bei Caxton; die Prosaromanze von Merlin ist bereits früher erwähnt (s. S. 395).

Hiermit sind wir zu den Arthurdichtungen gelangt, deren vorzüglichster Sammler und Bearbeiter in der letzten Hälfte des 15. Jh. Sir Thomas Malory war. Biographische Nachrichten über ihn teilten T. W. Williams 96 268, G. L. Kittredge 97 316 und A. T. Martin 97 317 mit. Von der Ausgabe Th. Wrights der 'History of King Arthur' usw. erschien ein neuer Abdruck 97 318, ein kritisch zuverlässigerer Text der 'Morte d'Arthur' mit litterarisch-sprachlicher Einleitung von O. Sommer 89 526, 90 387, 91 542, 92 485; eine Ausgabe mit modernisierter Schreibung von E. Rhys 86 1608, 93 527, von C. Morris 92 486; ferner eine von I. Gollancz 97 314; eine Reproduktion von Caxtons Druck mit Illustrationen 94 280; endlich eine Auswahl aus 'Le Morte d'Arthur' nebst Noten und Glossar von A. T. Martin 97 315, 98 182, ebenso eine von W. E. Mead 98 182: also eine reichliche Bethätigung des gegenwärtigen Interesses an diesem anziehenden Werke. Eine Übersicht der Quellen Malorys stellte O. Sommer zusammen 90 389; eine sorgfältige Untersuchung der Sprache desselben verdanken wir C. S. Baldwin 94 281, 95 281–282 (vgl. dazu G. Hempl 94 282). Das Verhältnis Tennysons zu Malory erörterte eingehend H. Littledale 93 529, vgl. 00 194–195; das Spencers in seiner 'Faerie Queen' Marie Walther 98 184. Sonstige Bemerkungen s. 90 388, 93 528.

Ebenso rege ist in den letzten Jahrzehnten die Teilnahme für William Caxton bei Gelehrten wie im englischen Publikum gewesen. Namentlich hat die Jubelfeier der englischen Buchdruckerkunst im Jahre 1877 auf biographische und bibliographische

Typography of W. C.' von W. Blades 82 1110 das Bedeutendste; kleinere Beiträge zur Lebensgeschichte und zu persönlichen Beziehungen s. 82 1111 (J. W. Hales), 84 1548 (G. F. Warner), 92 487, 93 580 (E. Scott), 98 186 (J. H. Hessels). Die Bedeutung Caxtons für die englische Sprachgeschichte hob H. Howorth wiederholt hervor 92 488, 98 288; gründlicher noch H. Römstedt in seinen Untersuchungen über dieses Druckers Verhältnis zur englischen Schriftsprache 91 544; vgl. oben S. 106 f. Von den Reproduktionen oder Neuausgaben seiner Werke erschienen: die Abhandlung 'Of the Arte and Crafte to know well how to dye' (Reprint 1876), mit einleitender Bemerkung ediert von E. Nicholson ('Ars moriendi' 92 490); 'The Dictes & Sayings of the Philosophers' (Faksimile, 1878); 'Reynard the Fox' (Arber, 1878); eine Luxusausgabe desselben s. 94 588; über das Verhältnis dieser Übersetzung zum holländischen Original s. C. Heymann 86 1610 und H. Logeman 93 584; eine freie Übersetzung in modernenglische Verse von F. S. Ellis s. 94 285 und 98 188. Ferner aus dem Sagenkreis Karls des Grossen: 'Charles the Grete', ediert mit Einleitung, Noten und Glossar von S. Herrtage 81 1105–1106; ein Fragment der 'Four Sons of Aymon', nachgewiesen von W. Blades 82 1112; vollständige Ausgabe, von Octavia Richardson besorgt, s. 85 1758; 'Renaud of Montauban', in moderner Bearbeitung von R. Steele s. 97 318, 98 187; 'Blanchardyn & Eglantine', mit Ergänzungen herausgegeben von L. Kellner 90 885, 92 489. 'The Game and Playe of the Chesse' wurde von W. E. A. Axon neu veröffentlicht 83 1405; St. Wenefreda u. 'St. Katherin of Senis' von Horstmann 80 1151, 86 1609; das 'Curial' des Alain Charretier von P. Meyer und F. Furnivall 88 444, 89 525; der 'Aesop' mit ausführlicher Vorgeschichte usw. von J. Jacobs 90 884, 91 548; 'Eneydos' mit Vergleichung des französischen Originals von W. T. Colley und F. Furnivall 90 886; 'The Recuyell of the Historyes of Troye' als Luxusausgabe wieder abgedruckt s. 93 581; dasselbe Werk mit kritischer Einleitung und Glossar ediert von O. Sommer s. 94 284, 95 284; vgl. dazu 92 488; 'The Golden Legend' als Luxusausgabe s. 93 582 (Kelmscott Press). Eine eingehende Untersuchung über diese und einen Vergleich mit der französischen Quelle und der älteren englischen Prosabearbeitung veröffentlichte P. Butler 99 156; 'Vita patrum' s. 95 285. Auch vom 'Godefrey of Boloyne' haben wir neben einer von W. Morris besorgten Ausgabe von der Kelmscott Press 93 585 eine kritische mit Einleitung, Noten usw. von Mary Colvin 93 586 für die EETS. Die 'Dialogues

in French and English' edierte in gleicher Weise H. Bradley 99 155. Schliesslich sind noch Mitteilungen über einige, nur als Fragmente vorhandene Stücke Caxtons zu erwähnen; s. 82 1118, 83 1404 (F. Madan), 85 1751 (J. H. Round), 85 1752 (G. Duff), 95 286 (Chr. Wordsworth); vgl. auch 93 587 (R. Garnett).

Biographische Nachrichten über Caxtons Gesellen und Nachfolger Wynkyn de Worde teilten E. Atkinson 92 491 und E. Scott 99 (15) 157 mit. Über die Quelle seiner 'History of the Seven Wise Masters' handelte M. Murks 92 492; seinen Pilgerführer (s. S. 432) reproducierte E. Gordon Duff als Facsimile 93 540; das von ihm gedruckte 'Martiloge in Englysshe' etc. wurde von F. Procter und E. E. Dewick wieder veröffentlicht (93 541). Kleinere Notizen zu Wynkynys Drucken s. 90 840 (Morte d'Arthur) und 93 589 (William of Palerne).

'The Kalender of Shepherdes' ist zwar erst im Anfang des 16. Jh. von R. Pynson gedruckt worden, steht aber inhaltlich noch ganz im mittelalterlichen Anschauungskreise, wie dies aus der von O. Sommer 94 286 besorgten Neuausgabe mit wertvoller Einleitung, besonders über die Visionslitteratur, hervorgeht. Endlich führen wir John Skelton an, da seine ersten dichterischen Versuche noch dem 15. Jh. angehören. Über seine Sprache in seinen kleineren Werken schrieb Schoeneberg 89 520, über seine Metrik Jäde 96 249; handschriftliche Bruchstücke seines 'Why come ye nat to Court' wies Zupitza nach 90 327. Eine Bemerkung H. Bradleys s. 96 250. —

So weit unser Bericht über die neuere Forschung auf dem Gebiete der von mittelalterlichen — gelehrten wie volkstümlichen — Anschauungen abhängigen Litteratur Englands. Ein Hineingehen in die von den Ideen des Humanismus und der Reformation beeinflusste Periode würde dem Plane des vorliegenden Unternehmens, wonach die Darstellung der zu betrachtenden Erscheinungen wesentlich auf dem 'Jahresberichte' fussen sollte, insofern nicht entsprechen, als das 16. Jh. in diesem erst seit dem Jahrgang 1898 dieselbe Berücksichtigung wie die früheren findet.

Überblicken wir indes die im vorstehenden Abschnitt dargelegten Ergebnisse des wissenschaftlichen Studiums der me. Denkmäler im letzten Vierteljahrhundert, so müssen wir bei aller Anerkennung für manche hervorragende Leistung und den

Gehalt so verschiedenen Schriftwerke und Fragmente in ein gleichmässiges, sprachlich und sachlich in allen Beziehungen aufgeklärtes Gesamtbild wird vereinigen können. Und so darf wohl auch die Form der hier versuchten knappen Übersicht, die mehr einer getreuen Berichterstattung als einer pragmatischen Geschichtschreibung gleicht, eine nachsichtige Beurteilung beanspruchen.

Gross-Lichterfelde.

John Koch[1].

Skandinavische Litteratur.

1. Allgemeines.

In den siebziger Jahren des verflossenen Jh. war in der nordischen Philologie ein gewisser Stillstand eingetreten. Die alten Gesellschaften, die einst so eifrig in der Veröffentlichung von Texten gewesen, waren lässig geworden, und längst begonnene Ausgaben, wie die Snorraedda der Arnamagnæanischen Kommission oder das Diplomatarium Islandicum und die Biskupasögur der isländischen Litteraturgesellschaft (Hið íslenzka Bókmentafélag) blieben viele Jahre unvollendet liegen. Die nordische Litteraturgesellschaft (Det nordiske Literatursamfund) hatte seit 1870 überhaupt ihre Thätigkeit eingestellt, und die Gesellschaft für nordische Altertumskunde (Det kgl. nordiske Oldskriftselskab) arbeitete fast ausschliesslich noch auf dem Gebiete der Archäologie und vernachlässigte die historische und litterarhistorische Arbeit, die sie einst so gepflegt hatte. Auch die norwegische Altertumsgesellschaft (Det norske Oldskriftselskab) schwieg schon seit der Mitte der sechziger Jahre, und noch heute harren wir auf die Einleitung zu Bugges Ausgabe der Skrifter af sagnhist. Indhold, die nach den Satzungen der Gesellschaft die Ausgabe erst buchhändlerisch zugänglich macht. Nur in Schweden ging die Gesellschaft zur Veröffentlichung altschwedischer Texte (Svenska Fornskrift-Sällskapet) unter Klemmings trefflicher Leitung ruhig ihren alten Schritt und

wurde in Skandinavien der Mittelpunkt der aufstrebenden junggrammatischen Richtung, S. Bugge in Christiania beschäftigte sich vorwiegend mit runologischen Problemen; nur Unger setzte seine Publikationsthätigkeit in alter Rührigkeit fort. Mehr beschäftigte man sich mit den Litteraturdenkmälern ausserhalb Skandinaviens: in Oxford arbeitete G. Vigfússon an seinen Prolegomena zur Sturlungasaga, in Kiel veröffentlichte Möbius mehrere Skaldengedichte, in Strassburg fuhr Bergmann fort, seine phantastischen Kommentare zu den Eddaliedern zu schreiben, Kölbing in Breslau gab eine Anzahl romantischer Sagas heraus, K. Hildebrand in Halle die Eddalieder, sein Nachfolger Gering die Finnbogasaga und Edzardi in Leipzig Erklärungen eddischer Gedichte. Einer besonderen Pflege erfreute sich die Rechtslitteratur: K. Maurer in München, V. Finsen in Kopenhagen, Schlyter in Lund arbeiteten in altbewährter Weise weiter und suchten die Rechtsdenkmäler in kritischen Ausgaben zugänglich und verständlich zu machen. Ein neuer Aufschwung der litterarhistorischen Studien trat im Jahre 1879 in. Auf Sv. Grundtvigs Betrieb entstand in Kopenhagen der 'Verein für Herausgabe alter nordischer Litteratur' (Samfund til Udgivelse af gammel nordisk Litteratur, gest. 24. Mai 1879), der das Interesse für die alten Litteraturdenkmäler neu belebte und von nicht zu unterschätzender Rückwirkung auf die anderen Gesellschaften war. In demselben Jahre hielt der Kristianiaer Professor der Theol. A. Chr. Bang in der norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften seinen Vortrag über die Vǫluspá und die Sibyllinischen Orakel 80 715, 716, und K. Maurer berichtete in der Münchener Akademie von Bugges Auffassung über die Entstehung der altnordischen Götter- und Heldensage 80 515, worauf einige Jahre später der erste Band von Bugges Studien erschien 81 478. Mit diesen Arbeiten war die eddische Frage in den Vordergrund getreten, und sie beherrschte für die folgenden Jahre hauptsächlich die Geister. Bald machte sich das Streben geltend, für das neuerwachte Interesse für nordische Litteratur und Sprachen einen Mittelpunkt zu schaffen, und so vereinte G. Storm in Kristiania die trefflichsten Forscher des Nordens zur Herausgabe des Arkiv for nordisk Filologi 83 763, dessen Leitung mit dem 5. Bande A. Kock übernahm. Andere Unternehmen stellten sich dem Kopenhagener Samfund, neue Zeitschriften dem Arkiv zur Seite, die ähnliche Zwecke verfolgten, aber meist ihr Arbeitsgebiet beschränkt hatten. 1881 bildete sich zu Kopenhagen die dänische Gesellschaft zur Erinnerung an das Universitätsjubiläum (Uni-

versitets-Jubilæets danske Samfund), die ausschliesslich die Herausgabe dänischer Litteratur- und Sprachdenkmäler, sowie Werke zu deren Verständnis verfolgte. Schon das Jahr vorher (1880) hatten sich schwedische Litterarhistoriker zur Gründung der schwedischen Litteraturgesellschaft (Svenska Litteratursällskapet) vereinigt, die als laufende Zeitschrift 'Samlaren' herausgiebt und seltene, namentlich ältere schwedische Litteraturdenkmäler oder litterarhistorische Monographien drucken lässt. In demselben Jahre veröffentlichte auch die isländische Litteraturgesellschaft den ersten Band ihres 'Tímarit', worin eine stattliche Reihe litterarhistorischer Probleme, wenn auch in mehr populärer Weise, erörtert werden.

Ihre Hauptaufgabe sehen die angeführten neuen wissenschaftlichen Vereinigungen in der Veröffentlichung von Texten der älteren Litteratur. Allein diese Ausgaben unterscheiden sich wesentlich von denen der früheren Zeit. Während man damals das Hauptgewicht auf den Inhalt der Denkmäler legte und diese in normalisierter, meist spätisländischer Sprachform in der Regel nach einer Handschrift herausgab, werden die neueren Texte zugleich der Sprache und der Überlieferung gerecht. Zumal von sprachlich wichtigen Denkmälern sucht man ein möglichst getreues Bild der Handschriften zu geben, ja, einige hat man sogar in Facsimileausgaben veröffentlicht. Wir sehen hierin die Einwirkung einerseits des grammatischen Betriebes, andererseits der strengsten Textkritik, wie sie namentlich K. Gíslason gelehrt hat. Solche Art der Veröffentlichung ist vor allem für die Forscher von Wert, denen das handschriftliche Material nicht so leicht wie den Kopenhagenern zur Verfügung steht; sie ermöglichte erst, dass in der von Cederschiöld, Gering und Mogk herausgegebenen 'Sagabibliothek' (SB. 1—9; Halle 1892 ff.) eine Verschmelzung zwischen alter und neuer Art der Herausgabe versucht werden konnte, indem man einen kritisch möglichst gesicherten und normalisierten Text mit sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und litterarhistorischer Einleitung verband. Neben dieser Reihe kommentierter Texte, die namentlich zur Belebung der altisländisch-norwegischen Studien an den Universitäten beitragen soll, erscheint seit 1891 eine zweite von Valdimar Ásmundarson in Reykjavík, die fast sämtliche Íslendingasögur für geringen Preis bringt und in erster Linie für Isländer bestimmt ist, die an der alten Litteratur ihrer Heimat Freude

noch die Lesebücher, die nicht nur Kenntnis der Sprache vermitteln, sondern auch Interesse für die Litteratur erwecken sollen. In Dänemark ist Wimmers Oldnordisk Læsebog bereits in 5., in Norwegen Nygaards Oldn. Læsebog in 4. Auflage erschienen; in Deutschland wurden Möbius' Analecta norrœna 1877 in neuer Gestalt herausgegeben, ihnen schlossen sich Poestions Lesebuch 87 19 und Holthausens Altisländisches Lesebuch an 96 76, und auch Brenners Altnordisches Handbuch 96 72 und Kahles Altisländisches Elementarbuch 96 75 bringen neben der Grammatik Texte. Für den angelsächsischen Stamm veröffentlichten Vigfússon und Powell An icelandic Prosa Reader 79 861, Sweet An icelandic Primer 86 725. So herrscht zur Zeit bei allen germanischen Stämmen namentlich unter den Germanisten reges Interesse für die altisländische Litteratur, und immermehr kommt man zu der Überzeugung, dass ihre Kenntnis für jeden notwendig ist, der sich ein klares Bild von altgermanischem Leben und Geiste machen will.

Befriedigende Darstellungen der gesamten altnordischen Litteraturgeschichte besassen wir vor 25 Jahren nicht. Zunächst war der Begriff 'altnordisch' noch nicht genügend geklärt. Man verstand darunter nicht die mittelalterliche Litteratur und Sprache des gesamten skandinavischen Nordens, sondern nur die des norwegisch-isländischen Stammes. Diese wenigstens behandelte man ausschliesslich, fasste sie aber bald als gemeinnordisch, bald als speciell norwegisch auf. In dieser undeutlichen Auffassung waren N. M. Petersens Bidrag til den oldnordiske Literaturs Historie (Aarb. 1861) und Keysers Nordmændenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen (1866) veröffentlicht worden. Beide Darstellungen waren nach dem Tode ihrer Verfasser nach Kollegienheften gedruckt und trugen schon dadurch den Stempel der Unvollkommenheit. Dazu kam noch, dass ihre Verfasser in jenen Streit über das Heimatsrecht der altisländischen Litteratur verwickelt waren, der damals zwischen der dänischen und der norwegischen Schule bestand, und sich dadurch ihren Blick trübten (vgl. ZfdPh. I, 25 ff., 427 ff.). Nach dieser Richtung Klarheit geschaffen zu haben ist besonders das Verdienst K. Maurers. Seine gehaltreiche Abhandlung über die Ausdrücke altnordische, altnorwegische und isländische Sprache (1867) wies nicht nur Island den Löwenanteil an der altnordischen Litteratur zu, sondern enthielt auch in ihren Anmerkungen eingehende Untersuchungen über die isländischen und norwegischen Litteraturdenkmäler, sodass diese Schrift noch heute jedem

Litterarhistoriker für die prosaischen Werke unentbehrlich ist. Der erste, der dann eine altnordische Litteraturgeschichte im eigentlichen Sinne des Wortes schrieb, war Rosenberg: Nordboernes Aandsliv (3 Bde. 1878—1885; 85 1084). Er beabsichtigte eine Geschichte des Geisteslebens aller nordischen Stämme von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart zu schreiben, kam aber nur bis zum Zeitalter Luthers. Trotz mancher Einseitigkeiten und Mängel im einzelnen ist das Werk ausgezeichnet und das einzige, dessen Verfasser in richtiger Auffassung der Litteraturgeschichte die Litteratur im engsten Zusammenhange mit der ganzen Kulturentwicklung eines Volkes bringt. Wären die historischen, socialen und wirtschaftlichen Verhältnisse mit berücksichtigt, so müsste dies Werk in seinem Aufbau als ein Meisterwerk bezeichnet werden, das nur im Ausbau der einzelnen Teile strengerer philologischer Kritik bedürfte. Gegenüber diesem Werke treten die populär gehaltenen Geschichten der skandinavischen Litteratur von Winkel Horn 79 851, 80 700 und die ungleich bessere von Schweitzer 86 775, 88 151, 89 194, die ebenfalls beide die Litteratur der verschiedenen nordischen Stämme von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart behandeln, in den Hintergrund.

Die schwierigste Frage bei der altnordischen Litteraturgeschichte dreht sich um den Anteil, den die einzelnen nordgermanischen Stämme an den uns erhaltenen Litteraturdenkmälern gehabt haben. Einigkeit herrscht heute darin, dass man den Isländern den Hauptanteil zuerkennt. In ihrer alten Sprache ist nicht nur eine umfangreiche, sondern auch eine originelle Litteratur erhalten. Ihnen gegenüber treten schon die Norweger in den Hintergrund. Von den Dänen und Schweden besitzen wir, abgesehen von den Rechtsbüchern und Folkeviser, überhaupt keine Originallitteratur in heimischer Sprache. Allein auch diese, meint man, sei einst vorhanden gewesen und lasse sich, wenn auch nicht ihrer Form, so doch ihrem Inhalte nach aus den isländischen Sagas, Saxo grammaticus und späterer Volksüberlieferung rekonstruieren oder wenigstens vermuten. Nach dieser Richtung hin haben besonders H. Schück 90 248 und A. Olrik 92 145, 94 201, Nord. Tidskr. 1898, 601 ff. gearbeitet und damit ein Gebiet eröffnet, welches wohl schöne Früchte verspricht, aber ungemein schwierig zu bebauen ist. Festeren Boden hat die

98 126, giebt ein umfassendes Bild von dem Inhalte, dem ästhetischen Werte, von der Entwicklung und Überlieferung der einzelnen Litteraturdenkmäler und enthält eine Menge von Einzeluntersuchungen und guten Beobachtungen, die freilich infolge der Subjektivität des Verfassers nicht selten zu Widerspruch reizen. Das letztere Urteil gilt in noch viel höherem Masse von den Prolegomena zur Ausgabe der Sturlungasaga, in denen G. Vigfússon eine Übersicht über die Entwicklung und Überlieferung der altisländischen und -norwegischen Litteratur giebt 79 374, welche ebenso reich an geistreichen Bemerkungen wie an haltlosen Hypothesen ist. Eine Ergänzung findet diese Litteraturgeschichte in der Einleitung und den Lebensabrissen der Skalden, die derselbe Verfasser dem Corpus poeticum boreale beigegeben hat 83 888. Einen Gesamtüberblick über die ältere isländisch-norwegische Litteratur und die Bearbeitungen der einzelnen Denkmäler enthält auch Pauls Grundriss (von Mogk 89 195), der gegenwärtig in neuer Bearbeitung als selbständige Litteraturgeschichte erscheint.

Wie die altisländisch-norwegische Litteratur haben auch die geistigen Erzeugnisse des norwegischen wie des schwedischen und dänischen Stammes in den letzten Jahrzehnten eingehendere Behandlung gefunden. Einen kurzen Abriss über die isländische Litteratur von der ältesten bis zur jüngsten Zeit giebt F. Jónsson 91 226, 92 88; die isländische Dichtung der Neuzeit mit einer guten Übersicht des Geisteslebens der Insel in früheren Jahrhunderten behandelt in trefflicher Weise Poestion 97 101. Die norwegische Litteraturgeschichte hat in H. Jæger einen ebenso gewissenhaften wie geistreichen Bearbeiter gefunden (92 157 bis 96 117), die schwedische in H. Schück und Warburg 95 142, 98 177. Dem Zug der Zeit entsprechend sind die beiden letzten Litteraturgeschichten illustriert, halten sich aber auch in diesen Beigaben streng an die Forderungen der Wissenschaft und bringen nur Bilder, die litterar- und kulturhistorischen Wert haben. Auf breiterer Grundlage und mit Beigabe wissenschaftlichen Apparates ist die Svensk Literaturhistoria von Schück aufgebaut 91 243, von der leider nur der erste Band erschienen ist (bis zur Reformationszeit). Demselben Verfasser verdanken wir auch den Überblick über die ältere schwedische und dänische Litteratur in Pauls Grundriss. Auf allen diesen Gebieten haben wir in den ebenerwähnten Werken die ersten wissenschaftlichen Darstellungen. Von der dänischen Litteraturgeschichte besassen wir solche schon in N. M. Petersens Udsigt over den danske Literatur. Ihr hat sich die in den einzelnen Abschnitten verschiedene

illustrierte Litteraturgeschichte von Hansen zur Seite gestellt 87 111 (2. Aufl. 1896). Mit ausführlichem wissenschaftlichen Apparat und Erörterung der Fragen, die sich an die einzelnen Denkmäler knüpfen, giebt Paludan eine Litteraturgeschichte Dänemarks bis 1720, in der er zugleich Rücksicht nimmt auf die litterarischen Erzeugnisse der anderen nordischen Völker 96 164, 165.

2. Die isländisch-norwegische Poësie. (Eddalieder; skaldische Dichtung.)

Während man früher in der altisländisch-norwegischen Dichtung scharf die Poësie von der Prosa und in jener wieder streng die eddische von der Skaldendichtung schied, ist man in neuerer Zeit zu der Überzeugung gekommen, dass ein substantieller Unterschied zwischen den einzelnen nordischen Dichtungsarten nicht vorhanden ist. Es weht aus der einen wie der anderen der gleiche heldenhafte altgermanische Geist, die gleiche Auffassung vom Lebensideal, und nur die Form ist es, die diese drei Dichtungsarten voneinander trennt. Noch R. M. Meyer lässt in seiner Altgermanischen Poësie 89 (6) 25 die Prosa ganz unberücksichtigt, während schon Hjelmquist in seinen trefflichen Naturskildringarna i den norröna Diktningen 91 228 die Sagas vielfach heranzieht und neuerdings Ker 97 (16) 170 diese prosaische Dichtung auf die gleiche Stufe wie die eddische stellt und auch in ihr den Geist des altgermanischen Epos nachweist. Bedeutend früher war man auf die Wesensgleichheit der eddischen und skaldischen Dichtung gekommen und hatte die alten Mauern, die diese zu trennen schienen, beseitigt. Nach Jessens bahnbrechender Abhandlung über die Eddalieder (ZfdPh. 3, 1 ff.) hatte Sars in seiner norwegischen Geschichte (1, 169 ff.) den Unterschied richtig gezeigt und sie treffend zwei Schwestern genannt, die nicht voneinander getrennt werden können. Auch die Bezeichnung der Dichter eddischer Gedichte als *þulir*, die Müllenhoff 84 184 einzuführen gesucht, ist nach der Überlieferung nicht richtig. Von dieser Thatsache ausgehend gab G. Vigfússon in

Fragen auf, die sich an die nordische Dichtung knüpfen, allein es fehlt ihm jegliche Objektivität und philologische Methode, die die erste Bedingung bei der Erklärung der Skaldenstrophen ist. Zu wissenschaftlichen Arbeiten ist das Werk unbrauchbar, und die Aufgabe einer Zusammenstellung der nordischen Dichtung mit Angabe der Überlieferung und Variantenapparate ist nach wie vor ungelöst.

Von allen poëtischen Werken haben auch im vergangenen Vierteljahrhundert die Eddalieder in dem Vordergrund gestanden. Eine Grundlage zu ihrer wissenschaftlichen Erforschung war erst durch die Ausgabe von S. Bugge geschaffen worden (Kristiania 1867), die es durch ihre philologische Genauigkeit und die feinen sprachlichen und sachlichen Anmerkungen auch fernerhin bleiben wird. Nach der diplomatischen Seite hin ist sie ergänzt durch die Facsimile-Ausgaben des cod. reg. 2365, 4° von Wimmer und F. Jónsson 91 251 und der Arnamagnæanischen Fragmente 748, 4° von F. Jónsson 94 112, sodass wir jetzt fast alle eddischen Gedichte in trefflicher phototypischer Wiedergabe besitzen. Für handliche Ausgaben ist durch die textkritische von K. Hildebrand 76 89, zu der H. Gering ein gutes Glossar verfasst hat (2. Aufl. 96 122), und F. Jónsson 87 127, 89 220 gesorgt. Recht nötig ist eine gute kommentierte Ausgabe, in der die zahlreichen Einzelforschungen verwertet sind. Von Sijmons, der schon längst diese geplant hat, ist nicht mehr als der erste Halbband erschienen, der die Götterlieder mit textkritischem Apparate enthält 87 126 [1].

Die Eddalieder sind es auch gewesen, denen nicht nur Germanisten, sondern die breiteren Schichten der Gebildeten in Deutschland reges Interesse entgegengebracht haben, zumal als R. Wagner sie zum Ausgangspunkte seiner Tetralogie gemacht und neuere Künstler den Stoff zu ihren Darstellungen ihnen entnommen hatten. So regte sich allgemein das Verlangen nach einer guten Übersetzung dieser Gedichte, denn die Simrocks genügte nicht mehr den Anforderungen der Zeit, obgleich sie auch jetzt noch in immer neuen Auflagen erschien. Die ersten Anläufe von H. v. Wolzogen (1876), Wenzel 77 168, 83 884 und besonders von Jordan 89 221 sind missglückt; erst Gerings Verdeutschung 92 91 wurde den Ansprüchen einer guten Übersetzung vollauf gerecht. In Schweden veröffentlichte Goedecke (2. Uppl.) 82 570, in Norwegen Gjessing 99 128 ansprechende Übertragungen.

[1] Jetzt auch der 2. (1902). — D. Red.

Die wichtigsten Fragen, die sich an die Eddalieder knüpfen, drehen sich einerseits um ihr Alter und ihre Heimat, andererseits um ihren nationalen Gehalt. So heftig in den letzten Jahrzehnten über diese auch der Kampf getobt hat, eine Einigung ist unter den Forschern nicht erzielt. Einig ist man sich nur darüber, dass die einzelnen Gedichte zu verschiedenen Zeiten und zwar zwischen dem 9. und 12. Jh. entstanden sind, und dass sie ausschliesslich dem norwegisch-isländischen Stamme angehören. Diese Thatsachen, die zuerst Jessen auf Grund der sprachlichen, natürlichen und socialen Verhältnisse dieser Gedichte erschlossen hatte, sind von Bugge (Studien I, 4 f.) und Hoffory (Eddastudien 29 ff.; 85 110) durch metrische Indicien erhärtet worden, nachdem von Sievers 79 342 die Gesetze der altisländisch-norwegischen Metrik gefunden waren. Aus diesem Ergebnis ergiebt sich aber die Folgerung, dass man versuchen muss, das relative und absolute Alter jedes einzelnen Gedichtes zu bestimmen und den Zeitraum einzuengen, da die eddische Dichtung in ihrer Blüte gestanden hat. Hierüber ist man ebensowenig einig wie über ihre engere Heimat. Auch diese kann nicht für alle Gedichte dieselbe sein. Aus der Überlieferung wissen wir nur nach Gröndals Nachweis (Ant. Tidskr. 1861/63, 373), dass die Atlilieder im fernen Grönland entstanden sind; wo die übrigen ihre Heimat haben, ist umstritten: während F. Jónsson (Lithist. I. 56 ff.; 95 112) die bei weitem meisten in Norwegen, 6 bis 7 in Grönland und nur zwei auf Island entstanden sein lässt, tritt Björn Ólsen 94 125, 95 112 energisch für den isländischen Ursprung der eddischen Gedichte ein. Eine dritte Auffassung verfechten G. Vigfússon in den Prolegomena und im Cpb. und S. Bugge 96 130, 97 108, 99 134: nach ihnen ist die Heimat der Eddalieder Britannien und die benachbarten Inseln. Diese Ansicht ist von verschiedenen Seiten, namentlich von B. Gröndal 81 633 und Edzardi 82 373, mit guten Gründen zurückgewiesen worden.

Heftiger als um Alter und Heimat hat der Kampf um den nationalen Gehalt der eddischen Dichtung, und zwar besonders der Götterlieder, getobt. Es war eine der wichtigsten Fragen des germanischen Altertums, die hier berührt wurde. Während man früher im Anschluss an die Brüder Grimm und ihre nordischen Gesinnungsgenossen die eddische, ja die gesamte nordische Dichtung, soweit sie nicht Übersetzungslitteratur ist, als reinstes germanisches Gewächs auffasste, das unberührt sei von den Einflüssen der antik-christlichen Kultur, tauchte im Ausgang der 70er Jahre, wie schon im 18. Jh., der Gedanke auf, dass auch

in der nordischen, besonders der eddischen Dichtung, sich keine rein germanischen, sondern überwiegend antik-christliche Anschauungen zeigten, dass diese Dichtungen unter dem Einflusse der mittelalterlichen Ideenwelt des Abendlandes entstanden seien. Vorbereitet war der Kampf auf archäologischem Gebiete, wo man den gewaltigen Einfluss der abendländischen und besonders der irischen Kunst auf die nordgermanische Ornamentik nachgewiesen hatte. Dann führte H. Petersen an der Hand der Funde und Kultstätten den Nachweis, dass sich die religiösen Vorstellungen in den Eddaliedern nicht gut mit den volkstümlichen der Sagas vereinen liessen 76 69. Zum Ausbruch jedoch kam der Kampf erst, als Bang 80 715, 716 in der Vǫluspá eine Nachahmung der alexandrinischen Sibyllengedichte in irischer Übersetzung gefunden zu haben glaubte und Bugge im 1. Bande seiner Studien 81 478, 89 171 den Beweis zu führen suchte, dass die Mythen der eddischen Gedichte ihre Quelle in der antikklassischen Litteratur und in frühchristlichen Legenden haben, die die Nordgermanen durch Iren und Angelsachsen kennen gelernt hätten. Gegen diese Auffassung wandten sich vor allen Rydberg 81 687 und Müllenhoff 84 184. Namentlich trat letzterer energisch dagegen auf, zumal in Deutschland wie im Norden der Anhänger Bugges immer mehr wurden. Gleichwohl hatte der Kampf durch diese Entgegnungen nicht sein Ende erreicht. Selbst E. H. Meyer, einst Müllenhoffs Schüler, baut auf Bugges Ideen weiter 89 (10) 98, 91 (10) 8 u. 6 und verficht namentlich den starken Einfluss der christlichen Litteratur auf die eddische Dichtung. Von den Nordländern schliessen sich besonders die schwedischen und norwegischen Forscher Bugge an, während die Isländer F. Jónsson 92 198 und Eiríkur Magnússon 95 162, 168 die konservative Richtung vertreten. In Deutschland hatten sich verschiedene Forscher an dem Kampfe gegen Bugge beteiligt, ohne etwas von den gegenseitigen geschichtlichen und socialen Beziehungen der Nordgermanen und Kelten zu wissen. Um nach dieser Richtung hin aufzuklären und Verständnis für die Buggeschen Ideen vom historischen Standpunkte aus zu wecken, schrieb Mogk eine Abhandlung über die Kelten und Nordgermanen 96 (7) 100, (10) 9, worin die vielfachen Berührungspunkte dieser beiden Völker an der Hand der Quellen dargelegt werden. Gegenwärtig ruht der Streit. Strikte Beweise für den fremden Ursprung der eddischen Mythen sind nicht gebracht worden, allein die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass sowohl aus inneren wie äusseren Gründen die abendländische Kultur nicht

ganz ohne Einfluss auf die eddische Dichtung gewesen ist, wenn wir auch nicht so weit gehen dürfen, wie es Bugge oder gar E. H. Meyer thut. Durch den Verkehr mit Christen hatten die heidnischen Nordgermanen, besonders die Isländer, auch deren religiöse Litteratur kennen gelernt, und unwillkürlich hatten sie sich verschiedene ihrer Anschauungen zu eigen gemacht und sie mit ihren altheidnischen verquickt.

Grössere Klarheit haben die letzten Jahrzehnte auch über den Titel 'Edda' und das Verhältnis der Liedersammlung zu Snorris gleichlautendem Werke gebracht. Während man früher allgemein die Sammlung der Gedichte mit Sæmund in engsten Zusammenhang brachte und diesen bald als Dichter, bald als Sammler auffasste, ist man jetzt der Überzeugung, dass dieser nichts mit dem Werke zu schaffen hat, ja, dass die Sammlung der Gedichte als solche sogar jünger ist als Snorris Werk und dass ihr deshalb auch der Titel 'ältere Edda' nicht gebührt. Den verworrenen und unklaren Auffassungen über den Titel 'Edda' machte zuerst Vigfússon im Cpb. 83 888 ein Ende, indem er den Nachweis führte, dass der Titel 'Edda' nur Snorris Werk gebühre und dass man bis ins 16. Jh. unter diesem auch nur Snorris Arbeit verstanden habe. Die Beschäftigung mit dieser führte die Forscher des 17. Jh. auf den Gedanken, dass Snorri ein älteres Werk benutzt habe, und dies nannte man im Gegensatze zu Snorris Edda 'die ältere Edda', die man bald auch mit Sæmund zusammenbrachte, weil dieser in jener Zeit als die Verkörperung alter Gelehrsamkeit galt. Als dann die Liedersammlung gefunden wurde, glaubte man in ihr die Vorlage von Snorris Werk zu haben und gab ihr den Namen 'Sæmundar Edda'. Dass jedoch Snorri die Liedersammlung nicht gekannt hat, sondern nur einzelne Lieder, hat Mogk 80 725 gezeigt, und Bugge, Müllenhoff (DAK. 5, 231 f.) u. a. lassen mit grosser Wahrscheinlichkeit die Sammlung erst zwischen 1240 und 1250 entstanden sein. Ob diese in planmässiger Ordnung erfolgt ist, wie für die Götterlieder Müllenhoff, für die Heldengedichte R. M. Meyer 88 180 annimmt, ist durchaus fraglich. — Ist nun der Liedersammlung der Titel 'Edda' ursprünglich fremd, so kann dieses Wort auch nicht die Bedeutung 'Urgross-

angegriffen worden, wenn ihr auch F. Jónsson in der Lithist. zustimmt. Mehr Anerkennung hat die jüngste von Eiríkr Magnússon 96 58 gefunden, der das Wort 'Buch von Oddi' deutet, nur ist der Zusammenhang zwischen dem Werk und dem Titel noch nicht genügend aufgeklärt, da Magnússons Verknüpfung mit Sæmund zurückgewiesen werden muss und Sijmons' Deutung, nach der Snorri den Baustoff seines Werkes in Oddi vorgefunden und nach ihm seine Arbeit 'Buch von Oddi' genannt haben soll 98 (4) 52, auch noch auf Schwierigkeiten stösst.

Zum Verständnis der eddischen Dichtung ist in den letzten Jahren mancherlei geschehen. Allein die Forschung hat sich weniger von grossen Gesichtspunkten leiten lassen und von ihnen aus die Dichtung in ihrer Gesamtheit erforscht, sondern man hat sich mehr kleinphilologischer Arbeit, der Auslegung einzelner Stellen, hingegeben, wenn auch die von Müllenhoff angebahnte textkritische Methode mehrere eifrige Anhänger gefunden hat. Ganz besonders fehlen noch eingehende Untersuchungen über den Stil der Eddalieder. Hier bildet noch immer die Arbeit von Heinzel 'Über den Stil der altgermanischen Poësie' den Ausgangspunkt. Einige Anläufe zu weiterer Forschung machten Koller, der die Vergleiche der Eddalieder 80 714, und Hoffmann, der ihren bildlichen Ausdruck 83 1882 ins Auge fasste und mit dem des Beowulf verglich. Mehrfach eingegangen ist man auf die Motive, die der eddischen Dichtung zu Grunde liegen: die poëtische Verwendung der Natur verfolgte Hjelmquist in feiner Weise 91 228, des Wunders R. M. Meyer 99 186, des Märchens etwas oberflächlich von der Leyen 99 185. Ungleich mehr hat die Eddakritik im einzelnen gefördert. So lieferten kleinere oder grössere Beiträge zur Erklärung der Eddalieder Richert 77 170, Wisén 86 800 bis 91 229, Freudenthal 89 223, Bugge 83 886, 84 884, 885, 85 1067, F. Jónsson 87 185, Wadstein 94 129, 98 121, Björn Ólsen 93 180, Edzardi 78 269, 79 855, 82 574, 83 887, Sijmons 79 854, Gering 93 128, 96 122, Niedner 86 795, 87 188, 88 179, 92 94, 96 128, 124, Much 93 129, Detter 86 794, 87 181 u. a. Auch von Bergmann erschienen in den ersten Jahren 76 91 bis 79 856 kommentierte Ausgaben der einzelnen eddischen Gedichte, voll Phantasterei in metrischer Beziehung wie in der Herstellung des Textes.

Von den eddischen Gedichten gab in erster Linie die

ist Müllenhoffs kritisch gereinigter Text und Kommentar des Gedichtes in DAK. V., s. Jsb. 84$_{184}$. Hier wandte Müllenhoff zum ersten Male die höhere Kritik, wie sie Lachmann gelehrt hat, auf die eddische Dichtung an und suchte das Gedicht von späteren Interpolationen zu reinigen und diese selbst in ihrer zeitlichen Reihenfolge zu bestimmen. So weicht sein Text vielfach von dem handschriftlich überlieferten ab. Dieser Auffassung des Gedichtes gegenüber macht sich in neuerer Zeit das Streben geltend, der Überlieferung wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Muss auch zugegeben werden, dass Müllenhoff mit der Ausscheidung von Interpolationen zu weit gegangen ist, so sind doch spätere Rekonstruktionen und Verteidigungen des handschriftlichen Textes, die von Wilken 98$_{142}$ und Detter 99$_{129}$ versucht worden sind, schwach ausgefallen. Zugleich wies Müllenhoff die von Bang 80$_{716}$ aufgestellte Behauptung, wonach die Vǫluspá weiter nichts als eine Übertragung der alexandrinischen Oracula Sibyllina sei und deshalb keinen mythologischen Wert für das germanische Heidentum besitze, energisch zurück und suchte den heidnisch-germanischen Charakter des Gedichtes zu erhärten. Gleichwohl sind die Stimmen der Gegner nicht verstummt. Vor allem griff E. H. Meyer in seiner Vǫluspá 89 (10)$_{98}$ und Kosmogonie 91 (10)$_{6}$ die Frage wieder auf und suchte seinerseits den Nachweis zu führen, dass das Gedicht im Anfang des 12. Jh. von Sæmund verfasst sei und weiter nichts als die Summe christlicher Theologie in heidnischer Form enthalte. Und wie die Vǫluspá seien auch die übrigen Óđinslieder aus der Schule Sæmunds hervorgegangen und enthalten nur christliche Theologie in alter Form. Durch solche Auffassung verschob Meyer natürlich auch das A l t e r d e r V ǫ l u s p á. Während sie Müllenhoff ins 9. Jh., Hoffory 85$_{198}$ aus metrischen Gründen in die zweite Hälfte des 10. Jh. versetzte, konnte sie nach E. H. Meyer nicht vor 1100 entstanden sein. Allein weder diese Annahme noch sonst die Auffassungen Meyers haben Anklang gefunden: nach den jüngsten, trefflichen Erörterungen über das Gedicht von Björn Ólsen (Um Kristnitökuna árið 1000 S. 56 ff.) ist dasselbe

sucht. Eine Ergänzung hierzu bildete das nach seinem Tode herausgegebene Kollegienheft über die *eddischen Nibelungenlieder* 91 260, wo besonders die Sigurđarkviđa in skamma eingehender Prüfung gewürdigt wird. Nach Müllenhoffs Vorbild machten sich auch andere Forscher an die Analyse einzelner Eddalieder. Eine Einigung freilich ist in den meisten Fällen nicht erfolgt; infolgedessen sind auch die positiven Ergebnisse eddischer Forschung relativ gering. — Von den Götterliedern haben besonders die *Hárbarđsljóđ* Veranlassung zu Kontroversen gegeben, da das Lied durch seine mannigfache Form, durch die eingestreute Prosa und durch die Einkleidung Schwierigkeiten bereitet. Dass unter Hárbarđ Loki zu verstehen sei, wie nach Bergmanns Vorgange auch Rydberg 89 173 behauptet hat, darf nach den Arbeiten Niedners 87 188, 96 128 und F. Jónssons 88 181 als widerlegt angesehen werden; nur Óđinn kann im Hárbarđ stecken. In der Textkritik ist Niedner gegenüber F. Jónsson konservativer: er lässt neben den Málaháttstrophen auch noch die Ljóđaháttstrophen dem ursprünglichen Gedichte eigen sein, während F. Jónsson diese wie die eingestreute Prosa für Interpolationen erklärt. Was endlich die Einkleidung betrifft, die Frage, wen Hábarđr und wen Þórr in dem Gedichte vertrete, so sind wir über subjektive Auffassungen nicht hinausgekommen. — Bei der *Hymiskviđa* hat sich die von Edzardi 78 268 vertretene Ansicht, dass in dem Gedichte eine Verschmelzung mehrerer Lieder vorliege, keine Anerkennung zu verschaffen gewusst. Auch Niedners systematische Einteilung der *Skírnismál* 86 795 sowie seine Zergliederung der *Vølundarkviđa* 88 179, 96 128 und Hirschfelds Dramatisierung der *Lokasenna* 89 228 haben nur wenige Anhänger gefunden. Ebenso dünkt mich die schwierige Frage über das Verhältnis der norwegisch-dänischen Torsvise und der Þrymlur zu der *Þrymskviđa* noch nicht endgültig gelöst. Nach der gründlichen Untersuchung von S. Bugge und M. Moe 97 152 sind die Þrymlur eine freie Bearbeitung der Þrymskviđa, während die norwegische Grundform der Torsvise die Þrymlur und daneben die Þrymskviđa als Quelle benutzt hat und von einem Norweger auf Island zwischen 1400 und 1450 gedichtet ist; nach dieser norwegischen Folkevise soll ein dänischer Dichter ebenda zu derselben Zeit und mit Heranziehung derselben Quellen die dänische Vise gedichtet haben. — Sagengeschichte und Volksglauben der Gegenwart hat A. Olrik vortrefflich zur Heimatsbestimmung der *Hyndluljóđ* verwandt 94 222: darnach führt dieses Gedicht nach Hǫrđaland in Norwegen.

— Die Rígsþula mit ihrem verlorenen Schlusse hat wiederholt die Frage angeregt, zur Verherrlichung welches Königs das Gedicht verfasst sei, und wer hinter dem 'Kon ungi' stecke, ohne dass bisher eine befriedigende Antwort erfolgt ist: Edzardi 82 572 findet in ihm einen norwegischen Kleinkönig auf den Inseln des Westmeeres, während Bugge 83 384 in ihm den norwegischen Guđrøđ veiđikonung vermutet und F. Jónsson (Lithist. 1, 191) energisch für Harald hárfagri eintritt.

In den Hávamál hat Müllenhoff mit vollem Recht eine Sammlung ethischer Lieder mit mythologischen Beispielen erkannt und die sechs Gedichte, die diese ausmachen, scharf voneinander getrennt. Über die ersten drei ist man sich einig, dagegen nicht über den zweiten Teil und vor allem über die Zugehörigkeit der Strophen (Bugge) 111 und 164. Nach Müllenhoff soll v. 111 an richtigem Orte stehen und die Eingangsstrophe der eigentlichen Hávamál (v. 111—137) bilden, die durch v. 164 abgeschlossen werden. Nur durch den Sammler kam 164 an den Schluss der ganzen Sammlung. Mit besserem Rechte lässt dagegen F. Jónsson (Lithist. 1, 243) v. 164 in der Überlieferung an richtigem Orte stehen und vom Sammler herrühren. Strophe 111 lässt Bugge in seinen Studien I., die ebenfalls eingehende Untersuchungen über die Hávamál bringen, ursprünglich vor dem verlorenen Rúnatal v. 138 ff. gestanden haben und lässt die Loddfáfnismál (v. 112—137) einen späteren Einschub sein. So auch G. Vigfússon (Cpb. I. 23 ff.). Nach diesen Forschern sind das Rúnatal und Ljóđatal die eigentlichen Hávamál. Die Schwierigkeiten, die trotz F. Jónssons, Niedners, Heuslers Untersuchungen immer noch nicht beseitigt sind, lösen sich wohl am einfachsten, wenn Strophe 111 ebenfalls dem Sammler zugeschrieben wird wie 164 (Mogk, Littgesch. 588).

Über die Helgilieder sind die bedeutendste Arbeit Bugges Studien II. 96 120. Mögen diese Gedichte auch nicht, wie Bugge annimmt, auf den Inseln des Westmeers entstanden sein, muss auch die von ihm angenommene umfangreiche Benutzung abendländischer und keltischer Quellen zurückgewiesen werden, so sind doch durch Bugges Forschung auch dauernde Resultate erzielt. Danach ist die Heimat der Helgisage Dänemark, wie

Stoff zu den Helgiliedern. Bei diesen entstanden dann zwei poëtische Helgigestalten, Helgi Hjǫrvarđsson und Helgi Haddingjaskati, der in den Káruljóđ verherrlicht war. — Die erhaltenen Helgilieder handeln von Helgi Hjǫrvarđsson und Helgi Hundingsbani. HHj. besteht aus zwei ursprünglich selbständigen Gedichten: dem eigentlichen Helgiliede und dem Hrímgerđarmál (v. 14—30); dies ist das jüngere und in Anlehnung an HHb. I. nicht vor 1000 entstanden. — Von den beiden Liedern Helgis des Hundingstöters ist das junge HHb. I. ein abgerundetes Ganzes der Epigonenzeit, während HHb. II. oder die Vǫlsungakviđa in forna, wie F. Jónsson das Gedicht nennt, die Nachlese der Helgidichtung, durch die Überlieferung Veranlassung zu heftigen Kontroversen gegeben hat: während Sijmons 77 146, 86 791, Vigfússon (Cpb. I. 148 ff.), Niedner 96 128 u. a. darin Fragmente verschiedener Gedichte und nach ersteres Vorgange in v. 1—13 die Káruljóđ finden, verteidigt F. Jónsson Lithist. 1, 252 ff. den einheitlichen Charakter des Gedichtes und nimmt nur mehrere Interpolationen an, die schon vor ihm Bugge, Edzardi u. a. zu erweisen gesucht haben. Auf alle Fälle, darüber ist man einig, ist das Gedicht ungleich älter als HHb. I. Hervorgehoben zu werden verdient noch der Nachweis Bugges, dass in HHj. und HHb. II. sich eine besondere Darstellungsweise erhalten hat: Poësie und Prosa waren von Haus aus gemischt, diese enthielt die Thatsachen, jene die Rede und Stimmung der handelnden Personen.

Bei den Gedichten der Vǫlsungensaga hat sich immermehr die zuerst von Edzardi (Germ. 23, 321) ausgesprochene Ansicht Geltung verschafft, dass die Reginsmál, Fáfnismál und Sigrdrífumál ursprünglich ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht haben, dem vor allem der Wechsel der metrischen Form, des Ljóđaháttr und Fornyrđislags, eigen gewesen ist (vgl. Niedner 96 124). Gegen diese Auffassung hat F. Jónsson vergeblich angekämpft: ohne stichhaltigen Grund kämpft er wie Edzardi für zwei Reginsmál und erklärt die epischen Fornyrđislagstrophen der Sigrdrífumál für Interpolation.

Mehr Aussicht auf Anhang dürfte F. Jónssons Rettung der Sigurđarkviđa in skamma haben 97 110. Während Müllenhoff, Sijmons, Niedner u. a. umfangreichere Interpolationen aus der Überlieferung ausscheiden oder die Verschmelzung zweier Sigurđslieder, von denen das eine die spätere Sagenform wiedergiebt, annehmen wollen, hält F. Jónsson mit gutem Rechte an der Überlieferung fest, wenn auch deshalb durchaus nicht, wie

er annimmt, das Gedicht auf Grönland entstanden ist. Auch die Annahme Bugges 97 108, dass die Sigurđarkviđa auf den Inseln des Westmeeres nach einem ags. Gedicht von Wælsing verfasst sei, wird wenige Freunde finden.

Die späteren Gedichte, namentlich die Atlilieder, sind weniger Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Nur die Hamđismál erfreuten sich der tüchtigen Untersuchungen von Ranisch, die wohl das Hauptgewicht auf die metrische Form legen, aber auch in litteraturgeschichtlicher Beziehung neue Gesichtspunkte enthielten. Denn während man bis dahin direkte Verbindung zwischen der Ragnarsdrápa und den Hamđismál annahm, indem Jessen ZfdPh. 3, 51 die Hđm. aus der Rgdr., Grundtvig und Bugge 76 90 umgekehrt die Rgdr. aus Hđm. ableiteten, lässt Ranisch beide Gedichte unabhängig voneinander entstanden sein. Gleichwohl dürfte die Ansicht Jessens, die auch F. Jónsson 89 209 vertritt, zu Rechte bestehen. Einig ist man dagegen mit Ranisch, dass Guđrúnarhvǫt direkt von Hđm. beeinflusst ist.

Ungleich mehr als früher hat man in den letzten Jahrzehnten auch der Skaldendichtung in der engeren Bedeutung des Wortes sein Augenmerk zugewandt. In den Erörterungen über die Theorie der Skaldenkunst war man nicht weit über die Arbeit des Jón Olafssen hinausgekommen, und als praktischer Führer zum Verständnis der Skaldenstrophen dienten fast ausschliesslich die Interpretationen, die Sveinbjörn Egilsson in dem Lexicon poëticum und in den verschiedenen Ausgaben historischer Werke gegeben hatte. Die Skaldenkunst galt vielfach als gelehrte Spielerei, bei der es vor allem auf Zusammenwürflung der Worte und dunkle, rätselhafte Bilder ankomme, bei der man nur mit dem Metrum, sonst aber weder mit Vernunft noch Klarheit gearbeitet habe. Diese Auffassung, der durch gewissenhafte Erklärung der Skaldenstrophen auf Grund handschriftlicher Überlieferung besonders K. Gíslason entgegengearbeitet hatte, darf endgültig durch die Arbeiten von H. Falk 88 155 und F. Jónsson 89 209, Lithist. I. als beseitigt angesehen werden. Zum Missverständnis der Skaldendichtung hatte eine vollständig unhistorische Benutzung des Materials geführt. Da zeigte Falk, dass die poëtischen Bilder und Umschreibungen in der älteren klassischen Skaldenpoësie denen der eddischen Dichtung durchaus

Wahrheit der alten Umschreibung verloren gegangen und an Stelle des lebendigen Bildes das verbrauchte, farblose, stereotype, die tote Kenning, getreten war, die schliesslich ganz zu gelehrter Spielerei ausartete. Dementsprechend haben auch nur die Bilder der älteren Skalden sagengeschichtlichen und mythologischen Wert. Schon früher hatte Gíslason (Njála II, 20) auf die allmähliche Entwicklung der vollreimenden Gedichte aus den reimlosen hingewiesen. Besteht sonach in sprachlicher Beziehung kein grundsätzlicher Unterschied zwischen Eddaliedern und Skaldendichtung, lässt sich nach Sievers' Forschungen auch auf metrischem Gebiete und nach F. Jónsson auch inhaltlich kein wesentlicher nachweisen, so sind wir nicht berechtigt, den Ursprung der Skaldendichtung keltischen Einflüssen zuzuschreiben, wie Edzardi 78 392 gethan hat. Dass vielmehr die skaldische Dróttkvættstrophe eine historische Weiterbildung älterer Metren ist, dürfte jetzt allgemeine Ansicht sein.

Berechtigtes Aufsehen machte in den 90er Jahren Bugges Angriff auf die Überlieferung der historischen Nachrichten älterer Skalden. Wohl stand es fest, dass einzelne Gedichte, wie die Krákumál, nicht der Zeit angehören können, in die sie Sage und Überlieferung setzt, wohl hatte schon Jessen die Glaubwürdigkeit der Überlieferung einzelner Gedichte angegriffen, allein im allgemeinen hielt man an den historischen Angaben der Sagas fest. Da suchte S. Bugge, entschieden unter dem Einflusse seiner Westlandstheorie, zu beweisen 94 127, dass die den beiden ältesten Skalden Bragi und Þjóðólf zugeschriebenen Gedichte nicht im 9. Jh. in Norwegen, wie die Überlieferung berichtet, sondern erst in der 2. Hälfte des 10. Jh. unter den Norwegern in Britannien entstanden seien. Überall stiess diese Hypothese auf heftigen Widerspruch: vom sprachlichen und litterargeschichtlichen Standpunkt aus suchten sie besonders Gering 94 127 und F. Jónsson 95 110 zu widerlegen, vom historischen und geographischen G. Storm 98 159, der das Ynglingatal als eine Dichtung Þjóðólfs aus Hvín erklärt, die in der zweiten Hälfte des 9. Jh. in Vestfold zu Ehren Rǫgnvalds entstanden ist.

Das Verständnis skaldischer Dichtung am meisten gefördert hat K. Gíslason. Als akademischer Lehrer wie als Forscher wies er unausgesetzt darauf hin, dass man nur durch peinlichste Beobachtung der handschriftlichen Überlieferung die Skaldenstrophen richtig erklären und verstehen könne. Wie schon seine

'Bemærkninger om Skjaldedigtenes Beskaffenhed' (1872) und seine Untersuchungen 'Om Helrim' (1877), geben besonders der 2. Bd. seiner Njála (Kbh. 1889; vgl. dazu 96 126) und die nach seinem Tode herausgegebenen Udvalg af oldnordiske Skjaldekvad 92 97 und Forlæsninger over oldnordiske Skjaldekvad 95 111, 97 27 eine Fülle Aufschluss und Belehrung über die Skalden und ihre Sprache und Kunst. Andere Forscher haben sich Gíslason angeschlossen oder sind neben ihm ähnliche Wege gewandelt. Jón Þorkelsson, der schon seit 1868 in einer Reihe Abhandlungen die trefflichen Skýringar zu den skaldischen Vísur isländischer Sagas geschrieben hatte, interpretierte Strophen aus den Biskupasǫgur 83 846, der Heimskringla 84 846, der Snorra Edda 89 270; Wisén veröffentlichte in den Lunder Rektoratsprogrammen eine Anzahl Emendationer och Exegeser til norröna Dikter 86 800, 87 187, 88 184, 91 229 und gab in seinen Carmina norrœna 87 186, 89 280 37 Skaldengedichte mit Kommentar, metrischen Erörterungen und Glossar heraus. Auch F. Jónsson förderte durch seine Kritiske Studier 84 817 das Verständnis der ältesten Skalden. Zur Klärung einzelner Stellen trugen bei Gering, Friđriksson, Eggert Brím, Wadstein, Boer, Janus Jónsson, Falk. Zu diesen Arbeiten steht die Herstellung des Textes und Übersetzung der Skaldengedichte, die G. Vigfússon im Corp. p. bor. gegeben hat, in grellem Gegensatze: frei waltet hier die subjektive Ansicht und Deutung, nirgends erfährt man etwas über die Forschung, und nur die Fülle des Stoffes und die Belesenheit des Herausgebers söhnt den Benutzer einigermassen mit der Flüchtigkeit des Werkes aus.

Als Monographien ganzer Gedichte oder aller erhaltenen Fragmente einzelner Skalden seien erwähnt: Gerings Ausgabe von Bragi Boddason 86 797, Suetis Fragmente der Skalden, die auf Harald hárfagri gedichtet haben (1884), F. Jónssons Ausgabe von Egils Gedichten in der grossen Ausgabe der Egilssaga 88 191 und der Fragmente Tinds Hallkelssons 87 189, Mogks Ausgabe von Ulf Uggason 80 735. Ferner veröffentlichte F. Jónsson Eilifs Þorsdrápa (1890), Einar skalaglamms Vellekla 91 262, Vendell Sighvats Erlingsflokk und Bersǫglisvísur 80 701, Möbius Snorris Háttatal 79 865 und 81 645. Besonders umstritten waren die Strophen der Kormákssaga, wie sie Möbius 86 816 herausgegeben und erklärt

90 90, entspann sich ein Streit zwischen dem Herausgeber und Eiríkr Magnússon; dieser liess das Gedicht um 1300 auf Island entstanden sein 89 282, während es jener in die erste Hälfte des 13. Jh. und nach den Orkneyen versetzte 90 89.

Wie den Gefolgschaftsskalden hat man in der letzten Zeit auch der geistlichen und gelehrten Dichtung Islands sich mehr zugewandt, wenn auch auf diesem Gebiete das meiste noch nicht veröffentlicht ist. Von den älteren geistlichen Drápur hat allerdings nur die Plácítusdrápa eine neue Ausgabe erlebt, und zwar durch F. Jónsson 87 188; von den späteren dagegen besitzen wir jetzt verschiedene. Acht geistliche Gedichte, überwiegend Marienlieder, gab Kahle 98 167 heraus, die Guđmundardrápa Bruder Arngríms Isberg (1877), die Nicolásdrápa Priester Halls Carpenter 82 594, und manches andere Gedicht, vollständig oder teilweise, Jón þorkelsson jun. in seinem trefflichen Werke über die Dichtung auf Island im 15. und 16. Jh. 88 160. Auf dem Gebiete der gelehrten Dichtung ist der Nachweis F. Jónssons (Germ. Abhandl. zu Maurers 70. Geburtstag S. 489 ff.) von grosser Wichtigkeit, dass die þulur und Gátur, wie sie sich in der Hervararsaga finden, zur gelehrten Dichtung gehören und nicht vor dem 12. Jh. entstanden sein können. Herausgegeben worden sind von den didaktischen Gedichten nur die Runenverse vor Kålund 85 1092 und die jungen Háttalyklar Lopts ríka 89 288, 91 268 und þorđs 92 99 durch Jón þorkelsson jun., während wir von dem ältesten Háttalykil, dem des Rǫgnvald jarl, immer noch keine kritische Ausgabe besitzen und uns auf den schwer zugänglichen Text von Sveinbjörn Egilsson (1849) verlassen müssen. Aus dem Kreise der Tiersage ist der Skaufhalabálkr wiederholt herausgegeben worden, zuerst von Kölbing (1876), dann von Vigfússon im Cpb. und in kritischer Gestalt von Jón þorkelsson 88 160. Letzterer hat auch den Nachweis geführt, dass nicht Einar Fóstri der Verfasser des Gedichtes ist, sondern ein gewisser Svartur þórđarson 99 126.

Mit besonderem Fleisse ist man in letzter Zeit bemüht gewesen, den Lebensgang und die Wirksamkeit der einzelnen Skalden an der Hand der Quellen darzustellen. Auf diesem Gebiete hat Vigfússon im Corp. poet. bor. Treffliches geboten, obgleich auch hier vieles nicht haltbar ist, wenn er den Boden der Hypothese betritt. Diesem Werk zur Seite stellt sich G. þorláksson, Udsigt over de norsk-islandske Skjalde fra 9. til 14. Årh. 82 568 und der 3. Band der AM.-Ausgabe der

Snorra-Edda 81[648] und 87[144], wo sich nicht allein eine kritische Ausgabe des Skaldatals findet, sondern wo auch das Leben jedes einzelnen dieser Gefolgschaftsskalden mit peinlichster Genauigkeit gezeichnet ist.

Erst in den letzten Jahrzehnten ist auch die *spätere isländische Dichtung* in den Kreis der Forschung getreten. Einen Gesamtüberblick über diese giebt das schon erwähnte Werk von Jón þorkelsson 'Om Digtningen på Island i det 15. og 16. Århundrede'. Von den Werken dieser Zeit ist es aber besonders die *Ríma* gewesen, deren sich die Forschung angenommen hat. Ein Verzeichnis der vielen Rímur aus der vorreformatorischen Zeit giebt Vigfússon in den Prolegomena zur Sturlunga S. CXXXVIII f. Von diesen Rímur, deren Aufzählung nicht vollständig ist, ist nur ein kleiner Teil gedruckt, so wichtig auch diese Dichtungsart sowohl für die isländischen Sagas, da sie zuweilen verloren gegangene Handschriften ersetzt, als auch für die romantische Dichtung des Mittelalters ist. Als 1876 Kölbing in seinen Beiträgen auf die Bedeutung der isländischen Rímurpoësie aufmerksam machte, enthielt noch keine Litteraturgeschichte Notizen über diese, und nur wenige Rímur waren erst veröffentlicht. Seitdem ist auch auf diesem Gebiete mancherlei geschehen. Die *Rímur mythischen und saggeschichtlichen Inhalts*, die zum grössten Teil schon Möbius in seiner Sæmundar-Edda veröffentlicht hatte, gab mit den *Griplur* F. Jónsson 96[129] heraus, die *Friđþjófsrímur* L. Larsson 94[155], die *Bósarímur* Jiriczek 94[141], die *Krókarefsrímur* P. Pálsson 84[851], die *Filipó-, Herbúrts-* und *Konráđsrímur*, deren Stoff in der abendländischen Dichtung wurzelt, Wisén in den Riddararímur 81[670], die *Skikkjurímur* Cederschiöld 78[290], die *Geiplur*, die Rímur der Karlssage, zugleich mit dem færöischen Geipatáttur Kölbing in Koschwitz' Untersuchungen des Gedichtes von Karls des Grossen Reise nach Jerusalem 79[882]. Kölbing veröffentlichte auch die *Amícus ok Amilius Rímur* 85[1688] und in seinen Beiträgen neben Bruchstücken anderer die *Virgiliusrímur*. Endlich sei noch hervorgehoben, dass

vertretene Meinung, dass sie eine Weiterbildung des Runhent sei, ist nicht haltbar, vielmehr ist sie direkt in Anlehnung an die lateinische Hymnenpoësie entstanden (vgl. Mogk, Littgesch. 722 f.).

3. Die Sagas.

Eingehende Beschäftigung mit den Handschriften hatte besonders die Norweger Munch und Unger zu der Überzeugung gebracht, dass eine wissenschaftliche Beschäftigung mit den Werken der norwegisch-isländischen Prosa nur dann fruchtbar werden könne, wenn dem Forscher die Überlieferung in möglichst unverfälschter Form vorliege. Konnte doch von einer stattlichen Reihe Sagas jede jüngere Fassung gleichsam als neues Werk angesehen werden. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend legte man das Hauptgewicht bei der Veröffentlichung der Sagas nicht mehr auf die Herstellung eines gesäuberten und normalisierten Textes, sondern veröffentlichte vor allem litterale Abdrücke der erhaltenen Handschriften. Diese Tendenz hat sich bis zur Gegenwart erhalten. Durch sie erst ist in den letzten Jahrzehnten ein grosser Teil der Litteraturdenkmäler allgemein zugänglich geworden, sodass wir jetzt einen ungleich klareren Einblick in die litterarische Thätigkeit der Isländer haben als vor 25 Jahren. Und so konnten denn viele wichtige Fragen zum Teil gelöst, zum Teil der Lösung wenigstens näher geführt werden. Und auch bei Werken, die nach den Satzungen der Gesellschaft, die sie herausgab, normalisiert sein mussten, legte man jetzt mehr Wert auf den textkritischen Apparat als auf die sachlichen Anmerkungen, die früher den Ausgaben charakteristisch gewesen waren. Durch diese neue philologische Methode ist es in erster Linie gelungen, das Verhältnis zwischen der ursprünglichen mündlichen Erzählung und der Saga als Litteraturdenkmal zu klären. G. Vigfússon hat wiederholt, besonders in den Prolegomena, den Weg gewiesen, und F. Jónsson hat sein Werk weiter ausgebaut. Danach steht zunächst fest, dass die historische Saga die älteste Sagagattung ist. Sie geht zurück auf die mündliche Erzählung, die sich schon früh bei den Isländern findet. Auf Grund dieser mündlichen Berichte entwickelt sich dann seit dem 11. Jh. die mündliche Saga, die besonders für dichterische Gestaltung bean-

85 1071 kleinere Erzählungen, *þættir*. Auf diese Periode folgte dann seit der Mitte des 12. Jh. die Periode der schriftlichen Saga, in der die mündliche weiter ausgebildet und die einzelnen þættir zu grösseren Werken verknüpft werden. Diese Periode setzte man früher nach P. E. Müllers Vorgang in den Ausgang des 12. und den Anfang des 13. Jh. Dagegen hatte N. M. Petersen die Blütezeit der Saga ins 13. Jh. verlegt, und G. Vigfússon hatte diese Ansicht zu stützen gesucht (Annal. 1861 S. 236). Die Auffassung dieser Forscher hat die Neuzeit beherrscht, und erst jüngst hat F. Jónsson 94 151 die alte Auffassung wieder in ihr Recht eingesetzt.

Begriff und Wesen der isländischen Saga ist mehrfach eingehend behandelt worden. Den Íslendingasögur als litterarhistorischer Gattung widmeten Döring 77 174 und Heinzel 81 626, ihrer Komposition Bååth 85 1071 treffliche Monographien. Anderes bieten die Einleitungen zu der Ausgaben, namentlich denen der Sagabibliothek. Von den Vätern der schriftlichen Saga sind Sæmundr von Gjessing 96 86 und besonders Ari wiederholt und eingehend von K. Maurer 91 269 und Björn Ólsen 89 245, 93 148 behandelt worden, ohne dass eine Einigung über den Umfang von Aris Verfasserthätigkeit erzielt worden wäre. Neue Ausgaben der Íslendingabók verfassten F. Jónsson 87 150 und Golther 91 266, letzterer mit gründlicher Einleitung über Aris Leben und Schriften; das Werk als Schulbuch erklärte Bley (ZfdPh. 32, 336 ff.); ein Fragment von Aris Werk glauben Henning und Hoffory im cod. reg. 1812 gefunden zu haben 82 589. — Alle grösseren und ein beträchtlicher Teil der kleineren Íslendingasögur sind in neuen Ausgaben erschienen, die in ihren Einleitungen über den handschriftlichen Befund und über die mutmassliche Entstehungszeit des Litteraturdenkmals orientieren. Die Egilssaga veröffentlichte F. Jónsson für das Samfund 88 191 und in der Sagabibl. 94 151; eine freie schwedische Übertragung gab Bååth 84 840, eine deutsche Khull 88 192; ihr Verhältnis zu den Konungasögur untersuchte Gjessing 85 1075, zwei interessante Rechtsfälle in ihr K. Maurer 95 221. — Die Laxdœlasaga gab heraus Kålund für das Samfund 92 118 in kritischer Gestalt, für die Sagabibl. 96 132 mit trefflichen sachlichen An-

die Gunnlaugssaga von Jón þorkelsson 80 788 und Mogk 86 814 (deutsche Übersetzungen von Kölbing 78 280, Küchler 91 276), die Bjarnarsaga von Boer 93 159, die Hœnsnaþórissaga von þorleifr Jónsson 92 115 und Heusler 97 119 (deutsche Übersetzung von Heusler, Berlin 1900), die Harđarsaga von þorleifr Jónsson 91 297, die Gullþórissaga oder þorsfirđingasaga von Kålund 98 152; alle diese Sagas und dazu auch die Gíslasaga (deutsch von Khull 94 158), Hávarđarsaga (deutsch von Lenk 78 282), Fóstbrœđrasaga auch von Valdimar Ásmundarson in den Reykjavíker Texten. Von den Nordlandssagas veröffentlichte in der Sagabibl. Boer die Grettissaga (1900), nachdem er schon über den Wert der Saga und ihre Quellen 97 120 und die Handschriften 98 168 gehandelt und Gering 79 640 auf ihr Verhältnis zum Beowulf hingewiesen hatte (deutsche Übersetzung von Schönfeld 1896). Andere Nordlandssagas gaben heraus: die Bandamannasaga Heusler 97 119, die Kormákssaga Möbius 86 816 (schwedische Übersetzung von Bååth 95 120), die Finnbogasaga Gering 79 871, die Svarfdœlasaga zugleich mit dem þorleifsþáttr F. Jónsson 84 867, die Reykdœla- und Valla-Ljótssaga ebenfalls F. Jónsson 81 651, die Ljósvetninga- und Vígaglúmssaga (deutsch von Khull 88 208) Gudmundur þorláksson 80 780. Dass eine Episode der Vígaglúma aus der Disciplina clericalis stammt, hat G. Cederschiöld 90 218 bewiesen. Von den Sagas des Ostlandes erschienen in neuen Ausgaben: die Hrafnkelssaga Freysgođa von Sommerfeldt 80 786 (deutsch von Lenk 83 852, schwedisch von Ambrosius 82 588) und die Fljótdœla- oder längere Droplaugarsonasaga von Kålund 84 841, zu welcher Ausgabe Jón Jónsson eine Reihe guter Bemerkungen machte 85 1077. Von den Sagas, die im Süden Islands spielen, ist die wichtigste die Njála. Von ihr haben wir nur die eine grosse kritische Ausgabe von Gíslason (1875); nach ihr hat V. Ásmundarson, der ja auch alle die vorhergehenden Sagas herausgegeben, seinen Text 94 148 hergestellt. Zu dieser Saga besitzen wir die wichtigen rechts- und litterarhistorischen Untersuchungen von Lehmann und Schnorr von Carolsfeld 83 855, wonach die Saga ein Litteraturdenkmal aus der zweiten Hälfte des 13. Jh. sein soll. Die ergreifendste Episode der Njála, die Brandlegung, übersetzte Döring 78 278 recht ansprechend, während die Übertragung von Claussen 78 277 nichts taugt. — Von den kleineren Sagas dieser Gegend veröffentlichte þorleifr Jónsson die Flóamannasaga (1884) und Gering den þórhalls þáttr Olkofra 80 746.

Von der Geschlechtergeschichte Islands, der Landnámabók, haben wir vergeblich auf die grosse Ausgabe von Vigfússon gewartet, an der dieser Forscher die letzten Jahre seines Lebens gearbeitet hat. Dagegen hat uns F. Jónsson 1900 eine Ausgabe der verschiedenen Fassungen dieses Werkes geschenkt und in der Einleitung die wichtigen Redaktions- und Verfasserfragen wesentlich gefördert. — Die Geschichte der Einführung des Christentums und der wichtigeren isländischen Bischöfe, die die Isländische Litteraturgesellschaft seit 1858 herausgab, ist 1878 abgeschlossen 79_{875}, und damit sind die einschlägigen Quellen bis zur Reformation veröffentlicht. Als eine Ergänzung hierzu kann das Diplomatarium Islandicum gelten, das dieselbe Gesellschaft seit 1857 herausgiebt und das in dem jüngst erschienenen 2. Teile des 6. Bandes bis zum Jahre 1491 geht. Eine Sonderausgabe von dem Þorvaldsþáttr víđfǫrla mit holländischer Übersetzung und Kommentar veranstaltete Lasonder 86_{822}. Von den anderen Quellen der altisländischen Kirchengeschichte ist besonders die Kristnisaga wiederholt Gegenstand der Forschung gewesen, nachdem Brenner in einer tüchtigen Monographie 78_{275} sie als Fortsetzung der Landnáma bezeichnet und ihr Verhältnis zu anderen Geschichtswerken beleuchtet hatte. Ob Aris ältere Íslendingabók, wie Brenner annimmt, oder Gunnlaugs Óláfssaga, wie Björn Ólsen 93_{148} meint, eine der Hauptquellen dieses Werkes ist, lässt sich schwer entscheiden. — Das letzte Werk endlich, das einen Überblick über die Geschichte Islands in einer bestimmten Periode enthält, die Sturlungasaga, wurde neu herausgegeben von Vigfússon 79_{874} und fand in Björn Ólsen 97 (12) $_{121}$ einen trefflichen Forscher, der in dem Werke eine doppelte Sammlung verschiedener älterer Sagas, die uns sonst nirgends erhalten sind, nachwies.

In den letzten Jahrzehnten hat auch die Altertumswissenschaft eingegriffen, um das Verständnis der Íslendingasögur durch Erforschung und Darstellung der Örtlichkeiten, wo die Ereignisse gespielt haben, zu fördern. Den Anfang auf diesem Gebiete

weiser zu den Sagastätten heraus 99 156, in dem diese bildlich dargestellt und die Bilder von einem Texte, der nicht viel wert ist, begleitet werden.

Aufs engste mit der isländischen Geschichte verquickt ist die der isländischen Kolonie Grönland, von der die Aufsuchung des amerikanischen Festlandes, Vinlands, ausging. Die Forschung über die Eiríkssaga rauđa und den Grœnlendingaþáttr, die Quellen dieser Geschichte, erreichte im Jubeljahr 1892 ihren Höhepunkt. Eine phototypische Ausgabe dieser Quellen brachte Reeves 90 128, einen kritischen Text der Sagas G. Storm 92 107, nachdem schon früher 88 121 letzterer nachgewiesen hatte, dass bei einer exakten Prüfung der Quellen von einer Besiedlung Amerikas nicht die Rede und das in den Sagas bezeichnete Vínland nur Neuschottland sein könne, das die grönländischen Isländer wohl besucht, aber nicht bebaut haben.

Von den Sagas, die nichtisländische Geschichte behandeln, lagen die meisten schon vor der Mitte der 70er Jahre in litteralen Abdrücken der Handschriften vor. Wenn einige neu erschienen, wie der Ágrip durch Dahlerup 80 718 oder Odds Óláfssaga Tryggvasonar durch Groth 95 125, so geschah dies mehr wegen der Sprache dieser Denkmäler als wegen ihrer litterarhistorischen Bedeutung. Entdeckt und in Facsimileausguben veröffentlicht wurden 8 Fragmente der ältesten Óláfssaga helga durch G. Storm 93 144 und vor allem Überreste der bisher für gänzlich verloren betrachteten Kringla und Jöfraskinna durch F. Jónsson 95 124. Ferner erhielten wir endlich die verschiedenen Fassungen der Jómsvíkingasaga: die lateinische Übertragung des Arngrím Jónsson von Gjessing 78 279, die Fassungen in AM. 510 und 291 von C. af Petersens 79 787, 82 590, so dass die Redaktionsfrage von G. Storm 83 858 von neuem in Angriff genommen werden konnte. Neu herausgegeben wurden die lateinisch geschriebenen Quellen zur norwegischen Geschichte von G. Storm in den Monumenta historica Norvegiæ (1880) und die Sagas, die über Altengland berichten, mit vielen Beigaben und englischen Übersetzungen von G. Vigfússon in den Script. Rer. Brit. (Orkneyingasaga, Magnússaga, Hákonarsaga 1887—1894). Endlich arbeitete F. Jónsson seit 1893 an der ersten kritischen Ausgabe der Heimskringla, die vor kurzem ihren Abschluss gefunden hat.

Die grundlegenden Arbeiten zum Verständnis der historischen Sagas, über ihre Quellen und ihr gegenseitiges Verhältnis sind auch heute noch K. Maurers Abhandlung Über die Ausdrücke altnordische, altnorwegische und isländische Sprache, G. Storms

Snorres Historieskrivning und Gjessings Undersøgelse af Kongesagaens Fremvæxt, deren 2. Teil 1876 abschloss. Weiter haben die verschiedenen Fragen, die sich hieran knüpfen, ausser Vigfússon und F. Jónsson, verfolgt: Björn Ólsen 93 148, Morgenstern 91 270, Groth 95 125, Gjessing 96 137, Daae (Norsk Hist. Tidsskr. 3. R. 3, 397 ff.), sodass die Thätigkeit der einzelnen isländischen und norwegischen Historiker im allgemeinen feststehen dürfte. Auch der Verfasser der Hist. de profect. Danorum in terram sanctam ist gegen die landläufige Auffassung als Norweger erwiesen 96 148. Die alte Ansicht Rafns, dass die Færeyingasaga einst ein selbständiges Werk gewesen sei, hat Golther 93 145 wieder aufgenommen und gut verteidigt. Den Quellen der Knytlingasaga und dem historischen Werte dieses Denkmals hat F. Jónsson (1900) eingehende Studien gewidmet. Dass zu dieser Saga die verloren gegangene Skjǫldungasaga den Eingang gebildet hatte, wie die Ynglingasaga zur Heimskringla, ist von Vigfússon in den Prolegomena sehr wahrscheinlich gemacht, und daher ist der von A. Olrik veröffentlichte lateinische Auszug der Skjǫldungasaga des Arngrím Jónsson mit Freude begrüsst worden. Topographische Untersuchungen zu den Sagas der späteren norwegischen Könige gab O. Rygh 98 158; diese wie seine noch nicht abgeschlossene Veröffentlichung norwegischer Gehöftenamen 98 48 sind treffliche Hilfsmittel zum Verständnis der Noregs Konungasögur. — Nur lose an die Konungasögur geknüpft ist der Hemingsþáttr, die nordische Tellsage aus dem Ende des 13. Jh., deren historischen Wert und Verhältnis zu den anderen Überlieferungen dieses Sagenstoffes Klockhoff 92 17 trefflich beleuchtet hat. — Endlich verdienen noch zwei Übersetzungen von Geschichtswerken hervorgehoben zu werden, die durchaus wissenschaftlichen Charakter haben und durch ihre Beigaben auch dem Forscher nützen: die jüngst abgeschlossene norwegische Übersetzung der Heimskringla von G. Storm 96 140 ff. und die schwedische Übertragung der Sverrissaga von Vendell (1885).

Als Ergänzung zu den Geschichtswerken in der eigentlichen Bedeutung des Wortes müssen die Annalen und Diplomatarien angesehen werden. Jene wurden von G. Storm zum ersten Male kritisch herausgegeben 88 212, ohne dass jedoch die wichtige

Mittelpunkt des Interesses, deren Stoff aus der deutschen Heldensage oder der abendländischen Dichtung des Mittelalters entnommen war. Ganz besonders war die **þiđrekssaga** öfter Gegenstand lebhaften Streites. Es handelte sich hierbei einerseits um das Verhältnis der verschiedenen Überlieferungen (norwegischen, isländischen, schwedischen) zu einander, andererseits um die Quellen der Saga. In der Germ. XX hatte Treutler zu beweisen gesucht, dass der isländische Archetypus auf die norwegische Membrane zurückgehe und in dieser eine doppelte Redaktion vorliege. Gegen diese Auffassung wandten sich G. Storm 78 372, Edzardi 80 748, Klockloff 80 745 und suchten zu zeigen, dass die Saga in drei voneinander unabhängigen Überlieferungen, der norwegischen, isländischen und schwedischen, vorliege. Dieser Annahme hat sich jüngst auch Paul (1900) angeschlossen. Dagegen griff Boer 90 886 auf das Treutlersche Redaktionsverhältnis zurück, erkennt den ursprünglichen Text nur in der ersten Redaktion und findet in der zweiten eine Überarbeitung mit mehrfachen Interpolationen, auf die auch die isländische und schwedische Fassung zurückgehen. Soweit sich diese Einschübe auf die Nibelungensage beziehen, bespricht er sie ZfdPh. 25, 433 ff. Die scharfe Entgegnung Pauls zeigt, dass die Redaktionsfrage durchaus noch nicht gelöst ist. Dasselbe gilt von der Quellenfrage. Die Ansicht Dörings (ZfdPh. II), dass die Niflungasaga in der þiđrekssaga auf unser Nibelungenlied zurückgehe, war von G. Storm, Edzardi, Rassmann 77 285, Grundtvig (DgF. IV, 586 ff.) u. a. zurückgewiesen worden; alle diese Forscher fanden die Quelle der þs. in niederdeutschen (sächsischen) Liedern. Dass nichts für eine Lokalisierung der Saga in Westfalen spreche, wie man vielfach annahm, hatte bereits Holthausen 84 859 zurückgewiesen. Jetzt sucht Paul die Ansicht Dörings wieder zur Geltung zu bringen und die Abweichungen der Saga vom Nibelungenliede dem Verfasser der Saga zuzuschreiben.

Eine zweite Hauptquelle der deutschen Heldensage, die **Vǫlsungasaga**, wurde auf ihre Vorlagen und ihren Wert gründlich hin geprüft von Sijmons 76 94; er wies nach, dass die Saga auf die erhaltenen Eddalieder zurückgehe und dass der

sächsische, verquickt mit anderen germanischen und keltischen Sagenelementen. Eine handliche Ausgabe der Saga mit gutem Glossar, aber hypothesenreicher Einleitung lieferte Ranisch 91 279, eine andere zugleich mit dem Nornagestsþáttr Wilken 77 178, eine treffliche Übersetzung, die über alle einschlägigen Fragen orientiert, Edzardi 80 748.

Um die romantischen Sagas oder, wie sie Cederschiöld nennt, die Fornsǫgur suđrlanda haben sich ganz besonders Kölbing und Cederschiöld grosse Verdienste erworben. In der Einleitung zur Flóresssaga ok Blankiflúr hat Kölbing 96 144 einen Überblick über das Wesen der romantischen Dichtung und ihre Verbreitung im Norden gegeben, nachdem schon früher Brenner die südländischen Stoffe in nordischer Bearbeitung besprochen hatte (AfdA. 5, 405 ff.). Mit der Ausgabe der Riddarasǫgur (Parcevalss., Valversþáttr, Íventss. und Mírmanss.) hatte Kölbing 1872 begonnen einen Teil der umfangreichen handschriftlichen Materials zu veröffentlichen und auf die Wichtigkeit dieser Litteraturgattung für die französische, englische und deutsche Litteraturgeschichte des Mittelalters hinzuweisen. Seitdem erschienen seine Ausgaben der Tristams Saga ok Ísondar 78 288, der Elissaga ok Rósamundu 81 646, der Flóressaga ok Blankiflúr 96 144, eine neue Ausgabe der Ívenssaga in der Sagabibl. 98 161. Ferner hat Kölbing wiederholt textkritische Beiträge zu den romantischen Sagas geliefert 94 159, 98 168. Cederschiöld gab die Mǫttulssaga heraus 78 290, die Erexsaga 80 726, in dem stattlichen Bande der Fornsögur Suđrlanda die Mágussaga, Konráđssaga, Bæringssaga, Flóventssaga und Beverssaga mit inhaltreicher Einleitung und deutschen Referaten von Gering 84 842, die Clarussaga des Jón Halldórsson 79 880. Die Partalópasaga veröffentlichte zum ersten Male Klockhoff 78 287, die Sigurđarsaga þǫgla, deren Verfasser nach Kölbings Nachweis die Beverssaga benutzt hat 97 129, Einar Þórđarson 84 855, die kleine Drauma-Jónssaga Gering 93 175. Eine zweite Ausgabe der norwegischen Fassung der Tristamssaga zugleich mit der Mǫttulssaga verdanken wir Gísli Brynjúlfsson 79 879. Über die Hectorsaga, deren Ausgabe Meissner vorbereitet, gab dieser 94 161 dankenswerte Aufschlüsse, über die Ósvaldssaga und Elis-

die des Altnordischen unkundig sind. Auch eine Übersetzung der Erexsaga wird demnächst erscheinen.

Von den Fornaldarsögur Norđrlanda hat A. Olrik in seinen Studien zu Saxo grammaticus 92 145 eine kurze, gute Charakteristik gegeben und dann weiter gezeigt 94 201, wie viele dieser mythischen und saggeschichtlichen Sögur uns verloren gegangen sind; in lateinischer Sprache hat sie uns Saxo nur zum Teil gerettet, der selbst sie dem Isländer Arnold Þorvaldsson verdankte. Leider besitzen wir auch die erhaltenen Fas. Norđrlanda nur zum geringen Teil in wissenschaftlichen Ausgaben. Erst in letzter Zeit hat man begonnen, auch ihnen mehr Aufmerksamkeit zu widmen. In unklarer Vorstellung über das Verhältnis Tegnérs zur altisländischen Friđþjófssaga entstanden wohl eine Menge Übersetzungen dieser angeblichen Quelle Tegnérs, aber wissenschaftlichen Wert hat keine. Der wahre Charakter dieses Erzeugnisses des Epigonenzeit ist von H. Falk 89 242 gegenüber den phantastischen Anschauungen Calaminus' 88 194 dargelegt worden. Eine kritische Ausgabe schuf etwas später Larsson 93 168, und sein jüngst erschienener kommentierter Text (Sagabibl. 9.) dürfte die alte übertriebene Vorstellung von der Saga auch in weiteren Kreisen bannen. — Wie diese Saga erschien noch in zwiefacher Gestalt die Qrvar-Oddssaga durch Boer: in einer grossen, kritischen 88 200 und einer kommentierten in der Sagabibl. 92 123. Boer handelte auch eingehend über das Verhältnis der Saga zu anderen Fornaldarsögur, ihren ursprünglichen Kern und das Alter der eingefügten Gedichte 91 287, 92 125. Ob die eine Fassung der Qrvar-Oddssaga, wie Cederschiöld 92 124 annimmt, auf die Mágussaga oder die Mágussaga, wie Boer behauptet 92 125, auf die Qrvar-Oddssaga zurückgeht, ist eine noch ungelöste Frage. — Über die Hervararsaga und die Sagen, die dieser Dichtung zu Grunde liegen, hat Heinzel eingehende und Sagengeschichte wie saggeschichtliche Methode fördernde Untersuchungen angestellt 88 (10) 125. Ob der Schluss der Hervararsaga, wie Schück 96 116 meint, auf einen Abriss schwedischer Geschichte von Ari zurückgeht, ist sehr fraglich. — In neuen guten Ausgaben, die die Überlieferung übersehen lassen, erschienen endlich auch die Hrólfsaga Gautrekssonar und Ásmundarsaga kappabana von Detter 91 281, die Bósasaga in zwei Fassungen von Jiriczek 93 170, die doppelte Gautrekssaga von Ranisch (1900), die Króka-Refssaga von Pálmi Pálsson 84 351. Auch die isländische Hamletsage, die wir freilich nur aus der Überlieferung des 17. Jh. kennen,

wurde uns vor kurzem durch Gollancz erst zugänglich 98 165, nachdem schon einige Jahre früher Jiriczek auf die Wichtigkeit dieser isländischen Saga hingewiesen und eine ausführliche Inhaltsangabe veröffentlicht hatte 96 179.

4. Die theologische und gelehrte Litteratur.

Hat die theologische Litteratur des Nordens auch in erster Linie sprachliches Interesse, da sie zuerst von allen litterarischen Erzeugnissen aufgezeichnet wurde, so bekommt sie doch auch litterarhistorisches, da sie mehrfach die Profanlitteratur beeinflusst hat. Eine Zusammenstellung sämtlicher Bibelstellen aus den Homilien, Legenden und didaktisch-theologischen Werken gab Belsheim 85 1086. Stjórn, die freie Paraphrase nach den historischen Schriften des Alten Testamentes (hsg. 1862), war in Belsheims Sammlung ausgeschlossen. Diesem Werke widmete G. Storm gründliche Studien 86 880 und erwies es als ein Sammelwerk, dessen fünf Teile zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Quellen entstanden sind. Von Brand Jónsson, dem man früher die ganze Sammlung zugeschrieben hatte, rührt nur die Geschichte der Makkabäer her, der erste Teil der von Þorláksson 82 585 herausgegebenen Gyđingasaga. — Die Homilien, deren Hauptsammlungen in der norwegischen (1862) und Stockholmer Homiliubók (1872) bereits vorlagen, erhielten einen Zuwachs durch Bjarnarsons Leifar 78 273, die auch andere freie Übersetzungen lateinischer Werke theologischen Inhalts enthalten. Die von Wadstein 90 87 aufgestellte und 95 182 verteidigte Ansicht, die norwegische Homb. sei in Hamar entstanden, wird von G. Storm 93 161 bestritten. — Den Legenden von der Jungfrau Maria (1871) und den Geschichten der Apostel (1874) liess Unger die stattliche Sammlung der Heilagramannasögur folgen 77 178, 78 274, zu der Morgenstern 93 160 ein Supplement herausgab. Für diese legendarischen Stoffe war es von grosser Bedeutung, dass Eiríkr Magnússon in England die Membrane des Postulasögur, die seit Anfang des Jahrhunderts verloren war, wiederfand 92 108. — Herausgegeben wurden in den letzten Jahrzehnten auch zum ersten Male von H. Gering 82 577, 83 887 die Æventýri, jene Übertragungen legendarischer und

hat den Nachweis geführt, dass von Jón Halldórsson, dem eine gründliche Biographie zu teil wird, keine der erhaltenen Sammlungen herrühren kann. R. Köhler hat in den Anmerkungen wichtige Beiträge zur Geschichte der einzelnen Novellen geliefert,

Wie die biblischen, so haben auch die didaktischen Stoffe, die der abendländischen Litteratur entlehnt sind, wegen des Alters der handschriftlichen Überlieferung ein hervorragendes sprachliches Interesse. Nachdem 1869 schon der Elucidarius in Facsimileausgabe erschienen war, veröffentlichte Dahlerup 89 250 in gleicher Weise auch die beiden Bearbeitungen des isländischen Physiologus und fügte seiner Publikation eine Geschichte dieses Lehrstoffes bei. — Von den lehrhaften Werken, die auf heimischem Boden gewachsen sind, war das norwegische Speculum regale wiederholt Gegenstand der Forschung. Durch Brenner 81 652 erhielten wir zunächst eine Ausgabe, die die Überlieferung und Sprache des Denkmals überblicken lässt. Die Ansicht K. Maurers, dass König Sverrir der Verfasser des Spec. reg. sei, wurde zurückgewiesen; G. Storm 85 1090 lässt das Werk zwischen 1250 und 1260, Daae 96 145 vom Kanzler des Königs Hákon und Geelmuyden 83 857 auf Grund astronomischer Berechnung in der Gegend des alten Hrafnista in Norwegen (64° 51′ n. B) verfasst sein.

Auch die Snorra-Edda und die sich daran knüpfenden grammatischen Abhandlungen sind erst in den letzten Jahren Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen geworden, nachdem in der grossen arnamagnæanischen Ausgabe (1852—1880) die Mittel zum Verständnis dieses schwierigen Werkes zugänglich gemacht waren. Alle Ausgaben, und auch die jüngst erschienene von F. Jónsson (1900), gehen auf den ausführlichen cod. reg. zurück; nur Wilkens Auszug 77 178 basiert auf dem rekonstruierten Wormianus. Dieser Auffassung des Handschriftenverhältnisses traten Mogk 79 864 und Müllenhoff 84 184 entgegen und erwiesen, dass die Upsalaer Hs. Snorris Arbeit relativ am reinsten wiedergebe. Diese Ansicht wurde von F. Jónsson 99 142 bestritten, allein es ist ihm nicht gelungen, der alten wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen (vgl. Litbl. 1901, S. 99 ff.). Müllenhoff und F. Jónsson widmeten auch der Ordnung der Skaldskaparmál eindringende Untersuchungen. Als Quelle der Gylfaginning wies Mogk 80 725 einzelne Eddalieder und Skaldengedichte nach, während er eine Benutzung der Sammlung eddischer Gedichte zurückwies. Der Kommentar zum Háttatal mit dem Gedicht wurde von Möbius mit trefflichen Untersuchungen neu herausgegeben 81 645,

worin er u. a. nachzuweisen sucht, dass der Kommentar nicht von Snorri herrühren könne. — Von den grammatischen Traktaten wurde vom Samfund eine neue kritische Ausgabe veranstaltet: den ersten und zweiten gaben Dahlerup und F. Jónsson 86 804, den dritten und vierten Björn Ólsen 85 1074 heraus. Letzterer schrieb in der Einleitung ein wichtiges Kapitel Kultur- und Litteraturgeschichte, in dem er den grammatischen Studien auf Islands Schulen im Mittelalter nachging und eine Geschichte der grammatischen Litteratur auf der Insel gab. Schon in seiner Abhandlung über den Gebrauch der Runen 83 881 hatte Björn Ólsen den Nachweis geführt, dass der erste grammatische Traktat nicht von Þórodd herrühren könne, wie Vigfússon 79 874 annahm, sondern dass dessen Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Runenschrift im dritten Traktate teilweise erhalten wären und dass der erste Traktat Þórodds Arbeit voraussetze. Diese Ansicht dürfte jetzt allgemein Geltung erlangt haben. Dagegen ist die Annahme desselben Gelehrten, dass Ari seine Werke mit dem Þóroddschen Runenfuþark geschrieben habe, mit guten Gründen zurückgewiesen worden, während die Ansichten über Aris Anteil an Þórodds Arbeit geteilt sind, indem Maurer und Storm die Beteiligung Aris recht wohl für möglich halten. — Den zweiten grammatischen Traktat haben Brenner 88 189 und Mogk 89 289 auf seinen Wert und seine ursprüngliche Gestalt hin geprüft: beide erklären die Form des Upsaliensis als die älteste Fassung und erweisen die Abhandlung als Einleitung zum Kommentar des Háttatals.

5. Rechtsdenkmäler.

Die Geschichte der norwegisch-isländischen Rechtsquellen stand in ihren Grundzügen nach den Arbeiten K. Maurers fest. In seinem Artikel über die Gulaþinglǫg 78 166, in der Udsigt over de nordgerm. Retskilders Hist. (1878) und in Holtzendorffs Encyklopädie (I. 1889) hat er einen Überblick über diese Ergebnisse der Forschung gegeben, der sich in seinem Kerne mit dem Aufstellungen Brandts (Forlæsninger over den norske Retshist.), Hertzbergs, Tarangers u. a. deckt. Darnach steht fest, dass die älteren

Tübinger Fragmente der Frostuþinglǫg, den Sievers machte 86 311; an ihrer Hand erwies v. Amira eine zweite Redaktion der älteren Frostuþingsbók, die zwischen 1215 und 1220 entstanden und der nach Maurer (Hist. Tidsskr. 1888, 201 ff.) die Einteilung in bœkr, lutir und Kapitel eigen ist. Die *norwegischen Rechtsquellen* wurden überhaupt in ihrem vollen Umfange erst im letzten Vierteljahrhundert durch G. Storm in dem 4. und 5. Band von Norges gamle Love 85 1038, 91 284 zugänglich. Zu ihrem Verständnis schrieb Hertzberg das treffliche Glossar 96 224. - Eingehende Untersuchungen sind besonders dem sog. *Christenrecht des Königs Sverrir* zu teil geworden. Nachdem Maurer schon in den Germ. Studien jeden Anteil König Sverrirs geleugnet hatte, erwies er 80 464 diese Arbeit als ziemlich rohe Kompilation aus den älteren Christenrechten, die unter Magnús lagabœtir entstanden ist und wahrscheinlich auf ihn zurückgeht. Der letzten Auffassung gegenüber sucht Hertzberg 96 226 zu begründen, dass König Magnús bereits ein älteres kompilatorisches Christenrecht aus dem Anfange des 13. Jh. vorfand und dies nur umredigierte. — Von den Quellen der persönlichen Rechtverbände erschienen in den letzten Jahrzehnten zum ersten Mal die drei einzigen altnorwegischen *Gildenstatute*; das älteste aus Drontheim von 1200 veröffentlichte G. Storm 96 231, zwei jüngere Pappenheim 88 146.

Die *isländischen Grágás*, von denen 1875 nur die Ausgabe der Konungabók vorlag, veröffentlichte V. Finsen nach der Staðarhólsbók 79 384. Die Fragmente älterer Sammlungen und die jüngeren Weiterbildungen gab derselbe Rechtsgelehrte in einem dritten Bande mit einem Rechtswörterbuch heraus 84 345. Hiermit ist die Ausgabe der altisländischen Grágás abgeschlossen. Die alte Auffassung von K. Maurer, dass die Grágás ganz voneinander unabhängige Sammelarbeiten einzelner Personen seien, ist von Finsen in der Einleitung zur Staðhb. angegriffen worden; die Sammlungen gehen wahrscheinlich auf gemeinsame Quelle zurück.

6. Die Litteratur Dänemarks und Schwedens.

Während sich mit der altnorwegisch-isländischen Litteratur Gelehrte fast aller germanischen Stämme beschäftigt haben, ist die ältere schwedische und dänische Litteratur fast ausschliesslich von Skandinaviern selbständig weiter erforscht werden, und auch von diesen haben sich relativ nur wenige damit beschäftigt. Das hat seinen Hauptgrund darin, dass der grösste Teil dieser Litte-

ratur keinen selbständigen Wert besitzt, sondern mehr oder weniger den Erzeugnissen fremder Völker entlehnt ist. Dazu kommt noch, dass auf bestimmten Gebieten bereits vor einem Vierteljahrhundert die Arbeit nach gewissen Richtungen hin abgeschlossen war: die dänischen sowohl wie die schwedischen Gesetze lagen in mustergültigen Ausgaben vor, und die Ausgabe besonders der dänischen Volkslieder war fast vollendet. Ausserdem besassen wir weder für die altdänische noch für die altschwedische Sprache lexikalische Hilfsmittel.

Das Hauptinteresse in weiteren Kreisen galt vor allem den Werken, die von der Litteraturgeschichte in andere, benachbarte Gebiete, besonders in das der Volkskunde, übergreifen. Und doch sollte gerade von deutscher Seite jener skandinavischen Übertragungslitteratur mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden, da sie die nördlichste Welle der deutschen, der abendländischen Kultur des Mittelalters ist.

Um die Geschichten der dänischen Heiligen, die ältesten Zeugnisse litterarischer Thätigkeit, hat sich ganz besonders H. Olrik grosse Verdienste erworben; in seiner Übersetzung dieser Werke 93 333 (auch 94 294) prüft er den Anteil der einzelnen Verfasser und geht ihrem Leben und Wirken nach. — Über Saxo grammaticus erschienen die bahnbrechenden Untersuchungen von A. Olrik 92 145, 94 201, in denen dieser Forscher nachwies, dass der saggeschichtliche Teil von Saxos Werk (B. 1—9) teils auf altdänische Volkssage, teils auf einen isländischen Sagaerzähler, wahrscheinlich Arnoldus Thylensis, zurückgehe, und dass die Gesta Danorum schon eine Anzahl mittelalterlicher Wandersagen und Märchenmotive enthalten, die Saxo wohl dem Engländer Lucas verdanke. Durch diesen Beweis wurde die herrschende Ansicht, das unter Saxos 'Thylenses' keine Isländer, sondern Norweger aus Thelemarken zu verstehen seien, zerstört. — Andere Beiträge zu Saxos Werk brachten die dänische Übersetzung von Winkel Horn 99 (17) 125, die englische der neun ersten Bücher von Elton und Powell 94 200 und die jüngst erschienene desselben Teiles von Jantzen (1899—1900). Eine kritische Ausgabe der Gesta Danorum mit reicher Litteraturangabe lieferte Holder 85 1098. — Das lehrhafte Hexaëmeron von Saxos Zeitgenossen Andreas Sunonis gab zum ersten Male in zuverlässigem Texte und mit gehaltreicher Einleitung Gertz 92 154 heraus.

des schonischen Kirchenrechtes vor dem seeländischen 91 299. Die schwedischen Provinzialgesetze waren in der vorzüglichen Ausgabe von Schlyter bereits alle herausgegeben. Eine Facsimileausgabe der älteren Vestgöta laghbok erschien 89 267, der Östgöta laghbok 98 (21) 158; erstere wurde von Schwartz und Noreen 79 386 und Vendell 97 188, letztere von Freudenthal 1895 wieder herausgegeben. Ein in Göttingen neu gefundenes Bruchstück des Södermannalag veröffentlichte Maurer 94 192.

Die *dänischen Schutzgilden* wurden zum ersten Male gesammelt und herausgegeben von Pappenheim 86 477, die Statuten der Handwerkergilden von Nyrop (seit 1895); von letzteren wies Steenstrup (Dansk Hist. Tidskr. 5. R. 6, 479 ff.) nach, dass keines der erhaltenen Gildenstatute über die Mitte des 14. Jh. hinausgehe, und dass es falsch sei, einige schon ins 13. Jh. zu versetzen. — Von den *Diplomatarien* erscheint seit 1894 das Repertorium diplomaticum regni Danici mediævalis; der ältere, bis 1400 reichende Teil des schwedischen Diplomatariums fand 1878 seinen Abschluss; seitdem erscheint unter Silverstolpes Leitung die Fortsetzung von 1401 an.

Über die dänischen *Chroniken* werden sich die Ansichten erst genügend klären, wenn diese in zuverlässigen Ausgaben fertig vorliegen. Bisher erschienen das 1. Heft der prosaischen Chroniken von Lorenzen 88 218 und das 1. Heft der Reimchronik von Nielsen (1895)[1]. — Die schwedischen Chroniken, die Klemming in Sv. Fornskr. Sällsk. Saml. veröffentlicht hat, sind besonders von Cederschiöld und von der Ropp auf ihre Bedeutung und ihre Komposition hin untersucht worden: jener erwies die *Erikskrönika* als ein historisches Epos aus der Folkungerzeit 99 175, dieser zerlegte die *Nya Krönika* in drei zu verschiedenen Zeiten verfasste Teile (Zur deutsch-skand. Gesch. 1876).

Auch bei der *biblischen* und *theologischen Litteratur* des Mittelalters zeigt sich überall Klemmings emsige Thätigkeit. Die vorreformatorischen Übersetzungen und Paraphrasen der Bibel, die Predigten, die Schriften der heiligen Birgitta und ihrer Anhänger, die umfangreiche Legendensammlung, die schwedische Bearbeitung der Gedichte von Barlaam och Josaphat,

die u. a. den schwedischen Lucidarius enthält. — Die dänische Litteratur, die auf diesem Gebiete ungleich ärmer als die schwedische ist, besitzt ein Werk in Übersetzung, das die schwedische nicht hat: Thomas a Kempis' Nachfolge Christi, die das Univ. Jub. Samf. durch Rønning zum ersten Male herausgab 85 1100; in der Einleitung sucht Nielsen wahrscheinlich zu machen, dass die Übersetzung im Kloster Grinderslev entstanden sei.

Auf dem Gebiete der didaktischen Litteratur vor der Reformation ist die bedeutendste Arbeit der verflossenen Jahrzehnte Kocks und af Petersens Ausgabe von Peder Låles Ordspråk 94 198, die nicht nur die lat.-dänische, sondern auch die altschwedisch-lateinische Sprichwörtersammlung enthält und eine Übersicht über die ostnordische Sprichwörterlitteratur bringt. Der Verfasser dieses in Dänemark wie Schweden weitverbreiteten Werkes war, wie Kock sehr wahrscheinlich macht, ein Peder Låle, der im 14. Jh. als Propst von Roeskilde wirkte.

Auch die profane Litteratur Dänemarks und Schwedens steht fast vollständig unter dem Einflusse der Nachbarländer und ist Übersetzungslitteratur. Die wichtigste Rolle spielen unter dieser die Eufemiavisur, die auf Veranlassung der norwegischen Königin Eufemia übertragenen Gedichte von Ivan Lejonriddaren, Fredrik af Normandie und Flores och Blanzeflor. Nach G. Storm (Tidskr. f. fil. N. R. I) sollten die Gedichte, die in schwedischer Sprache vorliegen, auf norwegische, von der Eufemia auf Grund prosaischer norwegischer Sagas veranlasste Gedichte zurückgehen. Dieser Ansicht gegenüber hat Klockhoff 81 675 der früher schon herrschenden Annahme wieder zu ihrem Rechte verholfen, wonach Eufemia die Gedichte von einem schwedischen Dichter für ihren Schwiegersohn Herzog Erik Folkung übertragen liess. Ob diese schwedische Übertragung auf das französische Original zurückgeht (Geete, Schück) oder auf die norwegischen Sagas (Klockhoff, Kölbing), ist eine umstrittene Frage. Einig ist man darüber, dass die dänische Übersetzung aus schwedischer Vorlage geflossen ist. — Mandevilles Rejse ist in kritischem Texte herausgegeben von Lorenzen 82 597; in der Einleitung zeigt der Herausgeber, dass der dänische Text auf ein freies und gekürztes lateinisches Original zurück-

schon früher 92 140 diese als direkte Wiedergabe von Guido de Columnas 'Hist. destructionis Trojae' erwiesen hatte. — Endlich gehört zur Übersetzungslitteratur auch die lehrhafte Schrift Um Styrilsi Kununga ok Höfþinga (herausg. von Geete 1878), die nach den eingehenden Forschungen Söderwalls 80 754 von einem Geistlichen in der ersten Hälfte des 14. Jh. nach mittelalterlich-lateinischen Schriften, besonders des Egidius de Columna 'De regimine principum', verfasst ist, deren Verfasser aber die Vorlagen den Verhältnissen seiner Zeit angepasst hat.

Es erübrigt endlich noch, der dänischen und schwedischen Folkeviser zu gedenken, der wichtigsten vorreformatorischen Dichtung dieser Länder. Die Wege, wie auf diesem schwierigen Gebiete methodisch zu verfahren sei, waren durch Sv. Grundtvig in seiner grossen Ausgabe von Danmarks gamle Folkeviser gewiesen. In seinem Sinne setzte A. Olrik die Sammlung fort. Er vollendete die Ausgabe des schon von Grundtvig vorbereiteten 5. Bandes 91 165 und begann 95 151 die Veröffentlichung der Ridderviser, von denen jetzt fünf Hefte vorliegen. Als Ergänzung zu dieser Sammlung müssen Kristensens Publikationen jütländischer Folkeviser 89 265, 91 166 betrachtet werden. — In anderer Weise gingen Noreen und Schück bei Veröffentlichung altschwedischer Volkslieder zu Werke: sie gaben seit 1884 in buchstabengetreuem Abdruck fünf alte Sammlungen aus dem 16. und 17. Jh. heraus, die sich auf der Kgl. Bibliothek in Stockholm befinden. Andererseits suchten Bergström und Höijer die neue Ausgabe der Sammlung von Geijer och Afzelius der Grundtvigschen Methode anzupassen 80 658. — Bei der Forschung, die sich an die Folkeviser knüpft, handelt es sich hauptsächlich um ihre metrische Grundform, ihren Ursprung, ihr Alter. Die bedeutendste Arbeit hierüber ist unstreitig die von Steenstrup 90 275. Die alte Ansicht N. M. Petersens, die auch Rosenberg (Nordb. Aandsl. II) vertritt, dass das Reimpaar der Folkeviser auf das altnordische Fornyrđislag zurückgehe, darf nach den Forschungen G. Storms, v. d. Reckes und Steenstrups als beseitigt gelten; im mittelhochdeutschen Reimpaare ist vielmehr sein Ursprung zu suchen. Das hohe Alter, das einst Sv. Grundtvig für die Volkslieder angenommen hat, ist heute aufgegeben. Storm, Schück 91 246, Steenstrup sind darin einig, dass die Blüte der Folkeviser ins 14. und 15. Jh. fällt, und dass sich die Volkslieder in Schweden später entwickelt haben als in Dänemark. Auch darüber dürfte jetzt Einigkeit herrschen, dass sie unter dem Einfluss der deutschen Dichtung

entstanden sind; nur gehen hier die Ansichten auseinander, indem Schück in der deutschen Spielmannsdichtung das Vorbild findet, während G. Storm und A. Olrik 87 119 es in den höfischen Gedichten der deutschen Minnesänger suchen. Ist so die Forschung über die skandinavischen Folkeviser zu erfreulichen Ergebnissen gekommen, die auch Pineaus Studien 98 (16) 115 nicht zu erschüttern vermocht haben, so hat auch die Methode zur Erforschung dieser Dichtung wesentlich durch Steenstrup gewonnen: jedes Lied ist nach ihm für sich zu untersuchen, wobei von der Überlieferung auszugehen ist; äussere Kriterien, namentlich das Verhältnis zu den historischen Begebenheiten, bestimmen Alter und Wert der historischen Folkeviser, innere, Form und Stil das Alter der anderen.

Leipzig.

Eugen Mogk.

Volksdichtung[1].

1. Allgemeines.

Die drei letzten Jahrzehnte des 19. Jh. haben zwar in allen Ländern germanischer Zunge einen gewaltigen Aufschwung der Volkskunde nach ihrer ethnographischen, linguistischen und litteraturgeschichtlichen Seite herbeigeführt, alte Probleme sind wieder aufgegriffen, neue Fragen gestellt, der Gesichtskreis ist erweitert und die Methode vertieft worden, aber zu einer grundlegenden oder doch nur einigermassen befriedigenden zusammenfassenden Darstellung der gesamten germanischen Volkspoësie ist es nicht gekommen. Und nicht einmal für ein einzelnes Sprachgebiet hat die junge Wissenschaft sich an die historische oder stilistische Aufarbeitung des vorliegenden Material gewagt. Die Gründe liegen für den mit unserem Stoffe und unseren Zielen Vertrauten klar vor Augen. Gerade unser Material, so überreich es auf den ersten Blick erscheinen mag, ist noch so lückenhaft und unzuverlässig, dass ein gewissenhafter Arbeiter auf Schritt und Tritt die Gefahr des Irregehens, des allzu schnellen Urteils drohen sieht. Grosse Strecken Landes sind noch ganz unerforscht; anderswo hegt man Misstrauen gegen die Sammler. Hier fliessen die Quellen überreich, dort spärlich, oft aus ganz persönlichen Gründen. In manchen Orten Baierns wirken mit unermüdlicher Treue brave Volksschullehrer, die alljährlich Tausende von volkstümlichen Überlieferungen in die Scheuern einbringen; unmittelbar daneben, vielleicht nur eine Meile entfernt, behauptet

[1] Wo nichts anderes bemerkt ist, beziehen sich die Citate auf Abteilung X des Jahresberichtes.

ein anderer, dort gäbe es überhaupt keine Volkstraditionen. Und wie verschiedenartig ist das eingebrachte Material! Aberweise Besserwisser, gutmütige Nachbesserer, bewusste Fälscher, schlechte Beobachter sind genug unter den Mitarbeitern, und wie viel Missverständnisse und Fehler auf sprachlichem und psychologischem Gebiete begegnen, wenn wir offen sein sollen, auch dem hingebenden Forscher! So kommt es denn, dass wir hier über ein Kompendium der gesamten Volkspoësie der germanischen Stämme nicht berichten können und froh sein müssen, auf die ganz vorzügliche bibliographische Behandlung des Gegenstandes hinweisen zu dürfen, die J. A. Lundell, John Meier und A. Brandl im 2. Bande des Paulschen Grundrisses S. 719—860 dargeboten haben.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Volksdichtung bewegt sich der Hauptsache nach in zwei Wegen, und nicht immer beschreitet beide derselbe Wanderer. Der eine sammelt mit mehr oder weniger Geschick und Treue die noch im Volke lebendigen Überlieferungen und bindet sie zu Garben, der andere untersucht das Gefundene, übt an der Echtheit und Textgestalt Kritik, betrachtet geschichtlich und vergleichend den Zusammenhang des einzelnen Stückes mit anderen, inhaltlich verwandten, aber zeitlich oder örtlich getrennten und sucht durch die Zusammenfassung der Einzelergebnisse zur tieferen Behandlung allgemeinerer Fragen vorzudringen. Da sich die Fortschritte der eigentlichen, wissenschaftlichen Forschung in den letzten Jahrzehnten fast durchgehends nur auf einzelne Dichtungsgattungen bezogen, deren jede einzelne ihre besonderen Probleme aufweist, so wird sich auch für unsere Betrachtungen eine Trennung als notwendig erweisen. Einheitlicher haben sich die Anschauungen über die Sammlungen des Materials gestaltet, so dass wir darüber ein paar zusammenfassende Worte vorausschicken können.

Ganz allgemein betrachtet, haben sich die Principien und Methoden der Gewinnung und Aufzeichnung von Volksdichtungen in den letzten Jahrzehnten von Grund aus geändert, wenigstens in der Praxis; denn zu theoretischen Auseinandersetzungen über solche Fragen ist es, in Deutschland wenigstens, fast nur in

war. So steht ja Uhlands Volksliedersammlung [1] mit ihren im ganzen diplomatisch treuen Abdrücken in wahrscheinlich bewusstem Gegensatze zu der selbstherrlichen Umdichtung und Verschmelzung des alten Volksgutes, wie sie die „Liederbrüder“ Achim v. Arnim und Clemens Brentano sehr zum Nachteil der Wissenschaft betrieben. Dadurch ist gerade die Aufzeichnung der Volkslieder, deren Text ja zudem durch Metrum und Reim mehr gebunden scheint, mit ziemlicher Strenge und Genauigkeit ausgeführt worden, wenigstens wo wissenschaftlich geschulte Männer, wie der treffliche Svend Grundtvig, ans Werk gingen; in die letzten dreissig Jahre fällt dann die nach dem Muster des dänischen Riesenwerkes angelegte, mit höchster Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführte, in ihrer Vollständigkeit mustergültige, auch äusserlich würdig ausgestattete englisch-schottische Sammlung von F. J. Child, English and Scottish Popular Ballads 83 719, ein klassisches Werk, neben dem sich die fleissigen, aber oberflächlichen, Noten und Text, Namen und Zahlen mit gleicher Naivität vergewaltigenden Sammelwerke des unermüdlichen F. M. Böhme [2] nicht sehen lassen dürfen. Indessen hat Deutschland gerade in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe mustergültiger, landschaftlicher Sammlungen hervorgebracht, die zum Teil nach neuen Gesichtspunkten veranstaltet sind und durch die Art der Nachfrage, durch den Umfang und die Anordnung des Aufgenommenen nicht selten auch methodische Fortschritte bedeuten. Seit dem Anfange der achtziger Jahre nimmt das Sammeln einen frischen Aufschwung, und die Bücher von Tobler 83 697, Böckel 85 894, Lewalter 90 175, Hruschka-Toischer 88 255 und Wolfram 94 288 werden der deutschen Volkskunde auf lange Zeit zur Ehre gereichen. Den Meisterschuss aber haben Köhler und John Meier mit ihren ‘Volksliedern von der Mosel und Saar’ gethan 96 259, einer Ausgabe, die an Reichhaltigkeit und innerem Werte so bald nicht übertroffen werden dürfte. Auch auf dem Gebiete der Kleinpoësie, der Volksreime und Kinderlieder, wird bei uns rüstig gesammelt (das Archiv des ‘Vereins für bairische Volkskunde und Mundartforschung’ birgt viele tausend Nummern), ohne dass doch eine der gedruckten Ausgaben geradezu als epochemachend angeführt werden müsste. (Vgl. meine Recensionen, Archiv 102, 399 ff. und 103, 366 ff.)

Besseres können wir über die Bergung der humoristischen

[1] Sie erschien in den letzten Jahrzehnten noch zweimal, 81 564 u. 93 225.

[2] Besonders seien erwähnt 93 227, 96 291 und 97 358.

Volksdichtung berichten. Hier schreitet als rüstiger Schnitter Richard Wossidlo allen anderen voran. Die unermüdliche Arbeitskraft, die seltene Begabung und Leichtigkeit im Verkehr mit dem Volke und die ungeheure Fruchtbarkeit der mecklenburgischen Volkspoësie haben hier trotz bedeutender äusserer Hemmnisse ein Werk in Angriff nehmen lassen, das für unabsehbare Zeit die gesicherte Grundlage für philologische und ästhetische, metrische und sprachliche Einzelforschung bleiben wird. Die bisher erschienenen Bände bringen, trotz weiser Beschränkung, ein fast unübersehbares Material an Rätseln und volkstümlichen Äusserungen über die Tierwelt 99 (16) 187 und 198 (mit den Rückweisungen) und wurden in seltener Einmütigkeit fast von der gesamten wissenschaftlichen Kritik mit dankbarer Freude und warmherziger Anerkennung begrüsst. Die wissenschaftliche Anlage, die wohldurchdachte Anordnung [1], die kundigen sprachlichen Anmerkungen, die reichen bibliographischen Angaben und die wertvollen Register berechtigen uns zu der Voraussage, dass Ws. Werk dereinst der Childschen Sammlung ebenbürtig wird zur Seite treten können.

Wenn bei den Volksdichtungen in gebundener Sprache durch die Form und durch die litterarischen Vorläufer eine genauere Wiedergabe ziemlich gewährleistet war und die letzten Jahrzehnte hier zum mindesten keine wesentliche Änderung gebracht haben, so hat sich die Wissenschaft bei der Aufzeichnung der Prosalitteratur, vor allem der Sagen und Märchen, erst in diesem Vierteljahrhundert ihren Massstab und ihre Grundsätze schaffen müssen. Unbewusst, möchte man sagen, haben sich die Sammler von der auf ein anderes Publikum und für andere Zwecke berechneten Darstellungsweise der Brüder Grimm immer weiter entfernt, und von den stimmungsvollen Nachdichtungen der 'Kinder- und Hausmärchen' bis zu den lautgetreuen Aufnahmen im phonographischen Archiv des 'Vereins für bairische Volkskunde' ist ein weiter Weg. Allmählich erst hat man sich gewöhnt, unsere Volksmärchen — die Aufzeichnung der Sagen lässt noch heute sehr viel zu wünschen übrig — genau nach dem Diktat abdrucken zu lassen und auch die etwa eingeschobenen persönlichen Elemente, die der Individualität des Erzählers ent-

Wiedergabe im Dialekt aus äusseren Gründen nicht möglich ist, muss zum mindesten eine Wort für Wort getreue Übersetzung ins Hochdeutsche eintreten, wie sie vor allem die reichhaltigen Sammlungen E. Lemkes aus Ostpreussen aufweisen, deren Arbeiten hier als nachahmenswertes Beispiel herausgegriffen seien 99 (20) 47. Die Wiedergabe im Dialekt, das Ideal der schriftlichen Aufzeichnung, wird noch nicht lange geübt, und das allerbeste Material steckt in unseren Vereinsarchiven, aus denen gelegentlich bedeutsame Proben an die Öffentlichkeit dringen; eine musterhafte Veröffentlichung sind die Lobenfeld-Märchen von Friedrich Pfaff 95 160, 96 106, 98 (19) 197. Freilich enthält ja auch die Grimmsche Sammlung schon mundartliche Stücke, aber man vergleiche nur etwa den 'Fischer un syne Fru' in der ersten, Runges Stenogramm noch näherstehenden und in der zweiten Fassung, um zu sehen, wie frei die Brüder Grimm auch hier mit dem anvertrauten Gute geschaltet haben. Aber auch bei der sorgfältigsten schriftlichen Aufzeichnung im Dialekt — von deren Schwierigkeiten man sich am grünen Tisch kaum eine Vorstellung machen kann — geht noch genug verloren; so der Tonfall, die je nach dem Inhalt und der Stimmung wechselnde Klangfarbe usw. Einen Schritt weiter kommen wir ja mit dem Phonographen, den man etwa in Würzburg[1] in den Dienst der Volkskunde und Mundartenforschung gestellt und womit besonders O. Brenner in jahrelanger, hingebender Arbeit und unter genauer Beobachtung der Fehlerquellen schöne Erfolge erzielt hat. Aber eines darf man nie vergessen: das Landkind, das vor den geheimnisvollen Apparat tritt, wird stets befangen sein, und insbesondere das Märchen wird aus dem Phonographen niemals ganz so erklingen wie im Kreise trauter Gesichter unter der Dorflinde, auf der Hausschwelle und in der Spinnstube; gehen doch schon die Gebärden der Sprechenden verloren; hier könnte, mit Vorsicht angewandt, die bewegliche Photographie eintreten, wie man denn überhaupt neuerdings unendlich viel zum Nutzen der Volkskunde aufnimmt. Immerhin wird auch in dieser neusten, exakten Epoche der volkskundlichen Sammlerthätigkeit der Forscher niemals auf den lebendigen Verkehr mit dem Volke selbst verzichten dürfen.

---

[1] Neuerdings auch in Leipzig.

2. Das Volkslied.

Ein slovakisches Volkslied lautet:

„Lieder, wie kommt ihr auf die Welt?
Seid ihr vom Himmel gefallen?
Oder im Haine aufgewachsen? —
Wir sind weder vom Himmel gefallen,
Noch sind wir im Haine aufgewachsen,
Uns haben junge Burschen und junge Mädchen erfunden.“

Wir sehen, dass das Volk selber die naive Anschauung Theodor Storms nicht teilt, wonach das Volkslied sich selbst zusammensingt, ohne dass ein bestimmter Dichter die freilich in der Luft schwebenden Einzelzüge und Bilder zu einem künstlerisch wirkenden Ganzen zusammenfügte. Oft genug offenbart sich ja auch in der verblümten Weise des volkstümlichen Stils der Verfasser, freilich nur selten mit Namen. Dies aber scheint doch festzustehen, dass das Volk in dem „Dichter“ immer einen aus seiner Mitte, durch Denken und Fühlen, in Anschauung und Ausdruck ihm Verbundenen sieht. Was seiner Art entspricht, fühlt es heraus ohne langes Grübeln; es nimmt das Volkslied hin, wie es ist. Ähnlich verhält sich die Forschung noch in den ersten Jahrzehnten, über die unser Jahresbericht Kunde giebt. Man fühlt eben, dass die Volkspoësie etwas anderes ist als die Kunstdichtung, und Männer von feinem dichterischen Empfinden, wie Vilmar, dessen bekanntes Büchlein noch 1880 eine dritte Auflage erlebte 80[652], leben sich in die Gefühlswelt des Volkes ein und weisen auf die Schönheit hin, die nach ihrer Meinung jedem echten Volksliede so untrennbar beiwohnen muss wie die Sittsamkeit; im übrigen aber bemühen sie sich nicht um eine strenge Abgrenzung der beiden Kunststile. Wo man überhaupt wirkliche wissenschaftliche Forschung an das Volkslied anknüpft, da spricht man nicht vom Wesen und Charakter der Gattung, sondern, durch die Märchen- und Sagenforschung gespornt, von der Verbreitung und landschaftlichen Gestaltung der Stoffe. Reifferscheidts unübertroffener Kommentar zu seiner Westfälischen Sammlung 79[784] ist das hervorragendste

sein sorgsames Ausbreiten der gewonnenen Ergebnisse hat bei uns keine Nachahmung gefunden, so wünschenswert auch bei dem inzwischen gewaltig angewachsenen Stoffe eine Wiederaufnahme der Arbeit in dieser Richtung wäre. So blieb denn auch Uhlands feinsinnige stilistische Abhandlung, dieser grosse Torso, der dem künstlerischen Gruppenwerke seiner Sammlung angegliedert ist, unvollendet, und in seinen Bahnen wandelten wenige. Das Beste hat Wackernell in einem populären, aber auch dem strengen Forscher unentbehrlichen Vortrage geleistet 90 165. Aus neuerer Zeit wären manche kleinere Abhandlungen, z. B. die von Elisabeth Marriage 98 (16) 1, zu erwähnen.

Wackernell bemüht sich auch, in den innersten Kern des Volksliedes einzudringen und die Frage nach einem Dichter zu lösen. Freilich räumt er dem Übergange von Kunstliedern in den Volksmund, der durch das Streben des Volkes nach gehobener Sprache und Stimmung begünstigt wird (der krasse Naturalismus liegt im allgemeinen dem Volkslied fern!), und für den besonders Erich Schmidt und Friedländer schlagende Beweise beigebracht haben 96 808, eine viel zu grosse Bedeutung und Allgemeingültigkeit ein. Die Konsequenz solcher Betrachtungsweise ist die heute so beliebte Gleichsetzung von Volks- und Kunstdichtung mit der Erklärung, dass die erstere eben ursprüngliche Kunstpoësie war, die allmählich aus den höheren Kreisen mit ihrer wechselnden Geschmacksrichtung zum Volk herabsank und dort fortgepflanzt wurde. Und doch fühlt W. ganz gut heraus — seine späteren Ausführungen beweisen es —, dass ein wesentlicher, tiefgreifender Unterschied zwischen den beiden Dichtungsgattungen bestehen muss, dass dem Austausch zwischen den Gebildeten und dem Volk Grenzen gezogen sind, und dass dieses in seinen Liedern Schätze besitzt, von denen es mit Fug und Recht sagen darf: „Dies ist unser, so lass es uns sagen und so es behaupten.“ Auf diesem Standpunkte stehe ich noch heute, mag man im einzelnen für noch so viele „volkstümliche Lieder“ Verfasser nachweisen, und sehe den besten Weg zur Lösung der offenen Fragen in einer umfassenden methodischen erneuten Aufarbeitung des gesamten vorliegenden Materials mit Rücksicht auf den Stil im weitesten Sinne; denn in der Stilforschung sehe ich den wirksamsten Hebel litterarhistorischer Forschung; in diesem Sinne sprach ich mich in meinen „neuen Beiträgen“, S. 45 ff. aus und fand damit erfreulicherweise die Zustimmung E. H. Meyers (D. Lz. 1899, 1249 f.) und Hauffens (AfdA. XXVIII, 69).

Es bleibt noch ein anderer Weg, um in das Wesen und den Kern des Volksliedes vorzudringen: der empirisch-psychologische. Ihn schlug F. Krejčí ein mit einer ausgezeichneten, leider viel zu wenig beachteten Abhandlung über „das charakteristische Merkmal der Volkspoësie“ 89 292. K. geht aus von den beiden psychologischen Möglichkeiten der Entwicklung von Vorstellungsgruppen; wir unterscheiden eine unwillkürliche, *mechanische* Verbindungsweise, wie sie Kindern und Leuten niederer Bildung, aber auch geistig Höherstehenden im Zustande des Affekts, des Traumes, der Geistesstörung eigen ist, und eine willkürliche, *logische* Verknüpfung, die nur der Gebildetere im Zustande des überlegten Denkens übt. Natürlich sind auch diese logischen Reihen oft genug begleitet von oder durchsetzt mit mechanisch auftretenden Associationen, und die Grenzen sind fliessend; aber es ist gewiss, dass es eine vorwiegend mechanische und eine vorwiegend logische Art des Empfindens giebt, und dass ihrer jede in einem besonderen Stil poëtischen Ausdruck erlangen kann. K. bleibt nun nicht bei diesen abstrakten Folgerungen stehen, sondern weiss eine grosse Anzahl von stilistischen Eigenheiten des Volksliedes aus diesem „Mechanismus“ zu erklären. Auch er hält jedenfalls fest an einem *wesentlichen* Unterschiede zwischen Volks- und Kunstpoësie. Seine verdienstliche Arbeit wäre heute, im Hinblick auf die neuerdings hervorgetretenen gegenteiligen Ansichten und mit Verwertung des reicheren Materials, von neuem aufzunehmen und fortzuführen.

In das letzte Jahrzehnt des verwichenen Jh. fällt die Ausbildung einer neuen Theorie über die Herkunft und litteraturgeschichtliche Stellung des Volksliedes. Den Anlass zur erneuten Aufwerfung und Durchsprechung der Fragen, die frühere Zeiten längst schon endgültig gelöst zu haben glaubten, gab die Beobachtung der Sammler, dass neben den alten, „echten“ Volksliedern (es sei erlaubt, der Bequemlichkeit halber den Ausdruck hier zu gebrauchen) eine sehr grosse Anzahl bekannter Kunstlieder, zum Teil in volkstümlicher Umdichtung, fortlebt; allmählich konnte die eifrige und gewissenhafte Forschung, besonders eines John Meier, zu einer Reihe „echter“ Volkslieder den Verfasser nachweisen: sie treten somit in die Gruppe der „volkstümlichen

vermehrte und mit grosser Sorgfalt und Sachkenntnis ausgeführte 4. Bearbeitung von K. J. Prahl. Auch dieser verdiente Forscher schliesst sich der Ansicht von J. Meier 98 (16) 80 und A. E. Berger 94 278 an, wonach ein organischer Unterschied zwischen den beiden Dichtungsweisen nicht besteht, sondern Volkslied sowohl als Kunstlied das Werk eines bewusst schaffenden Individuums sind. „Kunstlieder," fasst Prahl seine Meinung zusammen, „d. h. Lieder von Verfassern aus den Kreisen der Gebildeten, werden fortwährend zu volkstümlichen, d. h. Lieblingsliedern grosser Schichten unsers Volkes und diese wieder zu Volksliedern, d. h. im Volke gesungenen." So wird denn das „volkstümliche Lied" zur geschichtlichen Zwischenstufe zwischen Kunst- und Volkslied. Nun bleibt die Frage; Was ist denn nun ein „Volkslied"? woran erkennt man es? Darin sind all diese Forscher einig, dass sein Unterschied gegen die Kunstdichtung nicht in der Erzeugung, sondern in der Weiterentwicklung liegt; Berger sieht das Kennzeichen der Volkspoësie in der mündlichen Überlieferung, Böhme in der Verwendung des Dialekts oder in der weiten Verbreitung und Beliebtheit, John Meier in der Stellung des Sängers gegenüber Text und Melodie, Bruinier 99 (16) 1 im chormässigen Vortrage, Prahl endlich wieder, im näheren Anschluss an Berger, in der gedächtnismässigen Überlieferung durch Gesang. Einigkeit herrscht also auch bei den moderner gesinnten Forschern nicht; jeder führt eine Beobachtung auf, die wenigstens zum Teil richtig ist; ich betrachte als charakteristisches Merkmal den Stil im höchsten Sinne, d. h. nicht bloss einzelne formelhafte Wendungen und Bilder, sondern die ganze Auffassungs- und Darstellungsweise. Diese aber kann bei einer Umdichtung im Volksmunde nimmermehr von Grund aus umgestürzt werden; wir fühlen die Gleichartigkeit der „echten" Volkslieder in dieser Beziehung heraus. Sie zu erweisen in ihrer Einheit, in ihrem Gegensatze zur Kunstpoësie soll die Aufgabe der Zukunft sein. Unser Hilfsmittel ist, wie wir oben sagten, die Stilforschung; sollte sie schliesslich ein negatives Ergebnis liefern, so wollen wir gern die Wahrheit der Meierschen Aufstellungen anerkennen; wissen wir doch den Forschern anderer Richtung für ihre rastlose Arbeit herzlichen Dank; wir geben aber die Hoffnung noch nicht auf, das Volkslied als eigene Gattung der Weltlitteratur, dem Volk aber als sein Eigentum wiederzugeben.

Neben dieser eifrigen Behandlung der wichtigsten grundlegenden Fragen sind andere Forschungszweige, wie die Stoff-

geschichte, in den letzten Jahren etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Es hätte gar keinen Zweck, die gewaltige Reihe von Abhandlungen und Aufsätzchen, Bemerkungen und Notizen der letzten dreissig Jahre hier auch nur namhaft zu machen. Das Beste haben hier, wie auf anderen Gebieten, Männer wie Köhler und Bolte, A. Herrmann und Hauffen geliefert; auch Namen wie L. Fränkel und Krauss möge man in den Registern der einzelnen Bände des Jahresberichtes nachschlagen[1]. Um die geschichtliche Erforschung des Volksliedes haben sich v. Waldberg 88 250 und v. Liliencron 85 906 besonders verdient gemacht. Ersterer hat auch wichtige ältere litterarische Quellen im kritischen Neudrucken vorgelegt, wie das 'Venusgärtlein' 90 170 und das 'Jaufner Liederbuch' 93 284, wie denn auch J. Meiers Ausgabe der Bergreihen 92 888 und eine fast unabsehbare Reihe kleinerer Publikationen J. Boltes hier zu erwähnen wären. Kopps wertvolle Veröffentlichungen der Crailsheimschen Liederhandschrift hat vor allem unsere Kenntnis des Gesellschaftsliedes erweitert 99 (16) 114.

Mit der kulturhistorisch-ethischen Seite des Volks- und Kinderliedes befassen sich mehrere Aufsätze Rud. Hildebrands 91 866 und 94 885, Boltes Sammelausgabe: 'Der Bauer im deutschen Liede' 90 197 und vor allem das tiefgründige Werk Büchers, 'Arbeit und Rhythmus' 99 (2) 86.

An metrischen Studien sind aus älterer Zeit diejenigen von Stolte 83 718, aus den letzten Jahren von Reinle 94 828, O. Brenner 96 288 und, für das Skandinavische, von R. Steffen 98 (16) 116 hervorzuheben. Endlich sei noch erwähnt, dass Bruinier 99 (16) 1 eine populäre Arbeit über das Volkslied geschrieben hat, die eine grosse Anzahl neuer und geistvoller Beobachtungen bringt, im ganzen aber doch durch die grundsätzliche Ablehnung eines Volksliedes im obenbezeichneten Sinne verfehlt und nur zu sehr geeignet scheint, gerade in weiteren Kreisen durch die Verquickung litterarhistorischer und volkskundlicher Fragen und durch den Vortrag mancher unbewiesenen Behauptung in schöner, blendender Form grosse Verwirrung anzurichten.

Ebenfalls an weitere Kreise wenden sich Pommer und

in Zukunft auch der strengen Wissenschaft nützlich durch ein intensives Studium des Stils und der Verbreitung unserer Liedertexte.

3. Märchen und Sagen.

Nicht minder verworren und unsicher als heute die Anschauungen über das Wesen des Volksliedes, waren vor etwa vierzig Jahren die Meinungen der Orientalisten und Mythologen über die Herkunft und litterarische Bedeutung des Volksmärchens. Noch heute sind die Gegensätze nicht ausgeglichen, ja, die eigentlichen Hauptfragen werden so bald nicht endgültig gelöst werden, und wir müssen daher gelegentlich etwas weiter zurückgreifen als bis auf das Jahr 1875, müssen auch hier und da den Forschungen in Ländern nicht-germanischer Zunge nachfragen. Auch hier können, bei dem beschränkten Raume, nur die allerwichtigsten Erscheinungen hervorgehoben werden.

In einem anderen Abschnitt dieses Bandes wird davon die Rede sein, welche Wandlungen die mythologische Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten durchzumachen hatte. Die Begründer der 'vergleichenden Mythologie', vor allem Ad. Kuhn, haben sich auch als Sammler von deutschen Märchen und Sagen hervorgethan, wobei sie, im Grunde mit J. Grimm übereinstimmend, in den Volksmärchen im allgemeinen nichts weiter sahen als den letzten Niederschlag alter Naturmythen. Diese Richtung in der Märchenforschung ist noch heute nicht ausgestorben, und Arbeiten wie die von Linnig 83 502 und Wolf 96 28 stehen im grossen und ganzen auf demselben Boden. Schon im Jahre 1856 aber hatte diese Theorie, die doch nur dann volle Berechtigung haben könnte, wenn die Märchen ihre jetzige Gestalt dem umschaffenden Geiste desselben Volkes verdankten, in dessen Munde sie einst als Mythen lebten, einen gewaltigen Stoss erlitten durch die bahnbrechenden Arbeiten Theodor Benfeys, vor allem seine Übersetzung des indischen Fabelwerkes Pantschatantra. Der früheren mythologischen Betrachtungsweise trat jetzt eine andere gegenüber, die wir als die litterarhistorische bezeichnen könnten. Die gehaltvolle Einleitung Bs. zeigte zur Evidenz, dass die schon von den Brüdern Grimm in den Anmerkungen zu ihren 'Kinder-

afrikanischen Märchen sich auch auf die grossen buddhistischen Fabelwerke des alten Indiens erstreckte, und machte es in hohem Grade wahrscheinlich, dass bei der ungeheuren Verbreitung dieser Litteratur von Volk zu Volk der Märchenschatz des Orients zu den islamitischen und europäischen Völkern gelangt sei. Benfey selbst hat die Ergebnisse seiner an ein paar weitverbreiteten Stoffen mit erstaunlicher Belesenheit und grösster Umsicht und Vorsicht unternommenen Vergleichungen[1] folgendermassen formuliert: „Durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen fast alles, was etwa Ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existiert hatte, absorbiert zu haben; kaum dass sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisierten fremden Gebilde gerettet haben mögen.“ Wir halten also gleich daran fest, dass Benfey durchaus nicht die Möglichkeit des Bestehens ähnlicher Produkte, d. h. erzählender Dichtungen mit wunderbaren Motiven und Personen, vor dem Eindringen der orientalischen Märchen in Europa geleugnet hat, wie ihm später gelegentlich nachgesagt ward; ausgezeichnete Märchenkenner, wie W. Grimm, Müllenhoff und vor allem der treffliche Reinhold Köhler (in einem höchst gehaltvollen Vortrage, der inzwischen im Neudruck erschien 94 118), haben sich mehr oder weniger eng an B. angeschlossen. Weiter abseits standen Jakob Grimm, Ad. Kuhn und Max Müller. Immerhin aber hat J. Grimm in einzelnen Fällen schon vor Benfey die Möglichkeit der litterarischen Übertragung von Märchenmotiven anerkannt (s. D. M. I^3 758), und Kuhn schreibt in der Vorrede seiner 1859 erschienenen ‘Sagen usw. aus Westfalen’ folgendes: „Mythische Züge in den Märchen zu suchen wird zwar auch nach Benfeys trefflichen Untersuchungen über das Pantschatantra noch gerechtfertigt sein, aber es zeigt sich auch, dass es nur bei solchen geschehen darf, über deren rein deutschen Ursprung wir Gewissheit erlangen können: sonst geraten wir in Gefahr, buddhistische Anschauungen für solche unseres Altertums anzusehen.“ Da es nun heutigen Tages, wo uns eine unübersehbare Fülle von Texten vorliegt, wohl recht schwer wäre, auch nur für eine einzige Nummer etwa der Grimmschen Sammlung einen rein deutschen Ursprung nachzuweisen, so mussten sich die

zu Mannhardts mythologischen Forschungen 84 567, S. VIII und X) bedurft noch auch der sehr verspäteten und mit einer bei diesem hochverdienten Forscher ungewöhnlichen Gereiztheit vorgetragenen Entgegnung Steinthals 87 5, die sich mit besonderem Nachdruck besonders gegen Benfey wendet. Von St.s Vorwürfen hat schliesslich nur der eine gewisse Berechtigung, dass B. sich zu stark an schriftliche Überlieferung der Märchenstoffe gehalten und der mündlichen Fortpflanzung nicht genug Bedeutung zugemessen hatte. Im übrigen waren gewisse Übertreibungen einiger Schüler Benfeys damals von der Wissenschaft längst überwunden.

Im grossen ganzen war man zu Anfang der 80er Jahre von der Richtigkeit der Benfeyschen Aufstellungen überzeugt. Da erschien, im Lande der Wirksamkeit Max Müllers, unerwartet ein neuer Gegner auf dem Plan, der Anthropolog Andrew Lang. Es ist ganz unzweifelhaft richtig, dass dieser verdiente Forscher zum mindesten auf einen sehr wichtigen Gesichtspunkt, wenn auch nicht zuerst, so doch mit dem gehörigen Nachdrucke hingewiesen hat. Gegenüber manchen allzu gläubigen Anhängern der Benfeyschen Schule, die auch in kleinsten Einzelheiten an Übernahme aus dem Orient glaubten, hat er seinerseits die Schöpferkraft, wie sie, nach seiner Ansicht, jedem Volk innewohnt, aufs schärfste betont. Nur ist L. selbst auf seinem Wege, in der ersten Zeit wenigstens, viel zu weit gegangen und hat ungefähr folgende Grundsätze aufgestellt: Durch vergleichende Beobachtung der Äusserungen des Geistes möglichst vieler primitiver Völker (und darunter versteht L. fast alle nicht in unserem Sinne civilisierten Stämme) vermögen wir einen gewissen, gemeinsamen geistigen Urzustand zu ermitteln, dessen Produkt das Märchen ist. Da nun der Urzustand überall gleich ist, so müssen auch die Produkte gleich sein, weshalb die Übereinstimmung der Volksmärchen nichts Verwunderliches hat. So schienen denn abermals zwei extreme Anschauungen aufeinander platzen zu sollen; die Zukunft lehrte aber, dass eine ruhige Diskussion des Themas am meisten Aussicht auf Erfolg bietet. Einer der gelehrtesten und feinsinnigsten Nachfolger Benfeys, Emanuel Cosquin, der hochverdiente Herausgeber lothringischer Märchen, hat auf den Folklorekongressen 1889 und 1891 und zuletzt auf dem Brüsseler Katholikentage 1894 [1] in seiner ruhigen und eindringlichen Art den Stand der Sache dargelegt und ist schliesslich Lang ebenso

[1] Compte rendu du 3ieme congrès scientifique international des catholiques, tenu à Bruxelles du 5 au 8 septembre 1894.



weit entgegengekommen, wie dieser von seinem extremen Standpunkte zurückgegangen ist. Erheblich milder als die Grundgedanken des Werkes Custom and myth 85 677 klingt schon Langs Formulierung aus dem Jahre 1888 88 168: 'Popular tales are kaleidoscopic arrangements of comparatively few situations and incidents, which again are naturally devised by the earlier fancy.' 'On a general view, then, the stuff of p. t. is a certain number of incidents and a certain set of combinations of these incidents. Their strange and irrational character is due to their remote origin in the fancy of men in the savage conditions and their wide distribution is caused, partly perhaps by oral transmission from people to people, but more by the tendency of the early imagination to run everywhere in the same grooves.' Und 1893 gestand der Begründer der 'anthropologischen Theorie' (Academy, 15. Juli 1893), dass er geneigt sei, in diesen Sätzen das 'partly' und 'but more' miteinander zu vertauschen. So sehen die Litteraturhistoriker heute nicht mehr in jedem Märchen einen Ausfluss der buddhistischen Erzählungslitteratur, und die Anthropologen geben eine sehr ausgedehnte Entlehnung zu. Und dass gerade der Orient die Heimat der meisten uns geläufigen Motive und ihrer Kombinationen ist, beweisen die in den letzten Jahren in ungeahnter Fülle sprudelnden afrikanischen Quellen, die so manchen buddhistischen Zug bewahrt haben und die Volkskunde — auch die deutsche — kann einem so ausgezeichneten Forscher wie Hans Stumme in Leipzig nicht genug für die Schätze danken, die er in jenen Gegenden mit unermüdlichem Fleisse gefördert hat[1]. Inzwischen hatte man hier und da eine ganze Reihe von Einzelfällen festgelegt, wo eine mündliche oder schriftliche Übertragung unwiderleglich bezeugt ist, und mit grosser Umsicht hat ein gründlicher Sachkenner, der dänische Pastor Feilberg, in aller Kürze die verschiedenen Bahnen dargelegt, auf denen sich heutzutage Volksmärchen verbreiten 94 185. Wenn er auch vor allem an skandinavische Verhältnisse denkt, so sind seine Beobachtungen doch auch für deutsche Verhältnisse wertvoll. Denn auch in den deutschen Alpenländern ziehen Schneider und Schuster von Haus zu Haus. Auch unsere Seefahrer tauschen ihr Wissen mit den Kameraden aus; auch mag noch hier und da in Deutschland die gute Sitte bestehen, dass man dem armen Landstreicher des Nachts eine Lagerstätte gewährt und er zum

Dank dafür die Abendstunden mit Erzählungen kürzt; auch die Handelsleute mögen gelegentlich noch an der Verbreitung der Märchen arbeiten, und für die Aufnahme von Geschichten aus gedruckten Sammlungen hat Ulrich Jahn ein lustiges und frappantes Beispiel beigebracht. Die Spinnstuben freilich scheinen dem Untergange geweiht.

Fassen wir den heutigen Stand der Untersuchung, wie er sich aus den verschiedenen, sehr zahlreichen Einzelschriften ergiebt, kurz zusammen, so mögen sich etwa folgende Sätze aufstellen lassen:

1. Erzählende Dichtungen mit vereinzelten phantastischen Einschlägen (redenden Tieren, Wunschdingen usw.) haben die europäischen Völker von jeher besessen, sei es, dass sie aus der Urheimat mitgenommen oder in den späteren Wohnsitzen erfunden wurden.

2. Von einem gewissen, nicht genau festzulegenden Zeitpunkt an dringen vereinzelte Elemente der buddhistischen Erzählungslitteratur in Europa ein. (Unter anderem die volkstümlichen Grundlagen des 'Amor und Psychemärchens'.)

3. Mit der gewaltsamen Ausbreitung des Islams überschwemmt eine gewaltige Flutwelle indischer Erzählungen die europäischen Völker und absorbiert den Grundstock ihrer Unterhaltungslitteratur.

Im einzelnen mögen Kriege und Handelsbeziehungen die wichtigsten Verbreitungsmittel gewesen sein; bei den „wilden" Völkern kommt noch die gewaltsame Verpflanzung einzelner Personen in weit entfernte Länder, etwa durch den Frauenraub, hinzu.

Während nun wohl kaum noch irgend ein Forscher von wissenschaftlicher Bedeutung es versuchen wird, die Volksmärchen als Quellen für die Erkenntnis altdeutscher Mythologie auszunützen, betrachtet man andererseits die oft beobachteten Übereinstimmungen zwischen Werken von zweifellos mythologischem Gehalt, z. B. der Edda, und der internationalen Erzählungslitteratur vom Standpunkt der Volkskunde aus und sucht auch die Beeinflussungen durch die wandernden Märchenmotive nachzuweisen. So hat v. d. Leyen in einer besonnenen Schrift 99 (4) 185 die märchenhaften Motive in den Göttersagen der Edda gesammelt, ohne doch klar zwischen den etwa bodenständigen phantastischen Zügen und den überlieferten Komplexen zu unterscheiden, — eine freilich ungemein schwierige Aufgabe, die wohl erst nach der Beantwortung einer Reihe anderer Fragen endgültig gelöst werden könnte.

Zunächst müssen die Vergleichungen mit den immer gewaltiger anwachsenden Sammlungen aus fremden Zungen rastlos fortgesetzt werden, sei es in ausgeführten Abhandlungen über einzelne Stoffe, wie sie Benfey, ein paar Mal R. Köhler und Liebrecht u. a., in neuerer Zeit z. B. Arfert 97 148 geliefert haben, oder in übersichtlicher Darlegung des Materials mit Hervorhebung wichtiger Einzelzüge und gelegentlicher Nacherzählung bedeutender Abschnitte, worin wieder R. Köhler eine gewisse Meisterschaft erlangt hatte [1], oder endlich in knappen bibliographischen Anmerkungen, in denen namentlich F. Bolte sein unvergleichliches Wissen niederzulegen pflegt.

Neben der Sammlung und Ausbeutung des mündlich überlieferten Materials übt man heutzutage vor allem die Neuausgabe und Übersetzung der einheimischen und auswärtigen litterarischen Quellen, in denen die Niederschläge des Volksmärchens zu finden sind. Auch hier ist vor allem wieder der Name J. Boltes zu nennen, der sich durch die Ausgabe der alten deutschen Schwankbücher für die Bibliothek des 'Litterarischen Vereins' hochverdient gemacht hat.

Freilich geben solche Quellen oft kein reines Wasser. Die ursprüngliche Gestalt unserer Märchen kann man nur aus den besten Sammlungen nach dem Volksmunde kennen lernen. Hier ist auch der eigentümliche Märchenstil, den wir alle verspüren, den aber unseres Wissens noch niemand vollständig analysiert hat, zu erforschen. Das ist eine neue, im Zusammenhang mit der Behandlung der Volksdichtung im allgemeinen wichtige Aufgabe der Märchenforschung, zu der ich selbst in meiner Würzburger Habilitationsschrift: 'Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen' 00 (19) 97 einen bescheidenen Beitrag liefern durfte.

Die deutsche Sage ist viel weniger als das Märchen Gegenstand eigentlich wissenschaftlicher Forschung geworden, obgleich sich die Sammlungen von Jahr zu Jahr häufen. Nicht einmal über das Wesen der Sage, über die Abgrenzung der Gattung gegen den Mythus, das Märchen, die Fabel, die Legende ist eine Einigung erzielt worden. Hier wird unsere Wissenschaft

noch Müllenhoff glaubte, wird sich nicht halten lassen. Vor allem aber ist die Aufzeichnungsweise der lebendigen Sagen höchst reformbedürftig. Gerade weil man so unendlich viel Material aus litterarischen, oft trüben Quellen gewann, hat man sich an eine regestenartige Wiedergabe oder freie Überarbeitung gewöhnt, viel mehr als bei den Märchen. Wir verlangen neue, grosse Sammlungen, genau nach dem Munde des Volkes auf der einen und eingehende Verzeichnisse der einzelnen Züge in lexikalischer Form auf der anderen Seite. Was die erstere Forderung betrifft, so liegen wenigstens einige, sehr tüchtige Musterarbeiten vor, insbesondere Reisers treffliche Sammlung 'Sagen des Allgäus' 95 110. Ansätze zur übersichtlichen Anordnung hat besonders Zingerle in dem trefflichen Register zur 2. Auflage seiner 'Tiroler Sagen' 91 178 gemacht. Jahns s. Z. wertvolle Biographie der Märchen- und Sagensammlungen in Kirchhoffs „Anleitung zur deutschen Landeskunde“ darf heute als veraltet gelten.

4. Volksschauspiel.

Eine Charakteristik der freilich fast immer mit fremden Elementen durchsetzten, im Stil fast niemals einheitlichen, in ihrer litterarischen Verästelung ungemein verwickelten dramatischen Volkspoësie hat noch niemand gegeben. Dankbar nehmen wir die alljährlich wachsende Reproduktion der Texte hin, denen Weinholds klassische Sammlung süddeutscher und schlesischer Weihnachtsspiele 1853 die Wege wies [1], und der neuerdings auch Ammans saubere und reichhaltige Ausgaben 95 411, 97 428, 98 (16) 122 als Muster dienen können. Die eigentliche Forschung hat es meist mit der Stoffgeschichte besonders wertvoller Gruppen zu thun. Aus der grossen Litteratur über die Weihnachtsspiele seien namentlich die Arbeiten von Solymosy 94 340, Creizenach 95 408a und Teuber 99 (16) 149, aus der unübersehbaren Fülle von Ausgaben und Schriften zum Faustspiel die Studien Bruiniers 94 358, 95 388, 389, 98 (16) 186, 99 (16) 158 hervorgehoben. Wertvolles Aktenmaterial hat u. a. Gradl 94 355 und 95 428 mit treuem Fleisse zusammengetragen. Über geistliche Schauspiele als Quelle kirchlicher Kunst hat Frank 99 (16) 148 gehandelt.

5. Kleinpoësie.

Spruch und Sprichwort, Rätsel und Merkreim, Weisheit und Witz des Volkes sind uns wiederholt in mehr oder minder wert-

[1] Gerade zu Anfang unserer Periode, 1875, erschien eine neue Ausgabe. Weitere schlesische Weihnachtsspiele hat uns F. Vogt zugänglich gemacht 00 (16) 180.

vollen und reichhaltigen Sammlungen dargeboten worden, und besonders die verschiedenen Vereinsorgane brachten ein unübersehbares Material. Weit schlechter steht es mit der Verarbeitung dieses Stoffes. Am meisten hat noch das Sprichwort Beachtung und oft freilich dilettantische Behandlung gefunden. Beim Beginn des hier zu behandelnden Zeitabschnitts ward Wanders gewaltiges Werk vollendet und erschien seitdem in einer Neuauflage 85 978. Auch die wertvolle Publikation der Brüder Keil sei hier erwähnt 93 285. Die daran und an andere Sammlungen anknüpfenden Forschungen bewegen sich in drei Richtungen. Die Vergleichung mit den Sprichwörtern anderer Völker haben namentlich Wahl (Erfurt 1877) und Miss Mawr 85 981 gefördert. Die Stiluntersuchung ist bisher über die ersten Ansätze nicht hinausgekommen; nur Maass' Arbeit 91 418 sei hier erwähnt. Sehr zahlreich sind dagegen die Querschnitte, die bestimmte sachliche Gruppen von Sprichwörtern ausheben. 'Land und Volk im Sprichwort' behandelt Plant 97 450, und auf ähnlichem Gebiete bewegen sich die Specialuntersuchungen für Sachsen von Freytag 98 (16) 152 und Küffners ungründliche Dissertation 99 (16) 190. Wiegand stellt die Redensarten zusammen, die sich an die Teile des menschlichen Körpers knüpfen 99 (16) 191, Grüneberg 88 267 und Söhns 90 254 jene, die aus der Bibel entnommen sind. Freund 92 468 behandelt das Sprichwort nach seiner praktischen, Wittstock 90 257 nach der pädagogischen, Schiepek 91 422 und 422a nach der psychologischen und mnemotechnischen Seite.

Die teils ernsten, teils humoristischen Inschriften auf den Kirchhöfen, an den Häusern, auf Geräten usw. sind oft gesammelt worden, und die neueste Veröffentlichung von Dreselly, die schon in 2. Auflage erschien 00 (16) 76, bringt eine reichhaltige Bibliographie. Feldgeschreie, Losungsworte u. ä. hat Dielitz (neue Ausgabe 88 311) zusammengetragen. Ganz vereinzelt stehen stoffgeschichtliche Untersuchungen wie die von Schnorr und R. Köhler über den Reim: 'Ich komme, ich weiss nicht, woher' 84 768 und 86 698. Auch R. Hildebrand 88 314 hat einiges beigetragen.

Endlich ist dem Volksrätsel, soweit es in älteren ge-

ein paar Winke für die Gruppierung künftiger Sammlungen gegeben.

Es waren nur die wichtigsten Erscheinungen, die auf diesem beschränkten Raume erwähnt werden konnten. Hoffentlich bringen uns die nächsten 25 Jahre das Werk, das wir hier noch nicht aufführen durften: eine umfassende geschichtliche und stilistische Beschreibung der gesamten deutschen Volkspoësie.

Würzburg.

Robert Petsch.

C.

Realia.

Volkskunde.

Wer rüstig vorwärtsschreitet, der lenkt den Blick nicht gern auf durchmessene Strecken zurück, und so ist unserer jungen Wissenschaft, von deren raschem Aufblühen schon der Abschnitt „Volksdichtung“ zu berichten hatte, im letzten Vierteljahrhundert ein Geschichtschreiber nicht erstanden; es wäre überhaupt schwer, die Erscheinungen auf dem Gebiete der volkstümlichen Realien, die Zusammenfassungen des gesamten Materials für bestimmte Gegenden und ähnliche Arbeiten, wie sie nach der Anlage des „Jahresberichtes“ in die Abteilung „Volkskunde“ gehören, in einen historischen Zusammenhang zu bringen. Da ist so manche Anregung gegeben worden, auf die bisher niemand eingegangen ist; anderes ward wieder mit liebevollem Auge betrachtet, wonach man Jahrzehnte hindurch nicht gefragt hatte, und in den allerletzten Jahren ist z. B. für die Hausbauforschung durch das Zusammenwirken der Regierungen, der Architekten und unserer eigenen Arbeitsbrüder unendlich viel geschehen, ohne dass wir die verschiedenen Anregungen sondern oder über die voraussichtlichen Ergebnisse urteilen könnten. Auch die Volkskunde geht Hand in Hand mit der allgemeinen Kultur. Bei gewissen Stämmen und zu gewissen Zeiten treten nationale Gesichtspunkte besonders stark hervor; an altberühmten Kunststätten, wie in München, sehen wir ein lebhaftes Interesse für die schönen Bauernmöbel und die Hausmalerei erwachen; der allmählichen Vervollkommnung der Liebhaberphotographie verdankt der Verein für bairische Volkskunde seine unvergleichliche Sammlung von Kreuzsteinen, Bildstöcken u. dergl. in vorzüglichen Aufnahmen, wodurch sich der Kreis unserer Thätigkeit abermals zu erweitern scheint und die Volkskunde mit der Kunstgeschichte in Wettbewerb tritt, da manche berühmte Werke der bildenden Kunst als Typen volkstümlicher Nachbildung fortleben.

Überhaupt verdankt unsere Wissenschaft die Höhe, auf der sie heute angelangt ist, der Thätigkeit der zu ihrer Pflege ins Leben gerufenen Zeitschriften und Vereine. Mit Recht sagt E. Mogk in seinem ausgezeichneten Aufsatz über die 'Behandlung der volkstümlichen Sitte in der Gegenwart' 98 25 folgendes: „Bis in die neunziger Jahre herrschte in Deutschland Ruhe. Nicht einmal die grosse Zeit von 1870 hatte uns anspornen können, eine alte nationale Schuld abzutragen. Nirgends nahm sich ein zielbewusste Leiter des verwaisten Kindes, der Volkskunde, an. Da erwachte im Volke das Bedürfnis, alles Volkstümliche zu sammeln und so der Vergessenheit zu entreissen." Die Zeit der Grimm und Mannhardt war vorüber, und nun übernahm der deutsche Lehrerstand die Führung. Volksschullehrer, wie sie in Baiern, hier und da schon volkskundlich geschult, allenthalben rüstig bei der Arbeit sind, begründeten in Norddeutschland die Zeitschrift 'Am Urdhsbrunnen' 83 618. Vorschnelle Verarbeitung aber schadete oft der Zuverlässigkeit des Materials; auch als der tüchtige Slawist Fr. Krauss dieLeitung übernahm, konnte das Blatt, das inzwischen den Namen geändert hatte ('Am Urquell' 90 111), sich nicht dauernd halten. Die beiden letzten Bände erschienen 1897—1898 unter dem Titel 'Der Urquell' 97 163. Die Materialsammlungen und manchen Aufsatz der letzten Jahrgänge wird man dankbar benutzen, zumal der Herausgeber auf strenge wissenschaftliche Disciplin hielt und mythologisierenden Phantastereien die Thore versperrte; eine führende Rolle in der Wissenschaft aber hat die Zeitschrift so wenig gespielt als die 1889 von Veckenstedt begründete 'Zeitschrift für Volkskunde' 89 156, deren Leiter es nicht an Kenntnissen, wohl aber an Methode, Klarheit und wissenschaftlichem Ernst fehlte. Inzwischen hatte ein mecklenburgischer Gymnasiallehrer, Dr. Wossidlo, begeisterte und begeisternde Aufrufe an seine Landsleute erlassen und mit Daransetzung seiner ganzen Persönlichkeit die Leitung der volkstümlichen Sammlungen übernommen (s. u. „Volksdichtung"). Und jetzt war die Zeit da, wo der jungen Wissenschaft in Deutschland ein Mittelpunkt geschaffen werden konnte. Einer Anregung U. Jahns folgend rief

Erscheinungen des In- und Auslandes, sodass die von ihm redigierte Vereinszeitschrift 91 281 ohne weiteres dem führenden Organ der englischen Folkloristen (herausgegeben von der Folk-Lore-Society als Folk-Lore Record I—V 82 470 (1878—1882), als Folk-Lore Journal I—VII, 83 610 (1883—1889), als Folk-Lore seit 1890, bisher 12 Bände 90 129) und der schwedischen Schwesterzeitschrift Nyare Bidrag till Kännedom om de svenska Landsmålen etc. 81 (12) 614, seit 1879, ebenbürtig an die Seite treten konnte und kleinere Unternehmungen, wie die beiden vlämischen Zeitschriften Volkskunde (ed. de Mont und Gittée, später de Mont und de Cock, seit 1888, s. 93 108), und Ons Volksleven (seit 1889, s. 92 216) sofort überflügelte.

Anregend und befruchtend hat Weinholds That in fast allen deutschen Landschaften gewirkt; es genügt, die Gründung der Provinzialvereine festzustellen, über deren Arbeit im einzelnen unsere Jahresberichte Auskunft geben. Seit 1893 erscheinen die von Knoop und Haas trefflich geleiteten 'Blätter für pommersche Volkskunde' 94 141. Wichtig ist das Jahr 1894: da gehen die Freiburger Germanisten Kluge, E. H. Meyer und Fr. Pfaff ans Werk, über deren Thätigkeit die Alemannia 94 149 berichtet, da sammeln O. Brenner in Baiern (Mitteilungen und Umfragen 95 183) und F. Vogt in Schlesien (Mitteilungen 95 182) gleichgesinnte Genossen. Auch unsere deutschredenden Nachbarn schliessen sich an: 1895 gründet sich der 'Verein für östreichische Volkskunde', dessen reichhaltige Zeitschrift 95 184 in Haberlandt einen ethnologisch geschulten Leiter erhält. Im nächsten Jahre beginnt, unter Hauffens Führung, die 'Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen' mit der Veröffentlichung ihrer 'Beiträge' 96 140, deren Hefte langsam erscheinen, aber fast nur Treffer bieten; auch A. Johns Blättchen: 'Unser Egerland' 97 164 wird jetzt straffer geleitet. Endlich arbeitet in Ungarn noch in ernstem Sinne Schullerus, über dessen Bemühungen um die Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen unter den Siebenbürger Sachsen das von ihm herausgegebene 'Korrespondenzblatt' unterrichtet. Das Organ der 1896 begründeten 'Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde' 97 167, von Hoffmann-Krayer in echt wissenschaftlichem Sinne geleitet, berücksichtigt alle in der Schweiz wohnhaften Stämme. Inzwischen war 1897 auch in Sachsen ein sehr rühriger, vom Staat reichlich unterstützter Verein ins Leben getreten (Mitteilungen, redigiert von Mogk 97 166), dem 1899 noch eine hessische Vereinigung folgte, in deren Auftrag A. Strack die 'Blätter für hessische Volkskunde' 99 5 herausgiebt.

So grünt und blüht es allenthalben, die Vereinszeitschriften veröffentlichen alljährlich eine Fülle von Material, und noch unendlich viel mehr liegt in den Archiven der Vereine, wo es der wissenschaftlichen Verarbeitung harrt. Was nun diese letztere betrifft, so kann bei dem knapp bemessenen Umfang dieser Skizze natürlich gar nicht daran gedacht werden, auch nur die vorzüglichsten der zahllosen Aufsätze zu erwähnen, die in den letzten 25 Jahren sich mit Sitte und Brauch, Glaube und Wahn, Haus und Tracht der deutschen Stämme beschäftigt haben. Wir müssen dafür einfach auf unsere Jahresberichte verweisen und uns mit einer Auswahl der hervorragendsten volkstümlichen Bücher der letzten Zeit begnügen. Von Sammlungen kleiner Schriften seien etwa diejenigen von G. Meyer 85 810, Liebrecht 79 289 und Knortz 99 89, sowie die Festschrift für Weinhold 96 (21) 55 hervorgehoben.

Um die Abgrenzung und Einteilung des Arbeitsgebietes hat sich K. Weinhold grosse Verdienste erworben 90 115, und die zahlreichen von Vereinen herausgegebenen Fragebogen fussen meist auf dem einleitenden Aufsatz seiner Zeitschrift. Ungefähr gleichzeitig war in England ein ausgezeichnetes Büchlein von L. Gomme erschienen 91 (16) 151, das in ausführlicherer Behandlung einen Überblick über die Wissenschaft erlaubte. Auch anderwärts entstanden Erweiterungen der Fragebogen durch Beispiele, wie bei Knortz 96 184, oder durch methodologische Erläuterungen, wie bei Hauffen 96 140; auch Krauss hat in seinem kritischen Gange 99 88 die Methode mannigfach gefördert. Die wichtigste allgemeine Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde ist und bleibt aber das Werk von E. H. Meyer 97 171. Es war ein Wagnis, am Ende des 19. Jh., wo auf vielen Strecken die Arbeit kaum begonnen war, auf anderen heillose Verwirrung zu herrschen schien, ein derartiges, zusammenfassendes Werk zu schreiben. Sollte ihm der wissenschaftliche Charakter gewahrt bleiben, so musste der Verfasser von vornherein darauf verzichten, etwas Abschliessendes zu liefern. So führt er uns denn in einen Wald von Fragezeichen. Historische Zusammenhänge sollen gesucht werden, die landschaftliche Verbreitung

sehr ausführlich behandelt, die Probleme dagegen, die Sprache und Dichtung des Volkes darbieten, oft nur eben berührt. Aber gerade dieser etwas unruhige Charakter macht das Werk so wertvoll; es birgt einen geradezu unerschöpflichen Schatz von Anregungen, stellt vielfach neue, überraschende Gesichtspunkte auf und zeichnet sich an Stellen, wo reichlich sprudelnde Quellen einmal eine ruhigere Schilderung erlauben, durch eine fesselnde, vornehme Schreibart aus. In welchem Umfange M. das unübersehbare landschaftliche Material beherrscht, mit wie viel Glück und Geschicklichkeit er Zeugnisse aus alter und neuer Zeit, Selbsterlebtes und mühsam Erworbenes zu verknüpfen weiss, davon legt jede Seite des trefflichen Buches Zeugnis ab, das auf viele Jahrzehnte hinaus fruchtbringend wirken kann.

M. zeigt sich auch in der Beschränkung als Meister. Er belastet sein Werk nicht mit Belegstellen, giebt keine Geschichte der Wissenschaft, keine Bibliographie, hält sich streng an sein Thema und verzichtet auf die Darlegung des Zusammenhanges der Volkskunde mit der Kulturgeschichte oder der volkstümlichen Grundlagen aller höheren Bildung, wofür das Werk von Hans Meyer 97 171 manche Anregung bietet; endlich macht M. auch gar nicht den Versuch, die Eigenart der einzelnen Stämme gegeneinander abzugrenzen. Solche Aufgaben bleiben besser den Lokalforschern überlassen, und der Verfasser hat in seinem neuen Werke 00 39 gezeigt, dass er auch dieser Anforderung unseres Faches gewachsen ist. Auch können wir heute mit Stolz auf die Bearbeitungen hinweisen, welche die Volkskunde Braunschweigs durch Andree 96 148 und diejenige Sachsens unter Wuttkes Leitung 99 41 erfahren haben. Die vorzügliche Arbeit Hauffens über die Sprachinsel Gottschee 94 290 darf hier nicht unerwähnt bleiben, obwohl sie es, wie auch Frl. E. Lemkes Werk über Ostpreussen 84 690, vorzugsweise mit der Volksdichtung zu thun hat. Übrigens kennt auch England derartige landschaftliche Einzelschriften, z. B. von Burne über Shropshire 85 824 und von Mun über die Insel Man 92 161. Hier sei auch Dyers treffliches Buch über 'Folklore of Shakspere' 84 675 erwähnt, das uns manchen Blick in das Volksleben des elisabethinischen Englands thun lässt. Kleinere Monographien über einzelne Orte erschienen öfters in Zeitschriften, wurden auch wohl in Sammlungen ('Zur deutschen Volkskunde', Bonn, Hanstein, seit 1894, worin u. a. 94 (8) 28 und 95 195) vereinigt.

Zusammenfassender Werke wissenschaftlichen Charakters über Sitten und Bräuche hat die Forschung nur eine kleine

Zahl gezeitigt. (Bibliographie von Mogk 98 25.) Das Beste steckt in den Zeitschriften, den allgemeinen volkskundlichen Schilderungen und in Sammelwerken, wie der 'Bavaria' und den trefflichen württembergischen Oberamtsbeschreibungen. So hat denn auch E. Mogk in dem H. Meyerschen Werke über 'Das deutsche Volkstum' eine ausgezeichnete geschichtliche Darstellung typischer deutscher Bräuche gegeben 98 24; für die Niederlande besorgte Gallée eine Zusammenstellung in dem Werke: Les Pays-Bas 98 124. Öfters ist man einzelnen, besonders wichtigen Gruppen von Bräuchen nachgegangen; so hat Sepp 91 241 aus dem 'Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod' die Einheit des Menschengeschlechtes und seine ursprüngliche Heimat in Asien wahrscheinlich zu machen gesucht. Gegen die namentlich von K. Weinhold festgehaltene Deutung des Julfestes als Sonnwendfeier wenden sich A. Tilles Bücher über das Weihnachtsfest 94 180 und 99 152. Im allgemeinen sucht man heute wohl mehr nach kulturgeschichtlichen als nach mythologischen Grundlagen der Bräuche. Abgesehen von Jahns nicht ganz sicher fundiertem Buche über die 'deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht' 84 (10) 685 sind Mannhardts Schriften so ziemlich ohne Nachfolge geblieben.

Mit den altheidnischen Bräuchen aufs engste verknüpft ist der Aberglaube. Das ganze unermesslich weite Gebiet behandelt das vortreffliche Werk von Wuttke, das soeben durch E. H. Meyer vorsichtig modernisiert und allenthalben reichlich ergänzt, in 3. Auflage erschienen ist 00 164. Ein ähnliches, weitausschauendes Unternehmen hat niemand gewagt; dagegen sind wertvolle Einzelarbeiten über besondere Seiten des Aberglaubens zu nennen. Die Meinungen des Volkes über die Pflanzen hat für Frankreich Rolland, mit reichlichen Beziehungen auf die allgemeine Volkskunde, in mustergültiger Weise zusammengestellt 97 258 b; Ähnliches haben Friend für das englische 84 712 und Söhns für das deutsche Sprachgebiet 98 (8) 119 unternommen. Eine umfassende Arbeit über die Tiere im Aberglauben fehlt noch; manche Einzelstudien aber sind vorhanden, wie Glocks Symbolik der Bienen 97 248 a; auch das methodisch ausgezeichnete Werk von Lawrence über

für den Volksforscher ganz unentbehrlichen Werke von Strack über den 'Blutaberglauben' 91 805, das freilich weit über das germanische Sprachgebiet hinausgreift, wie auch die grosse Darstellung der 'Geheimwissenschaften' durch den Occultisten Kiesewetter 95 272.

Eine besondere Art des Aberglaubens zeigt uns die Neigung des Volkes zu 'sympathetischen Kuren', wodurch wir denn auf das reiche Gebiet der Volksmedizin geführt werden. Hier hat vor allem Höfler reiche Ernte gehalten. Zuerst sich auf Oberbaiern beschränkend 92 330 und 94 242 hat er uns letzthin sein grosses 'Deutsches Krankheitsnamenbuch', die reife Frucht langjähriger medizinischer und germanistischer Forschung, bescheert 99 (8) 162 a. Kleinere geographische oder stoffliche Gebiete behandeln die Arbeiten von Zahler 98 194 und Jühling 00 199.

Einen grossen Aufschwung hat in den letzten Jahren die volkskundliche Realienforschung genommen. Vor allem zwei blühende Zweige seien hier noch erwähnt: die Hausbau- und die Trachtenforschung. Was die erstere bis zum Jahre 1897 geleistet, hat Leutsch in einem eigenen Schriftchen (Berlin 1897) zusammengestellt. Seitdem aber ist, besonders durch die rege Anteilnahme der Regierungen und der Provinzialvereine, allenthalben tüchtig fortgearbeitet worden. M. Heyne hat der ganzen Arbeit eine historische Grundlage gegeben 99 189, und das neue Jahrhundert wird eine stattliche Reihe einschlägiger Werke kennen lernen. Auch den Trachten wendet man jetzt, wo die moderne Technik die Reproduktion mächtig gefördert hat, erneute Aufmerksamkeit zu. Kretschmers ausgezeichnetes Werk erschien zum zweiten Male 99 215; landschaftliche Sammlungen wurden in grosser Zahl veranstaltet, allen voran das Schweizer Trachtenwerk 97 247. Auch die Veröffentlichungen aus Dänemark 90 (12) 283, Sachsen 97 248 und Hessen 99 218, sowie die geschichtliche Arbeit von Hottenroth 98 129 sind rühmend hervorzuheben. Kein Hilfsmittel aber kann das Studium dieses und manches anderen Zweiges der Volkskunde so gründlich anregen und fördern als jenes Meisterwerk deutschen Sammelfleisses, auf das wir am Ende des Jahrhunderts mit Stolz hinweisen dürfen: Das 'Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes' in Berlin.

Mythologie.

1. Quellen.

Der Fortschritt der letzten 25 Jahre in der Erforschung der deutschen Mythologie liegt fast ausschliesslich in der methodischen Bearbeitung. Neue Quellen sind nur in geringem Masse erschlossen worden, nur wie eine Ährenlese nach dem reichen Schnitt, der durch Jakob Grimms Deutsche Mythologie gethan war. Am Eingang unserer Periode erschien, 1875—1878, besorgt von E. H. Meyer und durch reiche Nachträge aus Grimms Kollektaneen vermehrt, die vierte Ausgabe dieses Hauptwerkes, im Anschluss daran eine englische Übersetzung (von J. St. Stallybras 80 514, 83 477, 84 564), die in England sehr willkommen geheissen wurde und hier Anstoss zu einer kleinen, mehr Einzelfragen berührenden und mythischen Nachklängen nachspürenden mythologischen Litteratur gab (83 500, 84 566, 585, 586). In Deutschland wurde noch weiter in der Art der J. Wolfschen „Beiträge zur deutschen Mythologie“ aus Volksbrauch, Sage, Märchen, Aberglaube Reste altgermanischen Heidentums herausgeschält und der mythologischen Wissenschaft zur Verfügung gestellt. Die Wissenschaft musste jedoch meistens dankend ablehnen, weil diese „Beiträge“ zum grossen Teil recht äusserlich den Vorgang J. Grimms, in den volkstümlichen Lebens- und Anschauungs-

logische Landschaftsbilder' 97 17, Zschiesse 'Heidnische Kultusstätten in Thüringen' 96 27, Fr. Weineck 'Knecht Ruprecht und seine Genossen' 98 33, E. Handtmann 'Was auf märkischer Heide spriesst' 91 59, G. Jänner 'Mythen des Hörselberges' 99 14, E. Damköhler 99 15. Gegen die „neuentdeckten Göttergestalten“ (die aus ndd. Sagen usw. erschlossenen Frîe, Frick, Gauden, Harke) wandte sich O. Knoop 90 29, 91 33, 92 42, deren Verteidigung W. Schwartz 99 16 ('frau Harke', 'Fricke') mit gutem Rechte führte. Den mythischen Gehalt der deutschen Märchen, die seit Benfeys Einleitung zur Ausgabe der Pantschatantra nicht mehr der Mythologie, sondern der vergleichenden Litteraturgeschichte zugewiesen wurden, suchte F. Linnig zu bestimmen und zu retten 83 502, wogegen F. v. d. Leyen 99 11 die Märchenmotive in den Göttersagen der Edda zusammenstellte und damit der auch sonst ausgesprochenen Anschauung, dass die Märchen im allgemeinen nicht verblasste Göttersagen seien, sondern umgekehrt als litterarische Quelle für die Mythendichtungen gedient hätten, bestimmten Ausdruck gab. Wie trotzdem einzelne Märchen antiken Ursprungs zur Erkenntnis des hinter ihnen liegenden mythischen Gehaltes dienen können, hat F. Vogt 95 26 am Beispiele des Dornröschen-Thaliamärchens gezeigt. Auf das in den Publikationen der vielen neuerstandenen Volkskundevereine zusammengebrachte volkskundliche Material, das zum mindesten für das Verständnis der mythischen Anschauungen und Gebilde seine bestimmte Bedeutung hat, kann hier nur hingewiesen werden.

Neues urkundliches Material schienen die neuaufgefundenen römischen Inschriftensteine zu enthalten, doch haben sie meist nur neue Rätsel aufgegeben. Am wertvollsten ist darunter die Weihinschrift *Deo Marti Thingso et duabus Alaesiagis Bede et Fimmilene*, die auf einem von friesischen Kriegern am Hadrianswall in England gesetzten Altar gefunden wurde 84 298. Um die Erklärung der Inschrift, die zunächst noch einmütig auf Tiu als den Gott des *þing*, der „Volksversammlung“ oder den grossen „Gerichtsgott“, später aber nach Analogie des römischen genius alae einfacher als Schutzgeist der Reiterabteilung, *(cuneus = þing)* gedeutet wurde (*duabus alaesiagis* als „Gesetzessprecherinnen“, von anderen als „hilfreiche“ oder „einherstürmende“ Valkyrjen gefasst), haben sich Scherer 84 581, W. Pleyte 95 688, Weinhold 88 22, Hoffory 89 19, Jaekel 90 23, Kauffmann 91 31, Siebs 92 33, Henning 98 (2) 41 bemüht. Die auf den Votivsteinen der überwiegend germanischen *equites singulares* in Rom vorkommende

Trias: Mars, Herkules, Merkur deutete K. Zangemeister 95 7 auf Tiu, Thunar und Wôdan[1].

2. Neue Richtungen.

Wenn so der Zuwachs an mythischem Material äusserst spärlich war, so hat dagegen die geschichtliche und psychologische Erkenntnis der germanischen Mythologie einen wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen. Genauere Prüfung der litterarischen Quellen für unsere Kenntnis namentlich der nordischen Mythologie, umfassendere Orientierung über die individual- und völkerpsychologischen Grundlagen des mythischen Empfindungs- und Phantasielebens haben ihn bewirkt. Zu beidem kam die Anregung von Norden her, von England und Norwegen.

Wenn auch in ihrem Fundamente auf deutschem Boden, durch W. Schwartz, Waitz, Bastian, begründet, hatte die Anthropologie doch in England ihren Ausbau gefunden, hatte durch Tylors Sammelfleiss die stoffliche Fülle und durch Spencer und A. Lang die direkte Beziehung auf die Entwicklung des religiösen Empfindens erhalten. Spencer besonders betonte die Bedeutung der Traumerscheinungen für die Entstehung der Vorstellungen von geistigen und übermenschlichen Mächten in der Welt, und A. Lang benutzte in seinen beiden Werken 'Custom and mythology' 85 677 (vgl. auch 84 569 f.) und 'Mythology, ritual and religion' 88 1 die Religions- und Kultformen der uncivilisierten Völker der Gegenwart zur Erklärung und Deutung antiker Sagen. Damit war ein neues Moment in die wissenschaftliche Bearbeitung auch der germanischen Mythologie eingeführt, das geeignet schien, gerade ihre psychologischen Grundlagen aufzuhellen und in einem wesentlichen Punkte die von W. Schwartz in seinen zum Teil schon vor vielen Jahren veröffentlichten und jetzt neuaufgelegten Abhandlungen ('Prähistorisch-anthropologische Studien' 84 579, 'Indogermanischer Volksglaube' 85 682, 97 15) aufgestellte Theorie zu erweitern. Denn während Schwartz in der „niederen Mythologie" des heutigen Volksglaubens den aus alten Zeiten fortlebenden und sich fortwährend neuerzeugenden

entscheidenden Punkten (Traum, besonders Wiederkehr geliebter Toten im Traume, Zeugung und Erlöschen des Lebens) zu sehr an Intensität des Affektes verloren hat, um mit dem Volksglauben der alten Zeit, aus dem die höhere Mythologie sich entwickelte, identificiert zu werden, gab nun die Beobachtung des primitiven Kulturlebens noch lebender wilder Völker Gelegenheit, an diesem auch die Nachrichten über den Volksglauben der alten Germanen zu messen und ihn daraus zu verstehen. So ist es gekommen, dass bei Schwartz nur die Vorstellung der in den Vorgängen der Natur, namentlich im Gewitter sich äussernden übermenschlichen Mächte und der diese begleitende Affekt der Furcht als mit mythenbildender Kraft ausgestattet erscheinen, während der Seelenglaube und Seelenkult, der bei den jetzigen wilden Völkern als die Hauptwurzel religiös-mythischer Vorstellungen sich darstellt und deshalb als solche von vornherein auch bei den Kulturvölkern angenommen werden muss, völlig beiseite bleibt. Und in der That lehrte näheres Zusehen, dass auch hinter den ausgebildeten Mythen der arischen Völker, speciell der Germanen, als Grundelemente derselben in voller mythenzeugender Kraft die Vorstellungen von dem im Leibe wohnenden, im Tode von ihm scheidenden und dann als Gespenstseele unheimlich schädigenden oder nützenden geistigen Wesen und daraus erwachsen Seelen- und Ahnenkult als die primitivste Form der Erkenntnis und Verehrung des Göttlichen in der Welt zu finden sind. Die Bedeutung des Seelenglaubens für die geschichtliche Erkenntnis auch der indogermanischen Religionsvorstellungen hob J. Lippert in mehreren Werken hervor [1], allerdings mit ungenügenden philologischen Mitteln; in voller sachlicher und sprachlicher Beherrschung des vorliegenden Materials wies E. Rohde in seiner 'Psyche' 90 16 nach, dass die homerische Götterwelt nur eine spätere Entwicklung des das griechische Volk ebenfalls beherrschenden Seelenglaubens sei. Von höherer Warte hat H. S. Vodskov in seinem Werke Sjæledyrkelse og Naturdyrkelse 90 (12) 246, 91 (12) 195 das Verhältnis des Seelenglaubens bei niederstehenden Völkern zum Götterglauben der Indogermanen zu untersuchen begonnen.

haben, gebührt E. H. Meyer, der zunächst in seinen 'Indogermanischen Mythen' (I Gandharven-Kentauren 84_{568}, II Achilleis 88_{5}, $89_{7\,a}$) in knapper Thesenform die später den Aufbau der 'Germanischen Mythologie' begründenden mythischen Entwicklungsstufen des Seelen-, Dämonen- und Götterglaubens auseinanderhielt. Ein besonderes Gebiet dieses Seelenglaubens erhellten L. Laistners grundlegende Untersuchungen 'Das Rätsel der Sphinx' 89_{4}, worin — nicht beschränkt auf germanische Sagen, Märchen und Mythen — der Alptraum als die psychische Grundlage des Glaubens an Spukgestalten, Zwerge, Riesen usw. nachgewiesen wurde. Einzeluntersuchungen über den Einfluss der Träume auf die Mythenbildung und Sagenausgestaltung lieferten E. Clodd 'Myths and Dreams' 85_{681} und W. Henzen $90(12)_{314}$. In populärer Form erörterte R. Kleinpaul 98_{17} etwas einseitig, aber anregend die ganze Frage des Seelenglaubens[1].

Eine Umwälzung in der Bewertung der bis dahin am höchsten geschätzten litterarischen Quellen für unsere Erkenntnis der germanischen Mythologie und damit eine Korrektur dieser Erkenntnis selbst brachten S. Bugges vielumstrittene 'Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage' (in deutscher Übersetzung von O. Brenner) 81_{478}, 82_{410}, 89_{99}, 91_{20}.

„Von überaus zahlreichen nordischen Götter- und Heldensagen darf man nach meiner Meinung behaupten, dass sie Erzählungen, Dichtungen oder Legenden, religiöse oder abergläubische Vorstellungen wiedergeben oder wenigstens unter Einwirkung von solchen entstanden sind, welche halbheidnische und heidnische Nordleute in den Wikingerzeiten auf den britischen Inseln von Christen, und zwar von Mönchen und von Leuten, die in Mönchschulen erzogen worden, vernommen haben.“ Den Erweis für diese These suchte Bugge in weitausholender Gelehrsamkeit namentlich durch Betrachtung des Yggdrasil- (Christus am Galgen) und Baldrmythus (Verschmelzung der Achilleus - Patroklos - Sage mit christlichen Elementen, Christus und Maria, Longinus) zu bringen, die er als aus christlichen Elementen erwachsen nachzuweisen sich bemühte. Eine Reihe von anderen nordischen Göttergestalten und -Sagen führte er ebenfalls auf christlich-antike Vorbilder zurück. Bugges Untersuchungen haben, wenn auch ihre kühnen Zusammenstellungen und Schlüsse nicht nur

Zurückweisung erfuhren, das unleugbare Verdienst, dass sie zu neuerlicher Prüfung der Quellen Anlass gegeben und einer Betrachtungsweise Bahn gebrochen haben, die neben den volkstümlichen Wurzeln der mythischen Gebilde auch den aus höheren Bildungskreisen herabsickernden und als wesentlicher Bestandteil in die religiöse Volksanschauung einschmelzenden Elementen ihr Recht giebt. Den Gegenbeweis gegen Bugge suchten V. Rydbergs 'Undersökningar i germanisk mythologi' (I: 87 11, II: 91 48) durch einheitlichen Aufbau des germanischen Mythengebäudes auf Grundlage der harmonisch ausgeglichenen litterarischen Berichte zu führen. In England bekämpfte G. Stephens die Buggeschen Ausführungen 83 482, 84 576 a, 577, wobei er hauptsächlich die Inschrift des Kreuzes von Ruthwell (nach seiner Ansetzung ca. 680) zum Beweis verwendete, dass die darin ersichtliche Kenntnis des Baldrmythus das Vorhandensein desselben schon vor der Wikingerperiode voraussetze. In Deutschland wies zunächst K. Müllenhoff im 5. Band seiner D. Altertumskunde 84 184 mit der ganzen Wucht seines Wissens und Scharfsinns die Angriffe Bugges auf die Indigenität der Eddalieder und der in ihnen enthaltenen Göttersagen zurück. Ein ausführlicher Kommentar der Vǫluspá, die Müllenhoff im Anfange des 9. Jh. noch in Norwegen entstanden sein lässt, sowie der Hǫvámǫl erweiterte sich zu einer in grossen Zügen angedeuteten Darstellung der germanischen Götterlehre, deren kunstreicher Abschluss eben in der Vǫluspá zu finden sei.

Hatte Bugge vor allem den Baldrmythus als Paradigma seiner Theorie aufgestellt, so war es natürlich, dass an diesem Punkte auch die Kritik dieser Theorie einsetzte. So rückte namentlich der zweite Merseburger Zauberspruch in den Vordergrund des Interesses. Gelang es einen unumstösslichen Beweis für den Baldermythus auf deutschem Boden zu erbringen, so fielen damit Bugges Aufstellungen in sich zusammen. So entstand eine kleine Baldrlitteratur, ohne freilich weit über das hinauszukommen, was Müllenhoff aus der inneren Kritik des Mythus heraus a. a. O. S. 51—60 gegen Bugge vorgebracht hatte. Der Annahme Bugges, dass im zweiten Merseburger Zauberspruch in „Balderes volon“ nicht der Name des Gottes, sondern nur ein Appellativum ('Herr', ags. *bealdor*) zu Wodan enthalten sei, stimmte F. Kauffmann 91 29 bei, wogegen H. Gering 93 (13) 5 sich wandte. E. Schröder gab 91 28 die Etymologie von Baldr („der Leuchtende, Licht Verbreitende“, vgl. germ. **bal-þaz* zu lit. *baltas*, gr. *φαλὸς*). Auf dänische Nachklänge des Mythus wies

Sarrazin 97 28 hin, auf deutsche Jellinghaus 95 22 und Fr. Losch 92 41, 93 5. Einen ganzen Dioskurenmythus konstruierte in Fortführung Müllenhoffscher Andeutungen F. Niedner, nachdem er schon 97 22 die dänische Fassung der Baldrsage bei Saxo der eddischen Darstellung gegenüber als die ursprüngliche hervorgehoben hatte, 99 6 aus dem zweiten Merseburger Zauberspruch. „Der Gott des Zwielichts (Baldr) und sein Vater, der Tagesgott (der im Zauberspruch durch den neuaufgekommenen Wodan verdrängt ist), reiten auf lichten Rossen am Morgenhimmel empor,“ usw.

An einem anderen Punkte — Ođinn am Galgen — griff Fr. Kauffmann 89 97 die Position Bugges an. Ohne den Folgerungen Bugges im einzelnen beizustimmen, legte E. Mogk 96 9 vom geschichtlichen Standpunkt dar, wie berechtigt Bugges Skepsis war, indem er den Anteil nachwies, den irische Männer und Frauen an der Besiedlung Islands, oft in hervorragender socialer Stellung, genommen haben, und so einen Weg auffand, auf dem die von Bugge in Anspruch genommenen christlich-antiken Elemente in das isländische Volksbewusstsein gelangt sein können. Völlig in den Bahnen Bugges bewegte sich E. H. Meyer in seiner Untersuchung über die ‘Eddische Kosmogonie’ 91 6, die er völlig als gelehrte, unvolkstümliche Komposition aus christlich-antiken Elementen (in der Wurzel auf die babylonische Weltschöpfungslehre zurückgehend) erklärte. Demgegenüber wies R. M. Meyer 93 2, 97 13 am Beispiel des Ymimythus nach, dass bei verschiedenen Völkern unabhängig voneinander aus volkstümlichem Kern mythische Vorstellungen erwachsen können, die sodann durch selbständige gelehrte Fortbildung und Ausgestaltung mit Unrecht den Schein litterarischer Beeinflussung oder Übernahme erwecken[1].

Die anthropologische Richtung war darauf ausgegangen, eine Reihe von religiösen Vorstellungen und Vorstellungssystemen, die man bisher als Kennzeichen der indogermanischen Zusammengehörigkeit angesehen hatte, als allgemein menschliche Errungenschaft nachzuweisen und unter den religiös-abergläubischen Vorstellungen gerade die in den Vordergrund zu rücken, die sich in scharfer Ausprägung noch heute bei uncivilisierten Völkern

von fremdher entlehnten Elementen aufgebaut seien, der vergleichenden Mythologie, die die Übereinstimmung germanisch-eddischer Göttersagen mit den Göttersagen der Griechen und Inder auf indogermanische Urverwandtschaft zurückführte, die Hauptstütze entzogen; es war deshalb eine natürliche Folge, dass auch die Vertreter der vergleichenden indogermanischen Mythologie ihre bisher eingenommene Position neu zu stärken suchten. Vor allem trat Max Müller auf den Plan: „Es gilt, ein Heiligtum zu verteidigen." Seinen Vorlesungen über 'Natürliche Religion' 91 50 liess er 92 1 die über 'Physische Religion' (Verehrung der Naturkräfte) und 98 1 als mythologisches Testament die 'Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie' folgen, in denen er gegenüber der 'ethnologischen Schule' und der 'analogischen Schule', welch letztere innerhalb des Gebietes verwandter Sprachen, ohne Rücksichtnahme auf die Identität der Namen, aus der Ähnlichkeit der Schicksale und Thaten der Helden auf gemeinsame Quelle und gleichen Sinn schliesst, nochmals die Berechtigung der 'etymologischen oder genealogischen Schule' betont, die den gemeinsamen Ursprung gewisser Mythen namentlich aus dem Vorhandensein identischer Eigennamen von Göttern und Göttinnen erschliesst. Der 2. Band des Werkes 99 2 bringt als Erläuterung zu den im 1. Bande gebotenen theoretischen Ausführungen einen knappen Abriss der vedischen (und griechischen) Mythologie[1], zugleich auch zum Beweis, dass die 'alten Götter der arischen Mythologie nichts enthalten, was nicht von der Natur eingegeben wäre'. A. Kuhns berühmte Studie über die Herabkunft des Feuers wurde neu aufgelegt 86 507 (mit Nachträgen und Ergänzungen); W. Schwartz verteidigte 92 18, 93 9 an neuen Beispielen seine mythologische Gewittertheorie. Einzelne Göttergestalten der indischen und germanischen Mythologie verglichen M. Müller 99 2 (Beitr. z. w. Myth. 2. Bd. S. 304—309, Indra und Thunar — Þórr), J. Ehni 90 20 (Yama und Tuisco — Ymi) Sauer 93 8 (Mahabhárata und Wate). E. Siecke konstruierte

[1] Vgl. ferner: A. Hillebrandt, 'Vedische Mythologie' 99 1 (erster Band 1891); Oldenberg 'Die Religion des Veda'; A. Macdonell 'Vedic mythology' 97 25; H. Usener 'Religionsgeschichtliche Untersuchungen' 89 3, namentlich 96 4 'Götternamen'; R. Pischel und K. F. Geldner, 'Vedische Studien' 90 21. Hier zu erwähnen ist auch O. Gruppes Werk über 'Griechische Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen' I 1887, dass die Übereinstimmung der Mythen nicht aus Urverwandtschaft, sondern durch Wanderung vorderasiatischer Religionsformen nach Griechenland und Nordeuropa erklärt.

92 17, 97 10 eine indogermanische 'Liebesgeschichte des Himmels', deren Kern gewiss beachtenswert, deren Anwendung auf eine bunte Menge antiker und germanischer Mythen, Sagen und Märchen aber gewiss ebenso überspannt ist[1]. In knapper Thesenform stellte der Veteran der Vedaforscher A. Weber 98 24 die Resultate der vergleichenden indogermanischen Mythologie zusammen, der andererseits O. Bremer 93 4 nicht einmal die Parallelsetzung von Tiu mit idg. Dieus zugestehen wollte. (* *Tīwaz* entspreche aind. *dēva*, lat. *divus*, 'göttlich, Gott'.)

Speciell germanisches Gebiet berührten, von indogermanischer vergleichender Mythologie ausgehend, eine einschneidende Untersuchung Müllenhoffs und das nachgelassene Werk W. Mannhardts. Müllenhoff fügte 86 512 in dem Aufsatz über 'Frija und den Halsband-Mythus' Bruchstücke germanischer Mythen zu einem auf der Vergleichung mit der indischen Sûryâ und den Açvins aufgebauten, geist- und kunstvoll konstruierten Sonnenmythus von Frija und den Dioskuren, den Göttern des Abend- und Morgenzwielichtes, zusammen. Bedeutungsvoll war auch in dieser von Roediger 91 98 (vgl. auch Niedner 99 6) fortgeführten Untersuchung die Verwertung der Heldensage, in deren Gestalten und Geschehnissen mythische Nachklänge aufgedeckt wurden, zur Erhellung der Mythologie[2]. Leider nur Bruchstück geblieben ist die Vorrede Müllenhoffs zu Mannhardts 'Mythologischen Forschungen' 84 567, die eine Methodenlehre der Mythologie zu werden versprach. Der eine Satz aus ihr, „jede Sage sei an dem Ort festzuhalten, an dem man sie finde, . . . jede Sage sei ein bestimmtes, historisches Produkt, nicht nur von der Seite ihres Ursprunges, sondern auch der ihres Inhaltes betrachtet, und die Anschauung, die sie enthalte und wiedergebe, sei nicht von der Stelle, an die die Überlieferung sie setze, zu verrücken", wiegt ganze Abhandlungen auf[3].

Von W. Mannhardts Arbeiten liegen zwei, 'Der Baumkult

[1] In den 'Mythologischen Briefen' (1901) deutet S. den ganzen Þórrmythus in allen seinen märchenhaft ausgeschmückten Ausläufern als Mond- (und Sonnen-)Mythus.

[2] Gegen diese Verwertung W. Müller 'Zur Mythologie der griechischen und deutschen Heldensage' 90 66.

der Germanen und ihrer Nachbarstämme' (1875) und 'Antike Wald- und Feldkulte, aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert' (1877), am Eingang unserer Periode. Mitten in sie fällt das aus dem Nachlass herausgegebene Werk 'Mythologische Forschungen' 84 567. Mannhardt rückt in ihnen, im Gegensatz zu seinen in A. Kuhns Bahnen wandelnden früheren mythologischen Abhandlungen, den Volksbrauch namentlich bei Ackerbau und Ernte in den Vordergrund der Betrachtung. Auf Grund ausgefüllter Fragebogen stand ihm ein überreiches Material über deutschen agrarischen Brauch zur Verfügung, den er an antiken Überlieferungen mass, und durch den er jene erläuterte, wie denn Müllenhoff seinem nachgelassenen Werk den genaueren Titel 'Ländliche Bräuche diesseits und antike Kulte jenseits der Alpen' geben wollte. Die Vergleichung ergab für Mannhardt den gewiss unumstösslichen Satz, dass sich auch Glaubensvorstellungen am zähesten in diesem agrarischen Brauch und Kult festgehalten haben, und führten ihn zu der Anschauung, die sein letztes Werk beherrscht, dass aus der Vorstellung der Vegetationsdämonen, der Pflanzenseelen, die diesen Kulten zu Grunde liegt, sich überhaupt die Vorstellung von Geistern und damit die mythologischen Vorstellungen entwickelt hätten. Es ist das reichste und reifste Werk Mannhardts, das, wenn man auch den bezüglich der Entwicklung mythologischer Vorstellungen gewonnenen Ergebnissen nicht zustimmt, ebenso durch die Fülle des sorgsam verarbeiteten Materials wie durch den streng durchgeführten Nachweis des innigen Zusammenhanges zwischen agrarischen Bräuchen und bestimmten, das Volksgemüt beherrschenden religiösen Vorstellungen und Affekten einen hervorragenden Platz in der Geschichte auch der germanischen Mythologie behaupten wird.

3. Gesamtdarstellungen.

Nach so tiefeinschneidenden neuen Auslegungen und methodisch-kritischen Auseinandersetzungen schien es wohl an der Zeit, ein zusammenfassendes Bild der germanischen Mythologie zu zeichnen, das aus dem Hin und Wider der Meinungen ein wissenschaftlich begründetes Ganzes darstellte. Der Versuch wurde gleichzeitig von drei Seiten, von verschiedenem Standpunkt aus. unternommen [1].

E. H. Meyers 'Germanische Mythologie' 91 8 baut sich, entsprechend den oben angeführten Einzeluntersuchungen, auf der Unterscheidung der mythischen Entwicklungstufen des Seelen-, Dämonen- und Götterglaubens auf. Dabei macht Meyer mit den beiden von ihm energisch verfochtenen Principien Ernst, einerseits die wichtigsten Mythenmassen aus den Eindrücken, die der Tod, Traum und der „beherrschende Dreiklang der Hauptwettererscheinungen" hervorrufen, abzuleiten, andererseits die antikchristlichen Elemente aus dem heidnisch-germanischen Glauben auszuscheiden. So nimmt hier zuerst der Seelen- und Dämonenglaube, der bisher nur als nebensächlicher Anhang zu der eigentlichen Götterlehre behandelt worden war, den grundlegenden Hauptplatz ein, nicht nur äusserlich, sondern insoweit auch innerlich, als der rückhaltslose Versuch unternommen wird, die „höheren Dämonen" und Götter auf den niederen Dämonenglauben und in diesem auf den Dreiklang von Wolke, Gewitter und Sturm zurückzuführen. Damit war ein neues Moment in die Darstellung der germanischen Mythologie eingeführt, die Betonung des Volksglaubens, die Bewertung des mit der supranaturalen Volkserkenntnis unausbleiblich verbundenen Affekts. Für Müllenhoff war die Mythologie religiöse Naturpoësie gewesen, er definiert sie deshalb (DA. 5, 157) als die „Summe der Bilder und Dichtungen, in denen ein Volk seine religiös-poëtischen Anschauungen von der es umgebenden Natur und den in ihr wirkenden Kräfte, die es als persönliche Wesen auffasste, ausgeprägt hat" [1]. E. H. Meyer erweitert den Begriff der Mythologie, indem er sie als die „Summe der Bilder und Dichtungen (μῦθοι)" definiert, „in denen die religiös-poëtischen Anschauungen eines Volkes von gewissen Vorgängen des Menschenlebens und der Natur ausgeprägt wird", genauer aber nur solche Vorgänge des Menschen- und Naturlebens als mythenbildend anerkennt, die „drei Eigenschaften in sich vereinigten: geheimnisvolles, rätselhaftes, Verwunderung erweckendes Wesen, sinnfälligen Formen- oder Kraftwechsel und starken unmittelbaren oder mittelbaren Einfluss auf das Wohl und Wehe der Menschen". Darin liegt nun auch die Bedeutung des E. H. Meyerschen Werkes: die Hervorhebung des beherrschenden Anteils, den der durch die

hat, und damit die Verweisung der künstlerisch ausgestatteten Göttermythen auf das Grenzgebiet der Mythologie, auf das der religiösen Poësie und systematisch-gelehrten Dogmatik. E. H. Meyers Mythologie ist als 'Lehrbuch' entworfen; sie behandelt deshalb den Stoff in gedrängtester Kürze, um Raum für die zum vertieften Studium notwendigen Behelfe der Quellen- und Littaturcitate zu lassen.

Was für E. H. Meyer mehr an der Peripherie lag, zog E. Mogk 91 4 (2. Aufl. 98 5) in den Mittelpunkt der Darstellung. Auch er baut den Aufriss seiner germanischen Mythologie aufsteigend vom Seelenglauben zum Dämonen- und Götterglauben auf, er deutet auch in knappen Zügen die Wesensverwandtschaft der Dämonen mit einzelnen Göttergestalten an, das Hauptaugenmerk aber richtet er auf die klare geschichtliche Entwicklung des Götterglaubens selbst. Der Satz Müllenhoffs von der lokalen Gebundenheit der Sage und des Mythus veranlasst ihn zu sorgfältiger Prüfung der litterarischen Quellen und ebenso der landschaftlichen und stammesgeschichtlichen Grundlagen der mythischen Gestalten und Erzählungen. Die Ausbildung und Ausbreitung der Verehrung der einzelnen Götter, namentlich das Aufkommen des Wôdankultes gegenüber dem älteren Tiu-(Himmelsgott)dienst, die Rolle, die hierbei die poëtisch-litterarischen Bearbeitungen der Göttersage spielen[1], nicht zum geringsten die eingehende Untersuchung des Kultes der einzelnen Götter in der landschaftlichen Beschränkung, das steht im Mittelpunkt der E. Mogkschen Darstellung, deren Vorzug — die Mythologie bildet einen Abschnitt in H. Pauls 'Grundriss' — in dem glänzend sicheren Aufriss bei gedrängtester Beherrschung des reichen Stoffes liegt.

Fr. Kauffmann 91 1 (2. Aufl. 98 7) verengte die neuerarbeitete breite Basis der Mythologie wieder, indem er sich „so sehr als möglich auf die aus den Litteraturdenkmälern bekannte Mythologie" beschränkte, also in schroffer Ausführung der Definition Müllenhoffs die Mythologie im wesentlichen nur als ein besonderes Stoffgebiet der Poësie ansah. Allerdings ging er auch da, soweit er es in dem engen Rahmen eines Schulbüchleins thun konnte, eigne Wege, so in der Auffindung des grossen Waldesgottes der Germanen und in der Auffassung der Götter Baldr, Hǫðr usw. als irdische Helden, „denen das dankbare Volk mit der Apotheose gelohnt" habe.

---

[1] Bahnbrechend war in dieser Beziehung die Untersuchung H. Petersens 82 412, der nachwies, dass im Norden Þórr der eigentliche Landesgott gewesen und nur in der Skaldendichtung durch Odinn verdrängt worden sei.



Durch die drei genannten zusammenfassenden Werke war wissenschaftlich von deutlich unterscheidbarem Standpunkt aus das mythologische Material gesichtet und eine innere Entwicklungsgeschichte der mythologischen Vorstellungen markiert worden. Diesen neugrabenden und bauenden Zusammenfassungen folgten nun — ein Zeichen des grossen Interesses, das man in weitesten Kreisen diesen Fragen entgegenbrachte — sofort eine Reihe populärer Darstellungen. Ihnen voran steht W. Golthers umfangreiches 'Handbuch' 95 6 [1], das, im Aufbau an E. H. Meyer und E. Mogk sich anlehnend, im einzelnen vielfach durch Bugge beeinflusst, für Fachleute ebenso wie für einen grösseren Leserkreis in möglichster Vollständigkeit die Ergebnisse der mythologischen Forschungen der letzten Jahrzehnte zusammenstellt und durch reiche Litteratur- und Quellenangaben in die Forschung selbst einführt. Von den übrigen Bearbeitungen seien nur die durch selbständige Stellung zur Forschung oder durch geschmackvolle Darstellung hervorragenden hier erwähnt: P. Herrmann 98 8, G. Klee 97 11, P. Herrmanowsky 91 2, Sepp 91 5.

Das grosse Interesse weiterer Kreise an der germanischen Mythologie wird übrigens auch durch einige Kuriosa bezeugt, die diese Disciplin in der vorliegenden Periode aufzuweisen hat. H. Schliep 96 20 stellte ein ganzes Göttervolapük auf, B. Schierenberg 94 28 fand in Westfalen den Schauplatz der Eddalieder, Carus Sterne (E. Krause) 91 19, 94 66 leitete als umgekehrter Bugge alle griechischen Sagen und Mythen aus nordischen Quellen ab. Als wenig ernst zu nehmen wurden auch die mythischen Untersuchungen von Sander 92 31 und Rudolph 98 18 abgelehnt.

4. Einzeluntersuchungen.

Es erübrigt noch eine Zusammenstellung der Untersuchungen und Darstellungen einzelner mythologischer Fragen und Gestalten, insoweit sie nicht schon oben Berücksichtigung gefunden haben. Die Verdrängung des indogermanischen Himmelsgottes, germ. *Tīwaz, durch den Sturm- und Windgott Wuotan (an. Oðinn) stand dabei im Vordergrund der Untersuchung. Am

93 4 verteidigte R. Much 98 27 die Gleichstellung des germanischen mit dem alten indogermanischen Himmelsgott. Den Mythus von Irmintiu fand M. Roediger 91 98 in der Ermanrichsage; die Irminsul deutete 98 28 K. Schuchhardt als Irminsberg (Götterthron).

Über Wuotan-Ođinn: F. Kauffmann 89 97 (Ođinn am Galgen), Th. Siebs 91 85 (Henno Wôdan-Mercurius; vgl. dazu F. Vogt 95 12 Hunne), E. Magnusson 95 (12) 162 (Ođins Ross Yggdrasill), H. M. Chadwick 99 7 a (Cult of Othin), O. Warnatsch 95 25 (Viđrir).

Thonar: F. Buitenrust Hettema 93 5 a (Fosite = Thonar), H. Petersen vgl. oben S. 517 Anm.

Wanen: K. Weinhold 90 28 (Religionskrieg in Schweden, ca. 600, verursacht durch die Einführung der Ođinreligion in Schweden, wo sich der Wanenkult friedlich mit dem ursprünglichen Thorsdienst vereinigt hatte), F. Detter und R. Heinzel 94 (12) 209 (finden den Wanenkrieg im Streit Hiarnos gegen Fridlev im 6. Buch Saxos).

Viđarr: M. Roediger 94 12 (gegen Fr. Kauffmanns Konstruktion eines grossen Waldesgottes der Germanen).

Hœnir: J. Hoffory 89 19 (Hœnir = Tiwaz *κύκνειος* „Schwanenherrscher“).

Ulls Schiff: R. Much 95 (12) 161 (Ullar skip, Missverständnis für skíđ Ullar, Schneeschuh Ulls).

Loki: O. Warnatsch 95 25 (mit Prometheus zusammengestellt), K. Zacher 98 43 (mit Typhon-Typhoeus verglichen).

Fenriswolf: E. Wilken 95 (12) 160.

Sif: O. Warnatsch 95 29 (zu got. **sifan*, an. *sifja*, „die Frohmachende“).

Nehalennia: Fr. Kauffmann 91 81 (zu an. *nór*, Schiff. Mit der Isis bei Tac. 9 zu vergleichen); H. Jaekel 92 84 (Hauptgöttin der Istvaeen; andere Namen für sie: *Aiwa* und *Tamfana)*.

Nerthus: A. Kock 95 81.

Valhǫll und Leben nach dem Tode: A. Schullerus 87 21 (erst in der Vikingerzeit im Norden entwickelt), R. Koegel 92 44 (Walküren, von Haus aus Wolken- und Sturmdämonen), Fr. Kauffmann 92 45 (Vingolf = Halle der Liebenden, W. Braune 88 17 = Weinhalle), W. Golther 89 99 (über den Valkyrjenmythus), J. Winkler 95 24 (germ. Hölle in Friesland), E. Lagenpusch 96 25 (Walhallklänge im Heliand), F. Detter 96 (13) 8 (über Mûspilli)[1].

---

[1] Über indischen Totenglauben A. Weber 95 50; im allgemeinen

Götterkult: K. Weinhold 96 2 (hebt die Bedeutung der Nacktheit im heidnischen Ritus hervor), 98 15 u. 16 (Verehrung der Quellen; mystische Neunzahl), 95 89 (Widderopfer); E. Mogk 94 (12) 212 (Los, Zauber, Weissagung), E. Wasmannsdorf 84 537 (die religiösen Motive bei der Totenbestattung), B. Gummere 92 27 (Totenkult), E. Schröder 93 18 (Über das *spell*, „Zauberspruch")[1].

5. Resultate.

Überblicken wir die Ergebnisse der neueren Forschungen auf dem Gebiete der germanischen Mythologie, so ergiebt sich als eine Haupterrungenschaft die Scheidung zwischen den den heidnisch-religiösen Volksglauben ausmachenden Vorstellungen der Seelengeister und Dämonen von den mehr affektlosen Göttervorstellungen und -Mythen. Jene fliessen aus der Natur des menschlichen Geistes überhaupt und unterscheiden sich nur durch landschaftliche Ausprägung von ähnlichen Vorstellungen anderer Völker, diese wurzeln zwar in den ersteren, sind aber durch das Medium dichterischer Gestaltung und gelehrt-rationalisierender Überlegung, die zu dogmatischer Systematik führte, durchgegangen. Diese beiden Mythengruppen stehen aber nicht unvermittelt nebeneinander. Wie aller menschliche Fortschritt durch die Wechselwirkung von Gesamtgeist und Einzelgeist ermöglicht wird, so sind auch im Altertum die Vorstellungen und Mythen der höheren Götter aus den geistig führenden Kreisen in die breiten Volksschichten gedrungen, hier volkstümlich und von religiösem Affekt erfüllt worden. Die weitere Forschung wird deshalb bei dieser Erkenntnis einsetzen müssen. Sie wird das von den vielen Vereinen für Volkskunde zusammengebrachte Material zu durchforschen haben und so, unter entsprechender Berücksichtigung der veränderten allgemeinen Kulturverhältnisse, nicht nur ein Bild davon zu gewinnen suchen, in welchen Vorstellungen, Bildern, Eindrücken sich heute noch für das natürliche Volksgemüt die Vorgänge des Natur- und menschlichen Innenlebens auslösen, sondern sich auch bemühen, den landschaftlichen und durch Stammescharakter bedingten Unterschied in der seelischen Reaktion gegen diese

---

[1] A. Bastian 94 19 (Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele); Steinmetz 97 4 (Das Jenseits der Wilden).

Eindrücke festzustellen. Das Leben der Gegenwart legt vielfach erst die Apperceptionsverhältnisse für die Eindrücke des Sturmes, Nebels, Gewitters usw. klar und macht so die daraus entstandenen mythischen Gebilde des Altertums verständlich. Während hier die mythologische Forschung unabsehbares Material zu bewältigen und den Weg scharfer psychologischer Beobachtung einzuschlagen hat, ist ihre Aufgabe der zweiten Gruppe von Mythen gegenüber fast ausschliesslich eine historische und litterarhistorische. Die erste, noch nicht gelöste Aufgabe, namentlich bezüglich der nordischen Quellen, ist eine stilistische. Es gilt, in den poëtischen wie in den prosaischen Quellen nachzuweisen, was nur konventionelle und subjektive schriftstellerische Formgebung und Komposition, und was wirkliche volkstümliche Vorstellung ist; es gilt, ein klares Bild der Träger des höheren geistigen Lebens unter den Germanen sich zu verschaffen, — ob Priester oder Aristokraten überhaupt — und zu prüfen, inwieweit die höheren geistigen Gebilde aus stammhaft-volkstümlicher Grundlage abstrahiert sind, oder ob, hier in den Spitzen der Gesellschaft eher denkbar als sonst, fremde Elemente, — antik-christliche Züge, Märchen in den Eddaliedern, — hinzugeflossen sind[1]; zu prüfen endlich, inwieweit diese fremden Elemente in die untern Volksschichten durchgesickert und hier in die indigenen Vorstellungen eingeschmolzen sind. Dabei wird der Stammesgeschichte eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden müssen. Religiöse Revolutionen, Aufkommen neuer, Verdrängung alter Götter, wie sie besonders der Norden zeigt, sind nur als Folge irdischer Revolutionen denkbar. Von selbst, allmählich verdrängt kein Kult den anderen, sondern mit dem siegreich vordringenden Stamm, mit dem social die Herrschaft an sich reissenden Stand gelangt auch der neue Gott und Kult zur Herrschaft. Vom dankbaren irdischen Sieger wird alsdann seinem Gott der Sieg über den Gott des überwundenen Stammes oder Standes zugeschrieben. Nur auf dem von Müllenhoff gerade hier eingeschlagenen Wege wird man zur Klarheit über die Ausbreitung der Götterkulte und damit auch über die Entwicklung der einzelnen Göttergestalten kommen[2]. Inwieweit für diese und ihre Mythen auch auf die indogermanische Urzeit rekurriert

---

werden kann, hängt von der Beantwortung der kulturhistorischen Frage ab, ob die Bildung jener oben angedeuteten Geistesaristokratie, die über dem in kurzer Abhängigkeit von den einzelnen Natureindrücken gebundenen Volksglauben der Erfassung und Versinnbildlichung des Naturganzen zustrebte, schon für die indogermanische Urzeit vorausgesetzt werden kann. Namen und Kulte von Göttern, die von fremdher gekommen oder in höheren Kreisen entstanden sind, können in bewegten Zeiten direkt in den Glauben der Volkskreise aufgenommen werden (vgl. die Einführung des Jahvedienstes unter den Israeliten durch Moses), — kunstvoll ausgesponnene Mythen setzen Tradition durch einen Priesterstand oder eine andere geistige Aristokratie voraus.

Gross-Schenk.

Adolf Schullerus.

Altertumskunde.

1. Karl Müllenhoff und die deutsche Altertumskunde.

An der Spitze des hier zu betrachtenden Zeitraums steht als eins der grundlegenden Werke unserer germanistischen Wissenschaft der erste Band der 'Deutschen Altertumskunde' von Karl Müllenhoff, Berlin 1870. Das Vorwort, vom 13. Juli datiert — dem Tage, an dem in Ems die Ereignisse eintraten, welche die blutige Auseinandersetzung zwischen den beiden Hauptkulturnationen Europas unvermeidlich machten —, durchzittert von mühsam verhaltenem nationalem Pathos, ohne jedoch den Gegenstand der leidenschaftlichen Augenblickserregung auch nur mit leiser Hindeutung zu streifen, entwirft in grossen Zügen das Bild der deutschen Altertumskunde, wie es in Kopf und Herzen des Verfassers lebt. Im engsten Zusammenhange ist diese gedacht mit den grossen Aufgaben, die unserem Volke für Gegenwart und Zukunft gestellt sind; der Selbsterkenntnis der Nation soll sie dienen, nicht eine blosse Sammelstätte toter Gelehrsamkeit sein. Schärfer und umfassender, als sie schliesslich geraten ist, war die Vorrede ursprünglich geplant; fast zwei Jahrzehnte hindurch hat der Verfasser immer wieder den Versuch gemacht, das ihm vorschwebende Ideal einer deutschen Altertumskunde nicht bloss nach Inhalt, Umfang und Ziel genauer zu beschreiben, sondern auch deren enge, notwendige Beziehung zu dem durch

unvollendet liegen geblieben; sie wenigstens nach dem Tode des Verfassers zu veröffentlichen, war ein dankenswerter Pietätsakt Roedigers, des treuen und selbstlosen Herausgebers wie der späteren Bände der 'Deutschen Altertumskunde' so auch der 2. Auflage des ersten Bandes (1890, s. Jsb. 91 43).

Es ist Müllenhoff nicht vergönnt gewesen, sein Lebenswerk zu Ende zu führen. Wohl hat er Inhalt und Umfang der Altertumskunde im wesentlichen in zu billigender Weise festgestellt: die Fragen nach Herkunft und ältester Heimat der Germanen, nach ihrem Verhältnis zu den übrigen, verwandten und unverwandten Völkern Europas, nach ihrer ältesten Ausbreitung und Stammesgliederung, nach der ältesten Ausgestaltung ihres öffentlichen und privaten Lebens vor ihrer nachhaltigen Beeinflussung durch die römisch-christliche Kultur müssen ihre eigentliche Aufgabe bilden. Nicht zu billigen aber ist es, wenn Müllenhoff auch die Mythologie und die Heldendichtung, und zwar in extenso mit dem ganzen litterarischen Apparat, der zu ihnen gehört, in die Altertumskunde hineinbezieht. Die Heldendichtung darf schlechterdings nicht aus ihrem litteraturgeschichtlichen Zusammenhange gelöst werden; sie ist nichts als ein Stück Litteraturgeschichte, die wir doch längst nicht in banausischem Kleben an dem Begriff *litterae* auf die schriftlich fixierten Produkte beschränken; nur die Grundlage der Heldendichtung, die Ausbildung des heroischen Lebensideals aus den grossen geschichtlichen Erlebnissen der germanischen Wanderstämme, kann allenfalls als ein Problem der Altertumskunde bezeichnet werden. Nicht wesentlich anders steht es mit der Mythologie; was unter dem Namen 'deutscher' oder 'nordischer' Mythologie läuft, ist zum guten Teile — die ganze eddische Mythologie — ein Stück Litteraturgeschichte, wie es ja auch von Müllenhoff selbst — im Bd. V der DA. 1883/91, s. Jsb. 84 184, 91 (12) 260 — als solche behandelt worden ist. Im übrigen aber bildet die Mythologie ein so durchaus selbständiges Glied der philologischen Disciplin, dem Ziel und Methode durch sich selbst bestimmt sind, dass sie nicht als ein — unförmliches — Kapitel der Altertumskunde behandelt werden darf, vorausgesetzt, dass diese nicht als eine Sammelstätte von allerlei Kunde 'alter' Dinge gedacht ist — und das lag gerade Müllenhoff sehr fern —, sondern ein begrifflich klar abgegrenztes Sondergebiet der Philologie darstellt. Wohl aber würde in gewissem Sinne und Umfange das Korrelat der Mythologie, der Kultus, hierher gehören, und zwar nicht bloss unter dem der klassischen Philologie geläufigen Gesichtspunkte der 'sakralen

Altertümer', sondern vor allem wegen seines engen Zusammenhanges mit dem allereigentlichsten Gegenstande der Altertumsforschung, der germanischen Stammesgliederung. Wir werden hier, da beide Gebiete von bewährter Hand in diesem Buche eine Darstellung gefunden haben, in unserem Bericht gänzlich von ihnen absehen und uns auf die oben gekennzeichneten eigentlichen Fragen der Altertumskunde beschränken.

Müllenhoff hat sein Lebenswerk, dem die Arbeit von vier Jahrzehnten gegolten, nicht vollendet; ja, was er davon selbst veröffentlicht hat (Bd. I und der der Eddakritik gewidmete 1. Teil von V, 1883; s. Jsb. 84 184), und selbst noch der zweite Band, der zwar noch von ihm so gut wie ganz zum Druck hergerichtet, aber doch erst nach seinem Tode († 19. Febr. 1884) veröffentlicht worden ist (1887; s. Jsb. 87 1, 88 1), streift eigentlich nur Einzelheiten aus der deutschen Altertumskunde und führt im ganzen nur bis an die Eingangspforte dieses Gebietes. Aber daneben lagen von Müllenhoffs erstem litterarischem Auftreten an bis in seine letzte Zeit hinein grössere und kleinere Einzelarbeiten aus diesem und angrenzendem Gebiete, die in den Zusammenhang seiner Ideen Einblick gewährten; und die in Perioden immer wieder gehaltenen Vorlesungen über Tacitus' Germania machten im stillen den freilich kleinen Kreis der ernstlich für den Gegenstand Interessierten mit dem wesentlichen Inhalt der Müllenhoffschen Altertumskunde, wenn auch einstweilen ohne eingehende Begründung der eigentümlichen Anschauungen, bekannt. Dies alles freilich vermochte nur das Verlangen nach dem Ganzen zu steigern, das dem Meister zu vollenden, uns aus seinen Händen vollendet zu empfangen versagt geblieben ist. Scherer hat in seiner akademischen Gedächtnisrede auf Müllenhoff das 'tragische Geschick' des Freundes gebührend gewürdigt; er hat auch mit schonender Freundeshand, aber in hinreichender Deutlichkeit eine wunde Stelle in Müllenhoffs Werk berührt: Müllenhoff besass in hohem Grade die Fehler seiner Tugenden; der in die tiefsten Tiefen dringenden Gründlichkeit, der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, die sich selbst nie genug thun konnte, war eine Schwerflüssigkeit gepaart, die ihn nicht bloss ungewöhnlich langsam producieren liess, sondern auch ihn oftmals abhielt, das doch klar ins Auge gefasste Problem im Centrum anzugreifen, und statt dessen nötigte, seine Kraft an den Aussenwerken zu ermatten. Das ist wohl richtig, aber den eigentlichen Grundfehler in der Anlage und Ausführung des Müllenhoffschen Werkes hat Scherer nicht genannt und wohl

auch nicht erkannt: hätte Müllenhoff auch über eine hurtigere Feder verfügt oder länger gelebt und sein Werk in dem ganzen Umfange, den es bei der Eigenart seines Schöpfers nun einmal erhalten musste, zu Ende gebracht, es würde dennoch dem von ihm ganz richtig gezeichneten Ideal einer deutschen Altertumskunde nur wenig entsprechen. Müllenhoff, in Lachmanns Schule vorgebildet, in dessen Ilias- und Nibelungenkritik er die höchsten Vorbilder eigener wissenschaftlicher Arbeit erblickte, hatte bei der Ausarbeitung seines Werks dessen eigentliche, ursprünglich ganz klar erkannte Natur völlig verschoben und sich eine im Grunde unmögliche Aufgabe gestellt. Die Altertumskunde, wie sehr auch ihre Bearbeitung sprachwissenschaftliche und philologische Kenntnis und Methode erfordert, ist doch schliesslich eine eminent historische Aufgabe, — Müllenhoff verwandelt sie in eine litterarhistorische. Die Frage nach den etwaigen Beziehungen der Phönicier zum europäischen Norden verwandelt sich ihm in eine Analyse der homerischen Gedichte und eine — meisterhafte — Zergliederung von Aviens Ora Maritima. Der Nachweis der Entdeckung der Germanen durch Pytheas wird zu einer umfangreichen (fast 300 Seiten!) Monographie über diesen Mann mit Exkursen in sehr abgelegene Gebiete der antiken Gelehrtengeschichte. Die Erörterung der Beziehungen zwischen Kelten und Germanen wird in den zu engen Rahmen einer Monographie über Posidonius von Apamea eingespannt, und der Ansatz zur Behandlung der Mythologie (Bd. V, 1) ist litterarhistorische Kritik einiger eddischer Gedichte. Müllenhoff war für dergleichen hervorragend begabt, und die Wissenschaft verdankt diesen genialen und grosszügigen Forschungen reichste Förderung; aber der von ihm selbst so richtig erkannte reale Inhalt der deutschen Altertumskunde konnten schliesslich doch mit der noch so virtuos geübten Technik des philologischen Seminars nicht erfasst werden. Die innere Undurchführbarkeit des einmal eingeschlagenen Verfahrens hat sich an dem grossen Forscher gerächt und ihn stocken lassen gerade an der Eingangsschwelle zu den eigentlichen Aufgaben der Altertumskunde.

Äusserlich wurde Müllenhoffs Werk nach seinem Tode weiter-

Müllenhoffs reichen Vorwort neu herausgegeben, auch noch den von Müllenhoff selbst (mit Scherers Hilfe) herausgegebenen ersten Teil des 5. Bandes aus Müllenhoffs Kolleg über die Edda mit einem zweiten Teil über die Heldenlieder 91 (12) 260 vervollständigt, sondern auch noch zwei weitere Bände wertvollsten Inhaltes, den dritten 92 17 und vierten 99 97 mit grosser Mühe zusammengestellt und veröffentlicht; mit Recht ohne alle eigene Zuthaten, nur von dem Bestreben geleitet, alles von Müllenhoff selbst Geleistete dem wissenschaftlichen Gebrauche zugänglich zu machen. Der dritte Band sollte nach Müllenhoffs Absicht 'aus der Stellung und dem sprachlichen Verhältnis der ältesten historisch bekannten Völker des mittleren Europa in dem Striche von den Pyrenäen bis zum Kaukasus den Beweis führen, dass die Väter der Germanen nicht später ihre älteste und eigentliche Heimat, das Gebiet der Oder und der Elbe unterhalb des Gebirges, eingenommen haben könnten als die urverwandten Stämme der Italiker und der Griechen ihre Sitze in Italien und Griechenland, und darauf auf Grund der Nachrichten der Römer und Griechen die Ausbreitung und Verzweigung der Germanen um den Anfang unserer Zeitrechnung darlegen'. Für den zweiten Teil dieser Aufgabe Brauchbares fand sich in Müllenhoffs Nachlass nicht vor; so beschränkte sich denn der Herausgeber darauf, Müllenhoffs Arbeiten über die Skythen (zum Teil in den Abhandlungen und Monatsberichten der Berliner Akademie) — meines Erachtens die Krone von allem, was Müllenhoff geschrieben, unangreifbar in Methode und Ergebnissen — und über die Geten (aus Ersch und Grubers Encyklopädie) mit Nachträgen und Verbesserungen aus Müllenhoffs Handexemplaren neu abdrucken zu lassen, daran aus Müllenhoffs Papieren die Ansätze zu Erörterungen über die Urbevölkerung Europas in Nord und Süd — beachtenswert darunter nur die leider im Anlauf stecken gebliebene Abhandlung über die Ligurer — zu knüpfen und in den 'Anhängen' noch die Aufsätze über die römische Weltkarte und Verwandtes in verbessertem Abdruck mitzuteilen. — Der vierte Band hatte nach Müllenhoffs Plan 'aus dem Zustande, den die Nachrichten der Griechen und Römer uns vor Augen stellen, den Gang, den die älteste Entwicklung der Germanen überhaupt genommen hat, nach allen Seiten hin aufzuzeigen'; er sollte also das, was man gewöhnlich 'Altertümer' nennt, enthalten. Von einer Ausarbeitung dieses Teils lag in Müllenhoffs Nachlass nichts vor. Um diese und zugleich die im dritten Bande notgedrungen offengelassene Lücke — Stammesgliederung der Germanen — nach

Möglichkeit auszufüllen, liess Roediger als vierten Band Müllenhoffs Kolleg über Tacitus' Germania mit mehreren wertvollen Zugaben drucken, — freilich für das unwiederbringlich Ausfallende nur ein schwacher Ersatz, aber doch unschätzbar und dankenswert, der einzige wahrhaft wissenschaftliche Kommentar zu dieser wichtigsten Quelle der Erkenntnis unserer Urzeit.

Diese grossartig angelegte Gesamtdarstellung der germanischen Altertumskunde ist also eigentlich im Anlauf stecken geblieben, aber sie hat, indem sie Ziele steckte und Wege wies, die wissenschaftliche Arbeit der Folgezeit beherrscht, wie vielfach diese auch zu anderen Ergebnissen führte und führen musste. Neben der 'Altertumskunde' waren Einzelarbeiten aus ihrem Bereich nebenher gegangen, wie der bahnbrechende Aufsatz 'Über Tuisco und seine Nachkommen' in Schmidts ZfGesch. VIII und der ergänzende 'Irmin und seine Brüder' ZfdA. XXIII (Jsb. 79 250); gerade die hier angeregten Fragen und Lösungsversuche haben, man darf sagen, im Mittelpunkte wie der mythologischen so auch der stammeskundlichen Forschung gestanden.

Begreiflicherweise trat in der Folgezeit mehr die Detailarbeit hervor; eine selbständige Gesamtarbeit ist noch nicht wieder versucht worden. Wohl aber sind in den meisten grösseren Darstellungen der deutschen Geschichte die Probleme der 'Altertumskunde' implicite in grösserer oder geringerer Ausführlichkeit, zum Teil nicht ohne anerkennenswerte Versuche selbständiger Forschung, behandelt worden; als einigermassen bedeutsam seien herausgehoben: W. Arnold 'Deutsche Urzeit' 79 189 (3. Aufl. 81 282), G. Kaufmann 'Deutsche Geschichte bis auf Karl den Grossen, I: Die Germanen der Urzeit' 80 278 (Bd. II: 82 206), F. Dahn 'Deutsche Geschichte' I: 84 210. Indessen liegt, wie begreiflich, der Schwerpunkt dieser Werke schliesslich doch in der Behandlung der politischen Geschichte und der ihr benachbarten Gebiete der Verfassung und Wirtschaftsform; für die übrigen wichtigen und eigentlichsten Gebiete der Altertumskunde, wie selbst die doch eminent geschichtliche Stammesgliederung, fehlt es den Verfassern bei allem guten Willen doch zu sehr an

nommenen Versuche einer Gesamtdarstellung der deutschen Geschichte, dem grossgedachten und glänzend geschriebenen Werke K. Lamprechts (Bd. I: Jsb. 91 39). Hier ist ein für die Erkenntnis der deutschen Urzeit grundsätzlich überaus wichtiger Schritt vorwärts gethan durch die klar zum Ausdruck kommende Einsicht, dass zu einer wahrhaft lebensvollen Darstellung der Urzeit ausser den Ergebnissen der Sprachwissenschaft und Germanistik auch die der modernen Ethnologie und der vorgeschichtlichen Archäologie die Bausteine liefern müssen. Kein Zweifel, aber auch kein Wunder, dass der geniale Verfasser bei dem Versuch, diese bis dahin dem Historiker wie dem Philologen meist recht fremden Disciplinen kühnen Schrittes zu betreten, manchmal entgleist ist. Besonders bedauerlich ist es, dass er sich von dem Irrlicht des einst sehr beliebten, nachgerade bei den Ethnologen selbst etwas in Verruf kommenden sog. 'Mutterrechts' hat blenden lassen und dadurch, dass er diesen Spuk zum beleuchtenden Mittelpunkt für die Schilderung der urgermanischen Zustände machte, von diesen ein freilich arges Zerrbild entwarf. Aber diese thatsächlichen Verirrungen dürfen den billig Urteilenden nicht die grundsätzliche Bedeutung eines Werkes verkennen lassen, von dem und an dem die Erforscher der deutschen Urzeit, auch wir Philologen, nicht wenig zu lernen haben. — Als anspruchsloser Versuch, die Auffassungen und Ergebnisse der neueren sprachwissenschaftlichen Richtungen und zugleich die Müllenhoffschen Grundgedanken etwas mehr in die Darstellung der deutschen Geschichte einzubürgern, darf hier vielleicht auch des Ref. kompendiarische Bearbeitung der 'deutschen Urzeit' in Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte 92,68 erwähnt werden. Die 2. Aufl. (1901) musste aus äusseren Gründen allzu eilig hergerichtet werden, als dass eine ernsthafte Hineinarbeitung der inzwischen gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse möglich gewesen wäre; sie wünscht daher nicht als ein adäquater Ausdruck der gegenwärtigen Überzeugungen des Vf. angesehen zu werden.

2. Herkunft der Germanen.

Mehr als ein halbes Jh. vor dem Beginn des hier zu betrachtenden Zeitraums war durch das Studium des Sanskrit die fundamentale Entdeckung gemacht worden, dass uralte Sprach- und Stammesverwandtschaft eine lange Reihe asiatischer und europäischer Völker von den Ufern des Ganges bis Irland hin verbindet. Als ein Glied dieser grossen Sprachfamilie wurde auch das Germanische erkannt. Die unabweisbare Folgerung,

dass die Völker, die diese als verschwistert erkannten Sprachen redeten und reden, mindestens in ihrem Kern — denn in nicht geringem Umfang hat zweifellos und zum Teil nachweisbar Sprachübertragung auf fremde Völker stattgefunden — von einem durch Sprachgemeinschaft verbundenen Volke abstammen müssten, war frühzeitig gezogen worden. Für dieses so erschlossene Stammvolk war der Name Indogermanen (Indoeuropäer) längst eingebürgert; neuerdings ist dafür Arier sehr beliebt geworden, doch bleibt diese Bezeichnung besser auf die Indo-Iranier beschränkt, die sich selbst so genannt haben. Die Bedeutung dieser aus dem Sprachstudium hervorgegangenen Entdeckung lag zunächst auf dem Gebiet der Sprachforschung, der hierdurch ganz neue, lockende und lohnende Aufgaben erwuchsen. Die glänzende, über alles früher Geahnte ergebnisreiche Arbeit der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen zu schildern ist nicht dieses Orts (vgl. dafür oben S. IV—XXIV und S. 3—25); aber dieselbe Entdeckung enthielt doch auch die Keime ganz neuer Untersuchungen, deren Wichtigkeit weit über den Bereich der Sprachwissenschaft hinaus in dunkle ethnologische und geschichtliche (bezw. vorgeschichtliche) Gebiete hineinreichte, zu deren Aufhellung sich hier eine ungeahnte Lichtquelle eröffnet zu haben schien.

Es erhob sich die Frage, ob etwa das Indogermanische sich mit noch anderen Sprachgruppen (etwa dem Semitischen oder dem Finnisch-Ugrischen) zu einer noch höheren, noch uralteren Einheit zusammenfassen lasse, ob etwa gar eine ursprüngliche Spracheinheit der ganzen Menschheit nachweisbar sei. Zu einer wirklich wissenschaftlichen Behandlung dieser Probleme hätte eine in einem Menschengeiste kaum denkbare Vereinigung von Kenntnissen, dazu ein grosser sprachwissenschaftlicher Takt, kühnste Kombination zugleich mit skeptischer Besonnenheit gehört; zudem gab es näherliegende Aufgaben in Fülle. Kein Wunder, dass die ernsten Männer der Wissenschaft sich von diesem Felde fernhielten und es als Tummelplatz einem vergnüglichen Dilettantismus überliessen, der mit leichter Hand, ohne alle Apparate und ohne Störung im Berufsleben, die letzten Fragen aller Wissenschaft zu lösen versteht. Wie in früheren Jahrzehnten hat auch noch in unserem Zeitabschnitt die Frage nach etwaiger Verwandtschaft der Indogermanen und Semiten Bearbeiter gefunden, so in Backhaus 79 134, Uppenkamp 95 (3) 43, Trombetti 97 (3) 16, denen sich noch der betriebsame C. Abel mit dem versuchten Nachweise der Verwandtschaft auch des

Ägyptischen 90 (3) 48/4, 2. Aufl. 96 (3) 50, anschliesst. Andere wandten sich, seit die Forschung auf gewisse Spuren uralter Beziehungen zwischen dem finnisch-ugrischen und dem idg. Volksstamm gestossen zu sein glaubte, dem Nachweise der Sprachverwandtschaft zwischen diesen beiden Völkern zu, so Anderson 80 184 und 92 (3) 48, Woods 88 7, C. de Harlez 96 (3) 58; vgl. dazu noch die nicht unebene Bemerkung Köppens 92 9. Zeigte sich in diesen Arbeiten, deren Ergebnisse wir leider als null bezeichnen müssen, immerhin eine gewisse wohlthuende Beschränkung auf bestimmt abgegrenzte Fragen, so fehlte es doch auch nicht an kühneren Forschern, die gleich aufs Ganze gingen, wie namentlich M. May, der famose Erfinder der 'keltgermanischen' Sprachen 94 (3) 44, zu denen er übrigens zo ziemlich alle Sprachen der Erde rechnet, und A. v. Velics, der Entdecker der 'Urquelle aller Sprachen' 00 (2) 16. Diese und andere ähnliche Sachen liegen jenseits wissenschaftlicher Diskutierbarkeit in den Gefilden des blühenden Unsinns, wo ein künftiger Kant Material zu einer Kritik der reinen Unvernunft sammeln kann; wir haben dies Zeug nur genannt, um unerfahrenere Jünger unserer Wissenschaft zu warnen.

Näher als diese an sich ja interessante und auch wichtige, bis jetzt aber ganz aussichtslose Frage liegen der Altertumskunde drei andere Fragen, die sie an die idg. Forschung zu richten hat: A) die Frage nach dem näheren oder weiteren Verwandtschaftsgrade der einzelnen zur idg. Sprachgemeinschaft gehörenden Völker, B) die Frage nach der Heimat, d. h. dem ältesten erkennbaren Verbreitungsgebiet, der Indogermanen, C) die Frage nach dem Kulturzustande des idg. Stammvolkes. Die drei Fragen sind principiell auseinanderzuhalten, wenngleich sie vielfach ineinander übergreifen und in der Praxis der Forschung nicht wohl getrennt behandelt werden können.

A) Was die erste dieser Fragen betrifft, so ist sie in unserem Zeitraum erfolgreich nach der negativen Seite — Abweisung früherer Annahmen, z. B. der einer besonders engen Verwandtschaft der Italiker und der Griechen —, kaum aber nach der positiven Seite gefördert worden. Unerschüttert blieb die enge Verwandtschaft der Inder und Iranier, desgleichen die der Balten und Slawen. An die Stelle der früher angenommenen engsten Verwandtschaft der Griechen mit den Italikern trat die wahrscheinlichere Annahme engerer Verwandtschaft der letzteren mit den Kelten, eine Annahme, die wohl einmal eine eindringende Specialbehandlung verdiente. Das Armenische wurde von Hübsch-

mann 1877 (ZfvglSpr. XXIII) als selbständiges Glied der idg. Sprachfamilie erwiesen, desgleichen das Albanesische von G. Meyer in Bezzenbergers Beitr. VIII. Die nur wenig, aus originalen Texten — mit Ausnahme des Venetisch-Messapischen und des Phrygischen — überhaupt nicht, bekannten Zweige des Venetisch-Messapischen, Thrakischen, Makedonischen, Phrygischen fanden in dem noch mehrfach zu nennenden Buche Kretschmers 'Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache' 96 (3) 86 höchst förderliche Behandlung; weiter gearbeitet haben hier noch u. a. Hatzidakis 00 (2) 25 26 (über das Makedonische: kaum haltbar) und Pedersen 00 (2) 26. Zusammenhängend erörtert ist das ganze Problem der Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen von v. d. Pfordten 83 95, Brugmann 84 81, Hirt 94 (3) 43, 97 11. Schon vor unserem Zeitraum hatte J. Schmidt in einem bahnbrechenden Büchlein die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Völker (1872) im Gegensatz zu der früher allein herrschenden Stammbaumtheorie Schleichers erörtert. Wie vieles auch im einzelnen anfechtbar oder andererseits der Ergänzung bedürftig war, der Kern der Schmidtschen Ergebnisse ist unanfechtbares Gemeingut der Forscher geworden: die Urstämme, aus denen die geschichtlich bekannten idg. Völker erwachsen sind, haben bereits in der sog. idg. Urzeit in einer geographischen Lagerung, die im wesentlichen durchaus den historischen Verbreitungsgebieten der aus ihnen erwachsenen Völker entspricht, auf engerem Raume zusammengehaust und sich hier allmählich in Lautgebung und Wortschatz dialektisch voneinander differenziert, jedoch so, dass jede dieser Mundarten ein Übergangsglied zwischen ihren Nachbarmundarten darstellte. Wenn nun aber in einseitiger Ausbeutung dieser 'Übergangs'- oder 'Wellentheorie' es gelegentlich so dargestellt wurde, als ob das älteste geschichtlich bekannte Verbreitungsgebiet der Indogermanen durch blosses Hinauswachsen über frühere, engere Grenzen ausgefüllt worden sei, so machte demgegenüber schon Leskien (in der Vorrede zu seiner wertvollen Schrift 'Die Deklination im Slaw.-Lit. und Germanischen', 1876) auf die relative Berechtigung der mit wirklichen Völker t r e n n u n g e n rechnenden Stammbaumtheorie und auf ihre Vereinbarkeit mit der Wellentheorie aufmerksam. Von jüngeren Forschern hat namentlich Hirt in seinen Arbeiten — z. B. in seiner Recension von Kretschmer 97 (3) 27 — mit Recht wirkliche Trennungen und Wanderungen behauptet und durch die Annahme sprachlicher Übertragung auf nicht-indogermanische Völker manche Erscheinungen zu deuten gesucht. Erheblich berichtigte Anschauungen

über Sprachübertragung und damit Zusammenhängendes hat dann freilich erst Hempl in einem trefflichen Aufsatze 'Language-Rivalry and Speech-Differentiation in the case of race-mixture' 99 (2) 18 vorgetragen.

Ein Jahr nach ihrem Erscheinen wurde Schmidts Schrift von Fick 'Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas' (1873) scharf angegriffen, jedoch nur in wenigen Punkten mit Recht. Der im Anschluss an Lottner (ZfvglSpr. 7, 18 ff., 160 ff.) unternommene Versuch, die engere Sprachverwandtschaft der europäischen Indogermanenstämme durch gemeineuropäische Neuerungen auf dem Gebiete der Lautlehre (z. B. die sog. 'Spaltung' der sog. *ă*-Laute in *ĕ*, *ă*, *ŏ*) nachzuweisen, enthüllte sich später als irrige Deutung einer sehr richtigen und wichtigen Entdeckung: die vermeintliche europäische 'Neuerung' erwies sich als Bewahrung des ursprünglichen idg. Zustandes, dem gegenüber vielmehr das Arische mit seinem uniformen *ă* eine Neuerung vollzogen hat. Das bewies also nicht, was es beweisen sollte; dagegen wies Fick eine sehr beachtenswerte lexikalische Übereinstimmung zwischen den europäischen Zweigen des Idg. nach: gemeinsame Ackerbauterminologie, sowie eine ganze Anzahl gemeinsamer Namen von Waldbäumen und Waldtieren. Diese Thatsachen lassen verschiedenartige Deutungen zu; die Ficksche Schlussfolgerung auf 'Spracheinheit' der europäischen Indogermanen hat nichts Zwingendes für sich, wohl aber die bedenkliche Thatsache gegen sich, dass eben gemeinsame Neuerungen in Lautgebung, Flexion und Wortbildung nicht bestehen. Es wäre also besser gewesen, man hätte in der Folge nicht von Europäisch und Arisch (West- und Ostindogermanisch) als den beiden Dialekten der idg. Grundsprache geredet. Die glänzenden Entdeckungen auf dem Gebiet der idg. Gutturale, gipfelnd in dem epochemachenden Nachweis dreier Gutturalreihen durch Bezzenberger (in seinen 'Beiträgen' XVI) 90 (3) 52, entrollten uns ein ganz anderes Bild einer tiefgreifenden Dialektspaltung des Idg.: auf der einen Seite Griech.-Ital.-Kelt.-Germ. (*centum*-Sprachen: Zusammenfall der Palatale und Velare, Bewahrung der Labiovelare), auf der anderen Seite Balto-Slawisch, Illyrisch, Armenisch, Arisch (*satem*-Sprachen: Zusammenfall der Velare und Labiovelare, Übergang der Palatale in *š*-Laute). Diese Vorgänge setzen eine ziemlich scharfe Scheidung beider Gruppen, aber eine ziemlich enge Gemeinschaft der einer jeden von beiden angehörigen Stämme voraus.

Was nun speciell die Stellung der Germanen im Kreise der

idg. Völkerwelt betrifft, so gab es einmal eine Zeit, wo ein namhafter Gelehrter — Holtzmann — die Germanen in allem Ernste für einen keltischen Stamm erklärte. Die Hochflut dieser Keltomanie war freilich beim Beginn unserer Periode längst abgelaufen — doch witterte z. B. Graf Larisch 87 21 in schlesischen Orts- und Flussnamen keltisches Sprachgut —; eher trat jetzt gelegentlich die Neigung auf, die Kelten zu Germanen zu stempeln, so etwa bei Prinzinger 83 282 und K. Blind 88 12, der auch sonst noch Unglaublichstes über die Germanen zusammengeschrieben hat. Sonst galt lange Zeit, bei Grimm, Schleicher, Fick u. a., die Annahme, dass die Germanen zusammen mit Slawen und Balten eine besonders nahverwandte Gruppe bildeten. In diesem Sinne hatte Hassencamp in einer recht oberflächlichen Schrift 'Über den Zusammenhang des slawisch-lettischen und germanischen Sprachstammes' (1876) lexikalisches Material gesammelt, Fick in seinem vergleichenden Wörterbuch den Wortschatz der vermeintlichen slawo-letto-germanischen Urzeit zusammengestellt. Aber Leskiens obengenannte Schrift (Die Dekl. im Slawo-Lett. usw., 1876) liess doch einen näheren Zusammenhang dieser Sprachzweige nicht erkennen, so bedeutend auch die Berührungen im Wortschatze sind. Heute sind wohl mit Hirt 96 (3) 98 die meisten Forscher geneigt, diese lexikalischen Übereinstimmungen aus wechselseitiger Entlehnung in der Zeit der geschichtlichen Nachbarschaft beider Völkergruppen zu erklären, doch hat z. B. Uhlenbeck 90 (3) 90 noch wieder die ältere Auffassung vertreten; aber Hirts eigene Meinung, dass ein engerer Zusammenhang zwischen Germanen und Italikern bestehe, erscheint nicht ausreichend begründet. Leider zog auch diese und verwandte Fragen ein blutiger Dilettantismus in seinen Bereich; so verwandelten K. Sicha 86 226 und Boguslavski 91 9 eine Reihe germanischer Stämme in Slawen. Auch die alte Goten-Geten-Hypothese lebte in modernisierter Gestalt wieder auf: K. Blind machte 84 260, 85 202 die Thraker zu einem deutschen Stamm und verband damit später 89 18 die Meinung Fressls, der 86 225 in den Skythen-Saken die Urväter der Germanen witterte. während Soltau 87 11 die viel-

bar auch Methode und Ergebnisse des Buches sind, so bleibt es doch durch die Fülle des verarbeiteten Materials schätzbar.

B) Was nun die Frage nach der Heimat der Indogermanen betrifft — d. h. dem engeren Verbreitungsgebiete, von dem aus das älteste geschichtlich zu ermittelnde Ausbreitungsgebiet allmählich besetzt worden ist —, so galt bis zu den siebziger Jahren die alte, in Wahrheit niemals ernstlich begründete Lehre von der asiatischen Heimat — man dachte meist an Baktrien (Lassen, Pott, Pictet) — fast unbestritten. Traditionelle Vorstellungen von Asien als Ausgangspunkt der Menschheit und der Kultur, dazu die sich später in vielen Punkten als irrig erweisende Annahme einer ganz besonderen Altertümlichkeit der asiatischen Zweige des idg. Sprachstammes bildeten den Nährboden jener Lehre. Vereinzelt nur traten Anwälte für Europa auf, so zuerst Latham (Elements of comparative philology, 1862, S. 611 ff.) mit einer den Grundsätzen der Tier- und Pflanzengeographie entnommenen — meines Erachtens gar nicht unrichtigen — Begründung, die jedoch dazumal bei den Sprachgelehrten nur ein mitleidig-überlegenes Lächeln hervorrief. Dann folgte ein Meister der Zunft, Benfey (Gesch. d. Sprachwissensch., 1869, S. 599 ff.), mit sprachlichen, freilich äusserst fadenscheinigen Gründen. Seit dem Anfange der siebziger Jahre aber mehrten sich die Stimmen für Europa; Sprachforscher wie Spiegel und Fr. Müller und ein Geograph wie Tomaschek traten für Südosteuropa ein. Immer energischer wurde in der Folgezeit die Frage diskutiert. Den Ausgangspunkt bildet einerseits die Ausscheidung derjenigen Teile des ältesten geschichtlichen Verbreitungsgebietes, in welche die Indogermanen erweislich erst eingewandert sind — so scheiden aus, abgesehen von dem hohen Norden, auch der ganze Westen und die südlichen Halbinseln, wohl auch der grosse centrale Gebirgsgürtel Europas, und auf asiatischem Gebiete mindestens Indien, das eigentliche Iran und Kleinasien. Andererseits bemühte man sich, in dem zu ermittelnden gemeinidg. Wortschatz Benennungen solcher Gegenstände aufzuspüren, die bestimmte geographische Anhaltspunkte boten: in diesen Erörterungen spielte z. B. die Frage nach der etwaigen Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Löwen, dem Bären, dem Aal (der in den ins Schwarze und Kaspische Meer fallenden Flüssen nicht vorkommt — beiläufig auch gar nicht als idg. nachweisbar ist), der Biene, dem Pferde, der Birke, der Buche, dem Meer und dem Salz eine grosse Rolle. Irgend eine vermeintlich festgestellte sprachliche Thatsache der Art bot dann häufig den Halt zur

Anknüpfung weittragender Folgerungen, die mehr durch ihre Verwegenheit verblüfften als durch die Solidität ihrer Grundlage Vertrauen erweckten. Dazu kam noch eine allmählich sich vollziehende Verschiebung des Problems. Die Annahme eines idg. Urvolkes war aus sprachlichen Entdeckungen hervorgegangen und besagte nichts weiter als die Thatsache, dass es einmal eine Menschengemeinschaft gegeben haben muss als Trägerin jener aus so vielen bekannten Sprachen zu rekonstruierenden idg. Grundsprache; über Körperbeschaffenheit, etwaige Rasseneinheit usw. jener Gemeinschaft war damit nichts ausgesagt. Indem aber allmählich immer deutlicher die Thatsache hervorzutreten schien, dass es auch einen bestimmten Körpertypus der Indogermanen gäbe — Blauäugigkeit und Blondhaarigkeit, nach einigen auch Langschädligkeit, was freilich der Meister der Schädellehre, R. Virchow, stets verworfen hat, der vielmehr das Nebeneinanderbestehen von Lang- und Kurzschädeln für die Indogermanen behauptet —, bemächtigten sich mit einer gewissen Berechtigung die Vertreter der physischen Anthropologie der idg. Frage. Unter ihren Händen gewann der Begriff 'Heimat' die Bedeutung 'Ort, wo die [wirklichen und vermeintlichen] Rasseneigentümlichkeiten der Idg. entstanden sind'. Durch Verquickung dieser innerhalb ihrer Sphäre ganz berechtigten anthropologischen Untersuchungen mit den sprachwissenschaftlichen Fragen entstand nun eine ganze Reihe von höchst seltsamen Beantwortungen der Heimatsfrage. Indem ich nunmehr einige Schriften über diesen Gegenstand zusammmenstelle, bemerke ich ausdrücklich, dass ich Vollständigkeit nicht im entferntesten anstrebe. An der asiatischen Heimat hielten begreiflicherweise vor allem die Sprachforscher der älteren Generation fest; so glaubte M. Müller noch in seinem Buche 'Biographies of words and the home of the Aryas' 88_{4} nur das eine über die Heimat feststellen zu können: somewhere in Asia. Brunnhofer trat in mehreren Schriften (85_{198}, 93_{7}, 93_{8}, 00_{9}) für Armenien ein, während v. d. Gheyn 87_{9} wenigstens die grössere Wahrscheinlichkeit für Asien behauptete. Eine neue Stütze schien die Annahme durch J. Schmidt 'Urheimat der Idg. und das europäische Zahlensystem' 90 (3) $_{88}$ zu gewinnen. Hier wurde gezeigt, dass das alte idg. Decimalsystem bei den europäischen Idg. frühzeitig durch das babylonische Sexagesimal- (bezw. Duodecimal-)system gekreuzt worden ist, und daraus der Schluss auf uralte Nachbarschaft der Baby-

Gewichtssystems durch den Handel zu beurteilen und hat mit der Heimatsfrage schlechterdings nichts zu thun. Seit dem Ende der siebziger Jahre erschienen die Anthropologen auf dem Plane. Pösche trat 1878 mit der Behauptung auf, dass die Rokitnosümpfe die Heimat der Idg. seien, eine Annahme, die allerseits kopfschüttelnd abgelehnt wurde. Folgenreicher war Penkas Versuch ('Origines Ariacae' 84 78, 'Herkunft der Arier' 87 8; vgl. noch 88 8, 93 11), der durch Kombination anthropologischer, prähistorischer und linguistischer Forschung — von welcher letzteren er jedenfalls nichts verstand; ob von den beiden anderen erheblich mehr, weiss ich nicht — zu dem Schlusse kam, Skandinavien für die Heimat der Indogermanen zu erklären. Das fand Zustimmung z. B. bei Gebb 85 199, Sayce 88 9, 90 5, Rendall 90 (3) 89; besonders eifrige Vertreter dieser Anschauung waren dann noch Wilser 85 201, 91 12, 92 58, 95 18, 99 20 und der famose E. Krause ('Tuisko-land') 91 8. Ganz in den Bahnen der anthropologischen Betrachtungsweise bewegen sich dann noch G. Capus 97 18, F. de Villenoisy 97 15, Deniker 98 8, 99 9/10, Tappeiner 98 4, Sergi 98 5 (dazu Niederle 98 7), Ratzel 00 4, Ripleys grosses Buch 00 12. Wunderlich waren F. v. Löhers Bemühungen (84 206, 85 208, 86 227, 95 52), das westliche Deutschland als Heimat der Idg. zu erweisen; noch seltsamere Phantasien gab Taylor 90 7 zum besten. Auf einem Gebiete, das ausserhalb wissenschaftlicher Beurteilung liegt, bewegen sich die hier nur der Warnung halber zu nennenden Schriften von Hollander 89 (3) 76, Schwerdtfeger 95 10, 96 17, 97 5, 98 6 (der für die Indogermanen den von ihm nicht weiter erklärten Namen 'Homanen' erfunden hat), Zaborowski 99 6–8. Sonst sind diese Fragen noch — ausser in den nachher zu nennenden bedeutenden Arbeiten von Hehn, Schrader, v. Bradke, Kretschmer, Hirt — behandelt in den meist mehr referierenden Schriften von G. Meyer 89 8, Wolff 94 8, Nicolucci 94 10, Boltz 95 (3) 51, Seiler 95 7, Johansson 97 7, Bruinier 98 10, Symons 00 7, Reinach 93 (3) 45; namentlich die letztere Schrift kann als gutes Orientierungsmittel über die einschlägige Litteratur bezeichnet werden.

C) Die Frage nach dem Kulturzustande der Indogermanen hängt natürlich eng mit der nach ihrer Heimat zusammen und ist demgemäss in den meisten der unter B genannten Schriften behandelt oder wenigstens gestreift worden. Andererseits sind aber auch für die Heimatsfrage von Wichtigkeit, ja in Wahrheit viel wertvoller als fast die ganze unter B aufgezählte Litteratur zusammengenommen eine Reihe nunmehr zu nennender

Arbeiten, die sich speciell mit der Ermittlung der urzeitlichen Kultur der Idg. beschäftigen. Den genialen Gedanken, auf Grund des zu ermittelnden idg. Wortschatzes ein Bild der idg. Kultur zu entwerfen, hatte schon früh (1845) A. Kuhn gefasst und, so gut es der damalige Stand der Sprachwissenschaft erlaubte, ausgeführt. Es folgten nicht wenige ähnliche Versuche, unter denen wir den durch Schärfe der Methode und Vorsicht ausgezeichneten kleinen Aufsatz Schleichers (in Hildebrands Jahrb. für Nationalök. u. Statistik I) hervorheben müssen. Er ist weit verdienstlicher als Pictets umfangreiches Werk 'Les Origines Indo-européennes ou les Aryas primitifs' (1859—1863, 2. Aufl. 1877—1886; Jsb. 88 5), dessen an sich nützliche und reichhaltige Materialsammlungen leider durch einen auffallenden Mangel an Kritik stark beeinträchtigt werden. Im ganzen erschien bei diesen älteren Forschern die idg. Vorzeit in gar zu rosigem Lichte. Dieses erträumte idg. Familienidyll (*Tochter* = 'Melkerin' usw.) zerstört zu haben ist das Verdienst von V. Hehns Buch 'Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach ... Europa' (zuerst 1870; 6. Aufl. hrsg. von O. Schrader, mit botan. Beiträgen von Engler, 1894, s. Jsb. 94 (8) 16; eine neue Auflage ist in Vorbereitung). Weder in den recht fragwürdigen kulturgeschichtlichen Grundanschauungen — sie gipfeln in der von Komik nicht ganz freien Gegenüberstellung von Hellenentum (Wollkleidung, Wein, Speiseöl) und Barbarentum (Linnen, Bier, Butter) — noch auch in den schwachen linguistischen Beiträgen liegt für unsere Frage die Bedeutung des Werkes, sondern darin, dass hier durch die Prüfung der ältesten geschichtlich bezeugten Zustände der idg. Einzelvölker jene phantasievolle Rekonstruktion der idg. Kultur, wie sie bis dahin von den Sprachforschern geübt war, zerstört und dadurch der Weg zu einer realistischen Auffassung gewiesen wurde, die sich an der Anschauungsweise der modernen Ethnologie einerseits und der immer siegreicher vordringenden prähistorischen Archäologie andererseits zu orientieren hat. Einen erheblichen Schritt weiter auf diesem Wege bezeichnet das umfangreiche Werk Schraders 'Sprachvergleichung und Urgeschichte' 83 96, dem noch einige kleinere Schriften verwandten Inhalts folgten: 88 (8) 2, 89 (8) 1, (3) 112. Eine 2. Aufl. von 'Sprachvergl. u. Urgesch.' folgte 1890, Jsb. 90 (3) 41, die einen erheblichen Fortschritt besonders in methodischer Hinsicht bedeutete. Das wesentliche, nicht unangreifbare, aber doch solide begründete Ergebnis war: die Idg. waren ein Nomadenvolk um die mittlere bezw. untere Wolga; der westliche, sich allmählich

in die Waldregion hin ausbreitende Teil ging hier zum Ackerbau über (die europäische Gruppe), während der sich allmählich bis über die kaspische Steppe hin ausbreitende Teil, aus dem die arische Gruppe hervorging, zunächst im Nomadentum verblieb und erst in späterer Sonderentwicklung auf asiatischem Boden zum Ackerbau überging (vgl. dazu Spiegel 88$_{6}$). Die 1. Aufl. des Buches war von P. v. Bradke 90 (3)$_{40}$ einer überscharfen Beurteilung unterzogen worden, während derselbe Gelehrte die 2. Aufl. gerechter beurteilte 90 (3)$_{41}$ und auch sonst noch einschlägige Fragen behandelte: 88 (3)$_{63, 64}$, 89 (3)$_{78}$, (7)$_{9}$; vorsichtig und scharfsinnig, aber doch ohne greifbaren Gewinn. Ohne Gewinn waren auch die gegen Schrader gerichteten Aufsätze von Seeber 93$_{10}$, der im Anschluss an Hehn das Plateau von Pamir als idg. Ursitz zu erweisen suchte. Von Einzelwerken aus diesem Gebiete ist vor allem Delbrücks ausgezeichnete Schrift über die idg. Verwandtschaftsnamen 89 (3)$_{82}$ zu nennen, die ein meines Erachtens unangreifbar richtiges Bild der idg. Familienverfassung entwarf; das Mutterrechtsgefasel sollte hiernach wirklich endlich aufhören (vgl. dazu auch Delbrücks Aufsatz Preuss. Jahrb. LXXIX). Dagegen müssen die von den verhältnismässig frühzeitig hochentwickelten Verhältnissen der Inder, Griechen und Italiker ausgehenden Rekonstruktionen des idg. Rechtes von Leist — Gräkoitalische(!) Rechtsgeschichte, 1884; Altarisches Jus gentium 89 (9)$_{10}$ und 91 (9)$_{7}$; Altarisches Jus civile 93 (9)$_{13}$ und 96 (9)$_{2}$ — trotz aller Anerkennung für viele Einzelheiten im ganzen als verfehlt in Voraussetzungen, Methode und Ergebnissen bezeichnet werden. In noch viel höherem Grade gilt dies von dem posthumen Werke eines anderen grossen Juristen, G. v. Jherings 'Vorgeschichte der Indoeuropäer' 94$_{4}$; hier ist alles auf den Gegensatz: 'Semiten (alles Stein) — Indoeuropäer (alles Holz)' zugespitzt; das geistreiche und amüsant zu lesende Buch stellt sich als ein für einen Juristen besonders sträflicher Versuch mit untauglichen Mitteln dar. Von namhaften Sprachforschern hat nach Schrader und zum Teil im Gegensatz zu ihm besonders Hirt die Probleme der idg. Kulturstufe in einer Reihe von Aufsätzen behandelt — 93$_{9}$, 97$_{9, 10}$, 99$_{17, 18}$ u. a. —. Er sucht zu zeigen, dass auch die Vorväter der Indo-Iranier mit denen der Europäer im Waldgebiet hausten und Ackerbau trieben, ist auch eher geneigt, die Heimat der Idg. in nördlicheren Gegenden Europas zu suchen; über das letztere wird sich reden lassen, das erstere erscheint uns aber doch durch das von Hirt herangezogene sprachliche Beweismaterial nicht gerade wahrscheinlich gemacht. Einer überaus

scharfen, anregenden und durchaus nicht fruchtlosen Prüfung wurde die ganze, viele Jahrzehnte lang anstandslos geübte Methode, die Kultur der idg. Urzeit vermittelst der vergleichenden Sprachwissenschaft zu erschliessen, von P. Kretschmer in seiner ausgezeichneten und an neuen Gedanken reichen 'Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache' 96 (3) 86 und ungefähr gleichzeitig von G. Kossinna 97 80 unterzogen. Freilich scheint uns von beiden mit der Behauptung, dass die Sprachwissenschaft so gut wie gar keinen Wert für die Erkenntnis der idg. Urzeit habe, erheblich übers Ziel geschossen zu sein und Schraders Verfahren jedenfalls von diesem Vorwurf kaum betroffen zu werden, da ja dieser Gelehrte gerade die Verbindung der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse mit den ältesten geschichtlichen Zeugnissen und den Ergebnissen der Prähistorie als unentbehrlich zur Erkenntnis der Urzeit lehrt. Diese Methode selbst erscheint uns ziemlich einwandsfrei, wie sehr sie auch gewiss der Vervollkommnung — besonders einer schärferen Kritik der sprachlichen Thatsachen und einer weniger äusserlichen Benutzung der prähistorischen Forschung — bedürftig und fähig ist. Einen wesentlichen Fortschritt nach dieser Richtung hin bezeichnet Schraders neuestes Werk 'Reallexikon der idg. Altertumskunde' (1901; zur 1. Hälfte s. Jsb. (00) 8), in dessen Vorrede sich der Verf. mit v. Bradke, Kossinna, Kretschmer auseinandersetzt. Das überaus reiche, wohlgeordnete und kritisch durchgearbeitete sprachliche und sonstige Material macht dies Buch auch für denjenigen schätzbar, der einem grösseren Skepticismus huldigt als der Verfasser oder gar ganz auf Kretschmers Standpunkt steht. Wir sehen in ihm die reifste Frucht, welche bisher auf diesem Studienfelde gewachsen ist, ohne natürlich deshalb Schraders Meinungsäusserungen als das letzte Wort der Wissenschaft, oder auch nur der Sprachwissenschaft, zu betrachten.

3. Die vorgeschichtliche Archäologie[1].

Die Lücke, welche zwischen den Ergebnissen der idg. Sprachforschung und den durch die ältesten geschichtlichen Zeugnisse bekannten Zuständen und Thatsachen der germanischen Vorzeit

[1] Für dieses Kapitel habe ich besonders mit Gewinn benutzt Naues Übersicht 'Vorgeschichtliche Arbeiten und Studien in Skandinavien und Deutschland' (Jsb. 88 11), ferner mündliche Belehrungen seitens hervorragender Prähistoriker. Ganz besonderen Dank aber bin ich einem von

klafft, mit greifbarem Inhalt auszufüllen schickt sich mit immer gesteigerten Ansprüchen uud zweifellos wachsendem Erfolge die vorgeschichtliche Archäologie an. Es ist noch nicht gar lange her, als sie bei Philologen und Sprachforschern einer unverhohlenen Geringschätzung oder doch einem tiefen Misstrauen begegnete, und auch heute noch ist wenigstens eine auf Verständnis beruhende Würdigung in diesen Kreisen nur vereinzelt anzutreffen; von namhaften Germanisten und Sprachvergleichern dieser Art wüssten wir eigentlich nur etwa Bezzenberger, Henning, Kossinna, Kretschmer, Much zu nennen. Von manchem anderen hochverdienten Fachgenossen liegen über prähistorische Dinge unglaublich naive Äusserungen vor, die auf einen Prähistoriker etwa wirken müssen wie auf uns Philologen die sprachwissenschaftlichen Expektorationen gewisser Laien, von denen wir im vorigen Kapitel einiges anführen mussten. Hat doch z. B. noch jüngst einer unserer trefflichsten jüngeren Germanisten die Anerkennung der germanischen Provenienz der skandinavischen Steinzeit mit der Annahme vereinigen zu können geglaubt, dass die Germanen erst im 2. oder 3. Jh. v. Chr. nach Dänemark und Schonen gekommen seien, wobei ihm Hostmann mit seinen verschrobenen Meinungen über die Steinzeit als Eideshelfer dienen muss! Es war unter solchen Umständen höchst zeitgemäss und verdienstlich, dass ein Kundiger wie Kossinna auf der Philologenversammlung zu Köln 1895 seiner germanistischen Zuhörerschaft einmal gründlich die Bedeutung der vorgeschichtlichen Archäologie für die deutsche Altertumskunde klargemacht hat 95 iii, mögen dabei auch andere, der Altertumskunde dienende Disciplinen vielleicht nicht ganz zu ihrem Rechte gekommen sein.

Die zusammenhängende wissenschaftliche Erforschung der vorgeschichtlichen Denkmäler hatte etwa gleichzeitig im ersten Viertel des 19. Jh. in den drei nordischen Reichen begonnnn, während Deutschland, nach sehr hoffnungsvollen, leider aber ziemlich unbeachtet gebliebenen Anfängen (Lisch, Danneil) jahrzehntelang im Hintertreffen stand, so dass einer der anerkannt grössten Meister auf diesem Gebiete, R. Virchow, gern und oft die skandinavischen Forscher als 'unsere Lehrmeister' bezeichnen konnte. Lange hatte Dänemark die unbestrittene Führerschaft

lehre entwickelte, die dann durch Thomsen Gemeingut der nordischen Forscher und jetzt längst aller Welt geworden ist. Bis zum Beginn unseres Zeitabschnitts waren in Dänemark besonders durch Thomsen und Worsaae, in Schweden durch das Wirken der beiden Hildebrand und Sven Nilssons, in Norwegen durch O. Rygh eine Reihe glänzender Ergebnisse gewonnen worden, die noch gefördert wurden durch die Entdeckungen und Arbeiten auf ausserskandinavischem Boden. Es sei hier nur erinnert an die grossen, ganz neue vorgeschichtliche Perioden erschliessenden Entdeckungen des Gräberfeldes von Hallstatt in Oberöstreich, das in E. v. Sacken einen musterhaften Bearbeiter fand (1868), ferner an die Entdeckungen bei Tiefenau und la Tène, die zur Erkenntnis einer zweiten, nachhallstattschen, vorrömischen Periode der Eisenzeit führten (O. Hildebrand), und an die Entdeckung und Beschreibung der schweizerischen Pfahlbauten durch E. Keller. So war bis zum Anfang der siebziger Jahre eine Menge von Material gesammelt und bearbeitet, eine ganze Reihe wichtiger Thatsachen festgestellt, auch die feinere Teilung der drei Perioden (Zweiteilung der Steinzeit: Kjøkkenmøddinger und Dolmen; Gliederung der vorrömischen Eisenzeit) besonders durch Worsaae und H. Hildebrand in Angriff genommen, die Methode ausgebildet, auch die Beziehungen, welche die Vorzeit der germanischen Länder mit derjenigen des übrigen Europas und Vorderasiens verbinden, bereits zum Gegenstande der wissenschaftlichen Arbeit gemacht. Aber eine unmittelbare Verbindung der Prähistorie mit der Sprachforschung und der Germanistik hatte sich noch nicht anbahnen können. Die vorgeschichtlichen Altertümer, besonders der Stein- und Bronzezeit, schienen vorläufig noch so gut wie zeitlos im Dämmerlichte zu verschwinden, mochte ihre relative Chronologie auch in den grossen Zügen feststehen; und überdies liessen sie sich nicht ohne weiteres auf ein bestimmtes Volk zurückführen. Was sollten also die Vertreter der historischen Disciplinen damit anfangen? Es war gewiss besser, wenn die beiden, nach ihren Ausgangspunkten, Forschungsobjekten und Methoden so verschiedenen Wissenschaften der Erkenntnis der

møddinger beiseite gelassen — die Denkmäler der drei Perioden in den nordischen Ländern und den angrenzenden norddeutschen Gebieten auf ein Volk, eben die Germanen, zurückzuführen sind. Der erste Eindruck der in grossen Massen aufgehäuften Denkmäler der drei Perioden war der einer fundamentalen Verschiedenheit gewesen, die man nur aus einem wiederholten Bevölkerungswechsel der betreffenden Gebiete erklären zu können glaubte: so wurde gern als Trägerin der steinzeitlichen Kultur eine angebliche finnisch-ugrische Urbevölkerung, als Träger der Bronzezeit Kelten oder Phönicier (!) angenommen, während erst die Eisenzeit den Germanen zugeschrieben wurde. Vor der vorschreitenden Forschung sanken diese Träume in nichts zusammen: an der Eisenzeit zuerst wurde durch Vedel und Montelius, dann weiter durch Undset 82 292, 83 245 (dazu Tischler 82 293 und Kühne 83 246) erwiesen, dass sie von der Bronzezeit nicht durch eine klaffende Lücke, durch ein Abreissen der Überlieferung, wie es notwendigerweise mit dem Einbruch einer neuen, auf anderer Kulturstufe stehenden Bevölkerung hätte eintreten müssen, charakterisiert ist, sondern sich als ganz organische Weiterentwicklung der jüngsten Bronzezeit darstellt. Dasselbe gilt von dem Verhältnis der (älteren) Bronzezeit zur Steinzeit, wie zuerst Montelius und Zinck für die nordischen Länder erwiesen. Dies wurde besonders deutlich, seit als Übergangsstufe eine Kupferperiode nachgewiesen wurde (M. Much 'Kupferzeit in Europa' 87 18, [2] 93 15), welche sich allmählich immer deutlicher als ein letzter Abschnitt einer hochentwickelten steinzeitlichen Kultur, die für die Verwertung des Metalls reif geworden war, erkennen liess (vgl. dazu Hampel 96 26 und Montelius 96 74). Zudem offenbarte es sich immer deutlicher, dass die Steinzeitleute der germanischen Länder, die der Unkundige sich in halbtierischen Zuständen vorzustellen geneigt sein mag, thatsächlich im Besitz einer einfachen, aber gar nicht ganz geringen Kultur waren: sie trieben nicht nur Viehzucht (Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Pferd), sondern auch Ackerbau (Hirse, Weizen, Gerste). Zudem weist ihr Körperbau nicht nur keine Merkmale niederer Rasse, sondern überhaupt nichts von dem Körperbau der späteren, sicher germanischen Bevölkerung Verschiedenes auf, wenngleich auf den jüngst versuchten chemischen Nachweis der Blondhaarigkeit dieser Steinzeitleute (nach privater Mitteilung des kompetentesten Beurteilers, A. Olshausens) nicht grosses Gewicht zu legen ist.

Wir haben mit den letzten Sätzen in begreiflicher Absicht

der geschichtlichen Entwicklung der Prähistorie einigermassen vorgegriffen und kehren nun zu unserem Ausgangspunkte zurück. Im Laufe der siebziger Jahre musste die wissenschaftliche Prähistorie ihre Grundlage, die Dreiperiodenlehre, gegen überaus heftige Angriffe zweier verdienter deutscher Archäologen, Lindenschmit und Hostmann, in erbittertem Kampfe verteidigen, die weder von der nordischen Auffassung der Steinzeit etwas wissen noch eine Bronzeperiode anerkennen wollten. Hostmanns Aufsätze sind noch 1890 gesammelt herausgegeben worden 92 22, und Lindenschmit hat seine Auffassung nicht nur in seinem Hauptwerke 'Altertümer unserer heidnischen Vorzeit' (seit 1864; s. Jsb. 80 275, 83 259 usw.) durchgeführt, sondern auch noch in dem 'Handbuch der deutschen Altertumskunde' 80 289 u. ö. festgehalten. Die skandinavische Lehre hat jedoch auf der ganzen Linie gesiegt, was natürlich nicht hindert, dass auch noch in späteren Zeiten gelegentlich verdiente Forscher, wie L. Beck ('Geschichte des Eisens' I: 85 286), in den Hostmannschen Irrtümern sich befangen zeigten. Dergleichen darf uns nicht irren: giebt es doch unter den Sprachforschern wohl auch heute noch wackere Männer, die noch immer das indische *a* der griechischen Dreiheit *ε* : *o* : *α* gegenüber für ursprünglich halten; so was widerlegt man nicht.

Charakteristisch für die methodische Weiterentwicklung der Forschung ist besonders die Typologie, d. h. die Betrachtung und entwicklungsgeschichtliche Verfolgung gewisser Formentypen (etwa der Fibula oder einer Gefässart) durch weite Räume und lange Zeitperioden hin; eine Forschungsweise, die besonders von H. Hildebrand und O. Montelius, weiterhin von Tischler ausgebildet und virtuos angewandt worden ist und ganze Reihen wertvollster Ergebnisse, besonders auch für die chronologischen Bestimmungen, gezeitigt hat. Wir nennen aus der hierher einschlägigen Litteratur: Tischler 'Formen der Gewandnadeln' (1881), S. Müller 'Tierornamentik im Norden' 82 219, Montelius über die Fibulatypen der Bronzezeit 83 249 (vgl. Almgren 98 24), Buschan über prähistorische Gewebe 89 19, Koenens minder geschätzte 'Gefässkunde' 95 172, Virchows grundlegende Abhandlung zur 'Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen', Sitzber. Berl. Ak. 1883, S. 985 ff., Olshausen 'Gesichtsurnen' 00 49, Montelius 'Hausurnen und Gesichtsurnen' 98 22, 00 50, Montelius über das Wohnhaus 95 117 (dazu J. Mestorf 95 118 und Stephani 98 21).

Von Monographien über einzelne Gegenstände nennen wir noch zunächst einige Schriften über den Bernsteinhandel: Wald-

mann 84 194 und besonders die grundlegenden Arbeiten Helms in den 'Schriften der naturforsch. Ges. zu Danzig' (passim, z. B. in Bd. V) und Olshausens 90 64, 91 20 (vgl. dazu noch z. B. Virchow 95 189). Wir sind hierdurch erheblich über Müllenhoff DA. I hinausgekommen und haben nicht nur die Wege, auf denen der Nordsee- und Ostseebernstein in den Süden gelangte, genauer kennen gelernt, sondern auch die schon sehr früh geäusserte Meinung, dass der Norden mit dem Bernstein die südliche Bronze bezahlt hat, bestätigt gefunden.

Den verschiedenen (zwei) Wegen, auf denen sich das Silber verbreitete, geht Bruinier 95 (3) 108 nach. Über vorgeschichtliche Jagd und Tierzucht handelte Struckmann 95 166, Barańsky 96 24, über vorgeschichtlichen Getreidebau Buschan 95 112; über steinzeitliche Keramik Brunner 98 35, über Moorbrücken (im Thal der Sorge in Preussen) eine bedeutsame Arbeit von H. Conwentz 98 38, durch welche die kritiklose Zurückführung derartiger Brücken auf die Römer (nach Knokescher Art) abgethan sein dürfte. Mit besonderem Eifer aber hat sich die Forschung im Anschluss an die grossen Darstellungen der skandinavischen Gelehrten mit der Zusammenstellung und Bearbeitung des Materials für grössere oder kleinere geographische Gebiete beschäftigt. Wir weisen hin auf Worsaaes grosses Werk 'Industrial arts of Denmark' 84 205 und Hildebrands 'Industrial arts of Scandinavia' 84 204, Montelius' 'Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit' 87 15. Die Vorzeit der Mark Brandenburg haben Voss und Stimming 86 332, die Schleswig-Holsteins J. Mestorf 86 335, diejenige Westpreussens in musterhafter Weise Lissauer 88 28 (dazu Dorr 93 22), diejenige Niedersachsens Tewes 88 24, diejenige Hannovers J. H. Müller 93 19, diejenige Schlesiens bes. Grempler in zahlreichen Aufsätzen in der Zeitschrift 'Schlesiens Vorzeit' und in der Schrift über den Fund von Sackrau 87 26, 88 27 und in kurzer Übersicht Mertins 93 21, diejenige Pommerns Schumann 97 31, die der Neumark A. Götze 97 33, diejenige Mecklenburgs R. Beltz und R. Wagner 99 39 bearbeitet; daran reiht sich die grosse Publikation über die Provinz Sachsen, herausgegeben seit 1883 von der historischen Kommission der Provinz Sachsen 86 333. Knappere Darstellungen der Art bieten: H. Jentsch über Guben 89 24, Nordhoff über Westfalen 90 92, Regel über Thüringen 95 174 (vorzüglich). Als wertvolle Orientierungs- und Belehrungsmittel kommen hinzu eine Reihe kartographischer Darstellungen, Bilderatlanten und Wandtafeln: Oehlenschläger für Baiern 84 235, 91 21, Much-Fischer über Östreich-

Ungarn 95 183; eine Wandtafel über Hannovers Altertümer 97 25, die vortrefflichen Wandtafeln für Westpreussen, 3. Aufl. 98 33, Beltz 'Vier Karten zur Vorgeschichte Mecklenburgs' 00 41. Von wichtigeren Arbeiten über einzelne Perioden oder einzelne Gruppen von Altertümern innerhalb bestimmter geographischer Gebiete nennen wir: die an Undsets obengenanntes Buch anknüpfende Arbeit Kühnes über die ältesten Metallaltertümer Pommerns 83 246, Tischlers Beiträge zur Steinzeit Ostpreussens 83 247, R. Bebla 'Urnenfriedhöfe mit Thongefässen vom Lausitzer Typus' 83 258, v. d. Tröltsch 'Röm. Metallzeit im Rheingebiet' 85 233, H. Söhnel über die Rundwälle der Niederlausitz 87 19, A. v. Oppermanns Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen 88 25, 91 18 (fortgeführt von Schuchhardt 95 168), Krause und Schoetensack 'Megalithische Gräber Deutschlands' (I, Altmark) 93 26, Jacob 'Die Gleichberge bei Römhild in Meiningen' 95 175 (2. Aufl.), Mestorf über das vorgeschichtliche Eisenalter im Norden 96 30, H. Hildebrand zur Vorgeschichte Schwedens 96 73, Virchow über den Burgwall bei Burg 98 36 (auf die Semnonen zurückgeführt), Tewes über die Steingräber der Provinz Hannover 99 48, H. Jentsch über das Gräberfeld bei Sadersdorf 95 150, S. Müller über die Einzelgräber in Jütland 99 67. Die Schriften von Naue über die Bronzezeit in Oberbaiern 94 34 und Richly über die Bronzezeit in Böhmen 94 36 (dazu Jelínek 94 31, 33), beide hochgeschätzt, sowie Heierlis 'Urgeschichte der Schweiz' (1901) gehören nur indirekt hierher, insofern zwischen diesen und den germanischen Ländern in der Bronzezeit Beziehungen bestanden. Von anderen wertvollen Arbeiten zur vorgeschichtlichen Kultur wollen wir hier noch einige Schriften Hahns nennen, die allerdings nicht der 'Archäologie' angehören, aber doch hier am besten ihren Platz finden: 'Theorie der Entstehung des Ackerbaues' 1899 (im Globus), 'Die Wirtschaftsformen der Erde' Gotha 1892 (in Petermanns Mitt.), 'Demeter und Baubo' Lübeck 1896, 'Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen' 1896, 'Die Transporttiere in ihrer Verbreitung und Abhängigkeit von geographischen Bedingungen' Berlin 1897, 'Beitrag zur Urgeschichte des Bieres' (Wochenschrift f. Brauerei 1898).

In den letzten Jahrzehnten ist nun auch die genauere chronologische Bestimmung der einzelnen Perioden und ihrer Unterabteilungen, und zwar nicht bloss die relative, sondern auch die absolute Chronologie, immer ernstlicher in Angriff genommen worden. Im wesentlichen handelt es sich dabei um die möglichst genaue Festlegung des Beginns der Bronzezeit für die germanischen

Länder. Für solche absolute Chronologie sind die Voraussetzungen erstens eine zuverlässige relative Chronologie, wie sie allmählich im grossen ganzen in der Übereinstimmung der sachkundigsten Forscher erreicht zu sein scheint, ferner eine auf Wahrscheinlichkeitsrechnung beruhende Vorstellung von der Dauer der einzelnen Perioden, eine Frage, über welche begreiflicherweise eine Übereinstimmung der Meinungen erheblich schwerer zu erzielen ist. An der Hand solcher Probabilitäten lässt sich dann von den historisch festen Daten der jüngeren Eisenzeit aus rückwärts eine gewisse gleitende Skala chronologischer Datierungen gewinnen, besonders wenn es gelingt, auch noch an erheblich früherer Stelle einen festen Ausgangspunkt zu erreichen. Das ist nun in der That für die Frühzeit der nordischen Bronzeperiode möglich, insofern damals im Norden erweislich südliche Muster aufgenommen und nachgeahmt worden sind. Lässt sich nun für diese Muster im Süden, wie es bis zu einem gewissen Grade wirklich der Fall ist, an der Hand der ägyptischen Königslisten oder anderer äusserer Daten die Entstehungszeit feststellen, so ist damit auch für den Anfang der germanischen Bronzezeit ein unschätzbarer terminus post quem gegeben. Für Meinungsverschiedenheiten bleibt immer noch ein weiter Spielraum, je nachdem man annimmt, dass die südlichen Muster in langsamer (vielleicht jahrhundertelanger) Wanderung von Land zu Land die Ostsee erreichten, als sie in ihrem Ursprungsland längst von moderneren Formen verdrängt waren, oder dass sie flugs nach ihrer Erfindung als gesuchte Modeware den ganzen Verbreitungsradius durcheilten. Um diese Alternative dreht sich in Wahrheit heute der Meinungskampf. Während die Vertreter der ersteren Anschauung für den Beginn der nordischen Bronzezeit etwa auf 1200—1000 v. Chr. geführt werden, gelangen die Anhänger der zweiten nahe an den Anfang des 2. Jahrtausends und entsprechend für den Anfang der nordischen (jüngeren) Steinzeit (d. h. die Zeit der Steingräber) bis ins Ende des 4. Jahrtausends. Ein reizvoller Gedanke für den Germanisten, sich vorzustellen, dass zu derselben Zeit, wo am Nil eine glänzende Hochkultur in den Pyramiden, den Steingräbern der Könige, sich grossartige und unvergängliche Denkmäler schuf, auch an dem armen Gestade der Ostsee unsere leiblichen Vorfahren, losgelöst aus dem Zusammenhange ihrer Sprachverwandten, in Zuständen einer einfachen, aber unverächtlichen Kultur lebten und von den Ausstrahlungen jener höheren Kultur erreicht wurden. Aber diese wertvollen Kulturzusammenhänge bleiben bestehen, auch wenn

wir jene äussersten chronologischen Ansätze erheblich ermässigen müssten. Um diese vorgeschichtliche Chronologie, die relative wie die absolute, beruhend im wesentlichen auf sehr exakten und peinlichen typologischen Studien, hat sich niemand grössere Verdienste erworben als Montelius, der zugleich der entschiedenste Verfechter jener eben charakterisierten vorgeschrittensten Chronologie ist; Schritt für Schritt ist er zu immer höheren Ansätzen gelangt. Von seinen zahlreichen grossen und kleineren Schriften, deren fast keine die Chronologie unberücksichtigt lässt, nennen wir, ausser den schon aufgeführten, die über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden 87 14; die über das nordische Eisenalter 95 119, wo drei vorrömische Perioden unterschieden werden; ferner den Aufsatz über die vorgeschichtlichen Perioden in Skandinavien 95 121, deren hier zwanzig angenommen und durch Bildertafeln veranschaulicht werden; das grosse, französisch geschriebene Werk über die vorgeschichtlichen Zeiten in Schweden 95 122 (mit denselben 20 Tafeln); die Schrift über das Kupferalter in Schweden 95 123; über die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, wo besonders die Beziehungen zum Auslande erörtert werden, 99 58 (Sonderabdruck 00 56); dann die kleine Schrift 99 60, in der schwedische Besiedelung Finnlands schon in der Steinzeit angenommen wird. Die beiden neuesten grossen Werke dieses bewunderungswürdigen Forschers: 'La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux' I (1895) und 'Der Orient und Europa', übersetzt von J. Mestorf (seit 1899) Jsb. 00 57, gehören nicht direkt der germanischen Altertumskunde an, während die interessante kleine Schrift über die Axt des Sonnengottes und Thors Hammer 00 58 direkt in die germanische bezw. nordische Mythologie hineingreift. Für seine absolute Chronologie hat Montelius bisher weder im Norden noch vollends in Deutschland, wo Virchows gewaltiger Einfluss einen vorsichtigen Skepticismus wachhält, ungeteilte Zustimmung zu erreichen vermocht; man teilt wohl ziemlich allgemein die Empfindung, dass hier die Fehlerquellen derartiger Berechnungen etwas zu niedrig eingeschätzt sind. Ein begeisterter Anhänger ist jedoch dem schwedischen Gelehrten in Kossinna erstanden, von dem ein grösseres Buch über prähistorische Chronologie in den Kreisen der Fachmänner mit Spannung erwartet wird; hoffentlich wird es der von germanistischen Studien ausgegangene Verfasser auch für uns lernbegierige Germanisten nutzbar zu machen verstehen.

Endlich nennen wir noch einige zusammenfassende, an einen

grösseren Leserkreis sich wendende Werke: M. Hoernes 'Die Urgeschichte des Menschen' (1892), ein Buch, das sehr reichhaltig und fesselnd geschrieben, aber nicht frei von Vorurteilen ist (daneben ein kleiner Abriss in der Sammlung Göschen, 95 104); von demselben Verfasser ist 1898 eine umfangreiche 'Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa' erschienen, in der viele neue Gedanken vorgetragen und neue tiefe Probleme aufgeworfen werden. Dazu kommen noch zwei Bücher von S. Müller: 'Vor oldtid' 95 180 und die ganz ausgezeichnete 'Nordische Altertumskunde' (2 Bde., übersetzt von Jiriczek) 96 69, 97 34, 98 46, die ohne Zweifel das zur Einführung in dieses Gebiet geeignetste Werk ist.

Von Zeitschriften, die Aufsätze sowie Besprechungen neu erschienener Bücher auf diesem Gebiete bringen, ist an erster Stelle zu nennen das seit 1866 erscheinende 'Archiv für Anthropologie, Organ der deutschen Gesellschaft für Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte' (unter J. Rankes Leitung), dazu das 'Korrespondenzblatt der deutschen Gesellsch. f. Anthrop. usw.' (seit 1870); daneben die 'Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellsch. f. Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte', redigiert von Bartels, Virchow, Voss, seit 1869 (jetzt 34. Jahrg.; Generalregister zu I—XX, hrsg. von Virchow, 1888), und (für Prähistorie wichtiger) die 'Verhandlungen der Berliner Gesellsch. f. Anthropol., Ethnol. u. Urgeschichte', hrsg. von Virchow, dazu als wertvolle Ergänzung: 'Nachrichten über deutsche Altertumsfunde' redigiert von Virchow und Voss (seit 1890). Dazu kommen noch 'Prähistorische Blätter' hrsg. von Naue (seit 1889), und 'Centralblatt f. Anthropol., Ethnol. u. Urgeschichte' hrsg. von Buschan (seit 1896). Ferner sind noch zu nennen die 'Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien' (seit 1871; N. F. seit 1882) und die sehr wichtigen skandinavischen Zeitschriften: die dänische (in Kopenhagen erscheinende) 'Aarbøger for Nord. Oldkyndighed og Historie, udgivne af Det Kongl. nord. Oldskrift-Selskab' (s. oben S. 140), die norwegische (in Christiania erscheinende) 'Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers Bevaring' und die beiden schwedischen (in Stockholm erscheinenden) 'Antiquarisk Tidskrift för Sverige' (seit 1864) und 'Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift' (seit 1871). Einen erheblichen Raum gewährt den prähistorischen Dingen auch der 'Globus, Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, hrsg. von Andree und Kiepert'

und ähnlicher Vereine. Regelmässige Fundberichte liefern auch: der 'Anzeiger des germanischen Nationalmuseums' (seit 1884), die 'Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst' (seit 1882), dazu das 'Korrespondenzblatt der westd. Zeitschrift für Geschichte und Kunst' und seit 1892 das 'Limesblatt', endlich das 'Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine' (seit 1853). Diese Zeitschriften sind allerdings hauptsächlich (das Limesblatt ausschliesslich) erst für die Römerzeit wichtig. Reichhaltige Übersichten über die jährlichen Erscheinungen bietet auch der Jsb.

Die prähistorische Archäologie hat vor allem die Fähigkeit, aus der Fülle der Denkmäler heraus uns ein, wenn auch nicht ganz vollständiges, doch vielseitiges, völlig authentisches und lebendiges Bild von den Zuständen der vorgeschichtlichen Bewohner der germanischen Lande in den aufeinander folgenden Perioden zu geben. Und zwar nicht bloss von dem Privatleben, sondern auch von der Wirtschaftsform — es sei nur an den bereits steinzeitlichen Getreidebau und an die wichtige Thatsache, dass Hafer und Roggen erst in jüngerer Zeit gebaut wurden als Spelt, Weizen und Gerste, erinnert —, und zum Teil doch auch von den politischen, sittlichen und religiösen Zuständen. Auch wenn diese Bewohner nicht die leiblichen Vorfahren der historischen Germanen wären — was jedoch im Ernste heute kaum noch bestritten wird —, und wenn auch die absolute Chronologie viel unsicherer wäre, als sie thatsächlich ist (an der relativen Chronologie ist heute nicht mehr viel zu rütteln), immer würde es für die 'Deutsche Altertumskunde' eine überaus wichtige, nicht ohne schweren Schaden zu vernachlässigende Aufgabe sein, die auf germanischem Boden — von welchem Volke immer — durchlaufenen Kulturstufen zu erfassen und in Beziehung zu setzen zu den ältesten geschichtlichen Verhältnissen des germanischen Volkes, für welche jene nicht ohne nachhaltige Bedeutung gewesen sein können, selbst wenn ihre Träger nichtgermanischen Stammes gewesen wären. Es war also auf keinen Fall wohlgethan, wenn bisher die historische und philologische Erforschung unserer Urzeit an den vorgeschichtlichen Altertümern ziemlich achtlos vorüberging; jetzt wenigstens, nachdem die Prähistorie zu so glänzenden Resultaten gekommen ist und

erschöpft. Es darf und muss der Versuch gemacht werden und ist in sehr anregender Weise bereits gemacht worden, auf Grund der vorgeschichtlichen Altertümer, soweit ihre germanische Provenienz festzustellen ist, das älteste Verbreitungsgebiet der Germanen innerhalb des von ihnen beim Beginn der geschichtlichen Überlieferung bewohnten Gebietes zu ermitteln und von da aus ihre weitere Siedlungsgeschichte bis zu jenem Zeitpunkt zu verfolgen. Nach Ansätzen dazu aus früherer Zeit (vgl. besonders Much 88 11) hat namentlich Kossinna diese wichtige Aufgabe in Angriff genommen, vor allem in dem wichtigen Vortrage auf der Anthropologenversammlung in Kassel 1895, Jsb. 95 110 (vermehrter Abdruck Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde 6, 1—14). Mit dieser Arbeit werden wir direkt bis an die Schwelle des wichtigsten Teiles der deutschen Altertumskunde, der Stammeskunde, geführt.

4. Stammeskunde.

Die erste Frage, die sich hier für die Altertumskunde erhebt, ist die nach dem *frühesten Bekanntwerden des Volkes* und nach der *frühesten Anwendung und der Herkunft seines Namens*. Die Persönlichkeit des griechischen Entdeckers der Germanen, *Pytheas von Massilia*, und die Zeit, sowie der ganze Verlauf seiner Entdeckungsfahrt sind bekanntlich von Müllenhoff zum Gegenstand gründlichster Forschungen gemacht worden (DA. I.), ohne dass doch seine Ergebnisse gerade für die der deutschen Altertumskunde wichtigsten Punkte zu zweifelloser Gewissheit geführt hätten. Insbesondere wurden die rätselhaften Goten (Gutones), die Pytheas an der Nordsee angetroffen haben soll, auch durch Müllenhoff, der in 'Gutones' einen alten Lesefehler für 'Teutones' sieht, noch nicht befriedigend erklärt. Einen neueren Versuch, die Fahrt des Pytheas in der Nordsee genauer festzulegen, die Lesart 'Gutones' zu rechtfertigen und diesen Stamm am linken, die Teutonen am rechten Ufer der ursprünglichen Emsmündung zu lokalisieren, hat Matthias in zwei Programmschriften des kgl. Luisengymnasiums zu Berlin, 1901 und 1902, unternommen. Von anderen Schriften über Pytheas nennen wir noch: Schmitt Progr. Landau (1876), Kolberg 79 ...

sich an die Interpretation der bekannten schwierigen Stelle im 3. Kapitel der Germania, sowie an die Erörterung der Nachricht Cäsars, dass die belgischen Stämme sich gleichfalls mit dem Gesamtnamen Germani benannten, an. Man ist weder hierin noch in der etymologischen Deutung des Namens zur Übereinstimmung gelangt; nur die keltische Provenienz des Namens ist heute bei Urteilsfähigen nicht mehr zweifelhaft. Ob die Laistnersche Deutung des Namens ('*Germani*' Übersetzung von '*Istraeones*': 'die Echten') auf die Dauer so viel Glück machen wird, wie sie heute auch bei sehr tüchtigen Forschern gefunden hat, möchte ich bezweifeln. Über diese Fragen haben gehandelt: L. Erhardt 79 187, Walter 85 26 (der das lat. Wort *germanus* in dem Namen sieht), Basanávitius 87 (2) 11 (von lit. *germè* 'dichter Wald'), Laistner 88 (2) 5 und 92 (2) 5, Hachtmann 91 84, Holub 92 150 (Faselei), Jaekel 93 13, Leue 95 (2) 7, Kauffmann 98 (8) 84, 99 26, Garofalo 00 20, Zippel 95 43; Kossinna in einer bedeutsamen Abhandlung 95 14, in der jedoch die fragliche Tacitusstelle entschieden unrichtig erklärt wurde. Den richtigen Weg zum Verständnis der Stelle schlug Hirschfeld in einer sehr förderlichen Arbeit 98 86 ein, ohne sie jedoch endgültig zu heilen und seine Meinung, erst Cäsar habe den Namen 'Germani' in der neuen Bedeutung bei den Römern eingeführt, gegen jeden Einwand zu sichern. Auch Much hat diese Fragen in seinen noch zu nennenden Schriften mehrfach berührt. Er sowie Kossinna u. a. haben auch wieder gegen Zeuss und Müllenhoff die alte Meinung, dass die belgischen 'Germani' wirkliche (freilich früh keltisierte) Germanen gewesen seien, mit Nachdruck und beachtenswerter, wenn auch nicht jeden Zweifel ausschliessender Begründung verfochten.

Eine weitere Vorfrage für die wissenschaftliche Behandlung der germanischen Stammeskunde ist die nach der engeren Heimat des Volkes, d. h. nach demjenigen Teile seines historischen Verbreitungsgebietes, in welchem es sich, aus dem unmittelbaren sprachlichen Zusammenhange mit seinen Verwandten, den Balto-Slawen, Kelten und eventuell noch anderen idg. Stämmen (etwa Italern, Illyriern, Thrakern), losgelöst, zu einer sprachlich, leiblich und geistig scharf ausgeprägten Volksindividualität, jener 'gens tantum sui similis' des Tacitus, ausgebildet hat. Die historischen und sprachlichen Erkenntnismittel für diese Untersuchung sind sehr dürftig und bald erschöpft; sie helfen uns nicht viel weiter, als dass wir die westlichen Teile der norddeutschen Tiefebene (mit Ausschluss jedoch der Nordseeküste) und die

deutschen Mittelgebirge noch in unserer Überlieferung als erst allmählich von den Germanen besetzt erkennen und daher von dem in Betracht kommenden Gebiet aussondern müssen. Müllenhoff nahm bekanntlich das Land zwischen Elbe und Oder unterhalb des Gebirges als die eigentliche Heimat unseres Volkes an. Die Begründung dieser Anschauung zu geben hat er keine Gelegenheit gehabt; zusammen hing sie offenbar eng einerseits mit der Vorstellung, die er sich von der Stellung der Sueben bezw. der Semnonen in der germanischen Völkerwelt gebildet hatte, andererseits mit seiner Auffassung von dem Einrücken der idg. Stämme in Europa und ihrer geographischen Gruppierung. Das mag auf sich beruhen. In diese 'Heimat' dachte sich Müllenhoff die Germanen nicht später eingewandert als die Italiker in Italien, die Griechen in Griechenland. Den Beweis auch hierfür hat Müllenhoff nicht mehr führen können, aber hinreichend angedeutet, in welcher Richtung er sich bewegen sollte, und wenigstens den Anfang der Ausführung in der ganz ausgezeichneten, musterhaften Abhandlung über die Skythen vorgelegt, zu der noch die Arbeit über die Geten und die schon im Ansatz abgebrochene über die Ligurer (alles in Bd. III) kommen. Geführt werden sollte der Beweis 'aus der Stellung und dem sprachlichen Verhältnis der ältesten historisch bekannten Völker des mittleren Europas in dem Striche von den Pyrenäen bis zum Kaukasus'. Müllenhoffs Meinung scheint von den jüngeren Specialisten auf diesem Gebiete gar nicht verstanden worden zu sein; Bremer erklärte, dass ein solcher Beweis sich überhaupt nicht erbringen lasse. Es ist in Wahrheit gar nicht so schwer, Müllenhoffs Gedankengang, aus dem sich jenes Resultat ergeben sollte, nachzudenken, namentlich wenn man sich die gerade für diese Frage fundamental wichtigen Ergebnisse der Skythenabhandlung recht klarmacht. Es wird gewiss noch einmal, unter voller Berücksichtigung der Modifikationen, die an Müllenhoffs Anschauungen auf Grund der vorgeschrittenen idg. Forschung vorgenommen werden müssen, jene Lehre des Meisters bewiesen und zu Ehren gebracht werden. — Im übrigen aber kann die Frage nach dem engeren und ursprünglichen Verbreitungsgebiet der Germanen, wenn überhaupt, so nur mit den Mitteln der prähistorischen Archäologie auf dem

Schriften desselben Gelehrten enthaltenen Versuche, das allmähliche Vorrücken der Germanen an der Hand des archäologischen Befundes zu verfolgen, einstweilen nur als thema probandum, als Programm ansehen, für das die Vorlegung des Beweismaterials im einzelnen noch aussteht. So viel allerdings scheint auch uns ausgemacht, dass der Südwestrand der Ostsee, die dänischen Inseln nebst dem südlichsten Skandinavien, Jütland, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, das älteste noch erkennbare Gebiet sind, auf dem der germanische Stamm wohl schon Jahrtausende v. Chr. gesessen hat. Für Skandinavien ist auch noch Hedinger 00 17 eingetreten, und in gleicher Richtung bewegt sich Hansen 97 61. Erwähnen wollen wir hier noch zwei merkwürdige Versuche, auf sprachwissenschaftlichem Wege etwas zur Bestimmung der Heimat der Germanen beizutragen: Nörrenbergs etymologische Deutung des Wortes '*Nord*' 00 (2) 81 als 'Felsland' führte eben auf jenes Gebiet hin, während H. Meyer 01 (2) 162 in einer interessanten Ausführung die germanische Lautverschiebung als sehr viel älter zu erweisen sucht, als heute von den meisten Forschern angenommen wird, und sie aus der Versetzung der Germanen in ein Gebirgsland erklärt, wobei er zaghaft an ein vorgeschichtliches Wohnen im Karpatengebiet denkt. Uns erscheinen beide Versuche als höchst unsicher und jeder Beweiskraft ledig. Innerhalb jenes ältesten Verbreitungsgebietes ein noch engeres als noch ältere 'Heimat' auszusondern, dazu fehlt wenigstens vorläufig noch jeder Anhalt; ebensowenig ist es zur Zeit möglich, mit wissenschaftlicher Begründung klarzulegen, wie, auf welchem Wege und durch welche Antriebe die Germanen in jenes Gebiet gelangt sind.

Demnächst schliesst sich die Frage nach der ältesten Stammesgruppierung der Germanen an. Sie bietet zwei Seiten der Betrachtung dar: einerseits die nationale, bei Plinius und Tacitus vorliegende Tradition von den grossen Verbänden der Erminonen, Ingväonen usw., andererseits die Erforschung der zwischen den germanischen Sprachen und Mundarten bestehenden Verwandtschaftsverhältnisse. Beide Dinge müssen, was nicht immer geschehen ist, methodisch streng auseinandergehalten werden. Die sprachliche Betrachtung, die unter dem grossen Übelstande leidet, dass von vielen wichtigen germanischen Stämmen keine originalen Sprachdenkmäler vorliegen, und dass die vorhandenen, abgesehen vom Gotischen und den paar urnordischen Runeninschriften, erst in ziemlich späten und für die einzelnen Mundarten ziemlich verschiedenen Zeiten einsetzen, —

führt zunächst (so schon von Schleicher klar ausgesprochen) auf die Dreiteilung: Westgermanisch, Nordisch, Gotisch (oder Ostgermanisch). Den Auffassungen Müllenhoffs folgend, für den jedoch hierbei seine Deutung jener plinianisch-taciteischen Verbände mitbestimmend war, haben dann Scherer in der 'Geschichte der deutschen Sprache' (s. oben S. 3) und besonders Zimmer ZfdA. XIX die engere Zusammengehörigkeit des Nordischen mit dem Gotischen nachzuweisen gesucht ('Ostgermanisch' im weiteren Sinne), so dass sich also eine dialektische Zweiteilung der Germanen ergäbe. Unangefochten blieb indessen diese heute von den meisten Gelehrten angenommene Lehre nicht; Bezzenberger 80 188 verband das Nordische vielmehr mit dem Westgermanischen zu einer Einheit gegenüber dem Gotischen, ohne hierfür jedoch Zustimmung zu finden. In eine ganz neue Beleuchtung rückte die Müllenhoff-Zimmersche Auffassung durch die weitausholenden Ausführungen Kossinnas 'Die ethnologische Stellung der Ostgermanen' 97 80, der die Goten an der Hand ihrer volkstümlichen Überlieferung und der archäologischen Thatsachen als skandinavische Kolonisten mit grosser Wahrscheinlichkeit erkannte. Anknüpfend an Kossinna hat dann noch Loewe in der kleinen, gehaltreichen Schrift 'Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen' 99 (2) 61 die Frage entschieden gefördert und die Bedeutung der zwischen dem Gotischen und Nordischen nachgewiesenen Übereinstimmungen — die sich übrigens noch vermehren lassen — gewiss richtig beurteilt. Wir erwähnen in diesem Zusammenhange noch die Behandlung des Wandalischen durch Wrede 86 201 und des Burgundischen durch Koegel 93 (3) 78; zum Wandalischen vgl. noch Kauffmann 01 (3) 16.

Was nun jene Überlieferung von den alten grossen Stammverbänden betrifft, so hat Müllenhoff in ihnen unter Zustimmung der meisten Forscher und gewiss mit Recht s a k r a l e V e r b ä n d e, Amphiktyonien, erkannt. Schwierig und auch von ihm nicht ins Reine gebracht bleibt die Ausdehnung der einzelnen uns genannten Verbände und die Aufteilung der einzelnen Stämme in jene grossen Gruppen. Ob wirklich eine klare Zweiteilung in eine grosse Ostgruppe (Vandilier) und eine selbst wieder dreifach geteilte Westgruppe (Erminonen, Ingväonen, Istväonen) als der Kern der Überlieferung anzuerkennen ist, bleibt fraglich; ebenso oder noch mehr fraglich, ob diese Gruppen mit jenen mundartlichen Gruppen in Müllenhoffs Weise identificiert werden dürfen (Ostgermanen im weiteren Sinne = Vandilier, Westgermanen = Erminonen + Ingväonen + Istväonen). Fraglich

bleibt auch noch, ob die Namen der drei west(?)germanischen Stammgruppen wirklich von vorher bestehenden Götternamen oder -Beinamen abgeleitet sind (Erminonen = 'die zum Kultusverband des Irmin — *Tiwaz Irminaz — Gehörigen') oder nicht vielmehr echte Völkernamen sind, aus denen der Name des Stammgottes erst abstrahiert ist. — Diese und noch andere wichtige Fragen sind in der späteren Litteratur über diese älteste nationale Überlieferung aufgeworfen und sehr verschieden beantwortet worden. Namentlich hat man meist gegen Müllenhoff die Auffassung verfochten, dass jene auf Tuisco und Mannus zurückgeführte Dreiheit von Stammgruppen die ganze germanische Völkerwelt umfassen sollte, und dass daneben thatsächlich, nicht ausserhalb, sondern innerhalb jener drei Gruppen, andere sakrale Verbände beständen, wie die Vandilier, aber auch Marsen und Gambrivier, die sich nicht mit jenen zu einem widerspruchslosen System vereinigen lassen. Gehandelt haben hierüber Much in seinen noch zu nennenden Schriften, Marcks 96 182, Stein 96 75, Laistner, Kossinna in der bereits genannten Schrift über die Ostgermanen 97 20 u. a., auch die Bearbeiter der Mythologie, z. B. auch Much in seiner schönen Schrift über den germanischen Himmelsgott 98 (19) 27.

Ehe wir zu den Bearbeitern des gesamten stammeskundlichen Gebietes oder doch grösserer Teile desselben übergehen, berühren wir noch eine Frage von principieller Bedeutung, die etymologische Deutung der Völkernamen. Sie hat von je zu den Lieblingsgeschäften der Germanisten gehört und ist von Zeuss, Grimm, Wackernagel, Müllenhoff fleissig geübt worden. Auch in unserem Zeitraum haben angesehene Gelehrte mit Behagen auf diesem Felde sich getummelt. Es ist dabei unzweifelhaft viel Geistreiches und Hübsches vorgebracht worden: entweder hat man allerhand ehrende 'epische' oder auch neckische Beinamen, 'die Hohen', 'Echten', 'Schwertmänner', 'Schlafmützen', 'Kuhräuber' usw., in den Namen der Stämme aufgespürt, oder man hat zwischen einem überlieferten charakteristischen Zuge irgend eines Stammes und seinem Namen einen Zusammenhang herauszudeuten gesucht — als ob nicht ein Grobian Herr Sanft

der Stammeskunde erblickten. Besonders fruchtbar sind auf diesem Gebiete gewesen Laistner 92 (2) 8 und, sehr viel besonnener, Much (in fast all seinen Arbeiten); letzterer hat namentlich mit 'Doppelnamen' (eigentlicher Name und spöttische Verdrehung) gearbeitet. Gegen diese ganze Art erhob Hirt Beitr. XVIII energischen Widerspruch, wobei freilich zum Teil selbst höchst anfechtbare Behauptungen vorgebracht wurden. Much antwortete 95 (2) 9, worauf Hirt nochmals 96 76 seinen Widerspruch begründete. Einen neuen, meines Erachtens sehr richtigen Gedanken hat dann Hirt in einem Vortrag auf der Bremer Philologenversammlung 99 4 ausgeführt, wonach Völker- und Stammnamen im wesentlichen Patronymika sind. Nur darf dieser Gedanke nicht einseitig überspannt werden; es bleibt natürlich daneben auch sehr wohl möglich, dass Beinamen, ehrende oder gelegentlich auch spöttische, zu wirklichen Namen geworden sind. Ohne besonderen Anhalt — und der fehlt uns für die altgermanischen Stammnamen fast immer — kann man im gegebenen Einzelfalle eben niemals wissen, welche Art von Benennung vorliegt; die wenigen zweifellos klaren Namen, wie *Amsivarii* und ähnliche, weisen auf lokale Benennung hin. — Eine gewisse Gruppe germanischer Völkernamen, nämlich die auf *-ones*, hat Scheel 98 (8) 86, ohne auf ihre etymologische Deutung einzugehen, ohne sonderliches Ergebnis behandelt; seine Meinung, dass sie aus den griechischen Quellenschriftstellern herstammen, beruht wohl auf unhaltbaren Voraussetzungen.

Von zusammenfassenden Arbeiten sind zu nennen: Böttger 'Wohnsitze der Germanen in dem von Tacitus in seiner Germania beschriebenen Lande' 79 186 (dazu 88 54), Baumstark 'Ausführliche Erläuterung des besonderen völkerschaftlichen Teiles der Germania des Tacitus' 81 259, ferner die schon angeführten Arbeiten von Stein 'Die Völkerstämme der Germanen etc.' 96 75 (sehr schwach; dazu 'Germanische Volks- und Sprachzweige' 00 66), und Loewe 'Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen' 99 (2) 61. Hierher gehört auch Holz 'Über die germanische Völkertafel des Ptolemäus' (Beitr. z. deutschen Altertumskunde, I) 95 18, 96 77. Von kartographischen Werken sind zu nennen Droysens 'Historischer Handatlas' 85 95,

zu Nachbarvölkern u. dergl., haben noch behandelt: Christ 79_{19}, 80_{49}, Henning 'Die Germanen in ihrem Verhältnis zu den Nachbarvölkern' 89_{17}, D'Arbois de Jubainville 86_{244} (nimmt an, dass die Germanen bis ins 3. Jh. v. Chr. unter keltischer Herrschaft gestanden haben), ferner Zippel 'Deutsche Völkerbewegungen in der Römerzeit' 95_{48}; Kossinna 'Die geschichtliche Entwicklung der germanischen Volksgrenzen in Ost und West' 97_{19}. Auch Seelmanns Schrift 87_{52} (vgl. 88_{56}) gehört hierher. Auch an Wunderlichkeiten hat es auf diesem Gebiete nicht gefehlt; dahin gehören die Schriften Wieselers 75_{189}, 81_{251}, 83_{227}, 84_{207}, der in Keltenstämmen, Parthern und Skythen Germanen aufspürt, Moravičansky 'Das slawische Altgermanien' 84_{187}, und manches andere, was wir zum Teil oben S. 534 und 537 erwähnt haben. Zu den gediegensten Leistungen dagegen auf dem ganzen Gebiete der Stammeskunde gehören die Arbeiten von Much, besonders die umfangreiche 92_{56}, und andere noch zu nennende, mehr speciellen Fragen zugewandte; der Wert dieser ausgezeichneten Aufsätze wird nur durch das allzu grosse Vertrauen des Verfassers zu Namenetymologien einigermassen beeinträchtigt. Demselben Gelehrten verdanken wir auch eine populäre 'Deutsche Stammeskunde' in der Sammlung Göschen 00_{62}, auf dem Grunde gediegenster Wissenschaftlichkeit beruhend, in der auch die Vorfragen der 'Deutschen Altertumskunde', die Indogermanenfrage, die Beziehungen zu den Nachbarvölkern, die Ergebnisse der prähistorischen Archäologie mit Verständnis und kritischem Urteil behandelt sind. Noch etwas früher erschien ein ebenfalls das ganze Gebiet umfassendes, streng wissenschaftliches Werk von Bremer, 'Ethnographie der germanischen Stämme' 00_{64}, als Abschnitt der 2. Auflage von Pauls Grundriss, dann auch in Sonderdruck (1899). Dieses Buch, an dem Fleiss, gediegene Gelehrsamkeit, Scharfsinn und grosse Selbständigkeit des Urteils gewiss anzuerkennen sind, steht in allen Stücken, in Methode, principiellen Voraussetzungen, Wertschätzung der Prähistorie, sowie in den meisten Specialfragen im schärfsten Gegensatze zu Much. Während bei diesem unbefangen alle Erkenntnismittel verwertet werden, herrscht bei Bremer eine einseitige Bevorzugung der sprachlichen Kriterien für ethnologische Fragen; besonders

kenner, Wrede, der sonst, z. B. in der Missachtung der Prähistorie, mit Bremer sich in schönster Übereinstimmung befindet, in einem eigenen Aufsatze 'Ethnographie und Dialektwissenschaft' (Hist. Zs. 88, 22—43), nachdrücklichen und wohlbegründeten Widerspruch erhoben hat. Dieser Gegensatz zwischen den demselben Gegenstande gewidmeten Büchern zweier unserer trefflichsten jüngeren Germanisten, deren jeder gewiss auf der Höhe heutiger germanistischer Bildung steht, zeigt uns, welch eine Kluft in den Anschauungen hier noch der Ausfüllung harrt.

Indem wir nunmehr zu den Arbeiten über einzelne germanische Stämme übergehen, fangen wir, wie billig, mit den Cimbern und Teutonen an. Müllenhoff hielt bekanntlich diese für Germanen vom Nordseestrande, jene für Germanen aus dem inneren Lande. Beides ist lebhaft und mit guten Gründen bestritten worden. Über die Teutonen haben geschrieben K. Christ 79 19, Wilbrand 99 (8) 146; wichtig für die Teutonenfrage wurde eine bei Miltenberg am Main gefundene Inschrift (ca. 100 n. Chr.), auf welcher eine civitas der Toutoni bezeugt ist. Kossinna 90 87 (Westd. Zs. 9, 213) zog hieraus, da die Zugehörigkeit dieser zu den Kelten wegen des *ou* zweifellos und andererseits ihre Identität mit den Genossen der Cimbern kaum zu bestreiten sei, den Schluss, dass diese Toutoni ein zurückgebliebener Rest jener bekannten älteren Teutoni, eines Stammes der Helvetier, seien, die ehedem nördlich der Donau zwischen Rhein und Main gewohnt haben. Much u. a. haben diese sehr plausible Auffassung angenommen, während D'Arbois de Jubainville 91 10 sich wieder dafür entscheidet, dass die Teutonen Norddeutsche waren. Über die Cimbern haben noch Zippel 93 29 und Much gehandelt; sie werden doch wohl, trotz Müllenhoff, ihren überlieferten Platz auf der cimbrischen Halbinsel behalten müssen. Unter der Voraussetzung, dass lat. *C* hier wie auch sonst nicht selten urgerm. χ (*ch*, *h*) wiedergiebt, ist Muchs Annahme, dass der dänische Distrikt Himmerland (älter Himbersyssel) den ältesten geschichtlich sicher bezeugten germanischen Völkerschaftsnamen noch heute bewahrt, durchaus wahrscheinlich.

Wir gehen nun zunächst die einzelnen westgermanischen Stämme durch. Zunächst an die Cimbern schliessen sich die Angeln an; über sie haben Weiland 90 45, Erdmann 91 32, Asmussen 98 63 geschrieben; bedeutsam ist die Arbeit von Erdmann, aber weder seine Etymologie (Angeln=Speermänner) noch seine Festsetzung der Sitze des Stammes an der mittleren Elbe ist annehmbar. Der Kuriosität halber sei hier noch Benings

Aufsatz 88 44 angeführt, der die Besiedlung Englands nicht auf die Angeln, sondern auf die Angrivarier zurückführt.

Über die Chauken und Friesen handelte Bunte 90 84, speciell über die Nordfriesen Langhans 79 181 und Axelsen 90 85; Langhans tritt im Gegensatz zu Müllenhoff u. a. dafür ein, dass die Nordfriesen, und zwar seit dem 9. Jh., eingewandert seien. Auch das Buch von Siebs 'Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache, I' 89 341 gehört zum Teil hierher; hier sowie bei Bremer Ethnogr. 845 ff. findet man auch noch sonstige Litteratur.

Reichlicher mit Specialarbeiten sind die Langobarden bedacht: Borowsky 85 281, L. Schmidt 85 282 und 99 75, Pösche 99 74, während Loserth 81 278 und Marki 99 76 einen Abschnitt aus der Geschichte des Volkes vor der Einwanderung in Italien behandeln. Die Sprache der Langobarden hat sehr förderlich Bruckner 95(3) 79 behandelt; er rechnet sie der anglo-friesischen Gruppe zu; derselbe hat dann noch 99 77 eine wertvolle Untersuchung über die Quelle der Origo Gentis Langobardorum geliefert.

Eine ganze Reihe von Arbeiten sind dann den rheinischen Stämmen gewidmet worden, besonders auch der Entstehung und Einteilung des späteren Frankenstammes, woran begreiflicherweise Historiker und Juristen ein specielles Interesse nehmen. Für die vorfränkische Zeit sind hier besonders wichtig zwei kleine Aufsätze Müllenhoffs. Zunächst der über die Tamfana 79 281, in deren Heiligtum im Gebiet der Marsen er den sakralen Mittelpunkt des istväischen Kultusverbandes sieht (über die Ursitze der Marsen noch Manitius 85 279); ferner der über die Sugambern 79 140, in welchem die echte Namensform festgestellt, die Entstellungen (bis zu Sicamber) erklärt und nachdrücklich die beliebte Gleichsetzung des Volkes mit den salischen Franken abgewiesen wird. Gegen Müllenhoff hält in zwei Aufsätzen, 80 295 und 80 296, R. Schröder diese Auffassung fest, wobei er auch noch verschiedene andere von Müllenhoff verworfene Stammesüberlieferungen (Abstammung der Bataver von den Chatten) verteidigt (vgl. auch 'Die Franken und ihr Recht' von demselben Forscher 81 429); Ortsnamen und salisches Recht werden zur Beweisführung benutzt. Unabhänging von Schröder kam Gantier 84 248 vielfach zu ähnlichen Resultaten. Speciell über die Sugambern, die er mit den Gambriviern identificierte, handelte noch Bremer 93(2) 18. Über die Marsen, Ansibarier(!) und Chattuarier handelte Wormstall 80 302; über die Chamaver, Brukterer und Angrivarier derselbe 88 55; über die Völker

am Mittelrhein zur Zeit Cäsars schrieb Thudichum 98 59. Hierher Einschlägiges behandelte an der Hand von Ortsnamen auch Vogt 95 19; in den Ortschaften mit Namen auf *-seifen*, *-siepen* usw. sieht derselbe 00 70 Ansiedlungen der ripuarischen Franken. Heeger 00 67 sucht auf Grund der Ortsnamen in der Vorderpfalz eine alemannische und eine ältere fränkische Ansiedlungsschicht zu unterscheiden. Eine übereilte Behauptung über das Alter des Frankennamens in seiner 'Ethnographie' zog Bremer 00 64 schleunigst zurück. Die 'Urgeschichte der Franken' behandelte noch Stein 97 59, 99 85 (ohne brauchbare Ergebnisse); verwandte Dinge auch noch A. de Behault de Dornon 92 65, 66, 99 86; ferner Wilser 95 23 und Minjon 95 24.

In engen Beziehungen zu diesen westlichen Stämmen steht der hochangesehene Stamm der Chatten. Ihr Name wird bekanntlich gern mit dem der später auf ihrem Gebiete sitzenden Hessen identificiert, und zweifellos bestehen zwischen den beiden mit so ähnlichen Namen auftretenden Stämmen sehr enge Beziehungen; aber die zuerst von Braune 94 (3) 96 mit schlagenden Gründen widerlegte Gleichsetzung der Namen hätte nicht wieder von Möller 90 (2) 72 verteidigt werden sollen. Hessischer Stammespatriotismus hat in den verworrenen Schriften v. Pfisters 80 293, 88 58, 90 39, 92 64 (gegen Schenk v. Schweinsburg 92 63) sonderbare Blüten getrieben. Erst mit den späteren Verhältnissen beschäftigt sich das umfangreiche Werk von Arnold 'Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen', 1874—1875 (2. unveränderte Aufl. Jsb. 80 264, 81 238), in welchem zum ersten Male systematisch der Versuch gemacht wurde, mit Benutzung der Ortsnamen die verschiedenen Besiedlungsschichten zu unterscheiden. Obwohl der Verfasser philologisch durchaus unzulänglich gerüstet war (vgl. Scherers gehaltvolle Rec. Kl. Schr. 1, 458 ff.), ist das Buch doch in seiner Art bedeutend und vorbildlich für viele spätere Arbeiten gleicher Richtung geworden. Freilich ist wohl in der Verwertung der Ortsnamen zu stammeskundlichen Zwecken allmählich des Guten etwas zu viel gethan. Von späteren Arbeiten sei noch genannt Duncker 'Geschichte der Chatten' 88 57 und die auf Arnold fussende Schrift von Rieger 81 234, ferner Seelig 90 (2) 7.

Wir gehen nunmehr zu der mittelländischen Gruppe von

Sueben keine Slawen waren. Nutzbringender war Rieses Aufsatz 90 $_{86}$, der die Frage nur gar zu einseitig mit dem Auge des klassischen Philologen ansah, ferner eine Arbeit Kossinnas 90 $_{87}$; daran schloss sich eine kleine Auseinandersetzung beider Gelehrten 91 $_{29}$. Auch Marcks' und Zippels oben (S. 552, 556) genannte Schriften behandeln die Suebenfrage; über den Namen ('Die Schläfrigen') handelte noch Much 88 (2) $_{6}$. Über das Kernvolk der Sueben, die Semnonen, handelte Behla 85 $_{354}$, der den Semnonenwald für den Spreewald erklärte; ihren Namen deutete Much 93 (2) $_{7}$ 'Die Verständigen', Bremer 93 (2) $_{12}$ als gleichbedeutend mit dem Namen Alamanni, unter dem sie nach seiner Meinung später auftreten.

Über die Alemannen haben geschrieben Meyer 80 $_{51}$, Buck 81 $_{268}$ (unbrauchbar), Wartmann 88 (2) $_{7}$, Wilser 00 $_{72}$, $_{73}$; Cramer lieferte 99 $_{88}$ ein grosses Buch 'Geschichte der Alemannen als Gaugeschichte', dessen Ergebnisse er in einem Aufsatze 00 $_{74}$ kurz zusammenfasste. Über die Hermunduren schrieb Schmidt 00 $_{81}$, wo auch über die älteste Geschichte der Thüringer sowie über die Warnen gehandelt wird, in welchen Verf. den ostgermanischen, nicht den ingväischen Stamm des Namens sehen will; über die Weriner der Lex Thuringorum hat auch noch Grössler 84 $_{251}$ gehandelt. Den wunderlichen Versuch Werneburgs 80 $_{294}$, die Cherusker als die ursprünglichen Bewohner des heutigen Thüringens nachzuweisen, wies Kirchhoff 82 $_{289}$ treffend zurück. Über die Quaden schrieb Kirchmayer 89 $_{86}$ und 93 $_{87}$ etwas wunderliche, wenn auch wissenschaftlich ernste Schriften, in donen er die Quaden mit den Baiern identificiert; Abkömmlinge der Cäsarschen 'Sueben' erblickt in ihnen Much 95 $_{22}$. Viele hierhergehörige Fragen behandelt auch Králiček 'Die Donauvölker Altgermaniens' 98 $_{70}$. Über die Markomannen und Baiuvaren schrieb Mehlis 83 $_{274}$. Die vielerörterte Abkunft der Baiern ist auch in Riezlers 'Geschichte Baierns' 79 $_{146}$, ferner von Bachmann in einer besonderen Abhandlung 80 $_{291}$, die von Riezler und Müllenhoff scharf abgewiesen wurde, und von Much 97 $_{60}$ erörtert worden. Ohne wissenschaftliche Bedeutung für diese Frage sind die Schriften Sepps 83 $_{275/6}$ und auch Prinzingers 84 $_{254}$.

Wir wenden uns nunmehr zu den Ostgermanen. Hier hat der am frühesten in der Geschichte auftretende Stamm der

entsprechend, während er später seine Ansichten hierüber etwas geändert hat; später hat sich noch Sehmsdorf 00 95 eingehend mit diesem Stamme beschäftigt. Über die Goten, den glänzendsten der ostgermanischen Stämme, ist nicht wenig gearbeitet worden. Fligier handelte 79 188 über die Ursitze des Volkes, über dasselbe Thema auch Brosow 92 56, der in Jordanes Bericht zwei Quellen zu erkennen glaubt und Goten aus Preussen nach Skandinavien auswandern lässt. Bedeutsamer ist Erdmanns Schrift 'Götar och Goter' 92 57, ferner ein Aufsatz Streitbergs 97 58, in dem es sehr wahrscheinlich gemacht wurde, dass die alten Namen der beiden Hauptstämme, Visigothae und Ostrogothae, mit den Himmelsgegenden nichts zu thun haben. Von den rein historischen Arbeiten über die spätere Geschichte der Goten seit ihrer Verbreitung am Schwarzen Meere, sowie von den zum Teil sehr wertvollen Werken über die späten Überreste der Goten in der Krim müssen wir hier absehen. Von sonstigen Specialarbeiten über einzelne ostgermanische Völker wären etwa noch für die Wandalen Schmidts 'Älteste Geschichte der Wandalen' 88 62, Wredes oben (S. 555) genannte Schrift über die Sprache der Wandalen 86 201, und für die Burgunden Koegels Aufsatz über die Sprache dieses Stammes 93 (3) 78 zu nennen.

Es sei schliesslich noch ausdrücklich darauf hingewiesen, dass in den oben genannten Schriften allgemeineren Inhalts natürlich auch die auf den letzten Seiten besprochenen und noch viele andere Specialthemata erörtert worden sind; als ganz besonders wichtig und gehaltvoll wollen wir hier gern noch einmal die Arbeiten von Much und Kossinna hervorheben. Der weiteren wissenschaftlichen Arbeit bleibt noch ein grosses Feld offen.

5. Germanen und Römer.

Die Beziehungen zwischen den Germanen und Römern haben vom Standpunkt der 'Deutschen Altertumskunde' ein doppeltes Interesse: einmal insofern die römischen Schriftsteller, vor allem Tacitus, uns die Hauptquelle unserer Kenntnis über das germanische Altertum sind, und zweitens ein sachliches, insofern die Berührungen der Germanen mit den Römern und ihre nachhaltige Beeinflussung durch diese, nicht minder aber auch die Durchsetzung des römischen Heeres und Staates mit Germanen den Eintritt der letzteren in den Zusammenhang der Weltgeschichte bedeuten. Eben darum aber liegt die Erörterung dieser Berührungen eigentlich ausserhalb oder doch an der äussersten Peripherie der 'Altertumskunde', wie wir sie im Anschluss an

Müllenhoff auffassen, und bildet vielmehr eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichtschreibung. Wir werden uns daher bei der Vorführung der diesen Aufgaben gewidmeten Arbeiten eine noch erheblich grössere Beschränkung auferlegen als in den vorhergehenden Abschnitten. Auch der Bericht über die für die römischen (und griechischen) Quellen geleistete kritische und exegetische Philologenarbeit muss hier in Rücksicht auf den Raum und auch deswegen, weil doch diese Arbeit im wesentlichen ein Stück klassischer Philologie ist, aufs äusserste beschränkt werden; wir verweisen dafür auf die Darstellungen der römischen und griechischen Litteraturgeschichte, sowie auf die der klassischen Philologie dienenden Jahresberichte und Bibliographien. Nur mit der Germania des Tacitus machen wir eine Ausnahme, beschränken uns aber — unter Weglassung aller bloss textkritischen Arbeiten und aller die Gesamtpersönlichkeit des Schriftstellers betreffenden Litteratur — auf die der Erklärung gewidmeten Arbeiten (erklärende Ausgaben, Übersetzungen, Sonderaufsätze).

A. Die Germania des Tacitus. Gleich am Beginn unseres Zeitabschnittes steht Müllenhoffs 'Germania antiqua' 1873 (2. Aufl. 1883, s. Jsb. 85 801; unveränderter, nur durch ein paar hässliche Druckfehler entstellter Abdruck); hier ist eine vortreffliche Textkonstitution und ausserdem zwar nicht ein Kommentar, wohl aber durch eine kritische Zusammenstellung der sonstigen wichtigsten Quellenstücke (Strabo, Plinius, Ptolemaeus usw.) wertvolles Material zu einem solchen geboten. Von erklärenden Ausgaben ist eine ganze Anzahl, aus Deutschland wie aus dem Auslande, zu nennen, doch verfolgt keine von ihnen über das Schulbedürfnis wesentlich hinausreichende Zwecke. Sehr beliebt, und nicht unverdientermassen, ist die Ausgabe von Schweizer-Sidler geworden (1. Aufl. 1871; 5. Aufl. 89 116), der — sehr im Gegensatz zu den meisten übrigen Herausgebern — umfassende sprachwissenschaftliche und germanistische Kenntnisse zu seiner Aufgabe mitbrachte. Neben dieser Schulausgabe mit deutschen Anmerkungen hat Schweizer-Sidler auch noch die Neubearbeitung der Germania in der grossen Orellischen Tacitusausgabe besorgt (1877). Wir nennen noch die Ausgaben von

Pais 91_{92}, Garino 91_{98}, $^{2}95_{102}$, Marino 92_{146}, die englischen von Hopkins 93_{128} (mit Agricola), von Stephenson 94_{172} (mit Agricola), Davis 94_{173}, Furneaux 94_{175}, 96_{176}, die schwedische von Bergmann 97_{181}.

Weit überragt werden alle diese Arbeiten von den drei umfangreichen Erläuterungsschriften Baumstarks zur Germania: 'Urdeutsche Staatsaltertümer, zur schützenden Erläuterung von Tacitus' Germania' 1873, 'Ausführliche Erläuterung des allgemeinen Teiles der Germania des Tacitus' 1875, 'Ausführliche Erläuterung des besonderen völkerschaftlichen Teiles der Germania des Tacitus', aus dem Nachlass des 1876 verstorbenen Verfassers 1880 herausgegeben, 81_{259}. In diesen Büchern, zu denen ausser der schon genannten Schulausgabe und einer Übersetzung (1876) noch ein bereits 1864 (Eos I) veröffentlichter Aufsatz desselben Verfassers 'Über das Romanhafte in der Germania des Tacitus' — Überspannung und unzutreffende Benennung einer sehr richtigen und wertvollen Beobachtung — hinzukommt, ist trotz der unzureichenden linguistischen und germanistischen Bildung des Verfassers durch Fülle des verarbeiteten Materials, streng konservative Textbehandlung und eindringlichste sprachliche Erläuterung Ausgezeichnetes für die Germania geleistet worden, das Beste neben Müllenhoffs Arbeiten, ja das einzige, was sich neben diesen im Ernste sehen lassen darf. Der einzige abgerundete, alle einschlägigen Fragen eindringend behandelnde, den höchsten Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Kommentar ist derjenige Müllenhoffs, der als IV. Band der Altertumskunde von Roediger herausgegeben worden ist (s. oben S. 527). Er wird für lange die Grundlage aller weiteren Forschung zu bilden haben; zu wünschen wäre, dass sich ihm bald eine wirklich brauchbare Neubearbeitung der 'Germania antiqua' anschlösse. Seit längerer Zeit angekündigt ist ein grösserer Kommentar zur Germania von einem hervorragenden Vertreter der klassischen Philologie und besonders gründlichen Kenner der römischen Realien, Wissowa; man darf von ihm Vorzügliches und in gewissen Beziehungen eine wertvolle Ergänzung zu Müllenhoff erwarten.

Auch die Kunst der Übersetzer hat sich wie früher so auch in unserem Zeitabschnitt an der Germania geübt; wir nennen (mit Beschränkung auf deutsche Übersetzungen) diejenigen von Bacmeister $^{2}81_{261}$, Krauss 83_{263}, Bötticher 83_{264}, Horkel (zusammen mit den einschlägigen Stücken aus Cäsar, Velleius usw.; neu herausgegeben von Wattenbach) $^{2}84_{289}$, Blümel 92_{145}.

Von Einzelarbeiten über Zweck und Anlage der taciteischen Schrift sind zu erwähnen: die (französische) Brunots 84 271, 85 306, 86 322, der mit Anlehnung an eine Hypothese Rieses in der Germania ein erst im Mittelalter aus seinem Zusammenhange gelöstes Stück der Historien sieht; die Mommsens 86 324, der sie für eine Chorographie zu den Historien hält, während Asbach 87 115 in ihr eine politische Broschüre zur Rechtfertigung der trajanischen Politik erblickt. Schumacher 'De Tacito Germaniae geographo' 86 331, 87 119 suchte zu zeigen, dass Tacitus erst von der Schilderung des germanischen Volkes aus auch zur Beschreibung des Landes sich gedrängt gefühlt habe. Kettner 87 120 machte die sehr richtige Beobachtung geltend, dass die Komposition des Tacitus auch in der Charakterschilderung der einzelnen Völker stark von rhetorischen Tendenzen abhängig sei. Eine gute Übersicht über die mit der Entstehung und Tendenz der Germania sich beschäftigende Litteratur gab Weinberger 91 57 und 93 124. Selbstverständlich sind diese Fragen auch noch in zahlreichen anderen Werken, wie in den Darstellungen der römischen Litteraturgeschichte, allgemeinen Werken über Tacitus, Einleitungen zu den Germaniaausgaben, mitbehandelt worden; ausdrücklich und nachdrücklich sei noch auf Müllenhoffs Erörterung DA. 4, 1—17 hingewiesen.

Anhangsweise sei hier noch Hoffs Programm über 'Die Kenntnis Germaniens im Altertum usw.' 90 63 namhaft gemacht (leidlich brauchbare Zusammenstellung der Nachrichten der Alten, sonst wertlos) ferner das unvergleichlich wertvollere, auf ein engeres Gebiet begrenzte, dies aber fast erschöpfend behandelnde Werk Rieses 'Das rheinische Germanien in der antiken Litteratur' 92 184.

Endlich seien hier, da anderwärts sich dafür kaum Gelegenheit bietet, einige Specialarbeiten über Ptolemaeus, der 1883 durch C. Müller eine neue, leider im I. Bd. stecken gebliebene Ausgabe erfuhr, angeführt: Holz 'Die germanische Völkertafel des Ptolemaeus' (Beiträge zur Deutschen Altertumskunde, I. Heft, 1894) Jsb. 95 18 (ohne annehmbare Ergebnisse); Much 'Die Städte in der Germania des Ptolemaeus' 97 (2) 17 (Namendeutungen); Gnirs 'Das östliche Germanien und seine Verkehrswege in der Darstellung des Ptolemaeus' (Prager Studien aus d. Gebiete der Geschichtswissenschaft, hrsg. von Bachmann, Heft IV) 99 180 (interessant und methodisch, aber ohne gesicherte Ergebnisse). Auch ein paar Arbeiten zur Peutingerschen Tafel mögen hier angefügt werden: Muller 96 78, Schweder 96 79, Miller 98 88.

B. Die Römerzeit. Es sind drei, vielfach ineinander übergreifende Forschungsgebiete, die hier in Frage kommen: 1. die Kriege zwischen Römern und Germanen, von den Schlachten des Cimbernzuges an bis zur grossen Alemannenschlacht bei Strassburg; 2. die Denkmäler der römischen Herrschaft auf germanischem Boden; 3. die allgemeinen Kulturbeziehungen zwischen beiden Völkern. Alle drei Gebiete gehören durchaus, wie schon bemerkt (S. 563 f.), der eigentlichen Geschichtsforschung und -schreibung an, und die deutsche Altertumskunde als solche nimmt nur teilweise und indirekt an diesen Dingen einiges Interesse.

1. Besonders gilt das von dem erstgenannten Gebiete. Mit ebenso unermüdetem Eifer wie geringem Erfolge hat sich die wissenschaftliche Arbeit mit der Erforschung der Schlachtorte und Marschrichtungen römischer Heere u. dergl. auf germanischem Boden — denn nur dieser Teil des Gebietes kann für uns hier überhaupt in Frage kommen — auch in unserem Zeitraum, wie schon in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten, beschäftigt. Wir beschränken uns darauf, die im Jsb. besprochene einschlägige Litteratur über einige besonders häufig erörterte Themata, unter gänzlichem Verzicht auf irgendwelches Eingehen auf die sachlichen Fragen, hier aufzuzählen. Mehrfach sind die Berührungen Cäsars mit den Germanen zum Gegenstand besonderer Untersuchungen gemacht worden: Dederich 79 185 und K. v. Veith 80 370 haben über die Usipeter und Tencterer, der letztere 80 368 auch über Cäsars Rheinübergänge und 80 371 über die Ariovister(!)schlacht geschrieben, über letztere auch Wiegand 94 162, Winkler (2. Aufl.) 98 202, J. v. Schlumberger 99 181, Gloeckler 99 182, Stolle 00 270, Colomb 00 272. In noch erheblich höherem Masse haben begreiflicherweise die Ereignisse unter Augustus, besonders die Persönlichkeit des Arminius und die Varusschlacht, den Eifer der Forscher herausgefordert. Was speciell Arminius betrifft, so nennen wir L. Schmidt 83 46, 85 27, Leopold 84 22, Grotefend 85 316 (Arminius römischer Bürger und führt römischen Namen), Jellinghaus 91 (10) 15 (Armin hiess germ. Siegfried und ist mit dem Siegfried der Heldensage identisch), Kossinna 92 (2) 11 (der Name ist Keltisierung eines germ. Namens, etwa Irmenfried), R. Much 92 (2) 10 (Deutung der Namen von Armins Verwandten), F. Wolf 92 [illegible], Fischer 93 [illegible], Uhl 'Porträt

84 202, über das letztere Thema auch Fricke 85 253. Epochemachend war Mommsens Schrift 85 317, in der auf Grund der reichen Münzfunde bei Barenau der Ort der Niederlage des römischen Heeres anscheinend endgültig festgestellt wurde. Doch bald trat auch der Widerspruch hervor, zuerst bei Veltmann 87 104, während Menadier 87 105 und Zangemeister 87 106 Mommsen zustimmten. Ausser in solchen Schriften, die sich nicht speciell mit diesem Gegenstand beschäftigten (hierbei nennen wir Asbach 'Germanische Kriege des Augustus' 88 118), erfuhr die Frage in der Folge auch noch vielfach Specialbehandlung und sehr verschiedenartige Beantwortung, wobei manches sehr kuriose Zeug (Schierenberg!) zu Tage kam: Neubourg 87 108, Böcker 87 109. Dahm 88 124, Hoefer 88 122, Schierenberg 88 125/6, Sondermühlen 88 127, Dünzelmann 89 101 und 00 282, Schierenberg 'Ariadnefaden durch das Labyrinth der Edda' 89 107, Deppe 90 110, Köcher 90 114, Schrader 90 117 (zur Chronologie), Tieffenbach 91 78, Wolf 91 79, Kurtz 91 80, Deppe 91 84, Th. v. Stamford 93 112, Meyer 93 114 und 94 165, Knoke 96 165, H. v. Stoltzenberg 96 168, Wilms 97 141 und 99 186, Wolf 98 205 (gegen Knoke 96 165), Bach 99 187, Spangenberg 00 281, Zeiske 00 284, Knoke 00 286, 00 288. Von Schriften, die sich mit den Römerkriegen mehr im allgemeinen beschäftigen, sind zu nennen: Hölzermann 79 180, Bartels 79 184. Speciell die Feldzüge des Tiberius behandelt Deppe 87 110. Vor allem aber sind die Feldzüge des Germanicus viel behandelt worden: Deppe 81 303, Höfer 85 319, [2]87 111, Knoke 85 320; ein umfangreiches Buch über diesen Gegenstand lieferte der letztere 87 107, woran sich später noch zwei Nachträge, 89 111 und 97 137, ferner eine Schrift über die (angeblich) römischen Moorbrücken 95 169 und eine über 'das Caecinalager bei Mehrholz' 99 188 anschlossen, alles mit sehr fragwürdigen Ergebnissen. Speciell über Idistaviso handelten Wagener 79 182, Baehr 88 128, Christ 88 129, Steinwehr 99 189, 00 293.

2. Was nun die Denkmäler der römischen Herrschaft auf germanischem Boden betrifft, so kommen hier natürlich aus der unabsehbaren Flut litterarischer Arbeiten nur wenige in Betracht. Es seien zunächst genannt Mehlis' Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande 79 147, 84 198, desselben Verfassers Aufsatz über die Obringa, das Grenzflüsschen zwischen Ober- und Untergermanien, 79 164; Bergks Buch 'Die Rheinlande in römischer Zeit' 82 246, 83 289; J. Schneiders Aufsätze über römische Heerwege 79 161/2, 80 255 260, später erweitert und als selbständiges Werk (in Heften) erschienen unter dem Titel 'Die

alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken' 83 298, 84 291, 87 112, 88 116, 89 56, 90 25, 95 42, F. v. Alten 'Die Bohlwege (Römerwege) im Herzogtum Oldenburg' 80 318. Über Aliso schrieben Esselen 79 177, Schneider 80 354, C. Schuchhardt (bei Haltern an der Lippe) 00 276, über die Saalburg v. Cohausen und Jacobi 79 174, [5] 00 297, über Gelduba Stollwerck 80 362, derselbe über Asciburgium 80 363, über Deutz 80 321; über die Römer im Mattiakerlande Reuter 84 288; das Kastell Munitium behandelte in zwei einander widersprechenden Arbeiten (93 115 und 93 116) R. v. Stoltzenberg. Vor allem aber ist es die Limesforschung, die während unseres Zeitabschnittes die bedeutendsten Fortschritte gemacht hat. Von älteren Arbeiten seien genannt: Herzog 80 333 (über den Grenzwall in Württemberg), v. Cohausens grosses Werk 84 273, 85 321; Haug 84 278, 85 323; Hübner 84 281, 87 113; Haupt 85 322, Mommsen 85 324, Wolff und Dahm 85 325; Ohlenschlägers musterhafte Schrift über die römische Grenzmark in Baiern 87 114. Seit dann das Reich die Limesforschung centralisiert und neu organisiert hat, sind wir erheblich weiter gekommen. Seit 1892 erscheinen im 'Limesblatt', einer Beilage der 'Westdeutschen Zeitschrift' (s. oben S. 550), regelmässige Mitteilungen und Berichte der Streckenkommissare bei der Reichslimeskommission. Im Jahr 1896 gab Hettner in einem Vortrag einen 'Bericht über die vom Deutschen Reiche unternommene Erforschung des obergermanisch-rhätischen Limes' 96 170, 97 143. Seit 1894 erscheint 'Der obergermanisch-rhätische Limes des Römerreichs, im Auftrage der Reichslimeskommission hrsg. von O. v. Sarwey und F. Hettner', s. Jsb. 96 169, 97 144, 98 215, 00 294. Ergänzend reiht sich daran die von der Akademie der Wissenschaften in Wien geleitete Publikation 'Der römische Limes in Österreich', bis jetzt 2 Hefte (Heft 1: Jsb. 00 296; Heft 2: 1901).

Über die von Knoke kritiklos ohne weiteres als römisch angesehenen Moorbrücken (s. oben S. 568, vgl. auch die Schrift von Conwentz oben S. 545) hat förderlich Prejawa 97 142 gehandelt und nachgewiesen, dass sie sehr verschiedenen Alters sind. Diese Untersuchung hat Schuchardt weitergeführt 00 291, wo auch für die alten Verschanzungen dasselbe nachgewiesen wird.

3. Die allgemeinen Kultureinflüsse, welche nicht bloss von den Römern zu den Germanen, sondern zum Teil doch auch von diesen zu jenen gingen, haben eine umfassende Specialbearbeitung, die sie wohl verdienten, noch nicht gefunden.

Material dazu ist natürlich in grosser Menge in den verschiedensten Schriften zerstreut, nicht weniges unter den soeben unter Nr. 2 genannten. Die Beziehungen zwischen beiden Volkern in Krieg und Frieden hat Mommsen im Zusammenhange der römischen Provinzialgeschichte im 5. Bande seiner römischen Geschichte 85 318 geistreich und gründlich behandelt. Indem er aber die einschlägigen Dinge ganz ausschliesslich — wogegen ja auch nichts zu sagen ist — vom Standpunkt der Entwicklung des Römerreiches aus betrachtet, bleiben begreiflicherweise die Fragen, welche gerade die deutsche Altertumskunde auf diesem Gebiete zu stellen hat, so gut wie unangerührt. Von älteren Arbeiten auf verwandtem Gebiete sei hier genannt Jung 'Römer und Romanen in den Donauländern' 80 342, von nachmommsenschen Arbeiten Hübners Buch 'Die römische Herrschaft in Westeuropa' 91 77 und das aus Cambridger Vorlesungen hervorgegangene Werk Kingsleys 'Römer und Germanen' 95 88 (populär, moralisierend, ohne wissenschaftliche Bedeutung). Das Eindringen der Germanen in römische Dienste behandelte Stäckel 80 330, ein verwandtes Thema Rosenstein 'Die germanische Leibwache der julisch-claudischen Kaiser' 84 390.

Das in die germanische Welt eindringende höhere Kulturleben der Römer hat auch in dem germanischen Wortschatz Spuren hinterlassen. Die in zeitlich verschiedenen Schichten in die germanischen Mundarten eingedrungenen lateinischen Lehnwörter bieten daher neben ihrer meist allein gewürdigten Bedeutung für die Grammatik auch für die Altertumskunde ein wertvolles Material. Arbeiten wie die von Franz über die lateinisch-romanischen Elemente im Ahd. 84 383 und von Pogatscher über die im Ae. 88 (16) 266, sowie Kluges Zusammenstellungen in seiner Vorgeschichte der altgerm. Dialekte in Pauls Grundr. 89 (3) 126, [2]97 (3) 82 und sein Aufsatz 'Romanen und Germanen in ihren Wechselbeziehungen' in Gröbers Grundr. d. rom. Phil. I. 383—397, dürfen auch in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben. Einen Ansatz zur kulturhistorischen Verwertung dieses Materials machte Seiler 'Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts' I, 1895. Aber nach der anderen Seite hin sind viele germanische Worte ins Vulgärlatein und in die romanischen Sprachen eingedrungen, wenn auch zum grösseren Teile erst durch die spätere Eroberung römischer Provinzen durch die Germanen. Neben der Sammlung des Materials in Diez' etym. Wb. d. roman. Sprachen und Schades altdeutschem Wb. ist auch das germ. Sprachgut der einzelnen romanischen

Sprachen oder doch der wichtigsten in besonderen Arbeiten behandelt worden, ausreichend und vollständig freilich bisher allein fürs Französische und Provenzalische durch Mackel 87 (13) 6 (der seine Vorgänger an Vollständigkeit und Exaktheit weit übertrifft), während für die übrigen romanischen Sprachen erst Ansätze zu gleich erschöpfenden Studien vorliegen: fürs Spanische Goldschmidt 87 (13) 7, fürs Italienische Bruckner 99 (2) 74 (Vorarbeit für eine umfassendere Darstellung) — Zaccarias Buch 01 (2) 111 ist unzulänglich —, fürs Rhäto-romanische Genelin 00 (2) 66. Specialarbeiten fürs Portugiesische, Katalanische, Rumänische, sowie für die neben den Schriftsprachen gewiss auch nicht unergiebigen Mundarten scheinen bisher nicht vorzuliegen. Die genannten Arbeiten verfolgen ausschliesslich romanistische, rein sprachliche Zwecke. Es wäre aber an der Zeit, dass das in ihnen niedergelegte und weiter noch zu sammelnde Material einen Bearbeiter fände, der, romanistisch wie germanistisch geschult, an der Hand der sprachlichen Thatsachen wie auch der sonstigen geschichtlichen Zeugnisse und Zustände ein lebensvolles kulturgeschichtliches Bild von dem Einfluss des ins Römerreich eindringenden Germanentums auf die Gestaltung des mittelalterlichen Europas entwürfe, wie andererseits eine eindringende und umfassende Darstellung der römischen Einflüsse auf die Germanen zu wünschen bleibt. In einem derartigen kulturgeschichtlichen Gesamtbilde, das eine organische, einheitliche Erfüllung dieser beiden Wünsche bietet, gipfelt im Grunde das Interesse, das die deutsche Altertumskunde an dem Thema 'Römer und Germanen' nimmt.

6. Altertümer.

Nur ganz summarisch kann hier noch eine Zusammenstellung einiger derjenigen Schriften gegeben werden, die in das Gebiet der Staats- und Rechts- sowie der Privataltertümer einschlagen. Einmal ist die Zahl solcher Schriften aus diesen Gebieten, die speciell die Urzeit behandeln, sehr gering: gewöhnlich wird über diese Zeit mit ein paar einleitenden, oft recht oberflächlichen Worten hinweggeeilt zu den geschichtlich dankbareren Perioden. Sodann finden diese Dinge ihre Pflege meist in besonderen, wohlausgebildeten Wissenschaftszweigen, in welche hineinzugreifen die Altertumskunde, wie wir sie hier im Anschluss an Müllenhoff gefasst haben — sehr ab-

Wirtschaftsleben und Staatswesen, um deren Aufhellung Juristen, Historiker, Nationalökonomen, gelegentlich auch Philologen, wetteifernd sich bemüht haben. Am Anfange unseres Zeitraums stand für dies ganze Gebiet noch der erste Band der 'Deutschen Verfassungsgeschichte' von Waitz (3. Aufl. 80 ₄₈₉) in massgebendem Ansehen da. Man muss aber sagen, dass dieses ausserordentlich verdienstvolle Werk der heutigen, durch das gesteigerte Interesse an den socialen und wirtschaftlichen Problemen erheblich veränderten Anschauungsweise antiquiert erscheint. Auffassungen, die in der Folgezeit vielfach ventiliert worden sind, finden sich nicht selten ausgesprochen oder im Keime vorgebildet in Sickels Anlauf zu einer 'Geschichte der deutschen Staatsverfassung' 79 ₂₃₀. Als ausgezeichnete neuere Bearbeitungen des ganzen Gebietes sind die 'Deutsche Rechtsgeschichte' (Bd. I) von Brunner 87 (9) ₂₁, das gleichbetitelte Werk von Schroeder 87 (9) ₂₂, sowie der Artikel 'Recht' von K. v. Amira in Pauls Grundriss 89 (9) ₈ (jetzt 2. Aufl.), rühmend zu nennen. Auch dass das bahnbrechende Werk J. Grimms, die 'Rechtsaltertümer' ([3] 81 ₄₁₀), jüngst eine aus dem Nachlass des Meisters reich vermehrte neue Auflage, bearbeitet von Heusler und Hübner, 00 (21) ₄, gefundet hat, darf hier nicht unerwähnt bleiben.

Wir zählen nun zunächst einige Arbeiten über die urgermanische Familie auf. Dahin gehört K. Maurers Schrift über die Wasserweihe 81 ₄₁₉, wozu Müllenhoff in einer gehaltvollen Recension AfdA. 7, 404 ff. wertvolle Berichtigungen gegeben hat. Über 'Verlobung' und 'Hochzeit' schrieb Habicht 79 ₂₂₆, über dasselbe speciell bei den Nordgermanen Lehmann 82 ₃₆₃, über Mutterrecht und Raubehe Dargun 83 ₄₂₂, von dem später ein Buch 'Ältestes Familienrecht' (I, 1) 93 (9) ₁ folgte, über den Frauenkauf R. Much 89 (9) ₂, über die Spindelmagen Schroeder 84 ₃₃₇. Eine Reihe von Erörterungen hat das sog. Jus primae noctis hervorgerufen: K. Schmidt 81 ₄₂₃, 84 ₃₃₅, 86 ₄₅₃, Pfannenschmidt 84 ₃₃₆, Kohler 85 ₆₂₃. Auch Bernhöfts 'Frauenleben der Vorzeit' 94 (8) ₂₁₀ und Weinholds reichhaltiges Buch über die 'Deutschen Frauen' [2] 82 ₂₉₃, [3] 97 (8) ₁₀₉, obwohl dessen Hauptbedeutung in der Darstellung späterer Perioden liegt, gehören hierher.

Wir kommen nunmehr zu den Schriften über das Wirtschaftswesen. Gleich im Anfange unserer Periode steht Inama-Sterneggs grosses Werk (Bd. I: 79 ₂₄₀), während Lamprechts 'Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter' (4 Bde.) 87 (8) ₁₈₇ erst mit der fränkischen Zeit einsetzt. Tiefgründige Forschungen über alle Fragen dieses Gebietes enthält Meitzens grossartiges

Buch 'Siedelungen und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, Kelten, Römer, Finnen und Slawen usw.' (3 Bde. u. 1 Bd. Atlas) 96 (9) 22. Einen kurzen Überblick über die Wirtschaftsgeschichte hat Inama-Sternegg auch in Pauls Grundriss geliefert 89 (8) 281 (jetzt 2. Aufl.). Von Einzelarbeiten ist an Bedeutung gerade für die Urzeit nichts zu vergleichen mit den 'Agrarhistorischen Abhandlungen' von Hanssen 91 452, wozu noch desselben Forschers 'Agrarhistorische Fragmente' 82 394 kommen. Lamprecht versuchte 81 362 den Nachweis, dass schon zu Cäsars Zeit das rheinische Hofsystem bestanden habe; W. Kaiser schrieb 82 378 über die von den alten Germanen gebauten Brotfrüchte, Gramich 82 398 'Zur ältesten deutschen Wirtschaftsgeschichte', Martin 82 396, 83 329 über abwechselnd bewirtschafteten Gemeindeacker. Umfassende Untersuchungen über diese Fragen enthalten auch die 'Studies in the early history of institutions' 82 398 und 'The early history of land-holding among the Germans' 84 238 von Denman W. Ross, der von urzeitlicher Feldgemeinschaft nichts wissen will. Über die primitiven Formen des alten Ackerbaus hat noch Hildebrand 87 46, 97 79, über die wirtschaftliche Kultur der Germanen zur Zeit Cäsars Wittich 98 85 geschrieben, gegen den sich Erhardt 98 86 wandte. Aber mehr oder minder leiden alle diese Schriften, auch die bedeutendsten, so viel Wertvolles sie auch zu Tage gefördert haben, doch unter der allzu grossen Neigung der Verfasser zum Konstruieren wirtschaftlicher Entwicklungsstufen, die vor den unwiderleglichen Thatsachen der prähistorischen Funde zusammenfallen. Nach diesen kann von nomadischen oder halbnomadischen Zuständen in einer kurz vor Cäsar liegenden Zeit gar keine Rede sein, da schon in der germanischen Steinzeit ein gar nicht ganz unbeträchtlicher Ackerbau bestanden hat (s. oben S. 543). Es ist das Verdienst eines auf diesen Blättern so oft rühmend erwähnten Philologen, R. Much, auf Grund gediegener prähistorischer Kenntnisse und unbefangener philologischer Quellenanalyse in einer gründlichen Abhandlung 'Waren die Germanen Wanderhirten?' 92 18 diese Illusionen energisch bekämpft zu haben; übrigens hat auch Müllenhoff in seinem Kommentar zur Germania den Herren Entwicklungsgeschichtlern gelegentlich einige goldene Worte gewidmet. Anhangsweise mag hier noch auf die Aus-

Wir kommen nunmehr zu den die eigentliche Staatsverfassung betreffenden Arbeiten. Auf den engen Zusammenhang zwischen politischer Gemeinde und Familie weist der kleine Aufsatz von Lamprecht 'Gaugemeinde, Familie und Sippe' 90 (9) 12 hin. Alle Fragen der urgermanischen Verfassung kommen in Sybels 'Entstehung des deutschen Königtums' [3] 83 400 zur Erörterung; über das Königtum bei den alten Germanen schrieben noch Voss 85 330 und Hoffmeister 87 45. Viel erörtert ist auch das Wesen des Principats, namentlich in seinen Beziehungen zur Gefolgschaft; so von Braumann 83 235, Wiessner 97 156, W. Schultze 97 157. Ein ziemlich freies Phantasiebild des altgermanischen Verfassungslebens konstruierte Heyck 93 (9) 14, der 95 (9) 17 auch die Verfassung der Cherusker behandelte. Über das Verhältnis von Gau und Staat hat Delbrück 97 (9) 15, über die sociale Gliederung im altgermanischen Staat Kötschke 98 53 gesprochen. Dem vielerörterten Problem der richterlichen Hundertschaft (wie auch der gemischten Elitetruppe) habe ich 96 54 eine neue Seite abzugewinnen gesucht; später hat noch Jenks 98 57 über die Hundertschaft geschrieben. — Es bedarf wohl kaum des Hinweises, dass natürlich all diese Fragen auch in den vorher genannten allgemeineren rechts- und verfassungsgeschichtlichen Werken, sowie in den früher (S. 528 f.) aufgeführten Geschichtsdarstellungen zur Erörterung kommen.

Es sind noch einige Arbeiten namhaft zu machen, die speciell Fragen aus dem Gebiete des altgermanischen Rechtslebens behandeln. Einen interessanten Versuch, die Rechte der verschiedenen germanischen Stämme zu vergleichen und ihren grösseren oder geringeren Verwandtschaftsgrad für die Stammesgeschichte fruchtbar zu machen, unternahm Ficker in seinem Buche 'Gotisch-Spanisches und Norwegisch-Isländisches Recht' 88 (9) 15. Über den 'Frieden' als Grundlage des Rechtes handelte Huberti 91 (9) 2, über die 'Friedlosigkeit' Brunner 90 (9) 5, über 'Fehde und Fehderecht' Brock 79 222, über die Blutrache Kohler 85 624. Der Frage nach den altgermanischen Bevölkerungsklassen sind die Arbeiten von Jastrow über die Sklaven 79 234, 80 454 ff. sowie der Aufsatz von Sohm über die liberti 00 107 gewidmet. Das 'Wergeld' als eine Institution bereits der idg. Urzeit behandelte L. v. Schröder 94 (9) 2, 'Handschlag und Eid' Siegel 94 (9) 6, das 'Gottesurteil' Steinmetz 95 (9) 6 und Matthias 00 (21) 6, der darin ein idg. Erbstück sieht.

Da wir die Sakralaltertümer grundsätzlich beiseite lassen (s. oben S. 525), so erübrigt uns zum Schluss nur noch, das

was in unserem Zeitraum für die Privataltertümer geleistet ist, hier kurz anzugeben. Soweit es speciell die Urzeit, die uns ja im Grunde allein etwas angeht, betrifft, ist es herzlich wenig. Von zusammenfassenden Werken ist, aber nicht mit Ehren, ein sog. 'Reallexikon der deutschen Altertümer' von Götzinger 81 880 u. ö. anzuführen: lückenhaft, fehlerhaft, durchaus oberflächlich und unzuverlässig, ist es für die späteren Perioden nur mit äusserster Vorsicht, für die Urzeit überhaupt nicht zu gebrauchen; auch die zweite Auflage 84 185 ist nicht erheblich besser. Viel mehr anzuerkennen ist ein kleines, anspruchsloses Bändchen der Sammlung Göschen, 'Die deutschen Altertümer' von Fuhse 00 102; es ist mit guter Kenntnis geschrieben; wissenschaftlichen Ansprüchen natürlich kann es und will es nicht genügen.

Von den Einzelgebieten, die hier in Frage kommen, ist keins fleissiger angebaut worden als die Forschung über das germanische Haus. Grundlegend sind die Bücher von Meitzen 82 846 und Henning 82 847, zu dem letzteren noch ein Nachtrag 86 881 und als Ergänzung Lasius 'Das friesische Bauernhaus' 86 880; die Versuche Hennings freilich, aus den verschiedenen Typen des neueren Bauernhauses in Verbindung mit den einzelnen alten Zeugnissen (Tacitus, Plinius usw.) das urgermanische oder gar indogermanische Haus zu rekonstruieren, werden heute wohl auch von dem Verfasser selbst recht skeptisch beurteilt. Aus der sonstigen Litteratur über den Hausbau nennen wir noch Wheatley 84 482, W. v. Schulenburg 86 882 und ('Dungkeller des Tacitus') 98 (17) 204, Bancalari 90 (8) 152 und 92 (8) 129, Guđmundsson 'Privatboligen på Island' 90 (8) 154, Meringer 92 (8) 185 und 'Etymologien zum geflochtenen Hause' 98 (2) 49, Brandi 92 (8) 186, Mielke 99 (18) 68 (von dem ein umfassendes Werk über das moderne Bauernhaus zu erhoffen ist), Lauridsen 'Gamle danske landsby' 99 (18) 70. Dazu kommen noch die oben S. 544 erwähnten Schriften über prähistorische Hausformen, ferner das umfassende Werk Heynes 'Das Deutsche Wohnungswesen usw.' 99 (20) 189, bei dem nur leider, wie meist in kulturgeschichtlichen Darstellungen, die eigentliche Urzeit zu kurz kommt, und jetzt Stephani 'Der älteste deutsche Wohnbau' (I: 1901).

Für das Nahrungswesen der germanischen Urzeit sind noch zu nennen: Specht 88 (8) 181, Fuhse 91 (8) 246, Heyne 'Das Deutsche Nahrungswesen' (1901). Doch bieten diese Arbeiten für die Urzeit nur wenig; wertvoll für dies Gebiet sind zum Teil noch die eben genannten Schriften über das Wirtschaftsleben (S. 573), sowie die früher (S. 546) angeführten Arbeiten

aus der Prähistorie. Da ja auch die Jagd als eine Art des Nahrungserwerbes einigermassen hierher gehört, so mögen auch die Ausführungen von Baist 83 $_{342}$ und G. Paris 83 $_{343}$ über die Falkenbeize in diesem Zusammenhange erwähnt werden. Bekleidung und Körperpflege betreffen: Weiss' 'Kostümkunde' I^2 82 $_{344}$, Fischers Aufsatz über die Haartracht der Sueben 92 $_{60}$, Martins Beitrag zum Badewesen 94 (8) $_{307}$. Kaum etwas für die Urzeit Belangreiches enthält die 'Geschichte des Tanzes in Deutschland' von Böhme 86 $_{351}$. Die Tauschmittel des urgermanischen Handels besprach M. Much 79 $_{194}$, das Seewesen der germanischen Vorzeit Werner 82 $_{311}$, die Zeitrechnung der alten Germanen Bilfinger 99(18) $_{48}$ (I, 'Das altnordische Jahr') und Tille 'Yule and Christmas' 00 (18) $_{112}$; einen überaus wertvollen, leider unvollendet gebliebenen Aufsatz Müllenhoffs, 'Zeit- und Himmelseinteilung der Germanen', hat Roediger aus des Meisters Nachlass im Anhang zu Bd. IV der DA. (S. 639–689) veröffentlicht.

An Bemühungen von mancherlei Art hat es also auch auf dem Gebiete der Privataltertümer nicht gefehlt, so weit wir freilich auch noch von einer lebensvollen, zusammenfassenden Bearbeitung entfernt sind. Schärfere kritische Scheidung der verschiedenen Zeitalter und ausgiebigere Benutzung des für die verschiedensten Perioden der Vorzeit in reicher Fülle vorliegenden archäologischen Materials thut hier noch vor allem not.

7. Ausblick.

Eine fast unübersehbare Fülle wissenschaftlicher Arbeiten haben wir in flüchtiger Musterung an uns vorüberziehen lassen. Auf all den Gebieten, die in Betracht kommen, hat es, neben vielem Minderwertigen und Verfehlten, an gediegenen und wahrhaft förderlichen Leistungen gewiss nicht gefehlt: Sprachforscher und Germanisten, Archäologen, Juristen, Nationalökonomen und Historiker haben wetteifernd zur Aufhellung der germanischen Urzeit beigetragen, und wir sind zweifellos in diesen letzten Jahrzehnten weit über den Standpunkt des Wissens in den siebziger Jahren hinausgekommen. Und nicht bloss für die zahlreichen Einzelfragen gilt dies, sondern die ganze Betrachtungs- und Behandlungsweise dieser Dinge ist zu grösserer Besonnenheit, Vielseitigkeit, Vorurteilslosigkeit gereift; die Grenzen des Erkennbaren und nicht Erkennbaren sind deutlicher zum Bewusstsein gekommen. Aber dennoch gewährt der gegenwärtige Stand der deutschen Altertumskunde nichts weniger als reine Be-

friedigung. Die Arbeit der Forscher auf den verschiedenen Einzelgebieten der Altertumskunde fällt zu sehr auseinander; von wenigen Ausnahmen abgesehen, die wir gern rühmend hervorgehoben haben, sitzt jeder in seinem Winkel des grossen Gebietes fleissig am Werk, aber nur allzu geneigt, den von ihm überschauten Teil für das Ganze oder doch das eigentlich wichtigste Stück zu halten, ohne rechtes Verständnis für die ebenso unentbehrliche Arbeit anderer Disciplinen. Der Philolog kümmert sich nicht um den Prähistoriker, dieser nicht um jenen, der Jurist, der Historiker... doch wir wollen hier nicht unsere Klagen ausschütten; wir hoffen, bei aller gebotenen Zurückhaltung des Urteils unsere Meinung über den Wert der für die Altertumskunde in Betracht kommenden Wissenschaftszweige schon mit hinreichender Deutlichkeit gesagt zu haben. Wenn nicht in der Betriebsamkeit des Specialistentums die grosse Müllenhoffsche Auffassung der Altertumskunde ersticken soll, so wird hier ein Wandel eintreten müssen: mit erhöhtem Bewusstsein von der Einheit des Zieles, dem die Arbeit auf so verschiedenartigen Gebieten zustrebt, werden die Vertreter dieser Gebiete mehr gegenseitige Würdigung, Berücksichtigung, Verständigung üben müssen.

Dazu gehört freilich zunächst einmal mehr gegenseitiges Verständnis, und dies gerade ist bei der gegenwärtigen Zerfahrenheit nicht leicht zu erwerben. Wo und wie soll z. B. etwa der Prähistoriker, der doch meist von der Naturwissenschaft herkommt, von der Bedeutung, die Sprachvergleichung oder deutsche Dialektforschung für die Altertumskunde haben, ein klares Bild gewinnen, um zu verstehen, welche Fragen der Hilfe dieser Wissenschaften bedürfen oder auch allein von ihnen beantwortet werden können? Wir meinen, es ist hohe Zeit, nach so viel Kleinarbeit nun einmal eine Gesamtdarstellung zu versuchen, die einen Durchschnitt durch das bisher in so verschiedenartigen Disciplinen für die Erhellung der germanischen Vorzeit Geleistete darstellt. Ein solches Werk, wenn es von hinreichend befähigter Seite ausginge, würde den Pflegern der einzelnen Fächer zur Orientierung dienen und einmal recht deutlich ins Bewusst-

scheinend unversöhnlichen Widerstreit der Meinungen doch ein nicht geringes Mass positiv feststehender Erkenntnis gewonnen ist.

Es ist selbstverständlich, dass ein solches Buch nur von einem Philologen geschrieben werden kann; in der Philologie laufen all die von den mehr ausserhalb stehenden Fächern, der Rechtswissenschaft usw., gesponnenen Fäden zusammen. Dass nun etwa der germanistische Verfasser einer 'Deutschen Altertumskunde' zugleich Specialforscher auf all den Gebieten sei, in denen an der Aufhellung der Vorzeit gearbeitet wird, ist natürlich nicht wohl möglich, aber auch durchaus nicht notwendig; notwendig ist nur, dass er Lernfreudigkeit und unbefangene Würdigung für das von so verschiedenen Seiten herbeigeschaffte Material mitbringt und dieses mit streng kritischer Prüfung zu verwerten versteht. Er wird ferner, wenn ein wahrhaftes und lebensvolles Bild der deutschen Urzeit entstehen soll, sich müssen durchdringen lassen von den Grundanschauungen der heutigen so vorgeschrittenen Völkerkunde, Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaft, um in allen grossen Lebensregungen des Volkes, in seinen Wanderungen und Siedlungen, in seiner Ausgestaltung des öffentlichen wie des häuslichen Lebens, die Grundkräfte als thätig aufzuweisen, die überall das Zusammenleben menschlicher Gemeinschaften beherrschen. Auch ohne in jeder Einzelfrage unerhört neue Ergebnisse vorzutragen, kann eine solche zusammenfassende Darstellung, wie sie einerseits das Ziel aller Specialarbeit ist, so andererseits eine fruchtbare Grundlage für die Weiterführung der wissenschaftlichen Arbeit abgeben. Wird das Bedürfnis nach einem solchen Werke bald befriedigt werden? Im vertrauenden Hinblick auf die tüchtigen und strebsamen Kräfte, die wir heute in der Germanistik an der Arbeit sehen, wagen wir die Hoffnung zu hegen, dass eine nicht zu ferne Zukunft uns die Erfüllung dieses Wunsches bringe.

Berlin.

Richard Bethge.

Deutsche Heldensage und Heldendichtung.

Den Umfang dieses Abschnittes habe ich im ganzen durch die bis 1901 erschienenen Jahresberichte begrenzt sein lassen. Vereinzelte Notizen habe ich nur selten herangezogen, auch keine historischen Werke, die zur Erläuterung dienen könnten, weil sie ja keine Erzeugnisse der germanistischen Wissenschaft sind, ich auch keine Geschichte der deutschen Heldensage und Heldendichtung, sondern nur der über sie erschienenen Arbeiten zu schreiben hatte. Schulbücher, populäre Schriften, Übersetzungen und Bearbeitungen mussten bei der Menge des Aufzunehmenden wegbleiben. Nennen möchte ich nur Emil Henricis Heldenbuch 86 911, 87 (14) 28. Von Litterarhistorikern sind Scherer, Koegel, Golther bei Kürschner, Vogt im Paulschen Grundriss genauer auf unser Thema eingegangen. Wilhelm Grimms Deutsche Heldensage erschien in dritter, von Steig besorgter Ausgabe 89 (10) 94, 90 (10) 65, die in ihrer veränderten Anordnung für den Benutzer minder bequem ist als die zweite. Als Gegner Müllenhoffs — zu seiner Theorie vgl. auch 84 567 —, auf den neben seinen Mitarbeitern am Deutschen Heldenbuch, neben Lachmann und W. Grimm, die Forschung sich bis dahin stützte, trat Wilhelm Müller mit zwei Büchern auf (86 558, 87 (10) 91, 89 (10) 95, 90 (10) 66, 91 (10) 96, 92 (10) 58), die aber mit ihrer symbolischen Erklärungsart und der ausdrücklichen Ablehnung der Quellenkritik nirgends Anklang fanden. Ihm gegenüber schloss sich Symons in seinem trefflichen Grundriss (1. Aufl. 89 (10) 93, 2. 98 (19) 46) trotz selbständiger Kritik vorwiegend Müllenhoff an, und auch O. L. Jiriczek baut auf ihm, W. Grimm und Uhland weiter, wenn er sich auch nicht an bestimmte Theorien bindet. Er geht mit kritischer Sorgfalt und methodischer Strenge der Entwicklung der Sagen und Dichtungen von

Wieland, Ermenrich und Dietrich von Bern nach, und sein Buch ist allgemein als eine hervorragend gute und förderliche Leistung anerkannt worden, nur nicht von Kauffmann, der aber durch seine Recension und seine sehr anfechtbaren eigenen Versuche auf dem Gebiete der Heldensage die Berechtigung zu diesem verwerfenden Urteile nicht nachgewiesen hat. Jiriczeks kleines Büchlein über die gesamte deutsche Heldensage kann als Ergänzung des unvollendeten grösseren Werkes dienen. Vgl. über beide 97 (10) 37, 98 (19) 53, 00 (19) 26, 94 (10) 23, 97 (10) 36. Endlich ist Schönbachs Buch über das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung 97 (14) 12 anzuführen. Es behandelt die Nibelungen und die Klage, die Kudrun, Alpharts Tod, und wächst über den Titel durch seine Interpretationen und seine reife und freie Behandlung litterarhistorischer Probleme weit hinaus, ja verdankt ihnen gerade seinen Hauptwert.

A. Alleinstehende Sagen.

Indem ich zum einzelnen übergehe, beginne ich mit dem Stoffe, dessen Zugehörigkeit zur Heldensage man ohne Beweis annimmt. König Rother soll der Langobardenkönig Rothari sein, obwohl er mit ihm nur den Namen gemein hat und die den Kern der Dichtung bildende Brautwerbung von Authari entlehnt werden muss, dessen romantische Fahrt zu Theudelinde doch durchaus anders verläuft, als die des Rother zu König Konstantins Tochter. Bis in die Heldenzeit reichen die historischen Bestandteile dieser Werbungsgeschichte nicht zurück, wenn auch der spielmännische Verfasser sich Berchter mit seinen Söhnen aus der Wolfdietrichsage holte. Aber alle, die sich mit Rother beschäftigt haben, halten an seiner langobardischen Herkunft fest: Kirpičnikov und Heinzel 83 447, letzterer mit einigen Bedenken, v. Bahder (s. unten), Wilh. Müller, Piper 88 (14) 9, Ludw. Singer 89 (14) 59, 90 (14) 67, Bührig 89 (14) 64, Jiriczek, Symons. Scherers Hinweis QF. XII, 93, 83 188 auf Roger von Sicilien befriedigt allerdings ebenso wenig, wie König Osantrix von Wilzenland der ursprüngliche Held gewesen sein kann. Auch eine mythische Grundlage vermag ich nicht zu finden, halte vielmehr den Namen Rother, der ja gebräuchlich genug ist, für frei gewählt und das ganze Gedicht für eine Kompilation des 12. Jh. aus vorhandenen Motiven. Ihre Herkunft haben die Genannten aufgedeckt, sich auch mit dem Verhältnis der süddeutschen Erzählung zu der der þidrekssaga beschäftigt — letzteres auch Paul (unten beim

Nibelungenlied Nr. 15); die Saga gestaltete auch hier um und verschob das Lokal —, sowie mit seiner Technik und seiner Verwandtschaft zu andern gleichzeitigen Spielmannsgedichten. Das Programm von Thien 82 780 und die Dissertation von Schmedes 93 (14) 6, 94 (14) 5 reiht sich diesen Arbeiten an. Eine neue, freilich mangelhafte Ausgabe des mhd. Textes mit dazugehörigen Untersuchungen hat v. Bahder geliefert 84 973–975, 85 1204, auch ein neues Bruchstück veröffentlicht 84 974, während Scheel 96 (14) 83 Auskunft über das Arnswaldtische gab. Bei Piper a. a. O. finden wir den Inhalt der altnordischen und mhd. Fassung, eine Probe der zweiten und einen Überblick über die Litteratur.

Zu den Brautwerbungssagen gehört auch der Orendel. Eine tüchtige Untersuchung von Harkensee 79 501 behandelt die Überlieferung, weniger glücklich ihre metrische Form, dazu Zeit und Heimat des Gedichtes. Zu einer Ausgabe ist aber Harkensee nicht gekommen. Arnold E. Berger hat sie, seine Resultate meistens bestätigend, gegeben und eine umfassende Einleitung hinzugefügt (88 (14) 65, 89 (14) 52, 91 (14) 52, 53 = (10) 187, 92 (14) 68). Der Text ist von einer gewissen Buntscheckigkeit nicht freizusprechen und leidet unter unberechtigten Zusätzen aus der Prosa, die Einleitung dagegen fördert, namentlich nach der stilistischen Seite. Gegen die Datierung und was damit zusammenhängt, erhob in eingehender Kritik Vogt Einspruch 91 (14) 52, der sich auch mit guten Gründen gegen Bergers Auffassung der mythischen Bestandteile des Gedichtes erklärte, zugleich gegen Müllenhoff (DA. I) und Beer 87 (10) 101 polemisierend. Dieser und Vogt haben den Streit fortgesetzt 91 (14) 53, ohne sich zu einigen. Völlig wichen vom bis dahin eingehaltenen Wege Wilh. Müller und Heinzel 92 (10) 99, indem sie die Sage nicht aus heidnischen Mythen, sondern aus christlichen Legenden ableiteten, einig allerdings nur in der Negation. Denn weder sieht Heinzel in Orendels Namen eine Hindeutung auf den Stern der Weisen aus dem Morgenlande, noch in dem Helden selbst eine Personifikation der Kreuzfahrer, die Jerusalem, das ist Bride, in ihre Gewalt bringen, sondern er geht von Helena und der Kreuzfindung aus und sucht Verwandtschaft namentlich mit der französischen Vengeance de Jésus-Christ und dem mnld. Seghelijn nachzuweisen. Vogt 93 (14) 50 will gelegentliche Anknüpfungen nicht ablehnen, bleibt aber im übrigen bei seiner Meinung. E. H. Meyer 94 (14) 68 rechnet den Orendel zur Sippe des Apolloniusromans, den schon Berger heranzog; Tardel

95 (14) 71, 96 (14) 96 stimmt zu, bleibt aber bei einer germanischen Brautwerbungssage als Grundstock. Benezé 97 (10) 45, 98 (19) 55 zieht noch die Märchen vom Grindkopf heran. Laistner 94 (14) 69 die vom Eisenhans und was er dazu rechnet, will aber den Apollonius nicht an die Spitze stellen. Namentlich sein Aufsatz zieht immer weitere Kreise, und so treiben wir denn, wie so oft jetzt bei Stoffuntersuchungen, in das weite Meer einer unbegrenzten Verwandtschaft hinaus und verlieren die engere, charakteristische Zusammengehörigkeit aus den Augen. Symons hält sich bedachtsam zurück und giebt den mythischen Orendel nicht auf. — Die Notizen von Ker 97 (10) 45 a sind unbedeutend, The seamless holy coat of Jesu Christ and Orendel of Trier by John H. Becker, London o. J. als Manuskript gedruckt, ein Kuriosum. Abhängigkeit des Orendel vom Nibelungenliede möchte Kettner 94 (14) 67 nachweisen, Zusammenhang von Motiven mit solchen des Rother usw. lehrt Thien (oben S. 581). Dankenswerte Erklärungen von Einzelheiten bringen ausser Berger in seinen Anmerkungen Singer 96 (14) 96, Vogt 93 (14) 60 und besonders Heinzel. Meyers Aufsatz sucht historische Anknüpfungen; Piper 88 (14) 9 giebt in gewohnter Weise einen Überblick über die Forschungen, den Inhalt und eine Textprobe.

Eine selbständige Wielandsage kennt die mhd. Zeit nicht mehr. Die Behandlung der dazu gehörigen Dichtungen fällt daher anderen Abschnitten, namentlich den altnordischen und altenglischen, zu, so dass ich mich damit begnüge, auf die Arbeiten hinzuweisen, die sich mit der Sage abgeben. Mehr als eine andere zieht sie, da Wieland an Hephästus, Vulcan und Dädalus erinnert, die vergleichenden Mythologen an (Leop. v. Schroeder 88 (10) 8 a, unwissenschaftlich v. Szczepanski 90 (10) 69). Golther 89 (10) 101 lässt nach Buggischer Weise die Wielandsage eine gelehrte Umdichtung jener antiken Fabeln sein. Wilhelm Müller leitet sie von den Finnen her. Gegen ihn und Golther hat Niedner 96 (12) 123 mit Recht polemisiert, gegen Müller schon früher E. H. Meyer 87 (10) 91, der in unserer Sage einen indogermanischen Mythus erblickt, worin ihm Niedner 88 (12 179 unter Vorbehalten folgt. Bei Veckenstedt 89 (10) 102 finden sich brauchbare Gedanken, C. Sterne (E. Krause) 92 (10) 108 aber ergeht sich, wie immer, in Phantasien. Im Märchen vom starken Hans hört Vernaleken einen Nachklang der Wielandsage 90 (10) 88. Durch Jiriczek ist der uralte, verdunkelte Sagenstoff so umsichtig und besonnen auseinandergelegt worden, dass auch Symons ihm

beifällt. Zur Fassung der þiđrekssaga vgl. noch Paul unten beim Nibelungenlied Nr. 15.

Verloren ist uns auch die mhd. Dichtung von Walther und Hildegund. Die kümmerlichen Bruchstücke hat Schönbach kollationiert, mit kärglichem Gewinn (81 797). Heinzel hat sie neu herausgegeben (88 (10) 121; im Anschluss an ihn Learned 92 (10) 106) und besprochen, doch hätte ich dagegen viele Einwände zu erheben. Eifrig hat man sich mit Eckeharts Waltharius beschäftigt, wozu Peipers mislungene Ausgabe reizte. Darüber muss ich dem Bearbeiter der mlat. Abteilung das Wort lassen (s. S. 230 ff.), wie ich auch von den aengl. Walderefragmenten (s. S. 356 f.) schweige. Aber die Behandlung der Sage nach allen Quellen gehört hierher. — Dieter 87 (16) 336, 88 (10) 121 a, (16) 345 geht vom Waldere aus und erweist u. a., dass in ihm wie im Waltharius Hagen als letzter und nach Gunther mit Walther kämpfte. (Hierzu gehören zum Teil unten Althofs Aufsätze.) Die polnische Walthersage hat Rischka 79 840 in unklarer Begeisterung masslos überschätzt und mit seinen mythologischen Beziehungen wenig Beifall gefunden (vgl. Vogt 81 1384, Bugges Studien 81 478 S. 176 und Heinzel [s. o.] S. 88). Die Schrift von Knoop 87 (10) 99 ist auch nicht eben geglückt (88 (10) 120). Beer 89 (10) 108 skizziert nur und kommt auf die Walthersage von der Hildensage aus. Heinzel hat den polnischen Darstellungen besondere Aufmerksamkeit gewidmet und überhaupt die Untersuchung der Sage im weitesten Umfange wieder aufgenommen. Seine Schrift ist die wichtigste darüber. Er setzt sich auch mit Müllenhoff 86 512, Rydberg 87 (10) 11, Wilh. Müller, Scherer (wiedergedruckt 93 (6) 15, (21) 27) auseinander, der kurz über die Sage, eingehend über den Wasigenstein als Kampfplatz handelt. Darüber auch Franck nach Lehmann 80 871, 81 816 und Roethe 98 (1) 49, abgesehen von den vor unserer Periode liegenden Forschern und denen, die in weiterem Zusammenhange diese Streitfrage berühren. Im ganzen kommen noch in Betracht die teils unbedeutende, teils verfehlte Pariser These von Schweitzer 89 (20) 27 in ihrem ersten Teil; das wenig selbständige, aber bequeme Sammelwerk von Learned (s. o.), Althofs Aufsätze 93 (20) 28 und 99 (15) 71, sowie die Einleitung zu seiner Ausgabe 00 (22) 5, worin er nur berichtet und merkwürdig enthaltsam bekennt, keine eigene positive Ansicht über den Ursprung der Sage zu haben; endlich die tüchtige Arbeit von Strecker 99 (22) 9. Von Linnigs „Beiträgen zur Heldensage und Mythologie“ in seiner erweiternden Übersetzung

des Epos darf ich schweigen. Dagegen sind Bächtold und Koegel in ihren Litteraturgeschichten zu nennen, obwohl der erste sich leider an Scherers Erklärung der Sage anschliesst (s. o. und in seiner Litteraturgeschichte) und dem zweiten mancherlei Irrtümer untergelaufen sind. Wilh. Müller hat diesmal eine glücklichere Hand gehabt und Jiriczek (im kleinen Büchlein) nebst Symons sind wie immer besonnene Führer. Wie ich über die Sage denke, kann man einigermassen aus dem kurzen Bericht über einen von mir gehaltenen Vortrag im Archiv f. d. Stud. der neueren Spr. Bd. 102 S. 381 f. ersehen. — Bei den Türken hat v. Wlislocki Walther wiedergefunden 92 (10) 107. Über sein Alter im Kloster Novalese handeln Heinzel und Symons, und Laistner zieht in seinem Orendelaufsatz (oben S. 582) einige Vergleiche.

Die Kudrun ist mehrmals herausgegeben worden: von Bartsch in den Klassikern des Mittelalters in 4. Aufl. 81 781 und in Kürschners Deutscher National-Litteratur 85 1170 mit kümmerlichen Anmerkungen, so dass wohl deshalb diese Ausgabe 1895 durch eine neue von Piper ersetzt wurde (sie fehlt im Jsb.), die mit ihren reichen Beigaben das Studium erleichtert. Ein Apparat fehlt diesen Texten, findet sich aber in Martins kleiner Ausgabe 83 949, 84 887, 85 1171 und der von Symons 83 950, 84 888, deren Text einen Fortschritt bildet, obwohl die Ursachen der angenommenen Strophenversetzungen nicht erklärt sind. Alle diese Editionen sind mit Einleitungen versehen, die vom Gedicht und der Sage handeln. Rechtfertigungen und Nachträge haben Martin, Symons und Piper veröffentlicht 89 (14) 951, 952, 94 (14) 19. Hervorgehoben sei Symons Prüfung der Cäsurreime, wozu Edw. Schröder 94 (14) 55. Ihnen seien angereiht Brenners Betrachtungen über die Kudrunstrophe 90 (14) 61, 95 (14) 9. W. Grimms Einleitung zu seiner Vorlesung über die Kudrun 87 (14) 41 (vgl. Roediger DLZ. 1888 Nr. 26) ergiebt für diese weniger als für das Nibelungenlied, ist aber auch dafür, wie der ganze Band, beschämender Weise kaum beachtet worden. Desto mehr hat man sich mit der Übersicht von Fécamp beschäftigt (93 (14) 48, 94 (14) 84, 95 (10) 67, 96 (14) 70), dessen Verdienste ich nicht schmälern will, der aber doch die Litteratur nicht völlig verarbeitet hat und ein schwacher Kritiker ist. Schepelewitsch 96 (14) 71 schrieb russisch. Schönbach ist ebenfalls hier zu nennen und darf nicht übersehen werden. Bedenken gegen ihn hege ich hier und da, namentlich wenn

alles, was mit der See zusammenhängt, auf das Mittelmeer deuten soll. Panzer nimmt die gesamten Fragen in einem reichhaltigen und achtungswerten Werke 00 (7) 25, (19) 31 wieder auf, dessen nachher noch zu gedenken ist.

Einzelne Stellen des Gedichtes sind in besonderen Artikeln behandelt worden von Klee 80 845, Erdmann 85 1172, Bech und Sprenger 87 (14) 39, 40, M. H. Jellinek 91 (14) 37, O. v. Zingerle und Schröder 94 (14) 55, O. v. Zingerle, Joseph und Schröder 00 (7) 23, 24. Zingerle setzte auch 83 929 in Übereinstimmung mit Bartsch Alter und Inhalt des Heldenbuches an der Etsch fest, das Hans Ried abschrieb.

Syntaktisches untersuchten Ebner und Kny 81 753, 754, Kuhlmann 91 (14) 50, 92 (14) 59, Toifel 97 (14) 64, 98 (7) 62, 00 (7) 27.

Die Altertümer oder vielmehr die Realien im Nibelungenlied und in der Kudrun hat Hartung 94 (14) 66, 97 (14) 77 fleissig und in gefälliger Form, doch nicht ohne Irrtümer behandelt. Dieffenbacher und K. Richter 99 (7) 32, 33 fassen sich knapper und populärer. Als Vorarbeit ist Schwarze anzuführen 84 959, 85 1192. Schönbach bringt hierzu mehr als nur Christliches.

Die Geographie des Gedichtes hat in dem Ostfriesen Martinius einen mehr patriotischen als überlegten Erläuterer gefunden 79 460, 80 879, 846. Besseren Anhalt besitzt Haas 97 (10) 44 für die Insel Hiddensee. Den Namen des Wülpenwerts hat Schröder 99 (7) 71 nach Jaan te Winkel schlagend richtig gedeutet und für das Lebermeer giebt Much 98 (7) 61 einen dankenswerten Wink. Vor allem wichtig sind die Darlegungen Müllenhoffs DA. 4, 676 ff. (99 (17) 97), die uns zugleich zur höheren Kritik hinüberleiten.

Den Müllenhoffschen Athetesen folgt man wohl noch, wenn man den hauptsächlichen Inhalt der Kudrun wiedergeben will, aber ausdrücklich einverstanden mit seinem Princip und dessen Ergebnissen haben sich nur Scherer in der Litteraturgeschichte und Martin in seinen Ausgaben erklärt. Gegen Müllenhoff wenden sich im Anschluss an Keck Kirpičnikov 83 546, 958, Friedr. Neumann 88 (14) 41, Schönbach und Panzer. Neumann entrüstet sich über die Barbarei und Dummheit, die man den Interpolatoren aufbürde, und belegt doch selbst seine Kontaminatoren und den letzten Dichter mit einer reichen Lese von Scheltwörtern. Panzer streitet mittelst konservierender Interpretation und durch den Nachweis einheitlichen Stiles. Ich hatte schon vor einer Reihe von Jahren Steinhäuser veranlasst, darauf

die echten und unechten Teile, und zu diesem Ergebnis war auch Schmedes (oben S. 581) bei seiner Stiluntersuchung gelangt. Auch der Einfluss des Nibelungenliedes zeigt sich überall gleichmässig (Kettner 91 (14) 38). Wilmanns hat seine Hypothese der Kontaminationen aufgegeben. Einwände dagegen erhoben Kolisch 79 489, 80 546 und Martin 83 561. Als Heimat der Dichtung wollte Rich. Müller 87 (14) 37 Niederöstreich, allenfalls Baiern, aber nicht Steiermark ansehen.

Endlich die Sage. Den beliebten Vergleich zwischen Kudrun und Odyssee erweiterte Schnorf 80 543, 546, 84 590 dahin, dass er beiden denselben mythischen Hintergrund giebt. Vom mythischen Standpunkt aus erörtert Müllenhoff 86 313 die Hildensage. Beer erklärt sie in einem unangenehm gespreizten Aufsatze 89 (10) 168 fälschlich für ostgermanisch, worunter er im speciellen skandinavisch zu verstehen scheint. An Einwanderung aus dem Norden denken freilich auch andere. Detter und Heinzel finden den ersten und zweiten Teil der Kudrun im 6. Buche des Saxo Grammaticus und im Mythus vom Vanenkrieg wieder 94 (12) 303. Credat Judaeus Apella! Beer und Wolfg. Meyer 92 (10) 33 scheiden in der Kudrun mythische und epische d. h. rein erzählungsmässige, novellistische, romanhafte Motive — Meyer, der sich an Heinzels Walthersage anlehnt, mehrfach im Widerspruch gegen Beer —, und diesen geht Kirpičnikov 83 546, 553 weithin, auch in fremden Litteraturen, nach. Zusammenhang mit einem Märchen auf mythischer Grundlage fand Schullerus 88 (10) 153 heraus, und Panzer (s. o.) leitet nunmehr die Hilde-, Herwig- und die mit ihr identische Herbortsage aus dem Märchen vom Goldener ab, die Geschichte Kudruns aus dem Apolloniusroman, einem Lied von der wiedergefundenen Schwester und mehreren episodischen Quellen. Damit ist ohne Zweifel erreicht, was man auf diesen neuen Wegen der Sagenkritik erreichen kann. Das Gebiet, aus dem poëtische Parallelen beigebracht werden, hat sich ungemein erweitert, wenn auch im Eifer für parallel erklärt wird, was höchstens konvergiert. Ich wenigstens halte es nicht für gleichgültig, ob der Gatte oder die Gattin die Hauptperson ist, oder dass statt des Gatten der „Bruder die nahe Beziehung festhält“, Panzer S. 397. Weshalb zerreisst man in der Freude über neu gefundene Zusammenhänge alte, von denen sich schon mancher halten liesse? — Unberührt von dieser jüngsten Wendung sind natürlich noch die Einleitungen der Kudrunausgaben und die Darstellungen bei Wilh. Müller, Koegel, Jiriczek, auch Roediger im Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. Bd. 106 S. 147 f.

Von einzelnen Personen der Sage sind Wate durch Sauer in abzulehnender Weise 93 (10) 8, 94 (10) 18, 95 (10) 28, Hildeburg und Ortrun durch Roediger 87 (14) 88 behandelt worden. Dass der Inhalt des Kudrunepos im Volke bis auf unsere Zeit fortgelebt habe, entdeckten Bartsch 79 269, Schröer und Hauffen 95 (10) 886, 887, 96 (10) 242, 98 (16) 27 a. Indes handelt es sich teils um litterarische Tradition, teils nur um verwandte Motive.

Gefährliche Brautfahrten gehören auch zum Inhalt der Epen von Ortnit und Wolfdietrich.

B. Die fränkische Dietrichssage.

Die Wolfenbüttler Bruchstücke des **Ortnit** sind von v. Heinemann 88 (14) 81 im Wortlaut herausgegeben worden. Auf alte Lesezeichen oder deutlicher: Hinweise auf interessante Stellen in der Hs. *y* machte Lunzer 99 (7) 84 aufmerksam. Der Entstehung des Ortnittextes glaubte Frdr. Neumann 82 714 durch Annahme einer Kontamination zweier Dichtungen beizukommen, nahm auch eine Verschmelzung zweier selbständigen Sagen an. Dass die Sage von Ortnit stark umgewandelt und erweitert worden ist, leidet keinen Zweifel. Seemüller glaubt 82 715, dass die Zwergensage eine Zuthat sei, und Watznauer 87 (14) 61 versuchte, weitere Vermehrungen durch Spielleute kenntlich zu machen. Eine selbständige Ortnitsage, die nur von dem Gewinn der Braut und der Überwindung des Drachens erzählte, also einen glücklichen Ausgang hatte, nimmt Kirpičnikov 83 547 an. Erst später habe man sich vorgestellt, Ortnit sei im Drachenkampf unterlegen, und habe den Rächer eingeführt. Hiergegen erhob Heinzel 83 547 Widerspruch. Für die einzelnen Züge des mhd. Gedichtes hat hauptsächlich E. H. Meyer 94 (14) 70 die Quellenforschung gefördert und dadurch die Datierung des Ortnit gefestigt, obgleich er etwas zu viel auf Geschichtliches zurückleiten dürfte. Der vielbemühte Apolloniusroman spielt auch hier wieder eine Rolle, dazu Huon von Bordeaux, auf den schon im DHB. hingewiesen worden war. Müllenhoffs Konstruktion des Harlungenmythus, in dem Hartnit an Stelle des Ortnit steht, und den er mit den Alci der Nahanarvalen verbindet, hat Wilh. Müller abgelehnt, bringt aber selbst über Ortnit nur

und Wolfdietrich bestreitet Paul und führt, entsprechend der Tendenz seiner Schrift, die Darstellung der þidrekssaga auf unsere mhd. Gedichte Ortnit und Wolfdietrich A zurück, wodurch ein für selbständig gehaltenes Zeugnis der Sagenform mit Ortnits Tod und dem Rächer entfallen würde.

Wie für den Ortnit, so hat auch für den Wolfdietrich v. Heinemann Wolfenbüttler Bruchstücke abgedruckt (s. o.). Kettners Untersuchung über das Verhältnis des Alphart zum Wolfdietrich B und D s. unten S. 592, Thiens Motivvergleichung oben S. 581. Kirpičnikov konstruiert wieder eine selbständige Wolfdietrichsage, die sich um Berchtung und seine Söhne und die Rauhe Else dreht, wogegen Heinzel a. a. O. Frdr. Neumann 83₃₉₆ will aus dem Wolfdietrich gar „eine ganz eigenartige ... Darstellung der Jugend Siegfrieds herausschälen" und kombiniert Ortnit und Wolfdietrich ebenfalls in eigenartiger Weise. Wilh. Müller ist nochmals zu nennen, desgleichen Paul und Watznauer, und E. H. Meyer für das Abenteuer Wolfdietrichs mit Belian und Marpali, das er aus der Sage von Oinomaos, Hippodameia und Pelops, vermischt mit der von Harpalyke, ableitet, und zwar durch französische Vermittlung. Die dänische Kämpevise von Gralver = Gráulfr zieht Bugge 95(12)₁₈₈ heran. Die Berchtunge und ihr Widerspiel Sabene behandelte Müllenhoff 86₈₁₂ im Zusammenhang des Halsbandmythus; auch Heinzel beschäftigte sich 89(10)₁₆₃ₐ mit Berchter und dem, was Dietrich von Bern und Wolfdietrich gemein haben, und wies auf verwandte Züge in Parise la duchesse hin. Dass Wolfdietrichs Abenteuer sich z. T. im Osten und in Konstantinopel abspielen, verlockte Sarrazin 97(10)₄₇ dazu, ihn auf den burgundischen Merowing Gundowald zurückzuführen — keine glückliche Idee, weist Voretzsch in den Epischen Studien (s. u.) S. 286 f. nach.

Hugdietrich im besonderen ist ausser in den Gesamtdarstellungen nur von Wolfskehl 93(10)₆, 94(10)₃₇, 95(10)₆₉ als zugehörig zum Harlungenmythus behandelt worden. Seine Konstruktionen und Folgerungen sind z. T. recht kühn.

Alle auf den Sagenkern von Hug- und Wolfdietrich und Ortnit bezüglichen Arbeiten wurden jedoch überholt durch Voretzsch, von dem der Jahresbericht nur den kleinen Aufsatz 96(10)₄₈, nicht aber die Epischen Studien, 1. Heft: Die Komposition des Huon von Bordeaux, Halle 1900, XII und 420 S.,

verzeichnet. S. 250—374 gehen uns an, indem sie Alberichs Verhältnis zu Auberon und die Entwicklung der fränkischen Dietrich- und Ortnitsage untersuchen. Danach ist Alberich eine fränkische Figur und aus der deutschen Zwergensage in das Huonepos gekommen. Dieses und die Ortnitsage gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück, der Verfasser des Ortnit hat den frz. Huon nicht gekannt, ebensowenig kannten ihn die Dichter der Wolfdietrichsepen. Gegen Müllenhoff nimmt Voretzsch an, dass wesentlich in der Ortnitsage waren: Ortnits Abkunft von Alberich und die daraus sich ergebende Unterstützung durch ihn (Seemüllers Abhandlung bleibt verwertbar), die Brautfahrt, der Tod durch den Drachen. Indes der Drachenkampf ist schon ein späterer Zusatz, der Kern die Brautfahrt, die jedoch Alberich ursprünglich nicht von Anfang bis zu Ende mitgemacht haben wird. Denn an seiner Stelle stand einst ein greiser Berater, wie im Huon, den der später eingedrungene wilde Ilias von Riuzen nur noch spurweise widerspiegelt. Ortnits Tod durch den Drachen, meint Voretzsch, brachte der Dichter hinein, der die Epen von Ortnit und Wolfdietrich verbinden wollte, und hier, glaube ich, könnte man nun Einfluss der Harlungensage von Hertnit und Herder, Baltram und Sintram zugestehen. Dieser Einfluss ist bewiesen durch Ilias von Riuzen im Ortnit. Ortnit erinnerte an Hertnit, Wolfdietrich wurde zum Rächer statt Herder, wie in der þiđrekssaga Dietrich von Bern statt Wolfdietrich. — Diesen führt Voretzsch nicht mit Müllenhoff auf Theodebert, sondern auf Theodorich von Austrasien zurück, aus dem Müllenhoff vielmehr Hugdietrich ableitete. Für Wolfdietrich gebe ich ihm recht, um so mehr, da er auch dem Theodebert Anteil an der Figur Wolfdietrichs gönnt. Seine Pläne auf Konstantinopel können seine Versetzung dorthin durch die Sage erklären. Auch die Nebeneinflüsse, auf die Voretzsch hindeutet, namentlich für Berchtung, lassen sich hören. — Nicht aber glaube ich, dass Hugdietrich aus Chlodowech entsprungen ist. Die religiöse Stellung des Helden und seiner Braut wird im Wolfdietrich A mehr äusserlich hervorgehoben und ist Sache des Dichters, nicht ein Angelpunkt der Sage, wie das Fehlen dieses Moments in B beweist, und die Brautwerbung Chlodowechs bei den fränkischen Historikern stimmt nicht so genau zu der des Hugdietrich, dass diese auf jener beruhen müsste. Sie sind nur beide mit dem geläufigen Apparate für die Darstellung von Brautwerbungen ausgestattet, jedoch nicht ohne Differenzen. Einen Chlodowech, mhd. Ludewîc, in Hugdietrich umzutaufen war gewiss nicht leichter, als zu einem vor-

handenen Wolfdietrich mit Anlehnung an den alten Frankennamen einen Vater Hugdietrich zu erfinden, was denn schon bei den Franken geschehen sein muss. An einem Zusammenhang der Weiberverkleidung Hugdietrichs mit den nahanarvalischen Priestern und Brüdern halte ich nicht mehr fest; für die Wolfdietrich- und Harlungensage thue ich es, bei ersterer in dem vorhin angegebenen Umfange.

Mögen sich die Germanisten die wohlbedachte, ausgezeichnet geführte Untersuchung Voretzschs nicht entgehen lassen, auch nicht die einleitenden Kapitel über den Begriff der Sage und ihr Verhältnis zur Dichtung. An der Ablehnung historischer Volkslieder möchte ich mich freilich nicht beteiligen und verweise für die ältere Zeit auf die Erörterung von Seemüller 98 (6) 1 S. 318 ff.

C. Die ostgotische Heldensage.

Der ostgotischen Heldensage ist Heinzels umfassende Belesenheit zu gute gekommen, mit der er in einer Monographie 89 (10) 103 a historische und litterarische Bezüge aufgedeckt, Typen und Motive verfolgt hat. Von Wilh. Müller 86 333 kann ich fast nichts annehmen. Für Ermenrich im besonderen kommt ausser Symons und Jiriczek Koegels Litteraturgeschichte in Betracht. Eine Vermutung von Konrad Hofmann 88 (10) 119. An die Sage von Ermenrich und Schwanhild rührt Müllenhoff 86 312. Roediger behandelte sie 91 (10) 93, wobei er u. a. den mythischen Gehalt nachzuweisen suchte. Über die Harlungensage Müllenhoff a. a. O. und Matthaei 99 (7) 18, (19) 29. Er verfällt wieder in den alten Fehler, die Harlunge den Herulern gleichzustellen, was die Grammatik verbietet. Denn *Heruli* hat germanisches *e*, *Herilunga* Umlauts -*e*, und ausserdem ist das *h* in *Heruli* höchstwahrscheinlich unecht. Auch sonst ist neben Brauchbarem mancherlei sehr Bedenkliches in diesem Aufsatz zu finden; vgl. noch unten zum Nibelungenlied 17 a. Müllenhoff und Matthaei erwähnen auch Ermenrichs Mannen Witege und Heime, die in die Dietrichssage hineinspielen und in den zu ihr gehörigen Schriften einen Platz fanden, ohne dass diese Gestalten schon enträtselt wären. Den Haymo in der Gründungssage des Klosters Wilten hat Seemüller gegen Passler auf seinen wahren Wert zurückgeführt 95 (10) 65, 66. Für die þidrekssaga vgl. noch Paul zum Nibelungenlied Nr. 15.

Im Kreise Dietrichs von Bern wenden wir uns zuerst den Dichtungen Albrechts von Kemenaten zu und dem, was zu ihnen gehört. Die verwickelten Verhältnisse zwischen Virginal, Dietrich und seine Gesellen, Dietrichs erster Ausfahrt hat Lunzer 99 (7) 88, wozu 87, einer geschickten und wohlüberlegten Prüfung unterzogen, die Zupitzas Einleitung zum 5. Bande des DHB. und Jiriczeks Behandlung der Sage bessert und ergänzt. Die im DHB. bereits verwerteten Wolfenbütteler Bruchstücke der Virginal hat v. Heinemann 88 (14) 81 abgedruckt. Vom Sigenot sind alte Drucke durch Schorbach, den gelehrten Bibliographen, durch Heitz und Seemüller nachgewiesen und veröffentlicht worden 94 (14) 21, 95 (14) 20, 98 (7) 86, 87. Ebenso hat Schorbach den ältesten Druck des Eckenliedes erneuert und eine Bibliographie beigefügt 97 (14) 88. Zu einem jüngeren Druck haben sich neue Bruchstücke gefunden (J. Zacher ZfdPh. 9, 416; Schiffmann 98 (7) 7). Über die verschiedenen Versionen des Liedes haben Vogt 92 (14) 20 und Jiriczek a. a. O. Licht verbreitet. Vgl. auch Paul unten beim Nibelungenlied Nr. 15. Das Programm von Jos. Hoffmann 86 881 ist bedeutungslos. Saran behauptet Beitr. 21, 419 Verwandtschaft des Eckenliedes mit einer Episode des afrz. Prosaromans vom Ritter mit dem Papageien, doch steht der Beweis noch aus.

Neue Bruchstücke von Heinrichs des Voglers Erzählung von Dietrichs Flucht verdanken wir v. Ottenthal 79 424. Konjekturen zum Text von Sprenger stehen 94 (14) 40. Dass die Rabenschlacht Heinrich ebenfalls gehöre, erhärtete Wegeners Zweifeln gegenüber Peters 90 (14) 36. Über ihr Verhältnis zur Þiđrekssaga Paul a. a. O.

Von Müllenhoffs kleiner Laurin-Ausgabe besorgte Roediger 86 929 eine zweite Auflage. Černý 96 (14) 74 diente, die altböhmische Bearbeitung vergleichend, dem handschriftlichen Apparat (vgl. dazu Lambel in der 99 (7) 75 verzeichneten Recension). Einen neuen, von Müllenhoff stark abweichenden, möglichst konservativen Text hat Holz 97 (14) 68, 98 (7) 67, 99 (7) 75 geliefert. Von Müllenhoffscher Kühnheit, die mit der zu früh angesetzten Entstehung des Gedichtes zusammenhängt, ist an ihm nichts zu spüren, und das wäre nicht zu tadeln, ginge daneben nicht eine allzu grosse Ehrfurcht selbst vor Verderbnissen her. Trotzdem ist die Ausgabe ein Schritt vorwärts, nur noch nicht bis zum Ziele, schon weil der Apparat nicht genügt. Den Walberan finden wir hier ebenfalls, jedoch anders begrenzt, dazu

den jüngeren, Heinrich von Ofterdingen zugeschriebenen Laurin. v. Muths Ansichten über Heimat und Alter des Laurin 79 383 erwähne ich nur wegen O. Zingerles Abweis 81 184.

Um die ursprüngliche Gestalt von Alpharts Tod ist ein reger Kampf entbrannt. Schönbach giebt eine gute Übersicht darüber. Für Martins Athetesen ist nur Löhner 85 1186 und er selbst in der Verteidigung gegen seine Widersacher eingetreten 92 (14) 17. Gegen ihn schrieben F. Neumann 80 182, Jiriczek 91 (14) 18, Kettner ebenda 18 (vgl. 92 (14) 16, 94 (14) 22) und 99 (7) 40, die natürlich auch das Gedicht in einer späteren Zeit entstanden sein lassen. Dem stimmen Seemüller 92 (14) 16 und Schönbach zu, verteidigen dagegen Martins Annahme eines Fortsetzers; aber für die Wiederherstellung eines älteren Gedichtes durch Ausscheiden von Interpolationen sind sie mit Recht nicht eingenommen. — Kettner hat noch das Verhältnis des Alphart zu den Gedichten von Wolfdietrich untersucht 99 (7) 41, ohne zu ganz reinen und sicheren Ergebnissen zu gelangen.

Den Wunderer erwähne ich, weil er ja wohl auf einer Grundlage aus dem 13. Jahrhundert ruhen wird. Über dieses späte, aus vorhandenen Motiven zusammengesetzte und an Dietrich bloss angelehnte Erzeugnis hat Zimmerstädt 88 (14) 22 verständig gehandelt. Dass Warnatsch 95 (10) 25, (12) 159 in dem Worte Wunderer den an. Beinamen Wodans Vidrir wiederfinden will, erregt Bedenken.

Wie sich die kirchliche Tradition des Mittelalters zum Dietrich der Sage stellt, prüfte Schneege 94 (10) 33. Der magyarischen Dietrichssage gehört 00 (19) 27 an. Heinzels oben S. 590 erwähnte Schrift ist zum grössten Teil den Dietrichssagen gewidmet; eingehende, wohlgelungene Untersuchungen über Dietrich und seine Helden hat Jiriczek angestellt, dem Symons in seiner kritischen Zusammenfassung die ihm gebührende Beachtung schenkt. Dort kann man sich auch über das Hildebrandslied unterrichten, dessen Text der ahd. Abteilung zufällt. Zur Sage wären ausserdem vornehmlich Koegel in seinen Litteraturgeschichten, Kauffmann 96 (10) 36 a, (13) 15 und Seemüller 98 (6) 1 anzuführen. Das Hildebrandslied nennt Kauffmann in seltsamer Verkennung des Unterschiedes zwischen Märchen und Sage ein Märchen. Sie ist aber am Ende nicht seltsamer als die Behauptung, Hildebrand sei = Heime, Otacker = Sibeche, der *Hûneo truhtin*

Zeno. Einspruch gegen seine Arbeit haben schon andere erhoben, zuletzt Busse, an dessen umfassender und vorsichtiger Untersuchung der Sagen und Erzählungen vom Kampfe zwischen Vater und Sohn (Beitr. 26, 1 ff.) man jetzt den besten Halt besitzt. Die bekannte Stelle der Quedlinburger Annalen hat Lorenz 86 (10) 564 in Schutz genommen, Edw. Schröder 96 (10) 80 auf eine interpolierte Weltchronik des Beda zurückgeführt, was Koegel LG. 1, 2, 381 und Jiriczek 1, 70 ff., 328 aus sprachlichen und inhaltlichen Gründen zurückwiesen.

Das Nibelungenlied und die Klage.

Die Fülle des Stoffes beim Nibelungenliede nötigt zu Kürze und zum Weglassen nicht nur der Schul- und populären Litteratur, sondern auch einiger, im Jahresbericht verzeichneter, anerkannt wertloser Arbeiten, bei denen auch etwaige Recensionen keine Förderung gewähren. Ich teile hier der besseren Übersicht halber nach Gruppen ein.

1. Die Handschriften. Eine vortreffliche phototypische Nachbildung von A nebst Proben von B und C gab der Bruckmannsche Verlag in München heraus 86 935, 87 (14) 47, 88 (14) 54. Proben von B ferner 97 (14) 84. Über F handelte Alter 00 (7) 89; ein neues Bruchstück von K machte Edw. Schröder 94 (14) 59 bekannt. Khull fügte 81 768 die Hs. U den älteren an. Römheld schrieb über h 99 (7) 81. Lunzer untersuchte eingehend k 95 (14) 61, 98 (7) 74, die A. v. Keller 80 898 hatte abdrucken lassen. Vgl. noch 81 759 und 82 712. Crueger enthüllte Obereit als Entdecker der Nibelungen 83 1548, 84 962.

2. Die Ausgaben. Bodmers Mischausgabe beleuchtet Crueger 85 1191. Von den kleinen Ausgaben von Lachmann, Bartsch, Zarncke erschienen neue Auflagen, desgleichen von Lachmanns grosser (79 489), und jene 6. Aufl. von Zarnckes grosser, worin er C preisgab zu Gunsten von B (87 (14) 45). Bartsch drückte seine Freude in einem Gedichtchen aus 88 (14) 58, worin hoffentlich nur die Reimnot ihn dazu verleitete, von Kompromissen in der Wissenschaft zu singen. Piper edierte 91 (14) 44 den Text auf Grundlage von B nach einer Holderschen Kollation und nachdem er „sämtliche Haupthandschriften selbst in Augenschein genommen“, mit nützlichen Beigaben, wie die Kudrun.

und mag auch noch zurückgestellt werden, bis ein neuer Text nach A + B erschienen ist.

3. Das Handschriftenverhältnis. Bei der Gruppierung der Handschriften ging man begreiflicherweise gern von dem auffälligsten Unterschiede, dem des Strophenbestandes aus. Ihn suchte mit Aufwand grossen Scharfsinns, aber mechanisch Laistner in der Einleitung zum Faksimile von A (oben Nr. 1 aus einem Tintengusse zu erklären. Anerkannt, wie 86 383 gesagt wird, habe ich nur den (freilich ungesunden) Scharfsinn Laistners, nicht seine Methode. Auch Kettner 88 (14) 64 baut auf einen anfechtbaren Grundsatz, überschätzt A und verwirft mit Unrecht alle Plusstrophen von B, ebenso 94 (14) 60. Braune 90 (7) 32 hält sich, wie notwendig, vor allem an die Lesarten. Ich habe mein Urteil über seine höchst wichtige, gediegene Untersuchung a. a. O. und im Archiv f. d. Stud. der neueren Spr. Bd. 108 S. 158 f. in Kürze abgegeben. Die Sonderstellung, die Lachmann A zuwies, ist nicht aufrecht zu erhalten, doch entstellen ADb nicht so viel falsche Lesarten, als Braune annimmt. Fehler in A sind zunächst aus B zu bessern. Der Strophenbestand aber, meine ich und ebenso Zwierzina 90 (7) 5, ist in A ursprünglicher. Als Original des Nibelungenliedes kann ich also B* nicht anerkennen. Es bleiben auch sonst noch Schwierigkeiten übrig und dem Zufall mehr Spielraum frei, als wahrscheinlich ist. Braune giebt uns offen und ehrlich selbst bedenkliche Stellen an die Hand. Auf Zwierzinas an die Reime anknüpfende Erörterungen a. a. O. S. 67 ff. weise ich nachdrücklich hin, auch auf seine Nachträge ZfdA. 45, 393 ff., wo er namentlich die Stellung von Id* anders als Braune (und Lachmann) bestimmen möchte. Erledigt sind diese schwierigen Fragen noch nicht.

4. Zu einzelnen Stellen hat ebenfalls Zwierzina Beiträge geliefert (vgl. die Register der ZfdA.). Ferner v. Muth 79 533, 80 907, Bech 81 764, Xanthippus (Sandvoss) 85 1190, Martin 88 (14) 59, Nagele 97 (14) 76. Andere bei verschiedenen Gelegenheiten. S. auch Nr. 10.

5. Zum Wortschatz vgl. Nr. 2 am Schluss.

6. Die Formenlehre verdankt wiederum Zwierzina Förderung.

7. Die Syntax. Einzelne Punkte behandelten Barz 81 767, Esser 81 766, Kny 83 964, 84 961, Branhofer 86 942, Kuhlmann 91 (14) 50, 92 (14) 59, Braune a. a. O. S. 31 ff.

8. Stil und Komposition hat man nach einzelnen Richtungen und im ganzen zu erfassen gesucht. Mehrfach sind dabei die homerischen Gedichte verglichen worden, z. B. durch Hans Schmidt 86 941, 87 (14) 54, 88 (14) 61. Sonst nenne ich noch Radkes Arbeit 90 (14) 59, 91 (14) 51, Schmedes Dissertation (oben S. 580) und Rud. Fischers mehr interessanten als ergebnissreichen und überzeugenden Versuch 98 (7) 19, 99 (7) 31, 00 (7) 11, nach Heinzelscher, auch von Scherer hochgeschätzter Weise auf möglichst mechanischem und daher von subjektiver Einwirkung freiem Wege dichterischen Vorgängen beizukommen. Es zeigt sich aber auch hier wieder — leider, darf man sagen —, dass man so nicht einmal die Teile in die Hand bekommt und das geistige Band subjektiver Auslegung unentbehrlich bleibt. — Nicht zu vergessen sind Hennings und Kettners Arbeiten unten Nr. 13.

9. Die Metrik betreffen Brenners S. 584 erwähnte Aufsätze, Rud. Hildebrands Beobachtungen 92 (14) 62, die von Zwierzina a. a. O., die von Braune (Nr. 3) im III. und V. Kapitel. Seiner Polemik gegen Heusler stimme ich zu. Henning (Nr. 13) muss hier ebenfalls genannt werden.

10. Die Realien sind einigermassen gepflegt worden, wenn auch mitunter aus kritischen Nebenabsichten. So in den Aufsätzen von Kettner über Abreise und Abschied, Kleidung und Bewaffnung 85 1187, 87 (14) 50 usw., in Zarnckes Abhandlung über die Jagd 85 1192, die gleichzeitig Matthias 84 957 durchnahm. Über Kampf- und Ritterspiele Pawel 86 940, über Etzels Burg O. v. Zingerle 96 (14) 90. Den Farbenbezeichnungen ging Veckenstedt 88 (14) 68 nach; den Schelch glaubte 89 (14) 51 Haas nachweisen zu können, doch wird seine Auskunft angezweifelt. Das Bahrrecht (Martin 88 (14) 59) hat schon eine ganze Litteratur entwickelt und wird bei Bestimmung der Entstehungszeit des Nibelungenliedes benutzt. Über Schwarze, Hartung, Dieffenbacher s. oben S. 585. Dazu kommt Schönbach (S. 580).

11. Geographisches. *Azagouc* und *Zazamanc* (zuletzt Braune S. 87 f., 111, Singer 00 (7) 52) überlasse ich dem Bearbeiter des Parzival. Sie können nicht helfen, das chronologische Verhältnis zwischen beiden Gedichten festzustellen, und zwar um so weniger, als die Möglichkeit vorliegt, dass beide die Länder aus dem Vorrat der Spielleute an orientalischen Namen entlehnt haben. Den Siegfriedsbrunnen und Otenheim hat Braune 84 958 abgethan. Zu wenig beachtet hat man das Programm von Neufert, Der Weg der Nibelungen, 92 (14) 64, 94 (14) 64. Vgl. auch unten Nr. 17 b.

12. Der Dichter. Das Nibelungenlied an einen bestimmten Namen zu heften, hat man aufgegeben. Der Kürenberger hat seine Rolle ausgespielt und auch Wöber hat ihn nicht retten können; vgl. unten S. 600. Reinmar von Hagenau ist gar nicht erst zu Worte gekommen, 87 (14) 48, 88 (14) 58. Mag die Namenform Kriemhilt auch nach Baiern oder Tirol deuten (Bohnenberger 99 (7) 79), so ist das Epos, wie es in A und B vorliegt, doch gewiss nicht dort, sondern in Östreich am Wiener Hof entstanden.

Über das lateinische Nibelungenlied unten S. 607 f.

13. Die Liedertheorie. Zu Anfang unserer Periode steht die Mehrzahl derer, die sich in Einzeluntersuchungen zum Nibelungenlied vernehmen lassen, auf Lachmannschem Boden. Am festesten v. Muth, der heissblütige und streitbare Verfasser einer Einleitung in das NL., Paderborn 1877 (vgl. 79 496, 496, 84 888). Andere weichen in der Schätzung einzelner Strophen von ihm ab: Scherer 80 596, Binder 87 (14) 49, 88 (14) 61, vielfach Roediger 84 882, 85 1189, 86 887. Kettner schlug von den parallelen Schilderungen aus einen neuen Pfad der Kritik ein, der den umsichtigen Wanderer in Bezug auf echt und unecht im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen wie der Lachmannsche Weg führte; s. 83 962, 819, 84 884, 85 1187, 88, 87 (14) 50, 97 (14) 74. Einzelne Lieder untersuchten Binder (18—20; s. oben), Schramm (das 20.; 88 (14) 62), Busch (das 16. und 17. in einer beachtenswerten Arbeit 82 709, 83 961), Cauer (dieselben und 19; 90 (14) 53). Busch gelangt zu drei älteren, in unserem Text zusammengearbeiteten Liedern; Cauer streicht 16 und 19 als Einzellieder, fasst 14—18 als eine ἐξ ὑπολήψεως gedichtete Reihe, zu der auch 20 gehöre. „Demnach haben wir von 14 [dem Aufbruch aus Worms] bis zu Ende eine einzige zusammenhängende Erzählung.“ Um die schwierige Mittelpartie des Liedes hatte sich schon Roediger bemüht, und sie machte auch Henning zu schaffen, der in seinen Nibelungenstudien (83 960, 84 886) Müllenhoffs bekannte Schrift würdig fortsetzte. Sie gelangten schon, Lachmannsche Ideen ausbauend, wie noch früher Wilh. Müller, zu Liederbüchern oder Liedercyklen, denen die Homerforschung Beistand leistete und an denen man festgehalten hat. Sie folgen auf die Einzellieder und bilden die Vorstufe der grossen Epen. Ohne an das benutzte Material zu rühren, konnte man weder die erste noch die zweite Vereinigung zustande bringen, und wäre selbst die Versform die gleiche geblieben, was aber sicher nicht der Fall war, so würde schon die verfeinerte Technik des Versbaues und Reimes zu

Änderungen genötigt haben, die ohne kräftige Eingriffe nicht abgingen. Das kann jede Modernisierung eines Gedichtes aus dem 12. Jahrhundert lehren oder negativ Haupts missglückter Versuch im 1. Bande seiner Zeitschrift, die Margareten Marter des 15. Jahrhunderts in Verse des 12. umzuwandeln. Ich glaube daher längst nicht mehr (vgl. 97 (14)$_{75}$), dass man lediglich durch Athetesen (oder sonstwie) zum Wortlaut der Einzellieder des Nibelungenstoffes zurückgelangen kann. Wohl aber glaube ich, dass sie durch die Cyklen hindurch Spuren hinterlassen haben, da Differenzen im Stil und der Sagenform nicht wegzuleugnen sind und die Umdichter begreiflicherweise nicht mehr geändert haben werden, als sie wegen des Wandels der Technik oder der Sagenauffassung oder der Sitten oder des Geschmackes mussten. Einzelne Interpolationen sind in den sogenannten Volksepen so gut möglich, als sie in höfischen Romanen vorkommen; aber im ganzen sind sie Schöpfungen eines einzigen Dichters oder Bearbeiters, wenn man ihm nur diesen minderen Rang zugestehen will. Verloren sind trotzdem die Bemühungen Lachmanns und anderer nicht: sie haben in dem uns vorliegenden Text verschiedene Quellen, auch ältere und jüngere Schichten mit feinem Gefühl gesondert und oft bewiesen, und also mehr als blosse Einbildungen zu Tage gefördert. Einräumen muss man, dass sie bei der Aufdeckung von Widersprüchen zu scharf vorgegangen sind, dass manche sich durch bessere oder unbefangnere Interpretation heben lassen, andere geringere Bedeutung haben, als man ihnen zuschrieb, z. B. bei ungefähren Zahlenangaben. Lehrreich nach dieser Richtung sind die Polemiken zwischen Jiriczek, M. H. Jellinek und Kraus auf der einen, Martin und Niejahr auf der anderen Seite (vgl. oben S. 592, Zs. f. d. österr. Gymn. 1893 S. 673 ff., Jsb. 98 (7)$_{20, 21}$).

In diesen Ansichten ungefähr dürfte sich jetzt die Mehrzahl der Forscher zusammenfinden, wenn sie auch in den konkreten Fällen noch auseinandergehen. Man ersieht das aus den wichtigen Recensionen Lichtenbergers und Kettners durch Wilmanns 92 (10)$_{65}$, 98 (7)$_{72}$, Vogt 92 (10)$_{65}$ und Schönbach Östr. Littbl. 6, 427 ff., 97 (14)$_{12}$; vgl. auch Rosenhagen 99 (7)$_{77}$ und Zwierzina 00 (7)$_{5}$. Kettner steht, wie gesagt, Lachmann näher, nimmt zwar einen erweiternden Bearbeiter eines grossen Epos an, zeugt aber doch wider Willen für die Einheitlichkeit unseres Textes im vorhin erläuterten Sinne. Martin 98 (7)$_{72}$ beharrt bei Lachmann. Nadrowski 96 (14)$_{81}$ entwirft nur ein Programm auf Grotescher Grundlage, wozu man Cauer (s. oben S. 596) vergleichen möge.

14. Die Heptaden suchte, wohl zu allgemeinem Staunen, Zarncke 1877 wieder zu erwecken, und Bartsch glaubte noch 1884 einen Witz zu machen, wenn er von einem Ritter von der Siebenzahl redete (84 (14) 350). Um sie haben sich selbst die Anhänger Lachmanns später gerade am allerwenigsten gekümmert.

15. Das Verhältnis zur þidrekssaga. Auch hier ist auf eine ältere, von Zarncke und Döring stammende Ansicht zurückgegriffen worden. Paul 00 (4) 177 bestreitet mit ihnen, dass die þs. eine eigentümlich niederdeutsche Überlieferung darstelle, sondern meint, dass die Saga auf hochdeutsche, uns sogar z. T. erhaltene Quellen zurückgehe. Der Schwierigkeit des Nachweises ist er sich selbst bewusst. Ich möchte nur bemerken, dass gewisse wörtliche Übereinstimmungen mit oberdeutschen Quellen, namentlich in wichtigen Reden oder Vergleichen oder bei der Schilderung von Wendepunkten der Begebnisse nachweisbar von der Tradition festgehalten werden, also gegen eine niederdeutsche Fassung nicht zeugen können. Einzelheiten hat Paul richtig erkannt, z. B. dass die eigenartige Gestalt des grossen Kampfes in der þs. ausgeht von einem Kampf im Saal mit einem Saalbrand und diese noch durchschimmern lässt.

Hiermit gelangen wir zur Betrachtung der Welsungen-, Siegfried- und eigentlichen Nibelungensage, die gewöhnlich vereint behandelt worden sind. Ich nehme nur einiges zur Welsungensage Gehörige vorweg. Die Editionen fallen mir nicht zu.

16. Die Welsungensage. Die bisher unerschütterte Grundlage bildet Müllenhoffs Abhandlung 79 288, 80 344. „Von Sigfrids Ahnen", die in sich gefestigter ist, als die über den Halsbandmythus, und von der man höchstens ein paar nebensächliche Kleinigkeiten abzuziehen braucht. Rassmanns Gegenschrift 81 511 ist in vielem Einzelnen und in der Hauptsache verfehlt, dass der Mord Otrs den Ausgangs- und Kernpunkt nicht nur der Welsungen-, sondern auch der Nibelungensage bilde. Eine abweichende, wundersame Etymologie von Welsung geben Detter und Heinzel 94 (12) 309, eine etwas modificierte von Sintarfizzilo Koegel 92 (10) 64. Volkslieder und Bilder zur Sage aus Telemarken und Säterdalen zeugen Olrik 94 (12) 33 für ihre dortige Heimat.

Die Siegfried- und Nibelungensage fasse ich im weiteren Sinne zusammen als

17. Die Nibelungensage. a) Einzelne Personen. Die alte, sich einschmeichelnde Vermutung, dass im grössten

Helden der Germanen sich der gefährlichste und erfolgreichste Gegner der Römer in der älteren Kaiserzeit widerspiegele, wird, ohne dass man bessere Gründe als früher dafür vorzubringen wüsste, immer von neuem aufgetischt. So namentlich von Jellinghaus, (91 (10) 15, 94 (10) 38), dazu Roediger im Archiv f. d. Stud. der neuer. Spr. 88, 78 ff.), dagegen von Much 92 (10) 32 nur schwankend (vgl. S. 567). Auch H. Meyer verspricht ZfdA. 45, 125 Anm., die Gleichsetzung aufs neue zu begründen — richtiger: zum ersten Male —, was wir in Ruhe abwarten wollen. Anderes in den Schriften unter c. Den Namen von Siegfrieds Schwert hat Edw. Schröder gedeutet 91 (10) 38.

Bohnenbergers Untersuchung des Namens Kriemhild haben wir unter Nr. 12 erwähnt. Ein Programm von Cramer über Kriemhild und den Aufbau des Nibelungenliedes (97 (10) 38, (14) 82, 99 (7) 80) ist nicht weitergeführt worden. Es berührt sich mit dem von Stuhrmann 86 948 usw.

Über Hagen und seine Heimat Tronje Christ 80 547, Müllenhoff im Halsbandmythus 86 512, Dippe 96 (10) 41, 97 (14) 81, 98 (7) 76, Wehrmann 96 (14) 91, Minjon 00 (19) 38. Auch hier vgl. unten c. Es wird wohl bei Xanten und Tronje im Elsass bleiben.

Hagens Genossen Volker hat Edw. Schröder Anz. 24, 396 für eine Gestalt der alten Heldendichtung erklärt, weil in der Kaiserchronik *Volcwin der venre* auftritt und *Volkêr* (oder ähnlich) *der venre unt der videlære* allitterieren. Die Formel *Volkêr der videlære* kommt im Niblied vor, *Volkêr der venre* nicht. Wenn aber die Allitteration etwas beweisen soll, wie steht es dann mit Dankwart? *Dancwart der degen* lesen wir drei- oder viermal, und doch ist auch bei ihm „unter den deutschen Philologen die Auffassung die herrschende", dass er „eine jüngere Schöpfung" sei.

Völlig in der Luft schwebt v. Muths mythische Trilogie Sindolt, Hunolt, Rumolt mit dem behaglichen Rumolt als Loki 79 262.

Über Bischof Pilgrim und Gelfrat unten S. 607.

Zu Attila hat Heinzel lehrreiche Beiträge gespendet 88 (10) 126, vornehmlich aber haben sich die Ungarn mit ihm beschäftigt (82 718, 88 (10) 122, 92 (10) 65, 69, 70, 71). Weiteres ist bei Matthaei 99 (19) 29 (vgl. oben S. 590) und ZfdA. 46, 1 ff. zu finden.

An der ersten Stelle wendet sich Matthaei mit einem beachtenswerten Einwand gegen Müllenhoffs Auffassung von Astolt

und Ame 86 512. Hier beim Halsbandmythus kommen auch Irmenfried und Iring sowie Markgraf Eckewart zur Sprache, über den am besten Henning (oben Nr. 13) unterrichtet. Rüdeger ist für Müllenhoff ganz und gar mythisch, wogegen Matthaei glaubhaft gemacht hat, dass er im Grunde der von Theodorich dem Grossen adoptierte, in Ober-Ungarn mächtig herrschende, gegen 512 mit dem grössten Teile seines Volkes in der Schlacht gefallene Herulerkönig Rodulf ist, an dessen Person sich mythische Züge geheftet haben. Lämmerhirt 96 (10) 29 ist gerade in Bezug auf die historischen Partien mit Vorsicht zu benutzen; vgl. auch unten S. 607. Interessant ist Eibls Nachweis eines Rüdiger von Pechlarn aus dem Jahre 1281 97 (10) 84.

b) Lokale Beziehungen. Vgl. oben Nr. 11. Christs Aufsätze über die Beziehungen der Nibelungensage zu den Rheinlanden, worin u. a. Siegfried als Drachentöter aus S. Victor abgeleitet wird (80 547, 85 764), können sich nicht mit Riegers Untersuchungen 82 438, 88 (10) 118 messen, deren Wert für die Sagengeschichte über das Lokale weit hinausreicht. Den Drachenfels des Seyfridliedes sucht Mehlis 92 (10) 68 in der Hart, während andere den am Rhein gelegenen vorziehen. Das angebliche Pfälzer Brunhildenbett hat Ohlenschlager 95 (10) 64 beseitigt, dagegen Braune 98 (19) 47 (vgl. 92 (10) 72) den Wert des lectulus (wohl zu beachten!) Brunihildę auf dem Grossen Feldberg im Taunus ins rechte Licht gesetzt.

c) Die Sage als Ganzes. Vom lateinischen Nibelungenlied will ich bei der Klage reden. Ich will auch gleich einige wilde Träume bei Seite schieben: Wöber mit dem Kürenberger, alias Heinrich von Ofterdingen, den Skiren und den Traun-Steinern und der Reichersberger Fehde 85 1196, 86 945, 87 (14) 52, 90 (7) 48, (10) 78, 91 (7) 28, (10) 97; den noch schlimmeren Schliep mit Siegfried in Ur-Luxemburg 96 (10) 20 und Sander 95 (10) 11, 96 (10) 33. Saran hat seine Vermutung, die Sage von Siegfried stamme aus der von Iason (97 (14) 78), noch nicht erörtert. Eine sonderbare Hypothese Frdr. Neumanns über Siegfrieds Jugend s. oben S. 588. Siegfried mit der Hornhaut in der keltischen Sage schien Zimmer nachgewiesen zu haben 88 (10) 114, 91 (10) 111, doch bestreiten es die Keltisten und erschüttern dadurch einen zeitlichen Anhalt. Im Märchen hat man Siegfried wiedergefunden — oder glaubt es wenigstens — bei den Türken (87 (10) 88), Mingreliern (99 (19) 27, 00 (19) 24 a, 27 a. in Siebenbürgen (88 (10) 188), Pommern (92 (10) 182, Mecklenburg (gar mit Erwähnung des Nibelungenlandes! 94 (10) 86, 98 (20) 12). Hierzu

gehört noch die Untersuchung des Märchens von Dornröschen durch Spiller 93 (10) 7, 94 (10) 10, 96 (10) 102 und Fr. Vogt 96 (21) 55, Golthers Vergleich mit Sigrdrífa (s. u. S. 605), Detters Hinweis auf verwandte Züge in der Sturlaugssaga 93 (12) 214 und V. Tilles Prüfung der Volkserzählungen vom unbekannten Helden, der sich in einem Wettkampf eine Prinzessin zur Frau erwirbt 94 (10) 181.

W. Grimms Gedanken über die Sage (oben S. 584) reichen noch in die vierziger Jahre zurück, wenn sie auch erst 1887 im Druck erschienen. Ihre ruhigen, allgemeinen Betrachtungen können jetzt im Kampf der zugespitzten Meinungen nicht mehr wirken. Auch Überblicke, wie sie Edzardi 80 748 und Ranisch 91 (10) 108 gaben, sind überholt. Eine Seite Beerscher „Geständnisse“ über „Siegfriedmythik“ und den „Nibelungenroman“ 89 (10) 108 frommt nicht. Auch nicht Kauffmannsche Fahrten in den blauen Dunst hohlen Phantasiegewölkes 98 (19) 51 [1]. Für Wilh. Müller gehört der Siegfriedmythus den Burgunden an. Hagen ist einesteils der merowingische Stammgott, andernteils der merowingische König. Die Nibelungen sind Franken, speciell

[1] Die Eiríksmál sollen bestätigen, dass auch in Skandinavien Sigmund „als der trefflichste der unsterblichen Volkshelden (wie in der Beowulfstelle)“ galt. Aber im Beowulf handelt es sich um Siegmunds Drachenkampf, und von dem ist in den Eiríksmál mit keiner Silbe die Rede. Sie sind freilich unvollständig, aber deswegen können wir auch nicht wissen, ob nicht nach Sigmund und Sinfjǫtli noch Sigurd etwa am Hochzeitz den König begrüsste und neben sich ladete. — Natürlich ist das Bluttrinken ein älteres Motiv als das Blutbaden. — Eine Datierung nach dem eisernen Welsungenschwert: „nicht vor dem Eisenalter der germanischen Völker“, ist spasshaft. Während des Bronzealters hatte man erst recht Anlass, von einem idealen Schwerte zu träumen. — Dass die Klage von einem Fluche wissen soll, der am Nibelungenhort haftet, beruht auf falscher Interpretation von 1713ff.; vgl. dazu V. 96ff. Auch das Siegfriedslied weiss nichts davon. — Dass Gotþorm Sigurd mit seinem eigenen Schwerte tötete, stehe zwar nicht in der Sigkv. sk., „es ergiebt sich dies aber als selbstverständliche Folge der Umstände“. Sollte sich wirklich jemand, der morden will, ohne Waffe einschleichen? — *Der wunsch lac dar under, von golde ein rüetelîn:* das soll das Schwert aus dem Horte sein, das seinem Träger den Tod bringt

die Pippiniden, historisch betrachtet allerdings Burgunden. Auch Hagen ist später zu einem Nibelungen geworden. Ebenso ist Siegfried ursprünglich ein Burgunde, wird dann zum Franken. Mythisch sind er und Kriemhild Freyr und Freyja, Brünhild ein chthonisches Wesen. Usw. Auch Sarrazin 97 (10) 97 a kommt auf die fränkische Geschichte hinaus und geht seinen eigenen Weg, immerhin einen möglichen, den er gehörig zu rechtfertigen sucht. Er giebt einen mythischen Grundbestand zu, der durch Anlehnung an historische Personen umgestaltet worden sei. „Die ursprüngliche Form der Siegfried-Brünhild-Sage stimmt nicht nur in den Namen, sondern auch im Gang der Begebenheiten mit den Grundzügen der Geschichte Sigiberts von Austrasien und seiner Gemahlin Brünhild überein." Der Sachsenkrieg des Nibelungenliedes, ein sehr alter Bestandteil, deutet auf Sigiberts Kämpfe mit Sachsen und Dänen in der Mitte des 6. Jh. Siegfrieds Jugendgeschichte wurde phantastisch ausgeschmückt, ausserdem trat eine Vermengung mit der burgundischen Gunthersage ein. Die Siegmundssage ist altertümlicher. Verschollene Ideen von Gottsched, Göttling, Emil Rückert tauchen hier auf, wie denn auch mit Rückert die Nibelunge fragweise von Nivelles in Belgien (das aber früher Nivigella hiess!) hergeleitet werden. Allein der Ausgang der Hypothese ist hinfällig, weil der Sachsenkrieg einzig im Nibelungenlied erzählt wird, höfischen Charakter trägt, keinen irgendwie folgenreichen Teil der Sage bildet und trotz Müllenhoff zGNn. S. 32f. jung sein dürfte. Ausserdem müssen sich gerade in den selbst schon sagenhaft ausgeschmückten Berichten über die verworrenen und gewissenlosen Merowingerzeiten Parallelen zu einer Siegfriedsage finden, die auf bedenkliche Frauenabenteuer und ihre Folgen reduciert ist. Der Name des Helden stimmt nur halb und der der Intrigantin ist ganz gewöhnlich.

Abseits stehen endlich Heinzel und Detter. Heinzel 85 149, 86 563, 87 (10) 97 hält Hagen für Aëtius, der seinen dämonischen Charakter dem mit den Granmarssöhnen oder Hniflungar — auch Heinzel trennt diesen Namen nicht von Niflungar — verbündeten wilden Hagen entlehnt hat. Die Söhne Granmars stehen im Zusammenhang mit Isung von Bertangaland, dem ursprünglich der Rosengarten bei Worms gehörte, der dann auf die burgundischen Könige überging. So gewann der mythische Hagen Beziehungen zu ihnen, die der historische, d. h. Aëtius, schon besass. Unter Einwirkung der Sagen von König Goðmundr von Glæsisvellir sollen dann im Norden der Siegfriedmythus und

die historische Burgundensage — Lachmanns mythischen Gunther verwirft Heinzel — sich vereinigt und in die uns bekannte Gestalt umgebildet haben, in der sie kurz vor 750 nach Deutschland zurückwanderten. Mich dünkt das alles völlig unsicher. Namentlich der Hauptpunkt, der Einfluss der Gođmundssagen, wird, meine ich, nur mit ganz nebensächlichen, märchenhaften Zügen bewiesen, während doch Beeinflussung einer Sage oder Erzählung (oder grammatischen Erscheinung!) durch eine andere nur dann glaubhaft wird, wenn die Entwicklung eine unnatürliche Wendung nimmt, wogegen sie bei dem beeinflussenden Teile zu erwarten und natürlich ist. Sigrdrífa und Brynhild trennt Heinzel. Hierin widerspricht ihm Detter, sucht aber die Sagenentwicklung zu stützen und den Siegfriedmythus in dem von Njorđ und Skađi und in der Sturlaugssaga nachzuweisen, 93 (12) 142, 214. Nach ihm soll auch Heinzel die Nibelungensage ganz schlagend im Beowulf nachgewiesen haben. Ich schliesse mich denen an, die alldem gegenüber ernstlich zweifeln. Sichere Zeugnisse für die Siegfriedsage in England fehlen (Binz 95 (10) 62).

Gegen die Zerlegung der Sigrdrífa-Brynhild, wie sie Heinzel und Golther (s. u. S. 605) vornahmen, und Golthers Hypothese von der Einwanderung der alten fränkischen Nibelungensage erst im 9. Jh. unmittelbar aus Frankreich über Irland nach Island, wo sie einer vollkommenen Umgestaltung und Neudichtung unterzogen wurde, hat Symons 91 (10) 99 umsichtig gestritten und will sich die Einheit der Siegfriedsage, ihre mythische Grundlage sowie den Wert der nordischen Überlieferung nicht rauben lassen. Wilmanns (oben S. 597) nimmt einen ähnlichen Standpunkt ein und behandelt ausser Sigrdrífa-Brynhild noch andere wichtige Momente der Sage, namentlich im Hinblick auf das Nibelungenlied. Der Annahme zweier verschiedenen Schätze, eines Unterganges der Burgunden durch den Saalbrand, eines einheitlichen Eckewart kann ich nicht zustimmen. Gerade über den Schatz und den Eintritt der burgundischen Könige in die Sage hat Vogt a. a. O. vortrefflich gehandelt. Auch er stimmt Symons zu. Dass die Burgunden die Stelle eines mythischen Nibelungengeschlechtes einnahmen, verteidigt mit Fug und Recht Jiriczek 93 (12) 215, nur ist es wohl kein glücklicher Ausgangspunkt, an den Vergessenheitstrank anzuknüpfen.

Neue Anregungen gab Mogk. Zwar wenn er behauptete 94 (10) 84, (12) 219, der Grundstock der deutschen Heldensage sei 512 von den Herulern nach Skandinavien gebracht worden, so hat man diese Gutthat dem unsteten und auf Krieg und

Beute gerichteten, am weitesten herum-, vielleicht auch heruntergekommenen germanischen Volke nicht zutrauen wollen und sich nicht sonderlich darum gekümmert. Dagegen hat seine programmatische Antrittsvorlesung 97 (10) as Aufsehen erregt. Sie geht teils mit, teils gegen Müllenhoff. Gegen ihn richtet sich der auch in Mogks Mythologie[2] 244 ausgesprochene Zweifel, ob in den Helden alte Götter fortleben könnten, während der infolgedessen nur allzusehr zugespitzte Satz: „Sagengeschichte ist Litteraturgeschichte", nach der erläuternden Forderung, Stoff und poëtische Verarbeitung zu sondern, schon vor Mogk durch die That von Müllenhoff und allen denen anerkannt worden war, die zugaben, dass Mythen und Sagen nach und nach, je mehr die Ehrfurcht vor dem Kerne schwindet, zu poëtischen Stoffen werden, wie andere es auch sind, und die gleichen Wandlungen wie diese erfahren. Festhalten von Ort und Zeit der Überlieferung, was Mogk mit Müllenhoff fordert, ergiebt sich bei solcher litterarhistorischen Kritik von selbst. Aber es war noch etwas, wodurch sich Mogk Beifall und Nachfolge erwarb: das Märchenhafte, das nach ihm zu dem Menschlichen und Mythischen in der Sage hinzutritt, von letzterem freilich nicht klar unterschieden, sodass man jetzt kurzweg im Märchenhaften beides zusammenzuwerfen pflegt, das Mythische ausstossend. Nach Mogk sind Drachenkampf und Unverwundbarkeit märchenhafte Züge, das Bad im Drachenblut jedoch ein Mythus, wie man auch Siegfried und Brünhild „mit dem Mythus der isländisch-norwegischen Poësie umgeben hat und sie in der deutschen Dichtung nur verblasste göttliche Erscheinungen sein lässt. In Wirklichkeit sind es aber reine Menschen, wenn auch idealisierte, an die sich im Norden die Göttersage gerankt hat". Historisch nachgewiesen sind sie bisher nicht. Drachenkampf und Hortgewinn gehörten ursprünglich Siegmund an, der aber nicht Siegfrieds Vater war, — hierfür stützt sich Mogk, wie nach ihm Kauffmann (s. oben S. 601), auf den Beowulf und die Eiríksmál. Die Ausbildung der Siegfriedsage und ihre Verbindung mit der Burgundensage belässt Mogk den Franken, was Kauffmann nicht Wort haben will. Denn ihm ist die Sage nun schon ein Märchen, und „wer wollte die Heimat eines Märchens bestimmen? Die litterarischen Formen, in denen das Märchen auftritt, führen uns zu keinem anderen Volk, als zu den Burgundern". Die haben also Gefallen daran gefunden, den Treubruch ihrer Könige zu besingen? Sollen aber bei ihnen die Mörder noch nicht die burgundischen Fürsten gewesen sein, so wäre das keine „litte-

rarische Form" des „Märchens" und fiele jeder Anlass fort, es gerade den Burgunden zuzuschreiben.

So sind wir denn hier so weit gelangt, wie bei der Kudrun: Märchen und Roman. Alle Forscher sind noch nicht damit einverstanden, wie Braunes Widerspruch 98 (19) 47 oder der von Patzig ebenda 48 beweist. Dass man auf Parallelen im Märchen und Roman sorgsamer achtet als früher, ist zu loben, denn es bedeutet einen Fortschritt der litterarhistorischen Kritik. Aber alle übernatürlichen oder übermenschlichen Vorgänge kurzweg märchenhaft zu nennen, dünkt mich kein Fortschritt. Es giebt keine Motive, die bloss im Roman oder bloss in der Heldensage oder bloss im Mythus oder bloss im Märchen vorkommen dürften und nicht in mehreren dieser Gattungen, ausgenommen etwa das Denken, Sprechen, Handeln dazu von Natur unfähiger Wesen oder Gegenstände: dies lässt das Märchen ohne weiteres zu, während es anderwärts ein Wunder wäre. Sonst aber sind ihnen sämtliche Motive gemein, weil in ihnen allen Menschen oder menschenähnliche Wesen auftreten und sie alle Gattungen der Poësie sind. Soll „märchenhaft" heissen, dass ein solcher Zug zuerst in einem Märchen vorgekommen sei, so ist das z. B. gerade für einen Drachenkampf unbeweisbar und unwahrscheinlich. Ein Drachenkampf ist allemal ein Heldenstück, wenn er sich auch im Märchen begiebt, und wird daher vermutlich früher in einer Geschichte von einem Helden, als in einem Märchen erzählt worden sein. „Märchenhaft" ist ein weiter, vager Ausdruck und überhebt uns nicht der Pflicht, die Motive nach ihrem Inhalt zu sondern. Das Mythische, d. h. Heidnisch-Religiöse, können wir für die Heldensagen nicht entbehren, wenn es auch nicht in jeder einzelnen enthalten zu sein braucht (vgl. z. B. das Hildebrandslied). Das wirklich Märchenhafte in ihnen wird immer erst der poëtischen, umgestaltenden, ausschmückenden und aufschwellenden Entwicklung angehören.

Unter Mogkschem Einfluss hat Golther 98 (7) 77 seine früheren Ansichten (89 (10) 99–101, 90 (10) 67, 68 und in seiner Litteraturgeschichte) modificiert. Neue fördert er dabei nicht zu Tage, sondern verknüpft nur bekannte nach seiner veränderten Meinung. Das soll kein Vorwurf sein, sondern nur erklären, weshalb ich nicht darauf eingehe. Wohl aber bringt neue und selbständige

childis, um Gudruns Übergang aus der Freundin ihrer Brüder zur Feindin zu erklären. Ihr Verhalten hängt lediglich davon ab, ob Sigurd sich selbst schon am Mörder gerächt hatte oder nicht: im ersten Falle durfte Atli gegenüber die Blutsverwandtschaft wieder in ihr Recht treten. Patzig kommt später selbst hierauf. Auch Hjalprekr braucht kein historischer Chilperich zu sein, wofür man ihn wohl allgemein hält und den Patzig sucht: der durchsichtige Name kann einfach ein hilfreiches Wesen, etwa einen Lichtelben (vgl. den Sohn Alf), bezeichnen, der sich des schutzlosen jungen Lichtes annimmt. Es überwiegen aber die guten und anregenden Gedanken bei der Behandlung der einzelnen für die Geschichte der Sage wichtigen Punkte. Von Einigkeit darüber sind wir gerade jetzt weiter entfernt als früher und mehr als bei der Geschichte des Nibelungenliedes.

Einen Vortrag von Heusler erwähne ich noch, über den ein kurzer Bericht in der Zs. des Vereins für Volkskunde 7 (1897) S. 456 f. steht. Er hatte darin die Begebenheiten vor dem Zusammentreffen mit Sigrdrífa behandelt und hervorgehoben, dass die Einzellieder sich widersprechen können, was man ja freilich weiss, aber über den alten Versuchen, auszugleichen und Zusammenhänge herzustellen, schon in den eddischen Liedern, mitunter aus dem Auge lässt. Er hat diese Prüfung der Einzellieder in einer durch Scharfsinn und Vorsicht ausgezeichneten Abhandlung über die Lieder, die in die Lücke im Codex regius der Edda fallen, fortgesetzt (Germanistische Abhandlungen, Herm. Paul dargebracht, Strassburg 1902), und ich will nicht unterlassen, wenigstens darauf hinzuweisen, wenn ich auch damit den zeitlichen Rahmen meines Berichtes überschreite.

18. Zusammenfassende Schriften. Bibliographien der Nibelungenforschung findet man bei Zarncke und bei Piper; ein lobenswertes zusammenfassendes und orientierendes Buch hat Lichtenberger (91 (10) 102, 92 (10) 65, (14) 60, 94 (14) 64) geschrieben.

Die nahen Beziehungen der Klage zum Nibelungenlied sind bekannt, sodass ich mir Verweisungen auf den vorigen Abschnitt ersparen darf. Ein neues Bruchstück in Prag gab Mourek heraus und ordnete es ein 90 (14) 41. Piper fügte seinem

haben das Förderlichste geleistet, doch möchte ich auch der Arbeit von Plaehn nicht vergessen, die Lob und Beachtung verdient, wie man sich auch zu ihren Ergebnissen stellen möge. Unter anderem will er wieder denselben Dichter für Klage und Biterolf annehmen und hält beide Werke für Originale, nicht für Bearbeitungen, den Biterolf für einheitlich.

An den Schluss der Klage knüpft sich der Streit um das lateinische Nibelungenlied. Zunächst hat Koegel, Littgesch. 1, 2, 342 recht, wenn er sagt, der Ausdruck *briefen* deute vielmehr auf eine prosaische, gewissermassen urkundliche Aufzeichnung. An diese aber glaubt er, so wie Kelle in seiner Littgesch. an ein lateinisches Gedicht, während Vogt in Pauls Grundriss, Plaehn und andere es ablehnen. Lämmerhirt (vgl. oben S. 600), der aus Pilgrim einen Aribonen machen will und einen Pflichtenkonflikt gleich dem Rüdegers in ihm wittert, möchte gar vermuten, dass er seinem Schreiber Konrad die Darstellung von Rüdegers Ende diktiert und ihn so beim Dichten unterstützt habe. Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, wie man die Grundlage der Nachricht über Meister Konrads Aufzeichnung, aus der allein Pilgrims besonderes Interesse am Untergang der burgundischen Fürsten sich erklärt, seine Oheimschaft, wegen der chronologischen Unmöglichkeit aufgeben und doch die einzig aus dieser Verwandtschaft hergeleitete schriftliche Festlegung der Ereignisse für sicher ansehen kann! Wer freilich, wie John 99 (22) 11, *durch liebe der neven sîn* übersetzt „zu Nutz und Frommen seiner Neffen"; wer ausserdem weiss, dass diese Neffen zwei Knaben waren, um derentwillen der Kaplan (!) Konrad die historischen Personen und die christliche Tendenz in die Sage brachte, während er das Mythische daraus entfernte, — für den macht das keine Schwierigkeit, für den kann auch Konrad „der Diaskeuast" sein, der das Epos aus Einzelliedern der Fahrenden zusammenschweisste, und Pilgrim „der deutsche Pisistratus". Oder man kann auch wie Burg, der ZfdA. 45, 128 ff. uns hübsche Spiele seines Verstandes vorführt, Oheim aus *patruū* und dies aus *pataui* erklären, wenngleich Pilgrim nicht der *patruus*, sondern der *matruus* der burgundischen Könige gewesen sein soll. Das lateinische Nibelungenlied ist dann doch gerettet. — John hat übrigens auch in Gelfrât den bairischen Herzog Heinrich den Zänker wiedergefunden, indem er, was erlaubt ist, Gelfrât also übersetzt.

E. Katalogisierende Epen.

Es bleiben nun noch die beiden ganz oder zum Teil katalogisierenden, die Heldenschaft zusammenfassenden Epen übrig. der Biterolf und der Rosengarten.

Zum Biterolf haben ebenfalls Plaehn (s. S. 606), Kettner 84 $_{536}$ und Schönbach 97 (14) $_{29}$, (10) $_{42}$, 98 (7) $_{32}$ beigesteuert, ausser ihnen Paul (oben S. 598), Symons § 47 und namentlich Jiriczek S. 321 ff., Anz. 24, 363 ff. Hier musste wegen der späten Verarbeitungen des zersplitterten und lückenhaften Materials manches in der Schwebe bleiben.

Die Kämpfe im Rosengarten sind mit dem Biterolf verwandt. Neue Bruchstücke wurden von Neuwirth 84 $_{972}$ und Mourek 90 (14) $_{66}$ herausgegeben, beide aus Böhmen, und dort sind auch Reste einer čechischen Bearbeitung aufgefunden und durch Titz 81 $_{778}$ untersucht worden. Mit Einzelheiten haben sich Philipp 79 $_{602}$, 80 $_{914}$, 81 $_{779}$ und Edzardi 81 $_{777}$ beschäftigt, bis Holz 89 (14) $_{55}$, 91 (14) $_{61}$, 95 (14) $_{76}$ das gesamte handschriftliche Material gründlich und scharfsinnig prüfte und eine Ausgabe aller Redaktionen des Gedichtes herstellte, zu der Singer, wie schon zu der vorbereitenden Untersuchung, wertvolle Nachträge lieferte (eine Entgegnung von Holz in seinem Laurin S. XXXXVI); ebenso Steinmeyer zu Philipps Arbeit. Die Rosengartensage haben Edzardi a. a. O., Heinzel (oben S. 602), Holz in der Einleitung zu seiner Ausgabe, Symons, Jiriczek S. 253 ff. aufgeklärt. Über das Fortleben der Bezeichnung „Rosengarten" und ihre Bedeutung, sowie über die Rosengartenspiele und Feste erhielten wir die inhaltreiche Monographie von Ed. Jacobs 97 (10) $_{41}$.

Berlin.

Max Roediger.

Nachtrag zu S. 45.

Mittelhochdeutsche Sprache.

Wie die germanische Philologie aus der Beschäftigung mit der mittelhochdeutschen Litteratur erwachsen ist, war die mittelhochdeutsche Sprachstufe von Anbeginn an diejenige gewesen, welche im weitesten Umfange und am eindringlichsten bearbeitet wurde. So waren schon vor unsrer Berichtzeit Wortschatz und Wortgebrauch, Lautverhältnisse, Formen und syntaktische Erscheinungen im wesentlichen festgelegt worden, so dass, was seitdem auf diesem Gebiete geleistet worden ist, nur Erweiterung, Zusammenfassung, hie und da wohl auch Vertiefung oder neue Beleuchtung des bereits Gewonnenen mit den Mitteln der vermehrten sprachgeschichtlichen und phonetischen Erkenntnis ist.

Als Nachlese und Ergänzung früherer Leistungen giebt sich der ursprünglichen Absicht nach auf dem Gebiete der Wortforschung M. Lexers Mhd. Handwörterbuch 78 6, 79 414, 81 697. Geplant als 'Supplement und alphabetischer Index' zu dem 1868 vollendeten mhd. Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke, das durch den Mangel alphabetischer Anordnung dem Nachschlagenden Unbequemlichkeiten verursachte, stellte es sich mit seinen 34000 neuen Artikeln und den zahlreichen Ergänzungen der Bedeutungen und Belege für die schon von B.-M.-Z. verzeichneten Wörter als eine lexikographische Leistung von hohem Eigenwerte dar und bildete nun mit dem alten Werke zusammen eine unerschöpfliche Fundgrube des mhd. Wortschatzes. Einen Auszug mit einer Auswahl der Wörter und Bedeutungen und ohne Belege hat Lexer als 'Mhd. Taschenwörterbuch' veröffentlicht; wie sehr dieses für seinen Zweck, den weiteren Kreisen der Liebhaber des Mhd. als zuverlässiger Ratgeber bei der Lektüre zu dienen, geeignet war, zeigt die Zahl der fünf Auflagen, die

gonnen wurde. Als Ergänzungen zu Lexer geben sich ausdrücklich die Arbeiten von F. Khull 84 885, 85 1124, der den mhd. Wortschatz durch Wörter und Belege aus Heinrichs von Mügeln Übersetzung der Psalmenerklärung des Nikolaus von Lyra und aus einer Umarbeitung der Notkerschen Psalmenübersetzung in einer Hs. des 14. Jh. bereicherte, und von O. Böhme 85 1113. Eine Reihe von Beiträgen lieferten R. Sprenger 77 11, 78 5, 79 417, 80 781, 85 1181 und F. Bech 79 4161, 90 9 und, den obersächsischen Wortschatz von Chemnitzer Urkunden sprachlich und kulturgeschichtlich ausbeutend, 82 689. Zur Kenntnis der sogen. 'geblümten Rede' dienen die von G. Ehrismann 99 4 gegebnen seltnen und auffälligen Wörter des Gedichts von der 'Minneburg'.

Einzelne Gebiete des Sprachschatzes bearbeiteten H. Schmidt 86 941 in einem nach Begriffsklassen geordneten vergleichenden Verzeichnis der attributiven Adjektiva des Nibelungenliedes und der Ilias; E. Veckenstedt 88 63 in einer Gegenüberstellung und etymologisch-kulturhistorischen Beleuchtung der Farbenbezeichnungen im französischen Rolandslied und in der Nibelunge Not; W. Möbius 00 48 in einer Untersuchung der Ausdrücke für Gradverhältnisse in Wolframs Parzival. W. Kramm stellte 84 1087 die philosophische Fachsprache Meister Eckeharts dar, die A. Lasson 1868 in seiner Schrift über den Mystiker nur gestreift und weniger philologisch als philosophiegeschichtlich untersucht hatte, und gab ausser der Bereicherung des mhd. Wörterbuchs, indem er die Bedeutung der Kunstausdrücke des ersten deutsch Philosophierenden entwickelte und den Einfluss seiner Quellen auf die Bildung seiner Terminologie darlegte, eine noch heute nicht genügend befolgte Anregung zur gründlichen Bearbeitung eines bedeutsamen Abschnitts unsrer Sprach- und Geistesgeschichte. Wie hier zeigte sich das Bestreben nach der Aufhellung der Bedeutungsentwicklung auch in H. Z. Kips Beitrag zur Geschichte der Steigerungsadverbien in der geistlichen Dichtung des 11. und 12. Jh. 00 3a, und, mit gleichzeitigem Hinweis auf den Nutzen, welchen die Kenntnis der Wandlungen im Wortschatz für die zeitliche Bestimmung der Denkmäler gewährt, in E. Steinmeyers Darstellung der Entwicklungsgeschichte von vier in der mhd. Dichtung häufigen Epitheta: *klâr, wert, kluoc, gehiure* 89 6, 90 8.

Über das Kapitel der Fremdwörter im Mhd. handelte J. Kassewitz 91 6, 93 2, der nachwies, dass die franz. Wörter, von denen die meisten dem Ritter- und Minnewesen, ein Drittel dem Handel und Verkehr angehören, dem Ostfranz. entstammen,

aber die Frage nach der Zeit ihres Übergangs ins Deutsche und ihrer Verbreitung im Mhd. ausser acht liess. Die franz. Wörter bei Wolfram sammelte L. Wiener 96 138; die Lautentsprechungen zwischen den lat. oder franz. Ableitungssuffixen und ihrem Ersatz bei den ins Mhd. übernommnen Wörtern stellte dar Th. Maxeiner 97 4, 98 4 und schloss daran ein Verzeichnis der Wörter mit Etymologien. Eine ausführliche Untersuchung widmete dem Gegenstand F. Piquet 98 5, 99 6, der die franz. Wörter im Mhd. des 12. und 13. Jh. aufführte und ihre Wandlungen in der neuen Heimat verfolgte. Eine Übersicht gab Th. Sisum 99 7.

Zur Wortbildung äusserten sich J. E. Haselmeyer 85 1130, der die Adverbien des Mhd. in nominale und pronominale schied, A. Hittmair, der 82 642, 83 899 die Rolle der Partikel *be-* in der Verbalzusammensetzung, und Sewena, der 91 95 b, 92 100, 93 95 den Gebrauch der Partikel *ge-* vor Verben bei Wolfram und ihre lexikalische Bedeutung überhaupt schilderte.

Die Grammatik war zu Beginn unsres Zeitraums in zahlreichen Einzelheiten erforscht und auch vielfach zusammenfassend dargestellt worden. Aus der vorhergehenden Periode gingen einzelne dieser Darstellungen in neuen Auflagen in die Berichtzeit über, so K. A. Hahns Mhd. Grammatik in der erweiternden, aber gegen die neuern sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse zu spröden Bearbeitung von F. Pfeiffer 84 888, 85 1127, 86 867; E. Martins Abriss 76 187, 78 875, 80 788, 83 898, 89 1, 90 2, 97 5, der sich in zwölf Auflagen als brauchbar erwies; J. Zupitzas prächtige Einführung 84 884, 85 1125 a; 91 8; 5. Aufl. besorgt von F. Nobiling 97 7, 98 6, 99 20. Einen Markstein bildete das Erscheinen von K. Weinholds ausführlicher Grammatik 77 45, 79 418, die in der zweiten Auflage gewissenhaft überarbeitet wurde 83 897, 84 886, 85 1126. Als Handbuch für das Studium des Mhd. bestimmt, bezeichnete sie, über diesen Zweck weit hinausgehend, einen grossen Fortschritt nicht nur als belegreiche Gesamtdarstellung des von andern und vom Verfasser selbst gewonnenen Stoffes, sondern methodisch und inhaltlich als erster und gelungner Versuch, die Verschiedenheit der mhd. Mundarten zu durchgreifender Geltung zu bringen und besonders die mitteldeutschen Dialekte aus ihrer Stellung als Mischsprachen zu einer vollberechtigten Gruppe zu erheben. Dem grossen Werk stellte Weinhold eine aus der grammatischen Einleitung

wissermassen das abschliessende Werk der Lachmannschen Schule; bald trat der Leistung des im Grunde mehr philologisch gerichteten Forschers in H. Pauls Mhd. Grammatik 81 700, 82 641 eine Frucht der neuern, rein sprachwissenschaftlichen Bewegung gegenüber. (Diese Unterscheidung, die von Zacher herrührt, ist freilich von J. Franck 85 1136 verworfen worden.) Zunächst nur eine Einführung ins Mhd. für Studenten, ging sie vom Nhd. aus rückwärts, so dieses geschichtlich erklärend, jenes dem Anfänger nahebringend. Aber die Selbständigkeit und Übersichtlichkeit, die sie auszeichneten, gaben ihr von vornherein hohen wissenschaftlichen Wert, der sich noch erheblich steigerte, als von der zweiten Auflage an 84 887, 85 1128, 86 868, 89 2, 90 2 eine Syntax hinzugefügt wurde, der erste Versuch einer zusammenfassenden mhd. Satzlehre überhaupt, den auch W. Scherer 85 1128 beifällig begrüsste, obwohl er den unsystematischen Vortrag bemängelte. Den umgekehrten Weg wie Paul, den vom Urgermanischen und Ahd. zum Mhd., schlug ein V. Michels Elementarbuch in W. Streitbergs Sammlung 99 2, 00 1, das, auf der Höhe der Forschung stehend und sehr zweckmässig angelegt, als treffliches Mittel zum Studium, aber auch als selbständige Förderung der Wissenschaft anerkannt wurde. Praktischen Zwecken dienen auch, neben vielen andern, nicht erwähnenswerten, zum Teil für den Schulgebrauch bestimmten Darstellungen die Grammatik von O. Brenner 90 3, 91 1, der Primer von J. Wright 99 19, der Abriss von W. Golther in seiner Auswahl aus Nibelungen und Kudrun 90 38 und die von der Fachkritik abgelehnte Grammatik von C. Kainz, die das Mhd. wie eine moderne Fremdsprache nach der Reformmethode zu lehren unternahm.

Auch ausserhalb des Rahmens der Gesamtgrammatiken ruhte die Erforschung der Einzelerscheinungen nicht. Auf dem Gebiete der Lautlehre beschäftigte man sich, abgesehen von E. W. Kraus' Untersuchung über die Aussprache des mhd. *s* 98 2, nur mit dem Vokalismus. K. Zwierżina stellte 00 3 fest, dass bei Gottfried von Strassburg das Adverb *gâr* stets langen, das Adjektiv *gar* nur kurzen Vokal zeige. Weitaus die wichtigste Frage der Lautlehre war die nach der Beschaffenheit des kurzen *e*. Die Beobachtung der Reime mhd. Denkmäler hatte seit langem ergeben, dass im Mhd. zwei im Klang verschiedne kurze *e* bestanden haben, die von den Dichtern mehr oder minder streng geschieden worden sind. Es hatte sich auch herausgestellt, dass das eine ursprüngliches, europäisches, das andre späteres, durch *i*-Umlaut aus *a* entstandnes *e* war. Im allgemeinen herrschte

die Ansicht, das primäre *e* (*ë*) sei das geschlossene, das sekundäre (*e*), als das dem *a*-Laut durch seine Entstehung nähere, das offene gewesen. So lehrte z. B. noch Weinholds Grammatik, als 81 702 J. Franck mit der entgegengesetzten Behauptung auf den Plan trat, die er aus den Verhältnissen der lebenden schwäbischen Mundart bewies. In dieser wird *ë* offen und *e* geschlossen gesprochen, mit den zu dem mhd. Reimgebrauch genau stimmenden Ausnahmen, dass vor *st* und in dem Verbum '*wellen*' *ë* mit *e* zusammengefallen, also geschlossen geworden, umgekehrt vor *ht e* mit *ë* zusammengefallen, also offen geworden ist. Zu genau demselben Ergebnis kam 86 869a K. Luick durch die Betrachtung des Standes der Dinge im Bairisch-Östreichischen, zunächst in der Mundart des Marchfeldes. Er ging dabei von dem Umstande aus, dass hier die Gruppe *el* vor Konsonant zu *öⁱ* geworden ist, und zwar mit geschlossenem *ö*, wo es sich um Umlaut -*e*, mit offenem *ö*, wo es sich um europäisches *ë* handelt; die entsprechende Scheidung verfolgte er in vielen obd. und md. Dialekten. Ein treffendes Beispiel für das Schicksal wissenschaftlicher Wahrheiten lieferte F. Holthausens Mitteilung 98 2, dass der richtige Sachverhalt vor langer Zeit von Ph. Wackernagel erkannt und gleichfalls aus schwäbischen Mundarten erwiesen worden war. — Dass übrigens die grössere oder geringere Strenge in der Sonderung der beiden *e*-Laute bei mhd. Dichtern nicht von dem Masse der Sorgfalt in der Reimtechnik, sondern von mundartlichen Verschiedenheiten bedingt ist, zeigte K. Zwieržina 00 5. — Derselbe legte 00 5 die Verhältnisse der Apokope des Endungs-*e* nach *m* und *n* kurzer Stammsilben bei den verschiednen mhd. Dichtern klar und stützte die von H. Paul bekämpfte Ansetzung zweisilbiger Pronominalformen vom Typus *ime*, *deme* im Text des Iwein. — O. Behaghel schied 89 9 als nicht in einen Laut zusammengefallen den alten Diphthog *iu* und den ebenso bezeichneten Umlaut von *û*; ihm folgte O. Bremer 95 6. Für den Umlaut von *iu*, der nach E. Sievers 95 5 und O. Brenner 95 (3) 87 vor *w* und *r*, vielleicht auch vor *g*, unterbleibt, und für echtes *iu* selbst wiesen die Genannten verschiedne Schreibungen nach. — Mit der Zusammenziehung *ei* aus *age*, *ege*, *ede*, *î* aus *ige*, *ibe* beschäftigten sich H. Fischer 89 8 und K. Zwieržina 00 5; jener handelte über Entstehungszeit und geographische Verbreitung der Kontraktion und teilte nach ihrer Behandlung die mhd. Dichter in eine mitteldeutsche, eine alemannisch-fränkische und eine bairisch-östreichische Gruppe, wozu Zwieržina reich-

liche Nachträge lieferte. Gegen Fischers Darstellung der einschlägigen Verhältnisse in den lebenden Mundarten wandte sich auf Grund des Sprachatlas F. Wrede 90 5, gegen Fischers Behauptung, ins Bairisch-Östreichische sei die Kontraktion auf litterarischem Weg gedrungen, an der Hand bairischer Ortsnamen O. Behaghel 89 8.

Die Formenlehre erfuhr keine eindringlichere Beachtung. Über pronominale Dative auf *n* und Verwechslung von Dativ und Accusativ in der Strassburger Hs. handelte K. Kinzel 80 789, nicht ohne von O. Behaghel 80 790 Widerspruch zu erfahren. — Die Vokale der Verbalendungen in der Zeit des Übergangs vom Ahd. zum Mhd. hatte man als schwankend betrachtet; L. Laistner stellte 81 708 an dem Beispiel der Zwiefalter Benediktinerregel fest, dass innerhalb eines Sprachgebiets im grossen und ganzen Gleichmässigkeit herrscht und die Verschiedenheit der Lautbezeichnung auf landschaftlichen Unterschieden beruht. — Wie sich die einzelnen Formen der Präterita von *hân* und *tuon* auf die mhd. Dichter verteilen, zeigte K. Zwieržina 00 5. Derselbe wies zugleich nach, dass sich neben dem geschichtlich berechtigten Präteritum *âz* durch Analogie mit *saz* u. a. die Form *az* entwickelte, die dann bei manchen Schriftstellern herrschend wurde. Den Umlaut der Präteritopräsentia '*wir künnen, müezen, mügen*' usw. erklärte O. Brenner 95 87 aus der Enklise des Personalpronomens.

Reichlichern Arbeitsstoff als Laut- und Formenlehre bot die Syntax dar. Zumeist wurde ein Sondergebiet an einem bestimmten Denkmal oder Schriftsteller behandelt; seltner sind die Abhandlungen, die einen grossen Sprachkreis in Betracht ziehn. Auch methodisch sind starke Unterschiede zu bemerken: sehr viele der zu erwähnenden Arbeiten begnügen sich mit der Sammlung von Belegen, die unter mehr oder minder äusserlich geschiedne Klassen eingefacht werden; spärlich sind die bis in die Tiefen des Sprachdenkens und des geschichtlichen Werdens schürfenden Untersuchungen; aber auch jene sind als Bausteine zu einer mhd. Syntax der Zukunft nicht ohne Wert.

Die Störungen der Kongruenz in Genus, Numerus und Kasus im Mhd. überhaupt behandelte mit reichlichen Belegen R. Schachinger 89 4, 90 6, 91 8, nachdem er 87 94 die In-

mit brauchbaren Ergebnissen aus den hervorragendsten mhd. Dichtern die Abweichungen des Mhd. vom Nhd. in der Anwendung des bestimmten und unbestimmten Artikels fest und kam zu dem Schlusse, dass im Mhd. mehr als im Nhd. die ursprüngliche Bedeutung des bestimmten Artikels als deiktisches Pronominaladjektiv, des unbestimmten als Zahlwort hervortritt. Einen als Belegsammlung verwendbaren Beitrag zur Kasuslehre lieferte die Arbeit von R. Dillau 82 779 über den Genitiv bei Walther und Wolfram. Über den Gebrauch desselben Kasus im Iwein schrieb E. J. Antrim 97 49; sein Auftreten im Nhd. und im Mhd. gemäss seinem Vorkommen im Nibelungenlied verglich J. Branhofer. Den allmählichen Verfall dieses im Mhd. in mannigfaltigerer Verwendung als alle andern auftretenden Kasus in der Abhängigkeit von Verben auf dem Wege von der nachklassischen mhd. Prosa bis zur Gegenwart verfolgte mit scharfem Blicke G. Rausch 98 5, (8) 21. K. Zwieržina erklärte 00 5 die Verbindung von *gegen* und *wider* mit dem Genetiv des Personalpronomens, die in den Nibelungen sich findet, als groben Austriacismus. Den Dativ bei Verben in den geistlichen Dichtungen der Übergangszeit vom Ahd. zum Nhd. behandelte J. Rost 78 46, 89 394. Stellung und Gebrauch des Adjektivs im Parzival erörterte H. Buchenau 87 98.

Einen kleinen Kreis von Aufsätzen und Bemerkungen rief das mhd. *ein* in demonstrativer Bedeutung hervor. W. Braune belegte 86 369 b dieses im Nhd. seltne Auftreten reichlich und nahm 87 2 a als Ausgangspunkt für die Entwicklung der neuen Verwendung nicht die Bedeutung '*einzig*', sondern '*ein gewisser*'. Weitere Belege gab F. Kauffmann 88 3. *ein* mit dem Sinne 'der und jener' in '*ein ander*' und auch alleinstehend wies nach R. Hildebrand 89 4, der zugleich aus den klassischen Sprachen für beide Verrichtungen des Wortes Parallelen gab. Dass übrigens Hildebrand die demonstrative Bedeutung entdeckt hat, hatte W. Braune 88 2 selbst erwähnt. Berichtigungen und Ergänzungen zu der ganzen Frage gab L. Tobler 91 2. — H. Kny lieferte den Stoff zu einer Untersuchung des Gebrauchs der Verneinung in der Kudrun 81 754 und den Nibelungen 83 964, 84 961; E. Fritsche leistete dasselbe für Walther 85 1361. Seltsame Wendungen mit den negativen Präpositionen *âne* und *sunder* verzeichnete F. Bech 85 1132. Die Verwendungen der Konjunktion *unde* begründete geschichtlich C. Kraus 00 4. Die Konjunktion *aber* findet sich wie nhd. in verwunderten, auffordernden und missbilligenden Fragen, was J. Stosch 89 12 belegte. Die Konjunktion *daz* im Parzival gab H. Bätjer Anlass zu einer Dissertation 92 98,

während F. Ullsperger 81 706 zeigte, dass dem einfachen *daz* in Gebrauch und Modusrektion *wan daz* gleichsteht. — Am häufigsten wurde die Syntax des Verbums behandelt. Die syntaktische Bedeutung des Präfixes *ge-*, je nachdem es dem Verbum in allen Formen fest anhaftet oder nur in gewissen unter bestimmten Satzverhältnissen auftritt, erforschte auf Grund der Schriften Bertholds von Regensburg E. Eckhardt 89 7, 90 143, 91 152. Die ganze Syntax des Verbums, und zwar bei Hugo von Montfort, bearbeitete G. Helmer 97 142, 98 124. Die Hilfsverba *kunnen* und *soln* behandelte mit zu geringem Rüstzeug, 879 Versen der Kudrun, A. Ebner 81 758, *soln* und *müezen* bei Wolfram A. Zehme 91 98. Über Tempora und Modi bei Walther schrieb J. Kuepper 90 125, bei dem Mystiker Nikolaus von Strassburg R. Neuse 93 128, der damit allgemeinere Ausführungen über die ursprünglichen Verhältnisse, namentlich der Satzverbindung, in den germanischen Sprachen verband. Eine gewissenhafte Arbeit über den Infinitiv in Hartmanns Epen lieferte v. Monsterberg-Münckenau 85 1154, 86 899, 900, 87 19; er untersuchte die drei Verwendungen jener Form, als ursprüngliches nomen actionis, als Kategorie des Verbums und als wiederum substantiviertes Nomen, und zeigte ferner, wie der Begriff des Infinitivs durch *wellen* und die Präteritopräsentia abgeschwächt wird. Zahlenmässig verglich R. Barz 80 791, 81 707 den Gebrauch des Particips im Iwein und den Nibelungen. Die Modi bei Wolfram untersuchte H. Göhl 89 94, 91 99, diejenigen bei Neidhart von Reuenthal F. Berdolet 99 117. Kategorien für das Auftreten des Konjunktivs stellte auf L. Bock 78 61, 79 74, 80 788. Seine Lehren prüfte an Meister Eckeharts Werken E. Pantl 00 2, an denen Hartmanns L. Weingartner 81 706, 82 643, der den Einfluss der Reime auf die Wahl der Modi geltend machte. Mit dem Konjunktiv bei Hartmann beschäftigte sich auch St. W. Cutting 96 80, 99 82, in Lamprechts Alexanderlied Heynisch 90 47, mit diesem Modus in indirekter Rede, Haupt- und Absichtsätzen bei Berthold von Regensburg J. Kjederqvist 96 192. Die Arten der Konjunktivsätze in der 'Klage' untersuchte J. P. Hoskins 95 58. Fleissig bearbeitet wurden die verschiedenen Satzarten. K. Peters gab unter einseitiger Berücksichtigung von Hartmanns Sprachgebrauch und Missachtung der Einwirkung des Versbaus auf die Stellung eine Belegsammlung für die Syntax des Objekt- und Subjektsatzes 77 48. F. Ullsperger sammelte aus den Dichtern der klassischen Zeit reichliche Belege für den Modusgebrauch im Relativsatz und bemühte sich erfolgreich um

die Feststellung der psychologischen Gründe für die Anwendung des Indikativs oder Konjunktivs darin 84 889, 85 1180 a, 86 869, 87 2. Die temporalen Adverbialsätze und ihre Konjunktionen behandelte für Hartmann R. Kynast 81 785, 82 678, für die Lyriker des 12. Jh. F. Heuck 96 156, für Heinrich von Melk und Hartmanns *rede vom glouben* P. Köhler 95 44, die Kausalsätze und ihre Partikeln im Nibelungenliede F. Reinhardt 84 960, die Konditionalsätze bei Wolfram M. Erbe 77 49, dieselben in Gottfrieds Tristan P. Rothe 95 36, 96 44, die Koncessivsätze, besonders im Parzival, zugleich fürs Ahd., O. Mensing 91 98, in den Nibelungen und der Kudrun H. Kuhlmann 91 50, 92 59. Auch das Ganze des Satzgefüges wurde an mehreren Denkmälern untersucht: von H. Roettcken an Bertholds von Regensburg Schriften 84 890, W. Cordes an denen des Nikolaus von Basel 89 170, 90 142, 91 151, 92 145, K. Stolze am Ackermann aus Böhmen 89 172. Auf das heikle Gebiet der Wort- und Satzstellung wagten sich nur wenige: O. Toifel mit Arbeiten über die Vorausstellung der Nebensätze zweiten, dritten und vierten Grades vor die ihnen übergeordneten Sätze in der Kudrun 00 27 und ungewöhnliche Satzstellungen in demselben Denkmal 97 64, 98 62; mit gutem Gelingen B. Schulze 92 4 in einer Untersuchung über die Stellung Verb-Subjekt im Aussagesatz ohne satzeröffnende Bestimmung und über die negativ-excipierenden Sätze vom Typus 'ich lasse dich nicht, du segnetest mich denn', wobei er, eine Andeutung von D. Sanders weiter verfolgend, in dem *denn* den Rest eines anaphorischen hypothetischen Nachsatzes erblickte ('ich lasse dich nicht, gesetzt, du segnetest mich, dann lasse ich dich'). Hierüber äusserte er sich nochmals 95 7, über *ez* und *sich* im Satz- und Versanfang 92 4.

Die Erforschung der mundartlichen Verhältnisse vollzog sich der Natur der Dinge gemäss auf ahd. Gebiet, abgesehn von der dialektischen Bearbeitung der ja erst in mhd. Zeit in deutschem Gewande auftretenden Urkunden. Über dieses erste Erscheinen deutscher Urkundensprache handelte M. Vancsa 97 1. Den Vokalismus der thüringischen und hessischen Urkunden stellte dar O. Marschall 97 (5) 55 a, (14) 3, das Oberfränkische des 13. bis 15. Jh. O. Böhme 94 2, 95 3. Zur Mundartforschung könnte man auch rechnen die zahlreichen in Einzelschriften oder Textausgaben veröffentlichten Arbeiten über den Dialekt und besondre Spracheigenheiten von Denkmälern oder Schriftstellern; da sie jedoch meist litterarhistorischen Zwecken dienen, dürfen sie hier füglich übergangen werden, um so eher, als die wichtigsten

von ihnen in dem Abschnitt über mhd. Litteraturgeschichte gewürdigt worden sind. Dort ist auch die bedeutsame Frage nach dem Dasein einer über den Mundarten stehenden Schrift- oder Dichtersprache behandelt. Hier ist aber noch hinzuweisen auf einige Arbeiten zu diesem Problem, die nicht unmittelbar ins Litterarhistorische hinübergreifen. M. H. Jellinek liess es 95 4 dahingestellt, ob es wirklich eine Schriftsprache gegeben habe, forderte aber als notwendige Vorarbeit zur Geschichte der ohne Zweifel vorhanden gewesenen Schriftdialekte eine umfassende Untersuchung der in den Buchhandschriften angewandten Rechtschreibsysteme. Ein Zeugnis für die Schriftsprache führte W. Scherer 78 s73 aus der Leidener Williramhandschrift an. O. Behaghel folgerte 86 s70, 87 1 ihr Bestehen fürs Alemannische aus dem Umstand, dass die zeitlich sicher festzulegenden alemannischen Dichter des 13. Jh. im Reime das irrationale *e* statt der ahd. vollen langen Endungsvokale zeigen, welche die Urkunden ihrer Heimat bis tief ins 13. Jh. bewahrt haben. Diesen Beweis wollte F. Kauffmann 88 1 durch die Behauptung entkräften, dass nur die Orthographie die vollen Vokale erhalten habe. Aus Speyerer Urkunden suchte R. Nebert 91 s, 92 s die Herrschaft einer auf der Macht der hohenstaufischen Kanzlei beruhenden, auf schwäbisch-alemannischer Grundlage aufgebauten Amtssprache für den Oberrhein zu erweisen. Für die Urkunden Rudolfs von Habsburg stellte dagegen H. Pischek 93 1 fest, dass deren Sprache keineswegs einheitlich sei, sondern sich richte nach der Mundart des Empfängers, dem gewöhnlich die Abfassung oblag. O. Behaghel erkannte 94 1 in dem Übergreifen des oberdeutschen Diminutivsuffixes *l* auf md. und nd. Boden ein Zeugnis für das Vorhandensein einer *κοινή*. Dass diese auch nach der Blütezeit der mhd. Dichtung gegolten habe, schloss er 96 (5) 6 aus dem Umstande, dass die bairisch-östreichischen Dichter auch nach der Entwicklung der Diphthonge in ihrem Dialekt im Reime noch die einfachen langen Vokale verwenden. Die Urkundensprache, führte er weiter aus, sei nur ein Übergang von der Mundart zur Schriftsprache, die, auf fränkisch-alemannischem Boden erwachsen, hauptsächlich in Oberdeutschland gegolten, aber auch fast die gesamte nd. Dichtung beeinflusst habe.

Berlin.

Siegbert Schayer.

